

9 085

Rsb. As.  $\frac{19}{45}$

718

An

# Asiens Küsten und Fürstenthümer.

Tagebuchblätter von der Reise  
Maj. Schiffes „Fasana“ und über den Aufenthalt an asiatischen Höfen  
in den Jahren 1887, 1888 und 1889.

Von

Leopold von Jedina

k. u. k. Linienschiffsleutnant.

Mit 65 Voll- und 197 Textbildern, zum Theile nach Originalaufnahmen  
der kaiserlichen und königlichen Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Leopold Ferdinand,  
sowie der Linienschiffsleutnants E. Hermann und M. Graf Bissingen-Wippenburg.  
Hierzu eine Karte und mehrere Musikstücke.

Wien und Olmütz.

Ed. Böszel's Verlag.

1891.

Rsb. As.

$\frac{19}{45}$

CBGİÖŞ, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5166983

dat. podrocznik  
Asy-

feb



9085



Dec. 1937. 191

NL 4659621/TMK

## V o r w o r t.

---

**D**ies gehört heutzutage einiger Muth dazu, mit einer Reisebeschreibung vor die Öffentlichkeit zu treten, wenn dieselbe nicht bisher ganz unerforschte Gebiete zum Gegenstande hat. Wenn ich es dennoch unternahm, die Erlebnisse und Eindrücke während der Reise Sr. Maj. Schiffes „Fasana“ zu veröffentlichen, so war ich dabei von folgenden Erwägungen geleitet. Über die Küstenorte Ostarabiens, des Persischen Golfes, sowie mancher Theile Indiens ist meines Wissens eine Beschreibung noch nicht erschienen; auch Birma wurde vom Standpunkte des einfachen Reisenden noch wenig beschrieben, und wenngleich Japan in jedem Reisewerke über Ostasien ausführlich behandelt wird, so sind doch die Wandlungen in diesem Lande so rasche und durchgreifende, daß Schilderungen, die kaum vor zehn Jahren verfaßt wurden, bereits veraltet sind. Vorzüglich bin ich aber bei Herausgabe dieser Skizzen von der Voraussetzung ausgegangen, daß es zunächst für den österreichisch-ungarischen Leserkreis von Interesse sein dürfte, wieder etwas Ausführliches von der eigenen Kriegsmarine zu hören, insbesondere aber Einzelheiten über die erste größere Seecampagne, an welcher Sr. k. u. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Leopold Ferdinand theilnahm, sowie über höchstdeffen officiellen Empfang an den Höfen von Japan und Siam zu erfahren. Und vornehmlich als eine Schilderung der Ausflüge und Erlebnisse dieses kaiserlichen Prinzen ist das vorliegende Werk aufzufassen. Während der ganzen Reise betrat ich fast nur als Begleiter Sr. k. u. k. Hoheit das Land, und meine Notizen waren ursprünglich auch nur darauf berechnet, als Ergänzung des Tagebuches Sr. k. u. k. Hoheit, im Falle einer Veröffentlichung desselben, oder als Text zu den

von höchstdemselben und anderen Mitgliedern des Schiffsstabes ausgeführten photographischen Aufnahmen zu dienen.

Erst als die Veröffentlichung des Tagebuches unterblieb, schritt ich dazu, meine Notizen zu einer ausführlicheren Beschreibung zusammenzustellen. Die unerwartet günstige Aufnahme, welche seinerzeit mein Reisetagebuch „Um Afrika“ gefunden hat, ermutigte mich in meinem Vorhaben. Für manche Daten und für die Photographien, welche Se. k. u. k. Hoheit die Gnade hatte, mir zu diesem Zwecke bereitwilligst zur Verfügung zu stellen, und die um so wertvoller sind, als sie Personen und Gegenstände umfassen, die gewöhnlichen Reisenden nicht zugänglich sind, erlaube ich mir hier meinem unterthänigsten Dank Ausdruck zu leihen.

Bei der Beschreibung des Gesehenen beschränkte ich mich darauf, einfach die Eindrücke wiederzugeben, welche jeder Tourist empfängt, der mit einiger Aufmerksamkeit fremde Länder besucht. Ich hoffe dadurch den Anforderungen jener Leser zu entsprechen, denen es versagt ist selbst zu reisen, und die in der Lectüre von Reisetagebüchern einen Ersatz hiefür suchen. Diesem Bestreben wird es wohl keinen Abbruch thun, daß ich hie und da einige rein geographische, statistische oder geschichtliche Daten anführe, theils um dem Leser die Mühe des Nachschlagens in anderen Werken zu ersparen, theils um die Verhältnisse in diesem oder jenem Orte besser zu kennzeichnen. In dieser Hinsicht schöpfte ich, wo nicht speciell die Quelle angegeben ist, zumeist aus den officiellen Publicationen an Ort und Stelle. Um jedoch die unvermeidlich sich einschleichenden Irrthümer und Fehler möglichst zu verringern, erbat ich mir noch die Durchsicht der betreffenden Capitel seitens gewiegter Kenner von Land und Leuten. In dieser Richtung bin ich besonders den Herren Consuln Josef Haas, Ritter v. Kreitner und Otto Mayer, sowie dem Herrn Staatssecretär des Innern von Java, van Fleuten, zu Dank verpflichtet.

Im übrigen mögen in dem Umstande, daß hier die Frucht einer Arbeit während der bei einem eingeschifften Seeofficier nicht zu reichlich bemessenen Mußestunden vorliegt, und daß an Bord, in enger Cabine, bei schwankender Unterlage und in tropischer Hitze nicht die günstigsten Verhältnisse zu einer geistigen Thätigkeit gegeben sind, Gründe zur nachsichtigen Beurtheilung dieser Blätter gefunden werden.

Schließlich bitte ich noch Se. Excellenz den Herrn k. u. k. wirklichen geheimen Rath und Feldmarschall-Lieutenant Albin Freiherrn zu Teuffenbach für die gütige Durchsicht

des Werkes, dann den Vorstand der Marinebibliothek Herrn W. Paradeiser und Herrn Linienschiffsarzt Dr. A. Uhlir für ihre freundliche, angesichts meiner Einschiffung besonders wertvolle Unterstützung bei der Drucklegung, und endlich die Herren Linienschiffsleutnants E. Hermann und M. Graf Bissingen, sowie den Herrn Linienschiffsführer A. Faibiga für die bereitwillige Überlassung der von ihnen aufgenommenen Bilder meinen aufrichtigsten Dank entgegenzunehmen.

An Bord Sr. Maj. Schiffes „Frundsberg“, November 1890.

Der Verfasser.



## Inhaltsverzeichnis.

	Seite		Seite
Abfahrt . . . . .	1	Batavia . . . . .	365
Matalla . . . . .	30	Hongkong—Canton . . . . .	389
Masfat . . . . .	45	Kelung—Dinawa . . . . .	418
Buschir . . . . .	65	Yokohama—Tokio . . . . .	434
Singeh—Bender-Abbas—Gwadar . . . . .	89	Nikko—Yokoska—Mijanoscha . . . . .	483
Karatchi . . . . .	115	Kobé—Kioto—Nara—Osaka . . . . .	508
Bombay . . . . .	138	Nagasaki . . . . .	538
Goa—Calicut—Cochin . . . . .	180	Schanghai . . . . .	558
Solombo . . . . .	199	Tschinghai—Ningpo—Amoy . . . . .	599
Pondicherry—Madras . . . . .	222	Hongkong—Matao . . . . .	617
Agra—Delhi—Benares—Calcutta . . . . .	245	Manila . . . . .	629
Birma (Rangun—Moulmein) . . . . .	288	Saigon . . . . .	645
Pulo Penang . . . . .	331	Bangkok . . . . .	660
Singapore . . . . .	346	Rückfahrt . . . . .	720



## Verzeichnis der Abbildungen.

- Erzherzog Leopold Ferdinand 3.  
 S. M. Schiff „Fasana“ 7.  
 Quai in Port Said 9.  
 Aus einem Fellah-Dorf 12.  
 Aus dem neuen Cairo 14.  
 Aus dem alten Cairo 15.  
 Steamerpoint 21.  
 Bagaläh, arabisches Klüstenfahrzeug 23.  
 Auf der Achterhütte 24.  
 Achterdeck S. M. Schiffes „Fasana“ 27.  
 Makälla, gesehen vom Palaste des Sultans 31.  
 Makälla. Volkstypen 35.  
 Makälla. Palast des Sultans 37.  
 Lagernde Kameele 40.  
 Maskat 46.  
 Maskat. Fort Merani 51.  
 Sultan Turkie bin Sajid von Maskat und seine  
 Söhne 56.  
 Gefolge des Sultans von Maskat 61.  
 Aus dem Bordleben. „Alle Mann sich waschen“ 63.  
 Buschir. Wache vor dem Palast des Gouver-  
 neurs 67.  
 Moschee Zmamfahed in Sabz-Abad bei Buschir 71.  
 Buschir. Zollpächters Haus 76.  
 Buschir. Villa des holländischen Generalconsuls  
 79.  
 Vollblutaraber 83.  
 Ringeh von der Landseite 91.  
 Ringeh. Cisternen 93.  
 Ringeh. Volkstypen 95.  
 Gouverneur von Bender-Abbas und Gefolge 99.  
 Bender-Abbas. Bazar 101.  
 Fort Drmus 106.  
 Swadar von der Landseite 109.  
 Swadar. Belubschennmusik 111.  
 Swadar. Negerhütten 113.  
 Karatchi. Sindbewohner 117.  
 Aus der Neustadt von Karatchi 118.  
 Touristen zu Kameel in Sind 121.  
 Manga Pir. Heilige Alligatoren 124.  
 Wallfahrtsort Manga Pir 127.  
 Indische Frauentypen 130.  
 Haiderabad. Talpurgräber 132.  
 Karatchi. Sind Club 136.  
 Bombay. Esplanade 139.  
 Bombay. Straße in der Eingeborenenstadt 141.  
 Thurm des Schweigens 144.  
 Maharadja von Bhowmuggur mit Gefolge 151.  
 Parsifamilie 154.  
 Mahräten-Orchester 156.  
 Indische Familie auf der Spazierfahrt 160.  
 Indische Bauernhütte 163.  
 Karli. Eingang zum Felsentempel 167.  
 Bijapur. Die Ibrahim Kozeh 170.  
 Bijapur. Cella der Ibrahim Kozeh 173.  
 Bijapur. Sultan Mahmuds Mausoleum 175.  
 Goa. Eingeborenenhütte 181.  
 Goa. Grabmal des hl. Franz Xaver 183.  
 Calicut. Mopilah-Typen 187.  
 Cocosölpreffe 190.  
 Calicut. Hulbigungszug der Mopilahs 191.  
 Cochin. Canaleinfahrt 195.  
 Cochin. Vor der Stadt 196.  
 Colombo 200.  
 Ceylon. Singalese des Mittelstandes 202.  
 Ceylon. Singalesischer Districtschef und Frau im  
 Feststaat 203.  
 Colombo. Hindutempel 205.  
 Colombo. Kaufladen im Eingeborenenviertel 207.  
 Arabi Pascha und sein Secretär 210.

- Randy. Der Eingang zum Tempel 212.  
 Randy. Thür zum Heiligthum im Tempel 213.  
 Peradenia. Botanischer Garten 216.  
 Ceylon. Scenerie bei Nuwara Eia 219.  
 Pondicherry. Hauptplatz Napoleon III. 223.  
 Pondicherry. Volkstypen 225.  
 Madras. Die Black Town m. d. Postgebäude 228.  
 Condjiveram. Bassin u. Mandapam des Wischnu-Tempels 231.  
 Condjiveram. Gopura des Siwa-Tempels 235.  
 Condjiveram. Mandapams im Wischnu-Tempel 239.  
 Indischer Tempelwagen (Djaganāthwagen) 242.  
 Calcutta. Das Great Eastern Hotel 247.  
 Agra. Die Tadj 251.  
 Agra. Das Kenotaph in der Tadj 255.  
 Sikundra. Das Grabmal Akbars 257.  
 Agra. Capavillon der Privatgemächer im Mogulpalast 259.  
 Delhi. Das Eingangsthor zum Mogulensort 261.  
 Delhi. Die Djama Mesdjid 264.  
 Benares. Der goldene Tempel, Bischeschwar 269.  
 Goffeins 271.  
 Benares. Badestellen an den Ghats 273.  
 Benares. Verbrennungsplatz auf den Manikarnika Ghats 275.  
 Calcutta. Der Meidan 277.  
 Calcutta. Das Postgebäude 281.  
 Birmanenpaar aus wohlhabender Familie 290.  
 Bornehme Birmanin und Kind 291.  
 Birmanische Familie auf der Reise 293.  
 Altbirmanische Staatstracht 294.  
 Trauergerüst eines Spungji 295.  
 Birmanisches Kloster 297.  
 Ansicht von Rangun 299.  
 Rangun. Aufgang zur Schwai Dagon-Pagode 301.  
 Rangun. Ruhehaus auf der Tempelplattform 303.  
 Schwai Dagon-Pagode. Einzelheiten von der Plattform 306, 307.  
 Birmanischer Bauernwagen 315.  
 Birmanisches Mädchen 318.  
 Birmanischer Hausaltar 319.  
 Moulmein. Die Rayung Thanlan-Pagode 323.  
 Moulmein. Elefant bei der Arbeit 327.  
 Achterdeck als Damensalon 329.  
 George Town. Straße im Europäerviertel 332.  
 Kling-Familie 334.  
 George Town. In der Wäschervorstadt 337.  
 Malaiischer Sultan zu Gericht sitzend 341.  
 Malaiin von Stand 343.  
 Tiger auf der Strecke 344.  
 Chinesischer Sampan 347.  
 Singapore. Straße nach dem neuen Hafen 349.  
 Singapore. Das malaiische Kampong 351.  
 Singapore. Malaiendorf am Canale von Djohore 353.  
 Singapore. Religiöser Umzug der Klings 357.  
 Djohore. Der Salon des Sultans 359.  
 Der Sultan von Djohore und Gefolge mit seinen österreichischen und englischen Gästen 361.  
 Batavia. Waterloo Plein 367.  
 Batavia. Straße im Eingeborenen-Kampong 369.  
 Buitenzorg. Im Bade 373.  
 Javanischer Regent mit den Insignien seiner Würde 377.  
 Javanische Küche 380.  
 Aus dem Bordleben. Das Werfen des Loggs 384.  
 Aus dem Bordleben. „Gangspill bemann!“ 385.  
 Javanische Tänzerin und Orchester 387.  
 Ansicht von Hongkong 391.  
 Hongkong. Die landesüblichen Fortbewegungsmittel 395.  
 Canton. Die schwimmende Stadt 397.  
 Canton. Das Innere eines Blumenbootes 401.  
 Canton. Das Drachenfest auf dem Perlfusse 403.  
 Canton. Straße im Handelsviertel 405.  
 Canton. Chinesisches Haus im Trauerschmuck 406.  
 Gottesdienst in einem buddhistischen Tempel 408.  
 Canton. Eine gerichtliche Einvernahme 411.  
 Canton. Die Stadt der Todten 413.  
 Canton. Die Prüfungshallen 415.  
 Canton. Die Europäerniederlassung in Schamin 417.  
 Kelung, von den Kampferhügeln aus gesehen 419.  
 Chinesische Soldaten 421.  
 Staatsaufzug eines chinesischen Mandarins 424.  
 Eingeborenenhütte auf Formosa 426.  
 Volkstypen auf Okinawa 429.  
 Der Fudzjama, Japans Wahrzeichen 435.  
 Yokohama. Gemüseverkäufer 439.  
 Japanerinnen bei der Toilette 441.  
 Ausblick auf Tokio 443.  
 Japanische Straße 445.  
 Guriokan. Sr. k. u. k. Hoheit mit der österreichischen und japanischen Suite 447.  
 Tokio. Die Auffahrt Sr. k. u. k. Hoheit in Guriokan 452, 453.  
 Tokio. Das Theater Sintomizo 455.  
 Tokio. Das Schiro 457.  
 Japanischer Garten 459.  
 Tokio. Provisorischer kaiserlicher Palast in Akasaka 460.  
 Prinzessin Komatsu 463.

- Prinz Komatsu 463.  
 Koreanischer Würdenträger 466.  
 Japanische Küche 469.  
 Japanerinnen beim Mahle 472.  
 Der Nagaonwatori (langschwefiger Hahn) 475.  
 Inneres eines japanischen Hauses 477.  
 Costüme japanischer Tänzerinnen 480.  
 Bergnütigungsboot auf dem Sumidagawa 484.  
 Theehaus auf der Landstraße 487.  
 Wasserreservoir im Garten eines Theehauses 488.  
 Kango 490.  
 Nikko. Das Yomeimon 492.  
 Nikko. Glockenturm im Ihejasu-Tempel 493.  
 Nikko. Gallerie im Ibara-Tempel 495.  
 Nikko. Grabmal des Shoguns Ihejasu 496.  
 Nikko. Das Karamon im Ihejasu-Tempel 499.  
 Djinriktscha mit Vorspann 502.  
 Numoto, Badeort am Eingange des Thaies von  
 Mijanoshta 505.  
 Straße in Kioto 509.  
 Kioto. Die Audienzhalle mit dem Thronzelt im  
 Mikadopalaste 513.  
 Kioto. Ein Gemach im Nijo 515.  
 Buddhistischer Trauergottesdienst 517.  
 Die Stromschnellen des Katsura 521.  
 Japanische Tänzerinnen 525.  
 Theehaus für das niedere Volk an der Reichs-  
 straße 529.  
 Nord-Japaner 530.  
 Nara. Todajin, der Tempel des Daibuts 531.  
 Nara. Der Daibuts im Todajin-Tempel 533.  
 Japanisches Bewässerungsrad 535.  
 Nagasaki, vom nordwestlichen Ende des Hafens  
 aus gesehen 541.  
 Japanische Trauung 543.  
 Nagasaki. Ein Porzellanladen 545.  
 Japanischer Friedhof 547.  
 Scheibenschießen mit dem Bootsgeschütz 551.  
 Letzter Blick nach dem Hafen 555.  
 Schanghai. Der Bund in der englischen Conces-  
 sion 559.  
 Schanghai. In der Chinesenstadt 561.  
 Schanghai. Das Einradfuhrwerk 563.  
 Chinesisches Damenorchester 565.  
 Chinesische Bühne 567.  
 Opiumraucher 569.  
 Chinesische Familie 573.  
 Chinesen beim Mahle 579.  
 Nanking. Der Landungsplatz 583.  
 Chinesischer Mandarin im Feststaate 585.  
 Nanking. Statuen auf dem Wege zu den Ming-  
 gräbern 587.  
 Nanking. Eingang zum Hügel über den Ming-  
 gräbern 589.  
 Die „goldene Insel“ bei Tschintiang 593.  
 Richter Tseng und Consul Haas 595.  
 Eine chinesische Djunke 601.  
 Ein chinesischer Wachposten 603.  
 Chinesin mit ihren Kindern 607.  
 Chinesischer Leichenzug 609.  
 Amoy. Der Tigerrachen-Tempel 612.  
 Chinesischer Wahrsager 615.  
 Bornehmes Chinesenkind im Feststaate 619.  
 Hongkong. Ein religiöser Aufzug der Chinesen 621.  
 Matao. Die Praia und das Europäerviertel 625.  
 Manila. Die Escuela, Hauptstr. v. Binonda 631.  
 Manila. Der Dom in der Festung 633.  
 Manila. Feldschlitten 635.  
 Manila. Milchverkäufer 636.  
 Igorotenweib, Reis stampfend 637.  
 Manila. Tagalen ihre Hähne zum Kampfe dressie-  
 rend 639.  
 Eine Manila-Nestizin 641.  
 Igorote, Igorotenweib 643.  
 Anamitenhütten am Saigouflusse 646.  
 Saigon. Quai de l'Arroyo des Chinois 649.  
 Saigon. Façade des Bangtai'schen Festhauses 653.  
 Saigon. Drachenprocession der Chinesen 656.  
 Saigon. Im katholischen Friedhofe 657.  
 Kaserne anamitischer Tirailleurs 659.  
 Bangkok, vom Westufer des Menam aus gesehen  
 663.  
 Bangkok. Die Palaststadt des Königs 665.  
 Bangkok. Tempelwächter vor der Wat Tscheng 667.  
 Siamesische Frauen 669.  
 Bornehme Siamesin 670.  
 Sombet Pra Paramindr Maha Tschulalonkorn,  
 König von Siam 671.  
 Sawang Baddhana, Königin von Siam; Maha-  
 wadji Nunit, Kronprinz von Siam 672.  
 Bangkok. Ehrenbezeugung des Garderegimentes im  
 Hofe des königlichen Schlosses 675.  
 Siamesische Tänzerinnen 679.  
 Bangkok. Das königliche Palais 681.  
 Ein siamesisches Schlachtenbild in der Maha-  
 prasat 683.  
 Bangkok. Das Innere des Smaragd-Buddha-  
 Tempels 687.  
 Bangkok. Die Siratanatschedi, das Pramondop  
 und das Putabrang Prasat in der Wat Pra  
 Keo 691.  
 Bangkok. Der Prabrang der Wat Tscheng 694.  
 Siamesischer Pra mit den Insignien seiner  
 Würde 695.

- Bangkok. Se. k. u. k. Hoheit auf einem weißen  
Elephanten 697.  
Der Kronprinz von Siam im Nationalcostüme 702.  
Bangkok. Feierlicher Aufzug des Kronprinzen  
anlässlich seiner Investitur als Kronprinz  
703.  
Bangkok. Revue der königlichen Boote anlässlich  
der Investitur des Kronprinzen 709.  
Ayuthia. Gasse in der schwimmenden Stadt 712.  
Bangba In. Pavillon im königl. Lustschloß 713.  
König Tschulalonkorn mit seinen Söhnen 715.  
Einschiffen des Schlachtviehes 721.  
Der Stab Sr. Maj. Schiffes „Tasana“ 723.  
Aus dem Vorleben. „Alle Mann Deck waschen!“  
727.  
Das Einholen der Flagge 729.

## Capitel I.

### Abfahrt.

Es ist gegen Mitternacht des 31. August 1887. Die Stadt Pola liegt in tiefer Dunkelheit, nur der matte Schein weniger Laternen läßt hie und da die Gebäude erkennen. Auch auf dem Hasen liegt eine träumerische Ruhe, nur zeitweise durch die Wachruie auf den Schiffen und den umliegenden Forts, oder durch die taktmäßigen Ruderschläge eines vereinzeltten Bootes unterbrochen. Auf Sr. Majestät Schiff „Fasana“ herrscht dagegen reges Leben. Das Deck ist voll geschäftiger Leute. Borne wird die Kette eingeholt, die Fallreepstreppen werden eingesetzt, das letzte noch im Wasser gewesene Boot gehißt. Die Maschine wird versucht; polternd dreht sich die Schraube, daß darob das ganze Schiff erzittert, zischend entströmt dem Dampfrohre der ungeduldig seiner Verwendung harrende Dampf. Es wird ernst! Der Moment des Scheidens ist gekommen. Die zwölfte Stunde schlägt. Alle Mann an die Ankerstationen! ruft nach schrillum Pfeife der Bootsmann. Loß von der Boje! Steuer mit-schiff! Maschine zurück! heißt es von der Commandobrücke. Sodann: Halt! Ganze Kraft vorwärts! und die spiegelglatte See mächtig zertheilend, mit weitleuchtender Bugwelle und phosphorescierendem Kielwasser steuert die Corvette aus dem Hasen.

Noch einen letzten Blick auf die heimatlichen Gelände, deren verschwommene Umrisse nur dem Vertrauten kenntlich, noch einige tiefe Athemzüge in frischer Heimatsluft, durch volle 18 Monate sollen wir dies nicht mehr genießen. Wie oft wird sich wohl die Schraube noch drehen, bis sie uns wieder ins Vaterland zurückbringt, wie werden wir dieses, wie die lieben daselbst zurückgelassenen Angehörigen wiederfinden? Der unternehmungslustige, junge Seecadet, der seine erste größere Reise macht, der gereiste ältere Seemann geben sich in gleicher Weise solchen Betrachtungen hin. Doch nicht lange. Die Campagne hat begonnen. „Zum Bessern, zum Schlechtern,“ wie die englische Trauungsformel heißt, ist man mit dem Schiffe vermählt, bald richten sich alle

Gedanken nur auf dieses. Der active Dienst, welcher alle Geistes- und Körperkräfte vollauf in Anspruch nimmt, läßt keine Zeit zu sentimentalen Betrachtungen und macht uns an Bord bald heimisch. Die erste Wache ruft die früheren, unter ähnlichen Verhältnissen gehaltenen wieder ins Gedächtnis. Man glaubt sich wieder so jung wie damals, und als verantwortlicher Führer des die Wellen durchschneidenden Schiffes hat man wieder eine Umwandlung des jugendlichen Gefühls, daß vor einem die große weite Welt offen liegt. Nach ein, zwei Tagen erscheint es kaum glaublich, daß man so lange am Lande, zwischen vier Mauern und engen Gassen eingezwängt, in rauchiger, staubiger Luft leben konnte. Weit dehnt sich ringsum die blaue Wassermasse aus, jeder Athemzug bringt frische Seeluft, die am Schreibtisch überreizten Nerven gelangen allmählich zur Ruhe, und dies, sowie die Regelmäßigkeit des Lebens bringen bald ein lange nicht gefühltes physisches Wohlfühlen mit sich.

Übrigens sind es nicht gerade Flitterwochen, die ersten Tage der Ausrüstung eines Kriegsschiffes. In dem vielräderigen Triebwerk, das ein solches darstellt, gibt es wohl einiges Knarren und Geächze, bis alles eingearbeitet ist und glatt und regelmäßig functioniert. Dies sowohl in dienstlicher Beziehung als auch betreffs des Privatlebens an Bord.

In ersterer Richtung geht es verhältnismäßig rasch von statten. Die Schiffsrolle und das Reglement weisen jedem seinen Posten und seine Obliegenheiten zu, für diese gibt es nur Chargengrad und Nummern, die Individualität des einzelnen kann nur theilweise in Betracht kommen. Immerhin bleibt noch genügend Spielraum übrig, innerhalb dessen jeder Commandant den Dienst des von ihm befehligten Schiffes nach seinen Grundsätzen regelt, ihm sozusagen seinen Geist einhaucht, und der einzelne muß sich in diesen hineinleben.

Bezüglich der außerdienstlichen Verhältnisse an Bord ist der Fall schwieriger. Hier spielt die Eigenart des einzelnen eine große Rolle, und die Officiersmesse gibt infolge der Anzahl und der Stellung ihrer Mitglieder den Ausschlag. Oft finden sich dort die verschiedenartigsten Charaktere, manchmal auch einander noch ganz unbekannte Elemente zusammen. Doch das Bewußtsein, für lange Monate ausschließlich an einander gewiesen zu sein, das gleiche Schicksal zu theilen, in der Fremde gemeinschaftlich das Vaterland zu vertreten, durchdringt jeden. Man tritt sich näher, und in dem Bestreben, alle Kräfte für das gemeinschaftliche Beste einzusetzen, mildern sich allfällige Gegensätze, steigert sich Sympathie zur Freundschaft. Gelingt es noch, was allerdings bei dem engen und unausgesetzten Zusammenleben an Bord sehr viel Takt verlangt, Dienst vom Privatverkehr streng zu scheiden und dort Strammheit und hier herzliche Kameradschaft zu pflegen, so kann man mit Schiller sagen: „Wo Starkes sich und Mildes paarten, da gibt es einen guten Klang.“ Der Schiffsstab, sowie im unwillkürlichen Reflex davon die ganze Bemannung, bilden dann eine Gemeinschaft, die mit Bezug auf angenehmen Verkehr und auf das Gefühl der Zusammengehörigkeit sich wenig von einem Familienkreis unterscheidet.



*Joseph Ferdinand.*



Nun aber einige Worte über das Schiff, auf welchem wir uns befinden. Die „Fasana“ ist eine Corvette von nahezu 2000 Tonnen Displacement und 1700 indicierten Pferdekraften, welche letztere ihr eine Geschwindigkeit von 11 Meilen in der Stunde verleihen können. Andererseits besitzt sie eine Volltakelage und ganz annehmbare Segeleigenschaften. Ihre Bestückung ist schwach und besteht aus vier 15 Centimeter- und zwei 7 Centimeter-Geschützen und einigen Mitrailleusen; desgleichen ist ihr hölzerner Rammbug der Natur der Sache nach mehr äußerlich imposant als gefährlich. Im ganzen gehört die „Fasana“ somit zu jener Gattung von Schiffen, die hauptsächlich für überseeische Missionen bestimmt sind und in der Schlacht nur eine untergeordnete Rolle spielen können. Zum Missionschiffe eignet sie sich aber besonders durch ihre ganz ausgezeichneten See-Eigenschaften. Ungleich vielen neueren Schiffen, bei denen man letztere den Anforderungen der Wehrkraft bis zu einem gewissen Grade opfern mußte, ist sie ein Fahrzeug, auf welchem man in hoher See dem schlechtesten Wetter mit Ruhe entgegensehen kann. Die Mission, welche im vorliegenden Falle der „Fasana“ zufiel, war wohl in erster Linie, die eben aus der Akademie ausgemusterten Seecadetten in den praktischen Dienst einzuführen, sowie durch weitere Fahrten und den Besuch fremder Länder deren Kenntnisse zu erweitern und die Lust zum Berufe zu festigen. Bei der Wahl der Route, wonach alle wichtigeren Orte an der asiatischen Küste bis nach Japan zu berühren waren, wirkte wohl auch die Absicht mit, die heimische Flagge möglichst viel zu zeigen und die Gelegenheit zu schaffen, die Handelsverhältnisse entlegener Gegenden, vorzugsweise aber jene Ost-Arabiens und des Persischen Golfes zu studieren. Letzteres ganz besonders mit Hinblick auf die so wünschenswerte Erweiterung des Absatzgebietes unserer Industrie. Dieser Bestimmung entsprechend war der Bemannungsstand der „Fasana“ etwas abweichend von dem normalen. Dieser besteht aus einem Fregattencapitän als Commandanten, fünf Seeofficieren, zwei Ärzten, einem Verwaltungsbeamten, drei Maschinisten, sechs Seecadetten und 240 Köpfen des Mannschaftsstandes. Bei der gegenwärtigen Ausrüstung waren zwei Seeofficiere und sechs Cadetten über den Stand eingeschifft.

Unter den Seecadetten der „Fasana“ befand sich Sr. k. u. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Leopold Ferdinand, ältester Sohn Sr. k. u. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Großherzogs Ferdinand IV. und der Großherzogin Alix von Toscana, das erste Mitglied des allerhöchsten Kaiserhauses, welches das seidene Porteepee getragen, überhaupt die militärische Laufbahn genau in derselben Weise wie jeder andere begonnen. Erzherzog Leopold hatte wie die übrigen Zöglinge die Studien an der Marine-Akademie absolviert, wurde nach glänzend abgelegter Prüfung zum Seecadetten ernannt und gleich seinen Jahrgangsgenossen auf die „Fasana“ eingeschifft. Der junge Prinz verfügte zwar an Bord über abgeordnete Wohnräumlichkeiten, auch war ihm ein Officier eigens zugetheilt. Doch zufolge allerhöchsten Befehles, welcher die Wünsche höchstseiner durchlauchtigsten Eltern, sowie die Grundsätze des Erziehers Sr. Excellenz Feldmarschall-

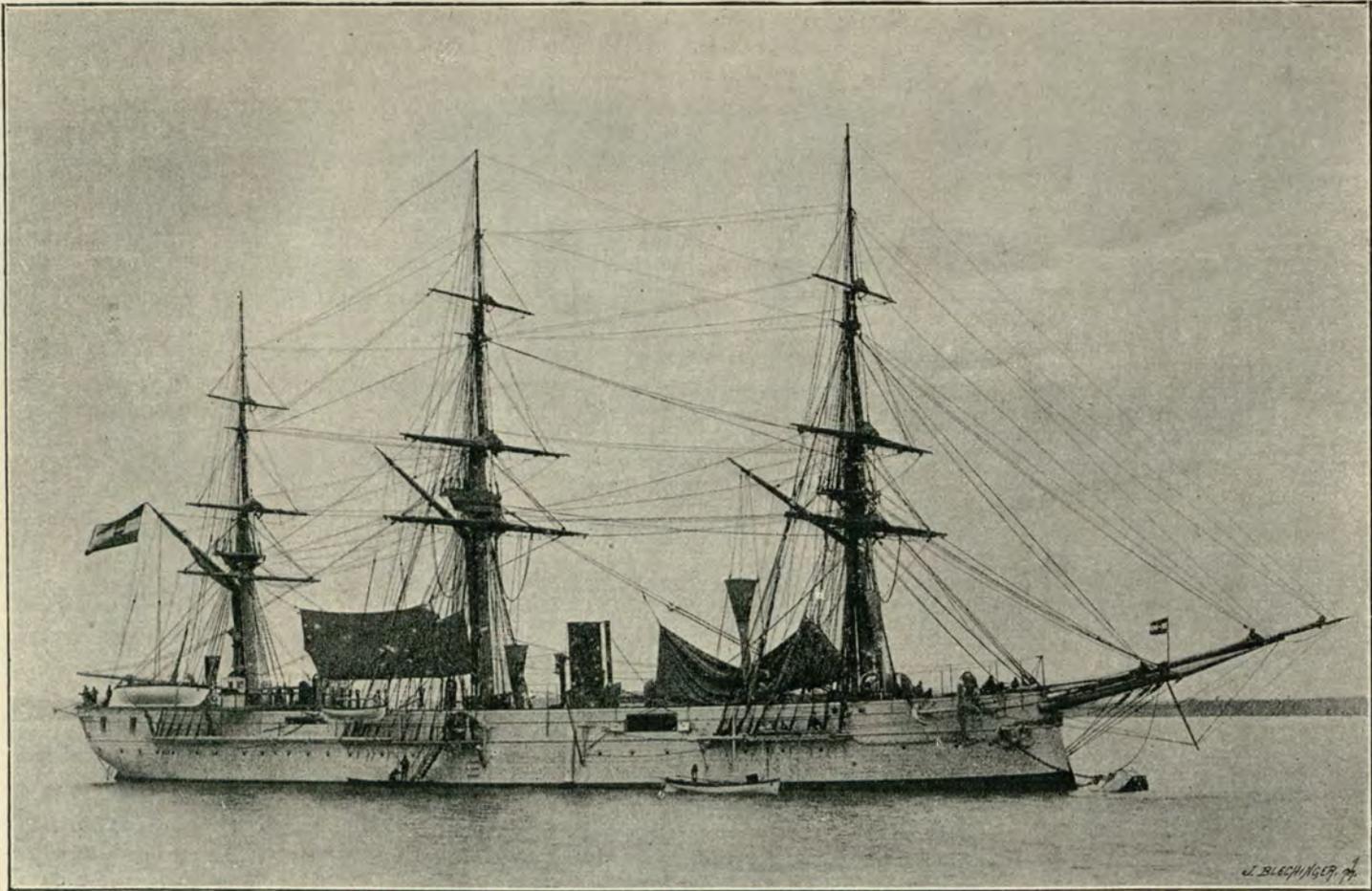
Lieutenant Baron Teuffenbachs sanctionierte, hatte der Prinz den Dienst an Bord genau seinem Chargengrad entsprechend zu versehen. Auch außerdienstlich, sowie am Lande hatte Se. k. u. k. Hoheit mit wenigen Ausnahmen das strengste Incognito zu bewahren, um nicht durch die von seiner hohen Stellung bei einem officiellen Auftreten bedingten Förmlichkeiten sowohl in der Ausübung des Dienstes, als auch in einer lehrreichen Verwertung der Reise behindert zu werden. Diese Verfügung entsprach übrigens auch den Wünschen und der Denkungsart des erleuchteten Prinzen, dessen ganzes Streben dahin geht, sich die einzelnen Rangstufen in dem selbstervählten Berufe, ohne jede anderweitige Rücksicht zu beanspruchen, durch eigenes Verdienst und eine gewissenhafte Erfüllung seiner Dienstespflichten zu erwerben.

Derart kam zu den verschiedenen Messen an Bord auch noch die „erzherzogliche Kammer“. Durch die Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit des jungen Prinzen war dies ein Factor im Bordleben der „Fasana“, welcher gar viele Annehmlichkeiten für die Teilnehmer der Fahrt mit sich brachte, ohne sie in ihrer freien Bewegung zu beirren, und der daher gewiß allen in dankbarer Erinnerung bleiben wird.

Die Fahrt nach Port Said verlief äußerst rasch. Exercitien und Übungen aller Art und die üblichen Diners, welche der Commandant und die einzelnen Messen kurz nach der Ausrüstung geben, damit man rascher miteinander bekannt werde, füllten die Zeit volllauf aus. Theils dampfend, theils segelnd gieng es längs der hohen Berge Dalmatiens und Albaniens südwärts. Bald waren die in unbeschreiblich schöne Tinten getauchten fahlen Felsen Griechenlands, die Hälfte des Weges bezeichnend, in Sicht. Nun längs Candia, dann noch einige Tage mit unbegrenztem Horizont, und am 10. September des Abends leuchtete uns bereits das Feuer von Damiette, als erstes Wahrzeichen des nahen afrikaniſchen Continentes entgegen. Am nächsten Morgen sichteten wir Port Said. Buchstäblich dieses und kein Land. Die schmale, sandige Mehrung des Menzalehsees, auf welcher die Stadt liegt, ist kaum ein paar Meter über dem Meerespiegel erhoben. Derart sind auf eine gewisse Entfernung der große Leuchtturm und die Häuser bereits deutlich zu unterscheiden, ohne daß man die Küste gewahrt. Fast wäre man versucht, an eine Luftspiegelung zu glauben, wenn nicht der lebhafteste Schiffsverkehr jeden Zweifel darüber beheben würde, daß man sich an der Mündung des Suezcanales, der Schlagader des europäisch-asiatischen Handelsverkehrs, befindet.

Vorbei gieng an den langen Wellenbrechern, dem hohen Leuchtturm, einem Prachtstück der modernen Technik, an der Front lustiger Häuser am Quai, welche im größeren Bassin mit einem Prachtbau in orientalischem Stile, das frühere Hôtel des Pays-Bas, jetzt englische Gendarmeriekaserne, enden. Mit möglichster Raumersparnis liegen Dampfer der verschiedensten Formen und Größen gleichmäßig geschichtet an den Quais und in den Bassins vertäut.

Dies gibt uns Gelegenheit, der internationalen Höflichkeit durch Abspielen der Volkshymne der durch Kriegsschiffe vertretenen Nationen Rechnung zu tragen.



S. M. Schiff „Fasana“.



Derart ertönte der Reihe nach die ägyptische, französische und englische Volkshymne. Kennzeichnend war die Aufnahme dieser Begrüßung. Während man uns auf dem ägyptischen Flaggen Schiff, obwohl es nahe an 8 Uhr morgens war, sich die Augen reibend verschlafen anstarrte, aber doch der Wachofficier zum Danke grüßte, nahmen die Franzosen von der Marseillaise für den Augenblick gar keine Notiz, indes auf dem englischen Kanonenboote, sobald das „God save the Queen“ erklang, die Bemannung alles liegen und stehen ließ, Stellung nahm und das Haupt entblößte.

Kaum war die „Jafana“ vertäut, so stellten sich eine Menge Boote unter Bord



Quai in Port Said.

ein, deren Inassen, Lieferanten der verschiedensten Art, bald das Schiff überschwemmt. Die meisten Dampfer, welche den Suez Canal passieren, halten sich nur einige Stunden in Port Said auf, und somit muß die Ergänzung der Vorräthe mit großer Schnelligkeit durchgeführt werden. An dies gewöhnt, arbeiten die Lieferanten staunenswert rasch. Kaum ist die Bestellung erfolgt, so ist auch der Gegenstand unter Bord, und zahlreiche Araber besorgen dessen Einschiffung mit fieberhafter Hast, allerdings auch mit solchem Schreien und Lärmen, daß dem Ungewohnten Hören und Sehen vergeht.

Port Said ist eine aufstrebende Stadt; wer sie seit längerer Zeit nicht gesehen, dem fällt dies doppelt auf.

Außer der meist durch Steinhäuser gebildeten Quaisfront weist das Europäer-  
viertel auch gegen innen einige ganz ansehnliche, gerade, einander senkrecht schneidende  
Straßen auf. Allerdings zeigt die vorwiegende Holzconstruction und der Wüstenand  
der Straßen, daß man sich vorderhand mit Provisorien begnügt. Doch die Menge  
der stark besuchten Läden, sowie der rege Verkehr in den Straßen geben Zeugnis  
geschäftlichen Gedeihens. In der That hat die Einwohnerzahl Port Saids bereits  
20.000 Köpfe überschritten. Doch mit Ausnahme der Consuln, Canalbeamten  
und der Spitzen der Handelswelt könnte man das europäische Element der Ein-  
wohner nicht gerade als ein vornehmes bezeichnen. Ganz besonders jene Gassen, in  
welchen die durchreisenden Passagiere Vergnügungen suchen, und wo sich Restaurants,  
Cafés chantants und Roulettespelunken aneinanderreihen, weisen oft einen wahren  
Abschaum von Europäern auf. Wohl kein Wunder. Port Said ist eben die erste Etappe  
auf dem Seewege nach dem Osten. Hier entledigt sich der auswärts Reisende seiner  
europäischen Kleider und legt die weiße, bequeme Tropenkleidung mit dem stereotypen  
Korkhelm an. Aber mit den Fesseln der Toilette entledigen sich die meisten auch gar  
manchen moralischen Zwanges. Dem schützenden Helme wird die Eigenschaft einer Tarn-  
kappe beigegeben. Wo dieser getragen wird, da glaubt man sich keinen Zwang anthun  
zu müssen, da ist man unter „Eingeborenen“, denen gegenüber alles, was der Europäer  
thut, wohlgethan sein muß. Hier ist begreiflicherweise ein guter Boden für allerlei  
dunkle Existenzen und Unternehmungen, welche mit der schärferen europäischen Auf-  
fassung in Widerstreit kamen oder zu kommen fürchteten.

Daß auch die Eingeborenen im Verkehr mit solchen Elementen nicht gewinnen,  
ist augenscheinlich, und wenn sie auch durch Kleidung und Rasse dem Touristen  
interessanter sind als diese, so bildet ein Rundgang zwischen den Lehmhütten des  
Araberviertels, wo alle ägyptischen Typen in vollem orientalischem Schmutze zu sehen  
und auch Muster aller Tropengebrechen zu gewahren sind, doch nur ein zweifelhaftes  
Vergnügen.

Nach dem Vorstehenden ist es begreiflich, daß niemand sich länger als gerade  
nothwendig in Port Said aufhält. Demgemäß benutzten die entbehrlichen Mit-  
glieder des Stabes, darunter auch Herr Erzherzog Leopold, den ihnen gewährten  
Urlaub, um Cairo zu besuchen, wemgleich mehreren derselben diese Stadt bereits  
bekannt war. Die Verbindung Port Saids mit der ägyptischen Hauptstadt findet  
noch immer mit Dampfboot nach Ismailia und von dort erst mittels der Eisen-  
bahn statt. Die Dampferfahrt gewährt aber jetzt weit mehr Interesse als seinerzeit  
kurz nach der Beendigung des Canales. Wenn man auch anfänglich nur zwischen  
eintönigen Sandböschungen fährt, auf denen hie und da ein Jäger den Wachteln  
nachstellt, so gelangt man doch bald zu den Ausweichstellen, die jetzt von dem  
frischen Grün ganz mächtiger Bäume und sonstiger Anpflanzungen umrahmt sind.  
Auch ist der Schiffsverkehr nun ein höchst reger und fesseln die in Angriff genom-  
menen Arbeiten zur Verbreiterung des Canales — dessen Sohle soll auf 37 Meter

Breite gebracht werden — die Aufmerksamkeit des Touristen. Wir sahen zur Entfernung des Oberwasserterrains neben den kleinen Eisenbahnen auch noch Hunderte von Kameelen beschäftigt. Andererseits arbeiten an der Baggerung sinnreiche Pumpmaschinen von außerordentlicher Größe, welche das ausgehobene Material mittels langer Röhren bis über den neuen Uferdamm fördern.<sup>1)</sup> Dies veranschaulicht im kleinen, welche riesige Arbeit die Herstellung des Canales verursacht haben muß.

Die Fahrt auf dem bequem eingerichteten Boote gestaltete sich auch durch die Gesellschaft eines höheren ägyptischen Würdenträgers sehr anregend. Dieser, ein Eingeborener — was in Ägypten hervorgehoben werden muß — jedoch ganz europäisch gebildet und durch einen längeren Aufenthalt in Frankreich und England mit der Sprache und den Sitten, besonders des ersteren Landes gut vertraut, gab uns eine recht interessante, wenn auch vielleicht etwas einseitige Darstellung der politischen Verhältnisse seiner Heimat. Wenn man denselben als Vertreter des eingeborenen Ägypterthumes nehmen kann, so herrscht im Lande keine rosigte Stimmung gegenüber den dort ansässigen Fremden vor. Daß das Land der Reiche nach fremden Nationen nur als Ausbeutungsobject gedient hat, auch daß mitunter fremde Abenteurer nicht gerade des lautersten Charakters im Lande gegenüber den Eingeborenen ganz ungewöhnlich bevorzugte Rollen spielten, scheint allgemein zum Bewußtsein gekommen zu sein. Der gegenwärtigen englischen Herrschaft zeigt man sich schon gar wenig hold. Arabi Pascha wird geradezu als ein im Solde Englands gestandener Agent provocateur dargestellt, welcher den gewünschten Vorwand zur Einmischung herbeizuführen hatte. Nachdem dies nun erreicht, sei das Land nur die Versorgungsanstalt für Günstlinge des englischen Colonialministers, der hierzu jeden Augenblick neue Sinecuren schaffe. Um die dauernde Occupation zu rechtfertigen, würden förmlich kleine Aufstände hervorgerufen, gleichwie man gegenüber Räubern öfters die Augen zudrücke, um eine stete Vermehrung der von Engländern befehligten Gendarmerie zu begründen. So und ähnlich lauteten die leidenschaftlich vorgebrachten Klagen. Wie viel davon auf Eigennutz und Nationalhaß oder auf französische Einflüsterungen zurückzuführen ist, respective zum Theil den Sympathien entspringt, welche die gebildeten Ägypter als Lebemänner für die

<sup>1)</sup> Es werden den Leser vielleicht einige Angaben über die finanzielle Seite des Canalunternehmens interessieren. Die Gesamtkosten des Unternehmens betragen 500 Millionen Francs. Von diesen wurden 200 Millionen durch Actien, weitere 200 Millionen durch Prioritätsobligationen aufgebracht. Die übrigen 100 Millionen zahlte die ägyptische Regierung als Ersatz für das überflüssige Uferland, welches ursprünglich in zu liberaler Bemessung der Gesellschaft zugesprochen worden war. Das jährliche Bruttoerträgnis beläuft sich auf 65 Millionen, wovon 30 Millionen für Erhaltungs- und Betriebskosten und Verzinsung der Obligationen entfallen. Mit dem Reste werden die Actionäre (75 Procent), das Land Ägypten (15 Procent) und der Reservefonds theilhaft, sowie Tantiömen für die Verwaltung und die Beamten bestritten. Da die von der englischen Regierung der ägyptischen Regierung abgekauften 177.600 Actien (à 500 Francs) an der Dividende bis zum Jahre 1894 nicht theilnehmen, sondern bloß mit 5 Procent verzinst werden, so stellt sich letztere für die übrigen Actienbesitzer gegenwärtig auf mehr als 20 Procent heraus.

Franzosen hegen, ist schwer zu sagen. Die Thatſache, daß der Meuterer Arabi nach der Gefangennahme, ſtatt dem ägyptiſchen Kriegsgerichte ausgeliefert zu werden, nach dem paradieſiſchen Ceylon verwieſen wurde und eine jährliche Penſion von 12.000 fl. erhält, erſcheint allerdings auch dem unparteiſchen Beurtheiler ſeltſam.

Iſmailia iſt ein ganz reizender, hübscher Ort geworden. Nach der Beendigung des Canales jaſt verlaſſen, hat es dadurch, daß Leſſeps aus Vorliebe für den von ihm gegründeten Ort die Leitung der Verbreiterungsarbeiten hierher verlegte, wieder an Bedeutung gewonnen. Die Anpflanzungen, die ſeinerzeit hier angelegt wurden,



Aus einem Fellah-Dorf.

ſind herrlich gediehen, längs der prachtvollen ſchattenspendenden Alleen von Nilakazien ſieht man lange Fronten hübscher Villen, unter welchen beſonders jene Leſſeps' mit einem ſchönen, an ägyptiſchen Alterthümern reichen Garten auffällt.

Der von Wüſtenſand ganz eingetaubte Eiſenbahnzug entführte uns bald gegen Cairo. Bekannte Scenerien, die ſtets impoſante Wüſte, das eigenthümliche Bild des fruchtbaren, von Canälen durchzogenen ägyptiſchen Flachlandes mit ſeinen von Palmen umgebenen Lehmdörfern, zogen wieder an uns vorüber. Das Schlachtfeld von Tel el-Nebir feſſelte aber beſonders unſere Aufmerkſamkeit. Noch ſieht man die Bruſtwehr und den Graben, welcher die Front der Aufſtellung Arabis gegen den von Iſmailia heranziehenden Feind deckte. Deſgleichen ſind die Geſchützſtände, welche die nördliche

Flanke sicherten, gut erhalten; die südliche (rechte) Flanke stützte sich auf den Süßwassercanal. Es war dies eine Stellung, aus welcher die Ägypter bei ernstlicher Verteidigung nicht ohne große Opfer zu vertreiben gewesen wären. Doch die Engländer konnten sich bis auf 100 Meter unbelästigt dem Feinde nähern und bei dem nun folgenden Sturm schossen die Ägypter ihre Gewehre in die Luft ab und ergriffen sodann die Flucht. Demnach ist es allerdings wahrscheinlich, daß den ägyptischen Vorposten die Augen mit englischen Geldstücken zugedeckt waren, wie man überhaupt in ganz Ägypten die Schlacht von Tel el-Kebir als den größten Humbug betrachtet. Nichtsdestoweniger verloren die Engländer dabei eine nicht ganz unbeträchtliche Anzahl Leute. Es bezeugt dies der mit Kreuzen besäete Friedhof von Tel el-Kebir, der sich mit seiner europäischen Regelmäßigkeit und dem schönen Grün der wohlgepflegten Anlagen in der ihn umgebenden halmlosen Wüste höchst eigenthümlich ausnimmt. Diese Verluste sollen einem Kubierregimente zuzuschreiben sein, welches, zu spät von den Absichten Arabis verständigt, eine Zeitlang energischen Widerstand leistete.

Übrigens nimmt man es im Lande der Luftspiegelungen überhaupt mit den Angaben nicht so genau. Wie wir bei der Station Embabeh, dem Schauplatz der berühmten Schlacht bei den Pyramiden, feststellten, sind diese dort kaum sichtbar und jedenfalls weiter entfernt als Cairo. Die Schlacht nach ihnen zu benennen, dürfte daher auch nur dem Bestreben entsprungen sein, durch Verbindung mit diesen Weltwundern in Europa einen erhöhten Eindruck hervorzurufen.

Wenn auch die St. Georgs-Cavallerie,<sup>1)</sup> wie es scheint, bei Tel el-Kebir die ausschlaggebende war, so können doch die Engländer auf die Leistungen ihrer wahrhaftigen Cavallerie im ägyptischen Feldzug mit Recht stolz sein.

Nachdem die Ägypter aus der Stellung von Tel el-Kebir vertrieben waren, setzten sich die englischen Reiter, 600 Mann stark, in Bewegung und legten die 10 Meilen lange Entfernung nach Cairo so rasch zurück, daß sie wenige Stunden nach Arabi, der doch die Eisenbahn zur Verfügung hatte, daselbst eintrafen. Ehe noch die Ägypter zur Besinnung kamen, wurde das Castell besetzt, und derart die Herrschaft über die eine halbe Million Einwohner zählende Hauptstadt den Engländern gesichert, sowie Brandschakungen und Plünderungen seitens der zügellosen Horden Arabis verhindert.

Cairo, obwohl uns schon bekannt, entzückte uns von neuem. Es bleibt wohl einer der schönsten und interessantesten Orte des Orientes, Indien mit einbegriffen. Selbst der abgestumpfteste Reisende wird gewaltige Bauwerke längst dahingeschwundener Generationen, wie die Pyramiden, stets von neuem mit einem Gefühle der Wichtigkeit des eigenen Ichs betrachten, eingedenk der Milliarden von Menschen, welche diese Denkmale kommen und gehen gesehen und die nun spurlos verschwunden sind. Die Rundschau vom Castell über die weit ausgedehnte Stadt und auf den grünumrahmten Nil

<sup>1)</sup> So nennt man die in Colonialkriegen mitunter angewandte Bestechungstaktik der Engländer, nach dem heiligen Georg, welcher auf der einen Seite der englischen Goldstücke geprägt ist.

bis in die unabsehbare Wüste gehört, besonders bei Sonnenuntergang, zu den großartigsten Bildern, bei welchem der Reichthum an Farbentönen auf gleicher Höhe mit den bizarren und stets wechselnden Umrissen steht. Und das unbeschreibliche Bild, welches das Straßenpublicum bietet! Wen würde dieses Durcheinander einer in den verschiedenartigsten, malerischen Costümen gekleideten Menge zu Fuß, zu Esel, Pferd oder Kameel, oder in den unterschiedlichsten Gefährten, in einer Unzahl Sprachen lärmend, nicht stets von neuem fesseln?

Die Stadt hat sich in dem letzten Jahrzehnt merklich verschönert, wenn man



Aus dem neuen Cairo.

diesen Ausdruck dafür gebrauchen kann, daß an Stelle vieler origineller arabischer Bauten nun große Gebäude zweifelhaften italienischen Stiles getreten sind, daß die krummen, engen, theilweise eingedeckten Straßen langsam breiten, geraden Avenuen Platz machen, und derart der orientalische Typus in manchen Theilen der Stadt gänzlich schwindet.

Sehr neugierig waren wir zu sehen, inwieferne die englische Occupation Einfluß auf das Aussehen der Stadt genommen. Die ordnende Hand der Engländer zeigt sich auffallend in einer energischen Handhabung der Straßenpolizei. Die Reinlichkeit und Ordnung in den Hauptverkehrsadern läßt nichts zu wünschen übrig. Die



Aus dem alten Cairo.



Straßenbeleuchtung ist nun eine entsprechende, die Straßenbenennung und Häusernumerierung wurde durchgeführt. Post- und Telegraphenam functionieren wie in einer europäischen Stadt. Selbst das Bettelwesen ist stark eingeschränkt, und sogar die sonst den Reisenden förmlich überfallenden Pyramidenführer halten jetzt Ordnung und, was schwerer, die ihnen festgesetzten Tarife ein.

Zu den zahlreichen Typen in den Straßen haben sich die stets tabellos nett gekleideten englischen Soldaten gesellt, und Schotten mit nackten Knien und quadrilliertem Faltenrock zeigen dem Araber und Fellah, daß seltsame Costüme nicht bloß im Orient zu Hause sind. Auch im Esbekiehgarten und in der Gezirehallee — dem Hauptstellbühnen der schönen Welt Cairos — sind die Albionsöhne theils durch recht und schlecht spielende Militärmusiken, theils durch Amazonen und Reiter, sowie in allen möglichen bizarren Gefährten ziemlich stark vertreten. Nichtsdestoweniger wird dem flüchtigen Beschauer, wenn er nicht gerade das Castell besichtigt, wo die englische Garnison bequem kaserniert ist, oder die Kasernen der eingeborenen Truppen besucht, in welchen nun Fellahin in Fez unter Aufsicht englischer Instructoren Paradeschritt auf der Stelle üben, nicht leicht gewahr, daß er sich eigentlich in einer Art englischen Colonie befindet. Anders ist dies, wenn man in Ämtern zu thun hat, oder Clubs und Hotels besucht. Da zeigt sich sofort das Überwiegen des englischen Elementes. Keine Table d'hôte ohne einen baumlangen, alten General, hartknochige schottische Ladies und einen salbungsvollen Reverend als Mittelpunkt einer zahlreichen, fast ausschließlich englischen Gesellschaft von Staatsbeamten.

Mit einem Besuch des stets interessanten Museums in Boulacq beendeten wir unseren kurzen Ausflug nach der Nilhauptstadt. Neuerdings bewunderten wir die prachtvollen Stelen, Papyri, Opfer- und Schmuckgegenstände, beredte Beweise der hohen Civilisation Agyptens vor Jahrtausenden. Von neuem staunten wir die Statuen der Priester und Könige an, welche heute noch als Typen edler Manneschönheit gelten würden.

Die „Fasana“ war mittlerweile in Ismailia eingetroffen und setzte den 15. September ihre Fahrt nach Suez fort. Auch letztgenannter Ort hat sich gehoben und verschönert. Infolge der kriegerischen Actionen im Sudan, sowie der Besetzung Massauas durch die Italiener, gelangte es zur Rolle eines Entrepots für Kriegsvorräthe und einer Gesundheitsstation für Kranke und Verwundete. Nun, wenn die wenigen Bäume, welche das englische Hospital von dem brennenden Wüstenand absondern, den armen Soldaten als ein Eden gelten, müssen wohl Massaua und Suafim schreckliche Aufenthaltsorte sein!

Am 16. September verließ die „Fasana“ Suez. Der in dieser Jahreszeit zu gewärtigende günstige Nordwind stellte sich bald ein, und unter allen Segeln gieng es mit beträchtlicher Geschwindigkeit vorwärts. Das Wahrzeichen Suez', das kahle Akabagebirge, verschwand unter dem Horizont. Dagegen kamen bald die eigenthümlich gezackten Berge der Sinaihalbinsel in Sicht, von welchen sich die zwei höchsten um die Ehre streiten, der Verkündigungsort der zehn Gebote gewesen zu sein. Aber auch

die westliche Küste des Rothen Meeres weist Gebirgszüge wildromantischen Charakters auf, wie man überhaupt bei der Fahrt durch dieses Meer Formationen gewahrt, die sich dreist mit jenen der Dolomiten des Ampezzothales messen können, ja diese an bizarren Umriffen übertreffen.

Die Schifffahrt im Rothen Meere hat schon viel von ihrer einstigen Gefährlichkeit verloren. Die Karten sind so genau, als sie in Korallengebieten, wo stets Neubildungen stattfinden, überhaupt sein können; bezüglich der Strömungen hat man schon verlässliche Anhaltspunkte gewonnen, auch sind nun alle wichtigeren Punkte mit Leuchtfeuern versehen. Immerhin ist hier eine sehr genaue Schiffsführung nothwendig. Besonders an den engeren Stellen rächt sich das geringste Versehen. Wir sahen die Zubalstraße am südlichen Ende des Golfes von Suez mit drei Dampferwracks besetzt. Eines derselben, der englische Dampfer „Ulisses“ von 3000 Tonnen, war erst vor 14 Tagen gestrandet und bot mit dem Bug hoch auf dem Lande und der noch intacten schmucken Bemastung ein besonders trauriges, ein Seemannsherz doppelt wehmüthig berührendes Bild. Auch die Insel Zebel Zugur bei der südlichen Ausfahrt des Rothen Meeres wies mehrere solche memento mori auf.

Der erste Theil der Fahrt durch das Rothe Meer verlief ganz angenehm. Wenn auch die Temperatur selbst des Nachts nicht unter 28° C. sank, so brachte doch der steif wehende Nordwind Kühlung; auch erwies sich das Douchebad noch erfrischend. Südlich von Djiddah ließ jedoch der Wind bedeutend nach, und die Temperatur nahm noch erheblich zu. In der Sonne 70°, im Schatten 36°, bei Nacht auf Deck 31°, in den Cabinen 32° bis 34°. Auch das Seewasser erreichte die Temperatur von 32°, und dabei lagerte über der Wasserfläche ein Dunst, welcher die Nerven sehr abspannte. Trotz der denkbar leichtesten Kleidung war man in beständiger Transpiration und die zweimal im Tage gebrauchte Douche gewährte nicht nur keine Abkühlung, sondern beförderte nur infolge des starken Salzgehaltes des Wassers den allgemein sich einstellenden Hitzauschlag. Alles suchte nach etwas Kühnendem, die eigenthümlichsten Getränke wurden gebraut und genommen, allein dadurch nur der Transpiration Vorschub geleistet, ohne die gewünschte Erfrischung herbeizuführen. Dagegen litt der Magen entschieden darunter. Auch wetterte die medicinische Facultät an Bord ganz gewaltig gegen diese „Schlemmerei“, wurde aber beinzichtigt, im geheimen dem gleichen Laster zu fröhnen. Soweit die Einbildungskraft in diesem Zustande von Erschlaffung thätig sein konnte, beschäftigte sie sich mit sonst zu wenig gewürdigten Gottesgaben, wie „Hochquellenwasser“, „Eisbier“ u. dgl., was allerdings angesichts des mittels Kühlkrügen oder nasser Umhüllung der Flaschen höchstens auf 28° zu kühlenden Bordwassers eine Leistung war. Auch erfreuten sich unter solchen Umständen die Erzählungen eines Mitgliedes des Stabes von dem Aufenthalt auf der eingeeisten Polarinsel Jan Mayen doppelter Beliebtheit.

In der Nähe von Zebel Teir lullte der Wind gänzlich und wurde die Maschine in Thätigkeit gesetzt. Dies steigerte die Hitze momentan noch bedeutend. Im Heizraum

stieg dieselbe sogar auf 60° C. Selbst unsere gegen Hitze und Kälte gleich abgehärteten Dalmatiner konnten dies schwer ertragen. Unter den Heizern kamen mehrere Ohnmachtsfälle vor und nur bei Verabfolgung von Cognac und abgekühltem Thee konnten dieselben ihren Dienst regelmäßig versehen.

Der durch die erhöhte Fahrt hervorgerufene Zug erwies sich hingegen sehr wohlthätig; auch die Seewassertemperatur nahm, je mehr wir uns Bab el-Mandeb näherten, ab, und als wir die wildromantischen Lavaberge der Südspitze Arabiens hinter uns hatten, war diese prüfende Einleitung zu unserer Tropencampagne zu Ende. Die Temperatur sank des Nachts auf 25° C., der Schlaf stellte sich ein, und bald herrschten an Bord wieder die Regsamkeit und der heitere, lustige Sinn, welche auf einem Kriegsschiffe, das vorzugsweise nur junge, kräftige Leute beherbergt, normal sind.

Am 28. September des Morgens ankerte die „Tajana“ im äußeren Hafen von Aden.

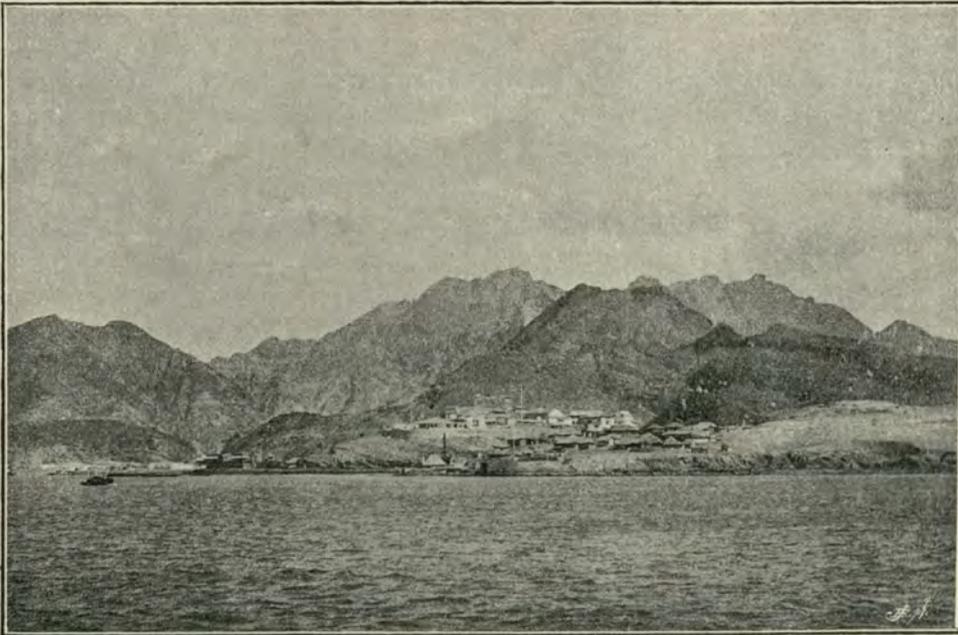
Der Anblick des Sham-Sham, des längst ausgebrannten Vulcanes, welcher die Halbinsel von Aden bildet, ist vom äußeren Hafen aus wahrhaft großartig. Ganz besonders des Abends, wo sich die einzelnen Reihen der scharfkantigen Felswände in verschiedener Beleuchtung voneinander abheben, ist dies ein Bild, welches stets von neuem entzückt. Zwar fehlt das Grün hier gänzlich, wenn man nicht den ganz leichten Flaum genügsamer Pflänzchen, der sich in einigen Rinnen zeigt, des Wohlklanges halber so bezeichnen will. Dagegen bringen die weißgetünchten Steinhäuser am Ufer, sowie die lustigen Holzbauten an jedem Vorsprunge, welcher etwas kühlenden Luftzug verspricht, einen Anklang von Civilisation in diese wilde Scenerie. Doppelt lebendig nimmt sich dagegen das zeitweise rege Treiben zur See aus. Die großen Dampfer, welche noch Aden anlaufen — manche ziehen neuerer Zeit, wenn sie überhaupt noch in dieser Gegend Kohlen einnehmen, das mehr in der Route gelegene Perim bei Bab el-Mandeb vor — halten sich sehr kurz auf. Die Ergänzung ihrer Vorräthe geschieht daher mit aller thunlichen Beschleunigung durch Dampfbaracken, die man beständig hin und her schießen sieht. Eine große Anzahl von Ruder- und Segelbooten besorgt den Verkehr der seemüden Passagiere mit dem Lande.

Eine Eigenthümlichkeit Adens bilden die winzigen Canoes, mittels welcher die schwarzbraunen Somalijungen jedes einlaufende Schiff umschwärmen und im betäubenden Chorus ihr „I'll dive, „I'll dive!“ (Ich will tauchen!) anstimmen. Die Passagiere der Dampfer machen sich nämlich öfters den Spaß, Kupfermünzen ins Wasser zu werfen, welchen diese Zungen mit erstaunlicher Geschicklichkeit nachspringen und die sie fast immer auffangen. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die ausdauernden Lungen oder die scharfen Augen dieser mitunter kaum sechs Jahre alten Knaben. Auch scheuen sie die Haifische nicht, an denen es doch bei Aden nicht mangelt. Wohl mit Unrecht, denn am zweiten Tage nach unserer Ankunft forderten diese ihr Opfer. Ein armer Knabe kam, nachdem er hineingesprungen, nicht mehr wieder zum Vorschein. Dies schreckte übrigens seine Kameraden nicht im mindesten ab, das Spiel aufs neue zu beginnen. Die Thätig-

keit dieser backfischklüsternten Schar beschränkt sich jedoch nicht bloß auf das Tauchen. Gestattet man ihnen an Bord zu kommen, so führen sie auf einem Fuß hüpfend und mit den Händen Takt schlagend, einen sehr possierlichen Tanz oder aber Ringkämpfe auf. Ihre Kleidung, aus einem Amulet, einem kleinen Lendenschutz und bei älteren aus eisernen oder ledernen Armbändern bestehend, erweist sich ihnen dabei nicht lästig. Auch werden sie in ihrem Treiben nicht vielleicht durch sorgsame Eltern behindert. Sie sind zumeist die Nachkommen wandernder somalischer Händler, welche beim Verlassen von Aden die dort geheirateten Frauen und ihre Kinder einfach zurücklassen. Die Frauen suchen einen neuen Lebensunterhalt, wobei sie meist nicht sehr wählerisch sind, und überlassen die Kinder dem lieben Gott und dem allerdings milden Klima. Bei der großen Findigkeit dieser Rasse wissen diese sich so lange durchzufristen, bis sie herangewachsen sind, worauf sie dann als Bootsführer, Kutsher oder Lastträger leicht in regelmäßiger Weise ihr Brot finden. Haben sie etwas Geld erworben, so ergreift auch sie die Wanderlust, und sie handeln wie ihre Väter. Merkwürdigerweise halten diese Jungen auf ihre Abstammung und kennen den Namen einer ganzen Reihe von Ahnen, die sie meist mit dem eigenen herunterleiern, so daß man diesen für entsetzlich lang zu halten versucht ist.

Im inneren Hafen von Aden lagen einige kleinere fremde Kriegsschiffe, darunter auch der deutsche Kreuzer „Möwe“. Gleichwie mit allen deutschen Schiffen, mit welchen wir im Laufe der Campagne zusammenkamen, entspann sich auch mit dem Stabe der „Möwe“ ein sehr freundschaftlicher Verkehr. Zu der vor Sansibar stationierten Flottenabtheilung gehörig, war dieses Schiff nach Aden gekommen, um einen Theil der Mannschaft zu wechseln, sowie auch in Angelegenheit des kürzlich auf Socotra gestrandeten deutschen Dampfers „Oder“ zu intervenieren. Auf Socotra herrschte noch vor kurzem das unbeschränkte Strandrecht, und um allen Reclamationen zu entgehen, wurden Schiffbrüchige, welche sich ans Land retteten, meist sofort erschlagen. Nun haben die Engländer ganz human, wenn auch vielleicht ihrer Machtstellung nicht entsprechend, mit dem Sultan dieser Insel einen Vertrag geschlossen, kraft dessen gestrandetes Gut ihm unbestritten zufällt, falls er das Möglichste thut, um die Bemannung und die Passagiere zu retten. Bei der Strandung der „Oder“ gieng der Sultan wie bei einem englischen Schiffe vor und verkaufte Schiff und Ladung um nahezu 100.000 fl. an Kaufleute von Aden. Die Deutschen wollten nun gegen diesen Vorgang protestieren, da jedoch englische Unterthanen nach englischen Gesetzen rechtmäßig in den Besitz des Wracks gelangt sind, so werden sie wohl nothgedrungen die Sache auf sich beruhen lassen müssen. Allein bei ihrer Energie ist nicht zu zweifeln, daß sie entsprechende Vorkehrungen treffen werden, um in Sinkunft ihre Nationalen besser zu schützen. Die Engländer zeigen sich überhaupt in ihrer Haltung gegenüber wilden Völkern vorwiegend praktisch. Wie wir schon in Ägypten erfuhren, sehen sie nur auf das angestrebte Endresultat und lassen sich zur Erreichung desselben wenig durch Rücksichten auf das, was wir militärische Würde nennen, beeinflussen. So z. B. ist es ihnen begreiflicherweise sehr

darum zu thun, daß die um Aden niedergelassenen, unabhängigen Araberstämme dem Verkehr zwischen dem Inlande und Aden keine Hindernisse in den Weg legen. Nachdem einige kleine Feldzüge nicht zu dem gewünschten Ziele geführt hatten, wurde wieder zum allmächtigen Golde gegriffen. Die betreffenden Häuptlinge erhalten eine jährliche Subvention unter der Bedingung, die Karawanen ungehindert durch ihr Gebiet ziehen zu lassen. In der That fürchten diese Söhne der Wildnis die Entziehung der Subvention mehr als die Waffen der Engländer, und der Handel hat schon durch eine längere Reihe von Jahren keine Störung erlitten. Da diese Stipendien jährlich insgesammt kaum 30.000 Maria Theresienthaler ausmachen, ist diese Methode, auch



Steamerpoint.

abgesehen von der Ersparnis an Menschenleben, unstreitig viel zweckentsprechender als die früher gebräuchlichen kostspieligen Razzias von kurz andauernder Wirkung.

Wenngleich den meisten von uns nur Altbekanntes in Aussicht stand, so unterließen wir doch nicht, uns wiederholt am Lande umzusehen und einen Ausflug nach der Stadt Aden zu machen.

Wir landeten in Steamerpoint, der Hafenstadt des auf der Wurzel der Halbinsel gelegenen eigentlichen Aden. Die halbmondförmige Quaifront, welche sich neuerer Zeit durch einige hübsche Häuser in indischem Stile vergrößerte, präsentiert sich recht stattlich; auch interessierte uns wieder das bunte Völkergemisch von Somalis, Arabern, Indiern, Parsis und Juden, welche den Landenden stets umringen. Sobald man uns

gewahrt wurde, sauste gleich eine größere Anzahl der luftigen Zeltwagen herbei, welche den Verkehr zwischen Steamerpoint und Aden unterhalten. Der Riesenverkehr nach dem weiten Osten übt eben seine nivellierende Wirkung auch auf Aden aus. Alles wird immer mehr dem Geschmacke des Europäers angepaßt. Als ich vor 14 Jahren Aden besuchte, waren die landläufigen Reitejel das Hauptverkehrsmittel. Jetzt sind an deren Stelle die Wagen getreten, von welchen jeder ordnungsgemäß seinen, nebenbei gesagt, außerordentlich genau und deutlich verfaßten Tarif hat. Binnen kurzem werden auch die Wagen durch eine Eisenbahn verdrängt werden, deren Tracierung bereits vollendet ist.

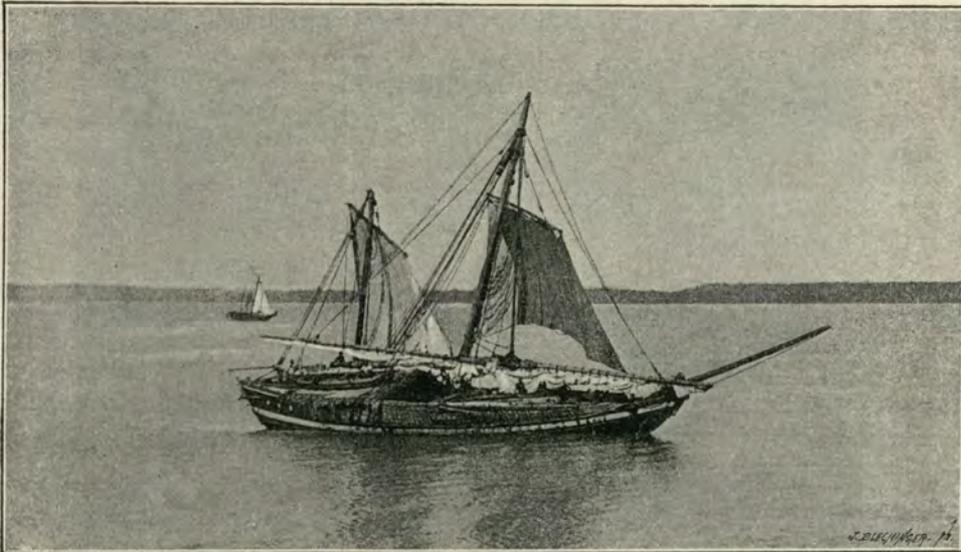
In lebhaftem Tempo gieng es die längs des Ufers führende Straße entlang. Wir passieren die großen Kohlenniederlagen — es sind in Aden stets 40.000 bis 50.000 Tonnen Kohlen am Lager — die Wasserdestillatoren, die Eisfabrik, und nun wendet sich der Weg mehr landeinwärts. Von hier ab ist das europäische Element selten. Die auf halbem Wege nach Aden gelegene Niederlassung Maala, der Hafenort für die Küstenfahrer, ist ausschließlich von Nichteuropäern bewohnt. Die Ansammlung der eigenthümlich geformten, mit Mannschaft überfüllten Küstenfahrer, Bagaläh genannt, sowie das Gewühle der zahllosen Dallal (Mäkler), welche jeden Warenballen, der an Land gebracht wird, Nasgeiern gleich umschwärmen und auf das lärmendste um ihn feilschen, geben einen guten Begriff arabischen Hafenlebens und des dort gebräuchlichen Zwischenhandels. Die vom Schiffe gebrachten Waren gehen, ehe sie in das eine halbe Stunde entfernte Aden gelangen, oft durch drei bis vier Hände. Übrigens ist der Blick auf Maala auch malerisch schön, besonders von einem erhöhten Standpunkte, von wo die See, den Tiefenverhältnissen entsprechend, in allen denkbaren Tönen zwischen Dunkelblau und Hellgrün erscheint, und die grotesk geformten Inseln, sowie der Schiffsverkehr das Bild äußerst abwechslungsreich gestalten.

Über eine Zugbrücke und durch das massive Festungsthor, bei welchem baumlange Indier Wache halten, gelangen wir in den Festungsravon der Stadt Aden. Diese ist nämlich mit einem besonders gegen das Festland zu sehr sorgsam ausgeführten Befestigungsgürtel umgeben, der in erster Linie gegen einen Überfall der Araber schützen soll. Gegen allenfalsige europäische Angreifer Adens wird jetzt durch Anlage schwerer Batterien westlich von Steamerpoint vorgesorgt.

Es geht steil bergab und vor uns im Kessel eines ehemaligen Kraters, welcher an den sich im Kreise schließenden steilen Felswänden leicht erkennbar ist, liegt die Stadt. Ein trostloser, eintöniger Anblick, diese weiße, im Sonnenschein blendende Häusermasse. Ein Haus wie das andere, keine der geraden Straßen von der anderen merklich verschieden. Weder die in dieser Umgebung auffallende katholische Kirche in gothischem Stile, auf einem Felsblock thronend, noch die mehr unregelmäßig angelegten Baracken und Wohnhäuser der englischen Officiere können das Bild, welches nur das grelle Weiß der Häuser und das einfarbige Schwarz der Lavaberge aufweist, anziehender gestalten. Doch gewährt die buntgefärbte Menge in den Straßen einige Entschädigung

hiefür; auch bietet die kleine Anpflanzung, welche sich in der Felspalte am Fuße der berühmten großartigen Cisternen befindet, in Folge des Gegenatzes, dem Auge einen erhöhten Genuß. Bewundernswert ist die Markthalle in Alden. Wer orientalische Bazars kennt und weiß, welche Ansammlung von Schmutz und Unrath dort stets zu finden ist, welche wirres Durcheinander in denselben herrscht, muß staunen, welche Ordnung die Engländer hier zu schaffen wußten. In abgesonderten, zweckmäßig gebauten Hallen werden Fleisch, Fische, Grünzeug u. höchst reinlich aufgestapelt feilgeboten. Jeder Verkäufer hat seine Nummer und in jeder Halle wacht ein indischer Policeman darüber, daß es ordnungsgemäß zugehe.

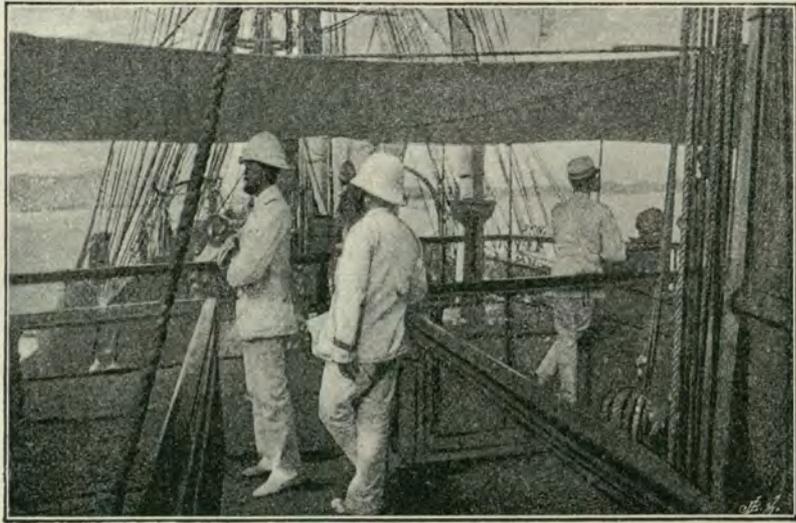
Durch das Herumwandern bei der nun sehr fühlbaren Hitze ermüdet, hatten



Bagaläh, arabisches Küstenfahrzeug.

wir das Bedürfnis nach einer Erfrischung, und da in der Stadt kein für Europäer berechnetes Caffeehaus zu finden ist, suchten wir ein solches für Eingeborene auf. Das Local war wohl nicht eben schön, aber um so origineller. Eine mit Palmstroh gedeckte Steinhütte mit Veranda, in deren einzigem Raume der aus Lavasteinen aufgethürmte Herd, sowie die aus wackeligen strohgeflochtenen Bettstätten und einigen Stühlen und Schemeln bestehende Einrichtung Platz fand. Das Publicum bestand zumeist aus Somalis, die offenbar einige eben verdiente Kupien umsetzten. Wenn auch dieselben, nach der Kleidung und den wilden Gesichtszügen zu schließen, ganz ihren nationalen Charakter bewahrt haben, so zeigten sie doch anderseits, daß sie europäischen Lastern gegenüber nicht unempfänglich geblieben sind. An zwei Tischen wurde mit Karten ganz ordnungsgemäß unter Abheben u. dgl. Hazard gespielt, eine andere schwarze

Gesellschaft vergnügte sich mit Dominosteinen, und sogar das berühmte „Anmäuerln“ hat, wie wir gewahrten, unter diesen Söhnen der Wildnis Eingang gefunden. Natürlich war die ganze Versammlung höchlichst darüber ergötzt, daß sich Europäer unter ihnen niederließen und gleich ihnen den mit Sirup verjüßten, schlechten Kaffee schlürften. Auch fand sich für jeden von uns bald ein schlau berechnender Somalijunge, der mit Fächer und Fliegenwedel sich das Anrecht auf einige Kupfermünzen zu erwerben suchte. Die dumpfe, rauchige Atmosphäre, sowie die überaus lästigen, durch den Sirup angelockten Fliegenchwärme machten allerdings diese Aufmerksamkeit sehr verdienstvoll. Nichtsdestoweniger und trotz wiederholter Anspielungen der Spieler, unser Glück mit den Karten zu versuchen, machten wir doch unserem Aufenthalt, der den Vorwurf zu



Auf der Achterhütte.

einem hübschen Genrebild gegeben hätte, bald ein Ende.

Es fällt dem Fremden auf, tagsüber in Aden nur äußerst selten englischen Militärs zu begegnen, obwohl doch daselbst zwei europäische und zwei indische Regimenter stationiert sind. Dies erklärt sich aus Rücksichten für das Klima. Der eben aus Europa gekommene Reisende kann sich bei entsprechender Kopfbedeckung ohne große Gefahr der tropischen Sonne aussetzen. Aber die längere Zeit in den Tropen weilenden Europäer werden, so paradox dies klingt, um so empfindlicher gegen die Sonne und die Hitze, je länger ihr Aufenthalt dauert, und müssen daher größere Vorsicht beobachten. Deshalb nehmen die Soldaten in Aden ihre Exercitien am frühen Morgen vor und verlassen tagsüber ihre Cantonnements nicht. Erst wenn die Sonne untergegangen ist, öffnen sich die Thore der Baracken und pilgern all die nett weißgekleideten Krieger ins Freie. Die Officiere vereinigen sich dann meist im

Unionclub. Es ist dies ein lustiges, an der See gelegenes Gebäude, mit reicher Ausstattung an Zeitungen, Billards und Spieltischen. In der Nähe selbstverständlich ein Lawn-Tennis- und ein Cricketground, wo übrigens dem Sport oft auch bei Sonnenschein gehuldigt wird. Das schöne Geschlecht ist hierbei durch einige Officiersfrauen vertreten. Für letztere sind diese Versammlungen, ein Picknick in den am Festlande gelegenen Gärten und in der minder heißen Jahreszeit vielleicht ein Tänzchen, die Hauptvergönigungen. Sonst rechnet wohl alles meist nur, wie lange es bis zur Versetzung oder bis zur Pension dauert, wonach man erst das Leben zu genießen hofft.

Bei den verheirateten Officieren der indischen Armee ist letzterer Moment ganz besonders der Hoffnungstern, umso mehr, als die Pensionen, welche sie nach der vollen Dienstzeit von 38 Jahren erhalten, nach unseren Begriffen sehr hoch sind. So erzählte ein Oberst, daß er bereits das Unrecht auf eine Pension von 11.000 Rupien (1 Rupie nahezu gleich 1 fl.) jährlich erworben habe. Leider genießen aber wenige die Pension durch längere Zeit. Das Klima des Mutterlandes sagt ihnen nicht mehr recht zu und zumeist bringen sie auch schon den Keim einer Todeskrankheit dorthin. Noch ungünstiger als die Officiere und Staatsbeamten sind jene Europäer daran, welche sich aus Geschäftsgründen in Aden ansiedeln. Um ein Vermögen zu erwerben, müssen sie, wenigstens anfänglich, sehr haushalten. In gesellschaftlicher Beziehung sind sie daher auf sich selbst angewiesen, und ist es ihnen endlich gelungen, den gewünschten Wohlstand zu erreichen, dann sind sie meist gebrochene Leute.

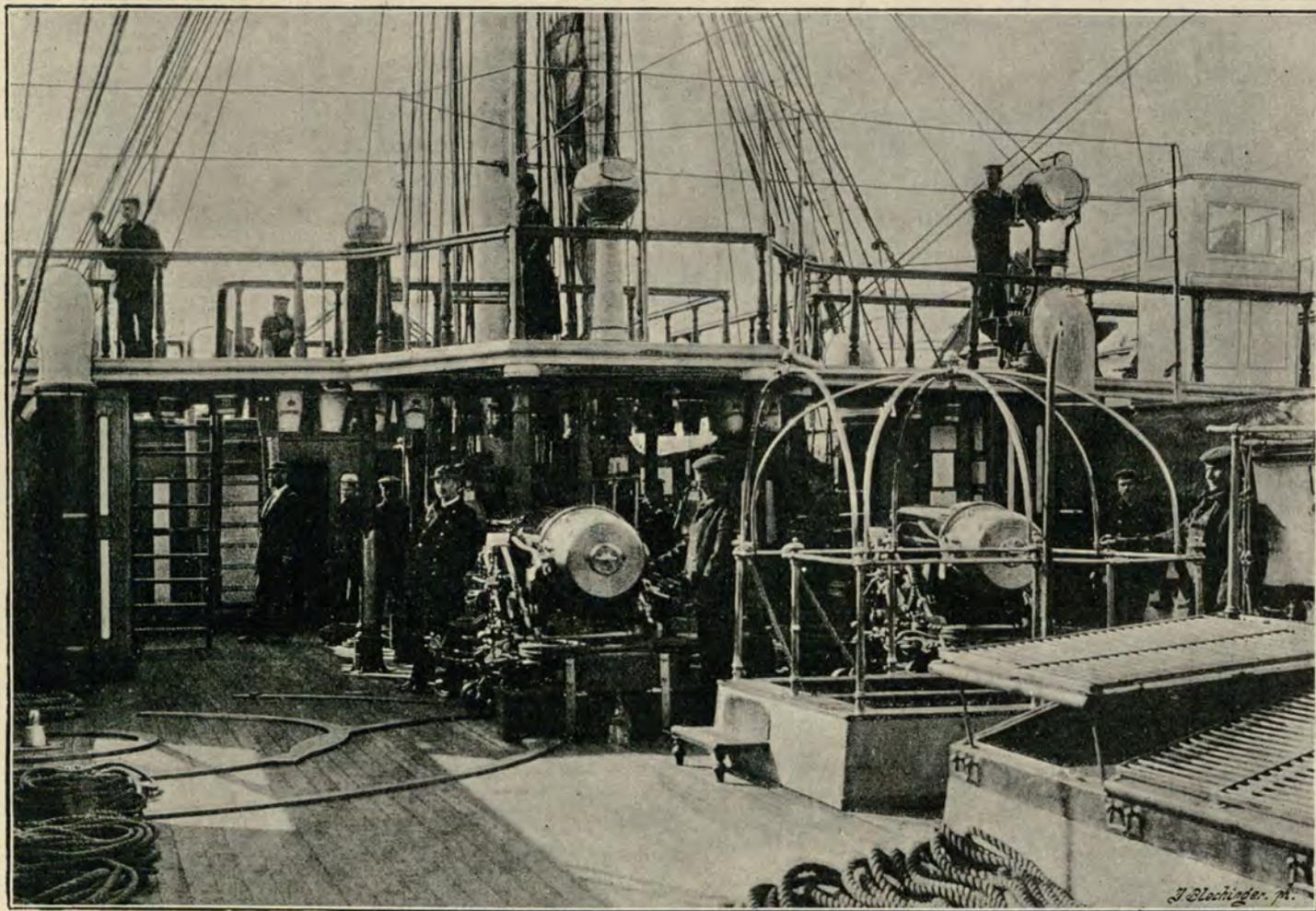
Ein dienstlicher Auftrag führte mich zu der katholischen Mission in Aden. Es kam mir dies nicht unerwünscht, denn die Missionäre sind gemeinhin die besten Kenner des Volkes, unter welchem sie leben, und von ihnen sind die verlässlichsten Auskünfte über Land und Leute zu erhalten. Die Mission in Aden ist nicht groß. Ihr Personale besteht aus kaum einem halben Duzend Franciscanern, welche den Gottesdienst in Aden versehen und Bekehrungstouren in Südarabien und auf der Somaliküste unternehmen. Ausnahmsweise befand sich während unseres Aufenthaltes ein abessinischer Bischof in der Mission zu Gast. Es war nach Sonnenuntergang, als ich den Felsenweg nach dem sogenannten Camp, dem Barackenlager, über Steamerpoint einschlug. Hier herrschte volle Ruhe. Geisterhaft wandelte die beturbante weiße Gestalt der Schildwache vor dem Wachhause auf und ab. Nur ab und zu hörte man Lautenklang und melancholischen Gesang, welche von im Kreise lagernden indischen Soldaten herrührten. Endlich gewahrte ich auf einem Felsabhang die weiße Kirche mit dem kleinen Missionsgebäude, die, vom Monde voll beschienen, sich sehr wirkungsvoll von den schwarzen Felswänden abhob, welche sich unmittelbar dahinter aufthürmen. Feierlicher harmonischer Gesang tönte mir entgegen, so recht im Zusammenklang mit der ernst stimmenden Scenerie. Im äußerst einfachen, schwach beleuchteten Kirchlein fand ich ein zahlreiches, meist aus Schwarzen bestehendes Publicum. Um den ungewohnten Eindruck zu vervollständigen, schlangen über ihren Häuptern mächtige Pankas (Hängesächer) hin und her, durch den von ihnen hervorgerufenen

Luftzug die schwach brennenden Lichter in stetem Flackern erhaltend. Am Altar ein stattlich hoher Greis mit langem weißen Bart, aber kräftigen energischen Zügen und das Halbdunkel durchdringenden, leuchtenden Augen. Insgesamt ein Bild von ergreifender Wirkung.

Nach beendetem Gottesdienst folgte ich dem Priester ins Missionshaus und nun stellte es sich heraus, daß derselbe der früher erwähnte Bischof sei. Freundlichst lud er mich ein, an dem einfachen Abendmahle theilzunehmen, zu welchem sich auch die übrigen Missionäre, durchaus würdige Erscheinungen, einfanden. Die dienstliche Angelegenheit war bald erledigt, und das Gespräch gieng auf Abessinien über. Jetzt war der würdige Greis in seinem Fahrwasser. Beredt schilderte er die Schwierigkeiten, die sich dem Missionswerke dort entgegenstellen: die Eiferjucht des koptischen Clerus, die Irrlehren des Negus, die Überfälle der räuberischen Somalis. Immer feuriger und energischer wurden Blick und Stimme, man konnte sich ganz gut vorstellen, wie der wackere Seelenhirt, die Keule in der Hand, seine Gläubigerschar zum Vertheidigungskampf anführt. Fürwahr, dieses Missionsgeschäft voll Entsayungen und Gefahren erfordert ganze Männer und eine Glaubensstreue, welche im heutigen Zeitalter der cynischen Gleichgiltigkeit und der berechnenden Klugheit doppelt achtungsgebietend ist. Bei solchen Charakteren wird alles, was von ihnen ausgeht, ernst genommen, selbst wenn es an und für sich komisch ist. So sprach einer der Missionäre, ein Spanier, der sich im Französischen und Italienischen fließend ausdrückte, das Englische gerade so aus, wie man es schreibt, ohne daß die dadurch gewiß höchst eigenthümlich veränderte Sprache die gespannte Aufmerksamkeit der Zuhörer auffallend beirrt oder gar Heiterkeit hervorgerufen hätte.

Das für 9 Uhr bestellte Boot war unterdessen versäumt und so erübrigte nichts anderes, als die zwei Stunden bis zum Eintreffen der nächsten Fahrgelegenheit noch am Lande zuzubringen.

Im Club war alles leer, da die englischen Officiere sich um diese Zeit noch den Tafelfreuden hingeben; ich schlenderte daher ein wenig durch die Gassen des Eingeborenenviertels von Steamerpoint. Hier begab sich schon alles zur Nachtruhe und die Straßen waren mit Bettstätten überfüllt, auf welchen Wohlhabendere eine kühle Ruhe suchten, während die minder anspruchsvollen Somalis sich auf einer Matte oder auch einfach auf dem Straßenrand ausstreckten. Hier und da war auch noch ein Mokbazar (Garfüche) oder ein Kaffeehaus offen, in dem nach einem wenig appetitlichen Mahle von Fischen oder Reis Araber und vereinzelt auch Somalis am Boden kauerten und vor sich hinstarrend ihre Wasserpfeife rauchten. Aus einem Hause erklang Gesang mit Guitarrenbegleitung. Eine Gesellschaft offenbar wohlhabender Araber, auf zwei Divanen einander gegenüber placiert, ließ abwechselnd, als ob es sich um Frage und Antwort handeln würde, ihre wenig harmonischen Stimmen zu den klagenden Weisen des Instrumentes ertönen. Auf einem Platze hörte man rhythmisches Händeklatschen und den eintönigen Gesang von Somalis. In drei bis vier Reihen hüpfen



Achterdeck S. M. Schiffes „Fasana“.

*J. Blochinger. p.*



diese einem taktangebenden Vortänzer, abwechselnd auf je einem Fuße, nach und vollführten dabei die kunstvollsten Figuren. Der Anblick der schwarzen Gestalten mit dem blendend weißen Tendentuch, einem ungeheuren Tausendfuß gleich sich hin und her bewegend, war an sich genügend, um mich für meinen unfreiwillig verlängerten Aufenthalt am Lande zu entschädigen. Angesichts dieser friedlichen Bilder erfaßte mich wieder eine hohe Achtung vor dem Organisationstalent der Engländer, welche selbst die anerkannt unbändigsten Elemente zur Ordnung zu zwingen wissen, und zwar derart, daß z. B. Sicherheit des Eigenthumes und des Lebens in Aden auf einer auch nach europäischen Begriffen außerordentlich hohen Stufe steht.

Ein Hauptverdienst in dieser Richtung, sowie überhaupt um das Aufblühen dieser Niederlassung, hat sich Lieutenant Colonel Hunter, die Seele des Gouvernements von Aden, nebenbei einer der gründlichsten Kenner Arabiens und des Arabischen, erworben. Durch die von ihm errichteten Schulen, sowie durch die früher erwähnte Eisenbahn wird er ein dauerndes Denkmal seiner segensreichen Thätigkeit zurücklassen. Ich hatte das Vergnügen, diesen Wohlthäter Adens gelegentlich eines Dinners kennen zu lernen, und fand in ihm auch einen persönlich liebenswürdigen Mann. Doch machte sich in seinem Wesen eine gewisse Ermüdung bemerkbar, welche zeigte, daß eine rastlose Thätigkeit im tropischen Klima die Körperconstitution doppelt angreift, möge sie auch ursprünglich eine eiserne gewesen sein.

Am 4. October, nachdem anlässlich des Namensfestes Sr. Majestät des Kaisers und Königs eine Messe an Bord gelesen worden war, dampfte die „Fasana“ aus dem Hafen von Aden. Das Wetter war schön, allein der Wind schwach und unserem Kurs entgegen. Es wurde daher der stets günstige „Maschinenwind“ beibehalten, der uns schon den 6. October mittags vor Makalla brachte.

## Capitel II.

### Makalla.

Wo liegt Makalla? werden wohl die meisten angesichts dieses Namens fragen, und berechtigterweise, denn selbst Geographen von Fach, die sich nicht besonders mit Arabien befassen, dürften kaum etwas von dem Bestehen dieses Ortes wissen. Ich erlaube mir daher erläuternd beizufügen, daß dies die Haupthafen- und Residenzstadt des Sultanates von Makalla und Scheher ist, eines der vielen kleinen, aber unabhängigen Sultanate, die an der Südküste Arabiens zwischen dem türkischen Yemen und dem Gebiete des Imam von Maskat liegen. Nachdem wir in Aden gehört, daß Makalla höchstens 4000 bis 5000 Einwohner zähle und dort keine Europäer ansässig seien, hatten wir uns keine großen Erwartungen bezüglich desselben gemacht. Wir waren daher durch den imposanten Anblick, den die Stadt vom Ankerplatze aus gewährt, ganz angenehm überrascht. Vor einer fast senkrechten, mit Wachtürmen gekrönten Felswand zeigt sich am Küstenraum, sowie auf einer in die See hinausreichenden Halbinsel eine ganz stattliche Menge oft drei bis vier Stock hoher Steingebäude in arabisch-persischer Bauart mit flachen Dächern und crenelierten Einfassungsmauern, viele blendend weiß getüncht. Um die Stadt ist eine hohe Mauer geführt, welche am Ufer in zwei fortartige Batterien mündet. Eine Moschee mit konischem, durchbrochenem Thurm, sowie einige grüne Sträucher im Friedhofe bilden das Centrum des Bildes. Durch das sandige Ufer zu beiden Seiten und die sich im Hintergrunde aufthürmenden Felsen, an denen, soweit das Auge reicht, kein Gras und kein Halm zu entdecken ist, erhält dasselbe ein entsprechendes Relief. Im Vordergrund der heitere Anblick der tiefblauen See, auf welcher zahllose Segelboote und Canoes Fischfang treiben, und näher gegen die Stadt zu mehrere größere Küstenfahrer vor Anker.

Auf den ersten Blick hätten wir der Stadt das Zwei- bis Dreifache ihrer wirklichen Bevölkerung zugemuthet. Allerdings ergab eine nähere Betrachtung mit



Matalla, gesehen vom Palaste des Sultans.



dem Fernrohre, daß viele der stattlich scheinenden Häuser große Risse haben und halb verfallen sind; auch gewahrten wir zwischen denselben kleine Hütten aus Palmstroh, welche großes Elend verrathen. Im Orient will eben alles nicht zu genau und nur aus einer gewissen Entfernung betrachtet sein.

Raum war der Anker im Grunde, als eine dienstliche Expedition an Land gieng. Es war der Sultan aufzusuchen, ihm der Empfehlungsbrief des Lieutenant-Colonel Hunter zu übergeben und mit ihm wegen des Austausch eines officieller Besuche zu verhandeln. Schon von weitem sahen wir den offenbar erst kürzlich gebauten, modernen Anforderungen entsprechenden Molo von einer dichtgedrängten Menge neugierigen Volkes besetzt. Ein großes Schiff ist eben eine besondere Seltenheit in Makalla; auch Europäer dürfte man dort nicht häufig sehen. Wie zu erwarten war, zeigte sich uns auch hier eine bunte Zusammenstellung aller Hautschattierungen und Trachten des Orients; doch war offenkundig die arabische Rasse in überwiegender Mehrheit vertreten. Nur hie und da gewahrte man einen Somali oder Suahelineger, sodann Farji (mohammedanische Perjer) und Banianen, sowie Mischlinge dieser Rassen mit Arabern. Wenn uns auch beim Aussteigen alles dicht umringte, und manche Gestalten an die räuberischen Beduinen mahnten, welche die Südküste Arabiens in so bösen Ruf gebracht, so war doch eine gutmüthige, den Fremdlingen durchaus nicht ungünstige Stimmung unverkennbar. Wir waren eben im Begriffe, durch unseren Borddolmetsch, einen aus Cairo gebürtigen Matrosen, unser Begehren, den Sultan aufzusuchen, verständlich zu machen, als uns die Sache unerwartet leicht gemacht wurde. Ein an seinem bunten Turban, schönen Waffen und dem schwarzen Kaftan als militärischer Würdenträger kenntlicher Araber hatte sich durch unerbittliches Losshauen auf die Menge zu uns Bahn gebrochen und meldete sich als Abgesandter des in Abwesenheit des Sultans in Makalla regierenden Gouverneurs. Wir folgten demselben und gelangten alsbald zu einem weißgetünchten dreistöckigen Hause. An dessen Schwelle empfing uns der Gouverneur Abdul Chalek bin Almas, umgeben von einer Leibwache, die höchst malerisch costümiert und mit den bekannten langen Araberflinten ausgerüstet war. Bei Abdul Chalek fanden wir jene achtungsgebietende Ruhe und das würdevolle Auftreten, welches den vornehmen Orientalen kennzeichnet. Ein großer Monarch könnte nicht mit mehr Grandezza und ausgesuchterer Höflichkeit die Hand reichen und hierauf die schöne orientalische Begrüßung durch Berührung des Kopfes und der Brust mit der Hand vornehmen. Übrigens ist Abdul Chalek ein hübscher Mann mit intelligenten Zügen, und der mit reichen Stickereien versehene schwarze Kaftan kleidet ihn vortrefflich. Auf seine Einladung folgten wir ihm über enge, leiterartige Treppen, welche gegen Überfälle sichern sollen, in den dritten Stock. In einem lustigen Erker, in welchem auf hübschen Teppichen ein niedriges Tischchen und mehrere Stühle standen, wurde Platz genommen.

Nachdem dem Räucherfaß frische Nahrung zugeführt worden war — Araber sind ganz besondere Freunde von Weihrauch und Räucherholz — begann die Unterredung.

Allein, ob nun unser Dolmetsch nicht verständlich sprach oder, was wahrscheinlicher, weil Abdul Chalef seine Vertrauensperson als Interpreten haben wollte, bat er zu warten, bis dieser käme. Dadurch entstand eine Pause, die hart ans Komische streifte. Um in die Situation, welche lebhaft an eine Pause im Tanze mit einer unbekanntem Tänzerin mahnte, ein wenig Abwechslung zu bringen, wagte sich endlich einer von uns, ganz analog der Parallele, mit dem Ausrufe harr! (heiß!) hervor, eines der wenigen Worte, welche wir unserem Lotsen im Rothem Meere abgelernt hatten. Nachdem jedoch der höfliche Abdul Chalef hierauf sofort alle Fenster aufreißen ließ, was eine bei dem allgemeinen Transpirieren mörderische Zugluft zur Folge hatte, wurde dieser Versuch, die Unterhaltung zu beleben, schleunigst aufgegeben. Endlich kam der ersehnte Dolmetsch, ein Farsi, dessen an den Gesichtszügen kenntliche Schlaueit nicht ohne praktischen Erfolg zu sein scheint, wie seine rundliche, wohlgenährte Gestalt bezeugte. Obwohl dieser wieder des Englischen nur in beschränktem Maße mächtig war, so gieng die Unterredung nun doch ziemlich rasch von statten. Abdul Chalef gab seiner Genugthuung über das Schreiben Hunters Ausdruck, versprach, dasselbe dem im Sommerpalast in Scheher residierenden Sultan zukommen zu lassen, und freute sich über den angesagten Besuch des Schiffscommandanten. Die bloß informativ gestellte Anfrage, ob er seinerseits das Schiff zu besuchen gedenke, beantwortete er mit auffallender Hast verneinend, und mit der Motivierung, daß er als Gouverneur die ihm anvertraute Stadt nicht verlassen könne. Seine Abneigung gegen Schiffsbesuche dürfte jedoch einem anderen Grund entspringen. Die Engländer hatten mit dem früheren Sultan von Makalla wegen des einstens hier schwunghaft betriebenen Sklavenhandels ein Hühnchen zu pflücken. Derselbe wurde mittels einer Ehreescorte von Blaujacken an Bord eines vor Makalla erschienenen Kriegsschiffes geleitet, nach Aden gebracht, und daselbst durch mehrere Wochen interniert, bis er endlich in alle an ihn gestellten Forderungen willigte. Natürlich herrscht seitdem unter den Arabern dieser Küste ein erklärliches Mißtrauen gegen Besuche auf Kriegsschiffen.

Die schwierigste Verständigung ergab sich jedoch, als unsere Nationalität zur Sprache kam. Der gute Abdul Chalef hatte außer von den gefürchteten „Englis“, dem Badischah und seinen Erzfeinden, den „Moskov“ (Russen), höchstens noch etwas von den „Fransawi“ gehört. Glücklicherweise kamen wir auf die Idee, ihm einen Maria Theresienthaler zu zeigen und ihm zu erklären, daß wir dem Reiche angehören, wo die Sultana einst regierte, deren Abbild in Silber in ganz Ostafrika und Arabien so zahlreich vertreten ist. Dies leuchtete ihm sofort ein und schien gleichzeitig bei ihm eine Vorstellung über den Reichthum unseres Vaterlandes hervorgerufen zu haben, die unseren Schatzkanzler auf das höchste entzückt hätte. Mittlerweile wurde Thee serviert, bei der tropischen Hitze allerdings eine mißliche Sache, doch unmöglich auszuschlagen, nachdem Abdul Chalef jedem einzelnen die Tasse mit würdevollem Salaam überreichte.

Endlich brachen wir unter vielen Höflichkeitsbezeugungen auf. Wir befreiten damit die Personen seines Gefolges von einer zwar sehr respectvollen, aber gewiß



5\*

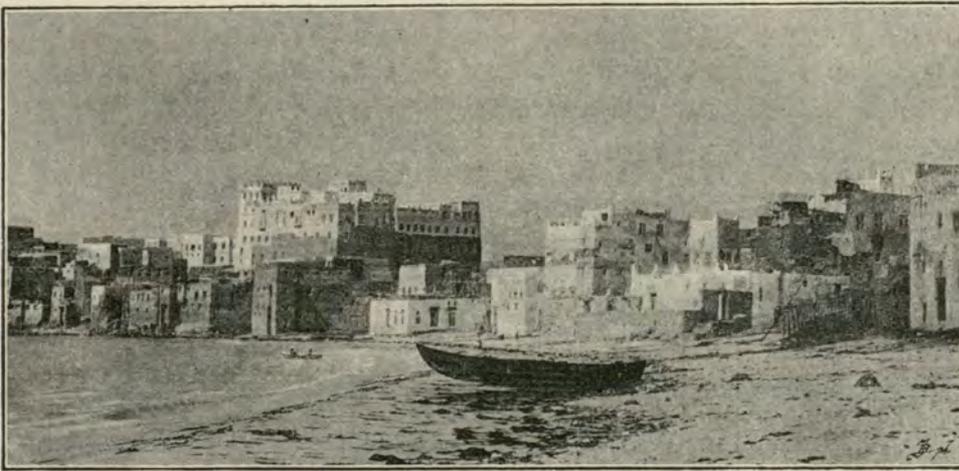
Mafalla. Volkstypen.



nicht bequemen Karyatidenstellung, die darin bestand, daß sie, an die Wände des Vorgemaches gelehnt, die ausgestreckten Hände an, wie es scheint eigens zu dem Zwecke befestigten Holznägeln über den Köpfen hielten.

Der bald darauf folgende offizielle Besuch des Schiffscapitäns und des Stabes beim Gouverneur verlief in ganz ähnlicher Weise. Doch prunkte Abdul Chalef mit seinem erweiterten politischen Gesichtskreis, indem er sich sehr inständig um das Befinden Ihrer Majestät der Kaiserin Maria Theresia erkundigte.

Schließlich zeigte er uns, nachdem der Wunsch ausgesprochen worden war, die innere Einrichtung eines Wohngebäudes kennen zu lernen, sein eben vollendetes Privathaus. Lustige hohe Räume, wo es angeht, Öffnungen in den Wänden, um einen kühlenden Luftzug zu erzielen; statt des Daches eine Terrasse mit gezackter Brüstung und in der



Mafalla. Palast des Sultans.

Mitte des Gebäudes ein durch alle Stockwerke gehender Lichthof, von welchem die meisten Räume ihr Licht erhalten, da die äußeren Fenster, besonders der Frauengemächer, gewöhnlich dicht verschlossen sind, bilden dessen Charakteristik. In Mafalla fehlen inmitten des Hofes der kühlende Springbrunnen und die Blumenboskettis, welche das arabische Haus kennzeichnen. Im übrigen sind aber die Hauptgrundzüge des Häuserbaues die gleichen, wie überall, wo sich arabischer Geschmack direct oder indirect geltend gemacht, sei es in Sansibar, Spanien oder Mexiko.

Bei der Verabschiedung war Abdul Chalef noch so liebenswürdig, uns einen Theil seiner Escorte mitzugeben, der uns bei einem Besuche des Bazar's und bei einem Ausfluge nach dem eine halbe Meile landeinwärts gelegenen Bofaren das Geleite zu geben hatte. Der Bazar bot das gleiche bewegte Bild wie jener von Alt-Suez oder sonst einer unverfälscht arabischen Stadt. Allerdings waren die feil-

gebotenen Waren noch armseliger, der Schmutz noch größer als dort, der Gestank wahrhaft pestilenzialisch, und von der Wolke von Fliegen, welche hier buchstäblich alles bedecken, kann man sich kaum einen Begriff machen. Zwischen den verschiedenen Waren sah man auch Bismuth und schwarze Wichse zum Färben der Augenbrauen, Henna zum Röthen der Fingernägel und Fläschchen mit wohlriechenden Wässern in bedeutenden Massen vertreten. Angesichts der meist defecten, ursprünglich blauen oder rothen, jetzt aber gleichförmig bräunlichen Kleidung der Makallaschönheiten, und der augenscheinlichen Sparsamkeit mit der Seife gibt dies wohl zu denken. Wie doch die Eitelkeit in allen Klimaten und bei allen Völkern, von welchem Culturzustande sie auch seien, die gleiche große Rolle spielt!

Am Strande angelangt, hofften wir aufzuathmen; allein wir kamen vom Regen in die Traufe. Abgesehen davon, daß gerade Ebbe war und ein intensiver Strandgeruch vorwaltete, gelangten wir daselbst zu den Fischdepots. Der Fischfang bildet nämlich den Haupterwerbszweig der Bewohner Makallas und ist auch bei dem unendlichen Fischreichtum des Arabischen Meeres von einem staunenswerten Erträgnis. Von der Ausbeute werden größere Exemplare von Thunfischen, Bonniten 2c. ausgewählt, gereinigt, des Kopfes entledigt und sodann im Wüstenlande bei gleichzeitigem Einjalzen der Sonne ausgesetzt. Hunderte von Küstenfahrern führen diese Ware, von welcher der Centner mit 3 bis 4 fl. bezahlt wird, nach Aden, der Somaliküste und Sansibar, und bringen dafür Baumwollzeug, Bauholz und Körnerfrüchte, sowie lebendes Vieh zurück. Die kleineren Fische, gleich unseren Sardellen, ja selbst von der Größe von Heringen, haben fast keinen Wert und werden als Viehfutter verwendet. Einen einträglicheren Export nach China bilden Flossen und Schwanzstücke der Haiische; diese Delicatessen der Zopfträger werden mit 35 bis 40 fl. pro Centner von den indischen Zwischenhändlern bezahlt.

Endlich gelangten wir zum massiven Stadthore, dessen einfache, aber höchst geschmackvolle Schnitzereien in arabischem Stile unsere Bewunderung erregten. Die Grauthiere, welche uns nach Bokaren zu bringen hatten, waren noch nicht vollzählig. Dies gab uns Muße, die an das Stadthor grenzende fortartige Batterie zu besichtigen. Die daselbst befindlichen Geschütze der verschiedensten Herkunft und Zeitalter — in jeder arabischen Stadt findet man solche antediluvianiische Exemplare, welche den Stolz der Bevölkerung bilden — waren verhältnismäßig sehr gut in Ordnung gehalten. Doch wenn man uns auch versicherte, daß sie jährlich beim Beiramfeste abgefeuert werden, mußten wir sie doch unter jene verdächtigen Waffen einreihen, die man am liebsten dem Feinde zur Bedienung überlassen möchte. Dies bei allem Respect für den Top kol agasi (Geschützmeister), einen sehr energisch und intelligent aussehenden Araber, der ja, wie erwähnt, das Gerümpel in staunenswerter Ordnung hielt. Nachdem uns derselbe seine Schätze bis ins kleinste Detail gezeigt — die europäische Geheimthuerei hat sich noch nicht bis Makalla erstreckt — stellte er sich als Patient vor und bat unseren Doctor um ein Heilmittel für sein Fußleiden.

Seine Erkenntlichkeit für das probat wirkende Mittel war eine so große, daß wir trotz alles Sträubens am nächsten Morgen eine höchst ausgiebige Salbung mit Rosenöl und Floridawasser über uns ergehen lassen mußten, wie es scheint, in Arabien eine ganz besondere Freundschaftsbezeugung.

Mittlerweile waren die aus allen Theilen der Stadt zusammengetriebenen Reitthiere vollzählig geworden. Die Thiere wohl, allein die dazugehörigen Sättel nicht; und abgesehen davon, daß angesichts der Unterlage, welche man einigen von uns bot, ein reger Wunsch nach den Erzeugnissen Zacherls entstand, fehlten auch oft Bügel und Zügel.

Nun, schlecht und recht setzten wir uns in Bewegung. Unser Zug verdiente verewigt zu werden. Vor uns die ebenso malerisch als wild aussehende, bis an die Zähne bewaffnete Escorte, wir ganz weiß gekleidet und mit dem hohen Tropenhelm ausgerüstet auf den kleinen Thieren, mit den Füßen fast den Boden berührend, zum Schluß eine stattliche Schar von Treibern und neugierigen Jungen. Doch diese Ordnung blieb nicht lange aufrecht erhalten. Bei dem Mangel jeder Führung grupperten sich bald die Esel nach Temperament und Sympathie; auch schien es ihr Ehrgefühl zu beleidigen, daß Menschen vor ihnen giengen, da diese doch stets als Treiber hinter ihnen rangieren.

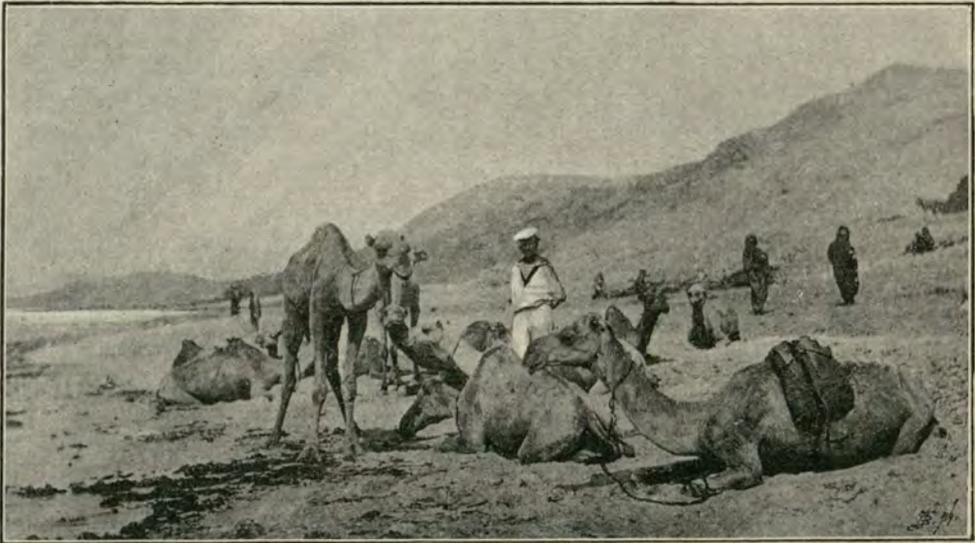
Mit einem Worte, plötzlich war die Escorte durchbrochen und die Gesellschaft jagte in wildem Galopp in Gruppen von zwei bis drei Personen dahin. Allerdings hatte diese Formationsänderung wenigstens den Vortheil, daß die Escorte sich nützlich erweisen konnte, um jene, die unfreiwillig genauere Studien des Wüstenlandes vornahmen, auflesen zu helfen.

Wir ritten vorerst längs des durch Felsenwände begrenzten Strandes, wo zahlreiche Karawanen lagerten und sich auch armselige Palmstrohütten zur Aufnahme der Karawanenführer befinden. Mafalla ist nämlich eine der wichtigsten Einbruchstationen Südarabiens, wofür letzteres von da aus mit Baumwollzeug und dergleichen Kunstproducten versehen wird, während es dafür Tabak, Datteln, Gummi und Weihrauch hier zur Ausfuhr bringt.

Kameele gab es da in großer Menge, und neuerdings konnten wir die Geduld dieser Thiere bewundern. Nicht nur, daß sie Lasten von 5 bis 10 Centner tagelang bei höchst spärlicher Nahrung schleppen müssen, sondern man bindet ihnen auch, sobald es zur Lagerung kommt, das Knie eines Vorderfußes zusammen und zieht dieses gegen den Hals, damit sie nicht entlaufen können. Dabei erhalten sie in Ermangelung vegetabilischen Futters in Mafalla getrocknete kleine Fische vorgeworfen. Fürwahr, der dieses Thier kennzeichnende melancholische Zug hat seine Berechtigung.

Nach einem beiläufig viertelstündigen Ritte bog der Weg rechts durch eine Thalkluft. Ringsum nichts als steile, wildgezackte Felswände und öde Sandflächen, am Thalboden zwar ein kleiner Teich, aber mit ungenießbarem Seewasser; nirgends ein Halm oder Strauch. Wir befanden uns in der vollsten Wildnis, deren menschenfeindlicher

Charakter vielleicht dadurch eindrucksvoller wurde, daß die Probeschüsse der Escorte in tausendfachem Echo von den Felswänden wiederhallten. Endlich verbreitert sich das Thal und es bietet sich uns der wohlthuende Anblick einer Oase in der Wüste. Ganz ansehnliche Palmenhaine zeigen sich und zwischen denselben auch manch üppiges dunkelgrünes Strauchwerk. Über den Hainen thronen auf einer Anhöhe, sowie auch auf einigen der niederen Felskanten ziemlich große Gebäude mit weißen crenelierten Zinnen. Einige Brunnen mit genießbarem, allein noch etwas brackisch schmeckendem Wasser liefern die Erklärung zu diesem Scenenwechsel. Je weiter wir fortschreiten, um so üppiger zeigt sich die Vegetation, und in Bokaren findet man um eine Quelle ausgezeichneten Süßwassers förmlich einen tropischen Garten. Auch der Ort selbst ist nicht übel.



Lagernde Kameele.

Freundliche weiß getünchte Landhäuser mit grünen Fensterläden reihen sich in ganz ansehnlicher Zahl aneinander. Allein seit wir die Karawanenstraße verließen, war nirgends ein lebendiges Wesen außer uns zu sehen; in der That, all die Bauten waren unbewohnt und die Todtenstille, welche im Orte herrschte, ließ an eine Luftspiegelung oder ein Zauberspiel denken. Übrigens fand sich für das verlassene Dorf eine sehr natürliche Erklärung.

Baumaterial, nämlich Stein, Kalk, welcher in großen Mengen gebrannt wird, und Sand sind im Überflusse vorhanden, somit der Häuserbau sehr billig. Es gestatten sich daher die wohlhabenderen Bewohner von Matalla den Luxus, für ein bis zwei Monate der größten Hitze, für welche Zeit wegen der Dattelreise vom Sultan eine entsprechende Garnison nach Bokaren entsendet wird und somit ein Schutz gegen räuberische

Überfälle gegeben ist, Häuser zu bauen, welche nur während dieser Zeit bewohnt werden.

Die erwähnten romantischen castellartigen Bauten, welche unsere Bewunderung erregten, sind, wie wir von unserem Dolmetsch erfuhren, einfach Kasernen für die Soldaten des Sultans. Nach dieser Enttäuschung, und da es ausgeschlossen war daß hinter dem Gitterwerk der Fenster irgend eine schöne Zuleika oder Fatmé den Fremdling mit neugierigen Gazellenaugen musterte, verlor die Gegend bedeutend an Reiz für uns. Die Palmen erschienen minder grün, das Murmeln der Quelle weniger poetisch und unsere Sattelnägel doppelt hart. Nach kurzer Rast brachen wir daher wieder zur Heimkehr auf. Da jedoch die Escorte von dem Wettlaufe mit den Eseln noch lebhaft pufete, und auch Abdul Kerim für ein langsameres Tempo stimmte, stieg ein Theil der Gesellschaft ab und wendete sich zu Fuß heimwärts.

Die früher beschriebene Scenerie gewann bei der Abendbeleuchtung, welche die Felsen in wunderbar schönen, rothigen Tinten erscheinen ließ und lange groteske Schatten hervorrief, noch an seltsamer Schönheit. Dabei gieng es jetzt auf dem Karawanenweg, ganz lebendig zu, da die Landbewohner der Umgebung nach beendeten Einkäufen nach Hause zogen. Im allgemeinen sah man gutmüthige Gesichter, wenn auch die im Gegenjage zu der elenden Bekleidung ganz gute Bewaffnung uns nicht vergessen ließ, daß wir uns im Lande der räuberischen Beduinen befanden. Als Ungläubige und Fremde — die ja mitunter, wie die Engländer es gethan, recht gewaltthätig auftreten — mußten wir diesen Leuten sozusagen vogelfrei erscheinen. Man muß es daher ihrer Gutmüthigkeit oder ihrem rechtlichen Sinne sehr zugute schreiben, daß sie nicht den Versuch machten, sich in den Besitz unserer Barschaft zu setzen. In der Nähe von Palermo oder Athen wären Reisende unter ähnlichen Verhältnissen vor nicht langer Zeit kaum so unbelästigt gelassen worden, denn abgesehen davon, daß die Escorte vielleicht mit den Strolchen gemeinschaftliche Sache machen konnte, waren wir von ihr oft sehr weit entfernt.

Mittlerweile war die Sonne untergegangen; hell glitzerten die Sterne und der Mond kleidete alles in sein weißliches Licht. Der Anblick der Stadt unter diesen Umständen hätte wohl den trockensten Prosaiser in Entzücken versetzt. Die fremdartigen, weißen Gebäude, die glitzernde See, welche sich in langen Schaumwellen am Ufer brach, die geheimnisvolle Beleuchtung der im Schatten befindlichen Häuser durch die flackernden Feuer in den Straßen, die schroffen, fast blendend erleuchteten Felswände, das bunte Gewühl von Menschen, die zumeist in Gruppen ihr Abendgebet verrichten, sowie von Kameelen und sonstigen Lastthieren, vereinigten sich zu einem unbeschreiblichen, märchenhaften Bilde. Beim Thore fand sich die ganze Gesellschaft wieder zusammen. Nun gieng es durch den Bazar zum Boote, wobei uns die Escorte durch rücksichtsloses Dreinhauen auf die Menge, das aber ganz gutmüthig aufgenommen wurde, freie Bahn schaffte. Zu unserem Erstaunen erwartete uns auch noch Abdul Chalek beim Landungsplatze, um sich in eigener Person von unserer glück-

lichen Rückkehr zu überzeugen, welche besondere Aufmerksamkeit wir natürlich mit vielen Salaams und Alhambiluläs herzlichst beantworteten.

Am nächsten Morgen besuchten wir nochmals das Land. Vorerst lenkten wir unsere Schritte nach der Schiffswerfte, auf welcher kleine Küstenfahrer von 20 bis 40 Tonnen Gehalt gebaut werden. Wir staunten über die scharf verlaufenden Linien, die man den Unterwassertheilen zu geben versteht und welche die ausgezeichneten Segel-eigenschaften der Bagaläs erklären. Auch ist die Construction dieser Fahrzeuge eine recht solide. Zum Kiel und zu den Steven wird Teakholz genommen, zu den Spanten passende Krummhölzer von der Somaliküste; die Verbindungen werden sorgfältig und mit Fachkenntnis ausgeführt. Im allgemeinen muß man die Araber als sehr gute Seeleute bezeichnen. Sie sind kühn, haben scharfe Augen und ein ausgezeichnetes Orientierungsvermögen. Obwohl ihre Fahrzeuge gewöhnlich mit Compassen ausgerüstet sind, fahren sie doch bei den in diesen Gewässern zumeist klaren Nächten vorwiegend nach den Sternen. Mit der wechselnden Stellung der letzteren vollkommen vertraut, bezeichnen sie nach derselben meist die Jahreszeiten; so sagen sie z. B. „zur Zeit, wenn des Morgens der Sirius am höchsten steht“, u. dgl. Doch schätzen sie auch eine ungestörte Nachtruhe, und bei Fahrten längs der Küste pflegen sie gegen Abend, wo thunlich, vor Anker zu gehen. Daher dauern solche Fahrten meist sehr lange; die Strecke von Matalla nach Aden, kaum 300 Seemeilen, erfordert oft 20 bis 25 Tage Fahrzeit.

Wir besichtigten ferner eine Gar Küche, in welcher den auf dem Lehmherd befindlichen Töpfen nicht so üble Speisengerüche entstiegen, und eine Weberhütte, wo man an Baumwollendentüchern die beliebten farbigen Bordüren einwebte. Auch bewunderten wir die Geschicklichkeit von Palmstrohflechtern, welche feste, mitunter auch recht geschmackvoll gefärbte Körbe erzeugen. Lebhaftes Trommeln und Singen führte uns zu einem Hause, in welchem, nach dem umstehenden, großen Haufen neugierigen Volkes zu schließen, etwas Ungewöhnliches vor sich gehen mußte. Wie uns Abdul Kerim erklärte, handelte es sich um ein unserer Taufe entsprechendes Fest, welches gewöhnlich sieben bis acht Tage nach der Geburt des Kindes stattfindet. Diese selbst wird sofort dadurch gefeiert, daß man unter dem Bette der Wöchnerin eine Ziege schlachtet und deren Fleisch mit einigen Datteln an die nächsten Anverwandten vertheilt.

Das Fest der Namenserteilung ist sehr einfach. Alle Verwandten und Freunde versammeln sich, der Mollah spricht die Aufforderung zum Gebet dem Säugling ins Ohr, und sagt hierauf laut den ihm bestimmten Namen. Jeder der Anwesenden legt einen Obolus für die Hebamme in eine Schüssel, sodann folgt ein Mahl. Süßigkeiten und Kät — ein nervenreizendes Getränk, ähnlich dem Kaffee — sowie das Besprengen mit Rosenöl und anderen wohlriechenden Essenzen, endlich Singen und Trommeln spielen dabei die Hauptrolle. Es ist seltsam, daß die Orientalen so viel auf Wohlgerüche halten, nachdem sie doch für den Gestank in den Straßen eine so große Gleichgiltigkeit an den Tag legen.

In nicht geringes Erstaunen versetzte uns der getreue Abdul Kerim, der, als wir ihm beim Abschied ein Honorar anboten, absolut nichts von einer Bezahlung wissen wollte, ja förmlich beleidigt erklärte, er habe uns nur aus Freundschaft und nicht des Lohnes halber Dienste als Dolmetsch geleistet. Angenehmerweise war es möglich, ihm wenigstens durch Übersendung von türkischem Tabak, welcher in Makalla wie in ganz Arabien außerordentlich geschätzt ist, unsere Erkenntlichkeit zu erweisen. Diese Uneigennützigkeit des Führers, während doch sonst im Orient alles nach Backschisch haſcht, sowie der Umstand, daß wir in Makalla, wo es Elend und Armut genug gibt, nicht ein einzigesmal angebettelt wurden, verdient eigens angeführt zu werden. Es scheint sich eben nur dort, wo ein Verkehr mit Europäern stattfindet, diese wie manche andere Schattenseite des levantiner Charakters zu entwickeln, während der unverfälschte Volkscharakter — wie ja überall beobachtet wird — auf einer höheren Stufe steht.

Nach unserem Eintreffen an Bord wurde der Anker gelichtet und die „Fajana“ dampfte, mit Mühe durch die Anzahl von Fischerfahrzeugen steuernd, seewärts. Durch den rasch auf Aden folgenden Besuch Makallas waren wir nicht so recht zum Bewußtsein gelangt, daß mit dem Verlassen Adens eigentlich erst die große Reise, die Serie von neuen uns noch nicht bekannten Bildern, die entschiedene Trennung von der Heimat begonnen hatte. Denn wenn auch die Verbindung zwischen Aden und Oesterreich-Ungarn schon eine langwierige ist und ein Brief 10 bis 11 Tage bis zum Eintreffen in der Heimat braucht, so ist doch fast täglich Gelegenheit zur Absendung eines solchen gegeben. Nun aber war unser nächstes Reiseziel Maskat und der Persische Golf, wo bloß monatlich ein- bis zweimal Postdampfer ankommen und die Verbindung nach Europa via Bombay stattfindet. Da hieß es wohl alles Rücksehen nach der Heimat aufgeben. Dem Bordleben wird nun, da vorderhand nur der Besuch unwirtlicher Häfen in Aussicht steht, erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet. In den Cabinen und Kajüten wird die letzte Hand angelegt, um den thunlichsten Comfort zu erzielen. Die gesellschaftlichen Vereinigungen des Stabes nehmen einen ausgesprochen stabileren Charakter an. Der der Ruhe gewidmete Abend ist die Tageszeit, während welcher dies am meisten zum Ausdruck kommt. Nach dem Diner, welches um 6 Uhr stattfindet, ist vorerst Versammlung im sogenannten Kaffeehause. Wo im Hafen die Schiffstreppe angebracht wird, auf einer außerhalb der Schiffswand befestigten Plattform, werden Feldstühle aufgestellt und bei der Cigarre oder der Cigarette die Reiseindrücke ausgetauscht, vielleicht auch hie und da etwas von der Chronique scandaleuse Polas aufgewärmt. Übrigens ist letzteres selten nöthig, denn das Arabische Meer gibt, selbst wenn man tagelang kein Segel sieht und nur selten die Küste sieht, stets neuen anregenden Gesprächsstoff. Im allgemeinen haben tropische Meere ein sehr reiches Thierleben, das Arabische Meer aber steht in dieser Richtung ganz unerreicht da. Bei Tage sieht man häufig kolossale Pottwale pustend dahinschießen, dann plätschert wieder ein Trupp mitunter recht großer Fische, die, um

einem übermächtigen Verfolger zu entgehen, oft unglaublich hoch aus dem Wasser springen, endlich schwärmen fliegende Fische allerseits umher. Die Oberfläche der See ist voll von niederen Seethieren, zumeist Quallen, deren Existenz besonders des Nachts zur Geltung kommt. Oft durchschneidet das Schiff große, feurige Flächen hell leuchtender Thierchen, dann huschen wieder, einer brennenden Schlange gleich, Venusgürtel an demselben vorbei.

Um halb 8 Uhr beginnt die Musik ihre bis 8 Uhr währende Production. Dies ist der Glanzpunkt des Abends. Die Mannschaft tanzt, es herrscht ja nur mehr eine Temperatur von 26 °! Beim Stabe verstummt das Gespräch; man blickt hinaus auf die des Abends meist glatte, unendliche See, in der sich Sterne und Mond spiegeln. Da wird auch im Geiste gar mancher Tanz wiedergetanzt, und die sanfte schaukelnde Bewegung des Schiffes fördert die Illusion.

Mit dem Glockenschlag 8 Uhr ist allgemeiner Ausbruch. Die freie Mannschaft wird in die Hängematten geschickt, auch viele vom Stabe, besonders jene, welche in der folgenden Nacht die Wache beziehen, gehen zur Ruhe.

Die „Freien“ unter der Führung des stets heiteren Chefarztes begeben sich regelmäßig an den grünen Tisch. Während sich der Wachofficier bei ruhigem Wetter vielleicht mit dem ihm neuen südlichen Sternenhimmel befaßt, wird er durch ein siegesbewusstes „Saralash“ oder „Kullo“ oder ein energisches „Contra“ daran gemahnt, daß er die Wache auf einem schwimmenden Stück der Heimat hält, dessen Bewohner auch hier die dem Österreicher eigenthümliche heitere Lebensauffassung nicht verleugnen.

Infolge der vorgeschrittenen Jahreszeit hatten wir wenig Aussicht mehr, den für uns günstigen Südwestmonsun anzutreffen. Doch ließ er sich glücklicherweise herbei, uns noch während einiger Tage vorwärts zu treiben. Allein 1100 Meilen zurückzulegen — so viel beträgt die Entfernung zwischen Matalla und Maskat — ist, wenn bloß Segel gebraucht werden, bei unausgesprochenen Brisen eine harte Aufgabe. Nach Doublierung des Ras el-Hadd, der Südostspitze von Arabien, wurde daher auch die Maschine in Betrieb gesetzt. Bald gelangten wieder die wildzerklüfteten Berge Arabiens in nähere Sicht, und am 21. October des Nachmittags warfen wir vor dem äußerst malerischen Maskat den Anker.

### Capitel III.

#### Maskat.

Ein bizarr geformter schwarzer Felsstock, dessen scharfkantige Ausläufer gegen Norden zu fächerförmig auseinandergehen und steil in die See abfallen. In der Verlängerung des äußersten nordöstlich laufenden Grades ein steiles, an Gibraltar mahnendes Felseneiland, welches im Vereine mit den Felsvorsprüngen den Hafen bildet. Die schwarzen, nackten Felswände, mit weißen Thürmen und Mauern gekrönt, weiter innen im Hafen zu beiden Seiten castellartige Forts, alten Ritterburgen gleichend, und zwischen diesen eingezwängt eine Front stattlicher Gebäude arabischer Bauart, welche sich im hellgrünen Wasser der Bucht wieder spiegeln. So zeigt sich dem Besucher Maskat, die Hauptstadt Omans, an welche sich in den Ecken zwischen den übrigen Felsrücken die Häuserlinien der Fischerdörfer Rabla und Rham und das weiße Häusergewirr der Handelsstadt Materah anschließen. Dieses Bild, welches an malerischer Schönheit seinesgleichen sucht, ruft einen poetischen Eindruck hervor, der durch das Bewußtsein nicht geschmälert wird, daß hier einst der Schlupfwinkel berühmter Piraten war, welche den Persischen Golf und die Arabische See mit ihren Greuelthaten erfüllten.

Die große Anzahl Küstenfahrer, die vor Materah liegen, sowie mehrere Kanonenboote mit der rothen Maskatflagge und zwei Handelsdampfer zeigen uns aber, daß Maskat noch jetzt ein wichtiger Ort ist, und obwohl es sammt den Nebenorten nur 40.000 Einwohner zählt, auch heutzutage noch ein Stück orientalischer Herrlichkeit darstellt. Gleichzeitig hat der Besuch Maskats den eigenthümlichen Reiz, daß man sich an einem Orte befindet, der von Europäern nur selten besucht wird. Man wird daran augenscheinlich gemahnt, denn die fremden Kriegsschiffe, welche den Hafen besuchten, haben es für wert gehalten, dies durch riesige weiße Aufschriften an den schwarzen Wänden der Maskat-Insel festzustellen.

Gelangt man durch einen kühnen Sprung über die verwahrloste Landungstreppe auf den mit Warenballen und einer Menge feilschender Händler und keuchender Lastträger überfüllten Zollhausplatz, so fesselt vor allem der Palast des Sultans die Aufmerksamkeit. Baulich wohl kein Meisterstück. Zweistöckig, mit hohen grünen Bogenfenstern und vergitterten Altanen, auf der einen Seite direct an die See gebaut, auf der anderen mit einem Vorhofe versehen, wäre das Ganze an und für sich recht nüchtern. Doch das mit Metallbeschlägen und Schnitzereien reichlich gezierte Thor; im Vorhofe in einem Käfig ein prachtvolles Löwenexemplar — ein passendes Seitenstück zu der



Masfat.

malerisch costümierten und bewaffneten, aber nicht minder wild aussehenden Leibwache des Sultans; hinter den Verandagittern ein beständiges Hin und Her von buntgekleideten vermummten Frauengestalten; auf dem flachen Dache unter einem Pavillon, über dem das rothe Banner weht, mehrere reichgekleidete Männer in Turban, von Negerklaven bedient und sich träumerischer Ruhe hingebend; dies insgesammt läßt schon das Bild einigermaßen jenem entsprechen, welches man sich von der Behausung eines orientalischen Herrschers zu machen pflegt.

Im vollen Gegensatz zu dem Sultanpalast steht das am Ende der Quaifront befindliche englische Consulat. Auf einem niederen, aber solid und bequem gebauten Hause flattert der britische Unionjack, welcher von reingekleideten indischen Infanteristen

bewacht wird, die rund umher ebenfalls in niederen, aber reingehaltenen Häuschen bequartiert sind. Obwohl das Consulatgebäude, welches dem Reduit eines kleinen Castells gleicht, sehr anspruchslos ist, steht der Bewohner desselben dem Sultan an Macht nicht nach. Oman ist zwar ein unabhängiges Sultanat, aber der Imam, welcher übrigens den Engländern seinen Thron verdankt, wird sich wohl hüten, etwas zu unternehmen, was dem englischen politischen Residenten nicht zusagt. Die Krallen des britischen Leopards in Form irgend eines Kanonenbootes würden ihn bald zur Vernunft bringen, und die erwähnten Sepoys reichen wohl aus, um bis dahin unliebame Pressionen auf das Consulat zu verhindern. Die sonstigen Gebäude der inneren Stadt, welche durch bastionierte Mauern und einen Graben abgeschlossen ist, sind sehr gleichmäßig, wenngleich dies infolge der krummen engen Gassen wenig auffällt. Seltenerweise ist auch in der ganzen Stadt keine durch Bauart einigermaßen auffallende Moschee zu sehen. Die Kuppeln und die schlanken Minarets, welche den orientalischen Städten ein interessantes Aussehen verleihen, fehlen hier gänzlich. Die Wohnhäuser meist nach arabischer Bauart, mit quadratischem Grundriß, aus Sandstein mit weißgetünchtem Anwurf gebaut, besitzen in der Mitte einen Hof, um welchen die Zimmer vertheilt sind. Das Erdgeschloß dient als Verkaufsladen, Warendepot oder Dienstbotenraum, im ersten Stockwerk befinden sich die Wohnräumlichkeiten. Fast durchwegs sind auf den flachen Dächern kleine Hütten mit Palmstrohdächern zum Schutze gegen den starken Thau errichtet. Unter diesen wird in der heißen Jahreszeit — in welcher man Temperaturen von 47° im Schatten und 90° an der Sonne beobachtet — die Nacht zugebracht. Denn obwohl die Hausmauern dick sind und daher den Einfluß der Sonnenglut mildern, auch viele Spitzbogenfenster und andere Ventilationsöffnungen bei Tag einen kühlenden Luftzug sichern, so herrscht doch während der Sommernächte eine drückende Schwüle in den Zimmern, welche das Schlafen daselbst geradezu unmöglich macht. Eine Eigenthümlichkeit des Orientes zeigt sich auch in Maskat sehr auffällig. Das Ausbessern von Häusern kennt man nicht. Geräth ein Haus in Verfall, so baut man lieber ein neues, als das alte herzurichten. Ja, oft sieht man große Gebäude, bei welchen der eine Tract schon aufgelassen wird, während der andere sich noch im Bau befindet.

In dem Maße, als man sich vom Quai entfernt, wo meist Vornehmere ihre Behausung haben, werden die Gassen immer enger, dunkler, aber auch belebter. Zuerst zeigen sich größere Läden, dann gelangt man bald in den allgemeinen Bazar. Hier wird durch Steinbänke vor den Häusern, auf welchen die Verkäufer und ein Theil ihrer Waren Platz finden, die Passage so eingeengt, daß oft kaum zwei Personen nebeneinander gehen können. Die Straßen sind, um die lästigen Sonnenstrahlen gänzlich auszuschließen, in einer Höhe von 6 bis 7 Meter mit Brettern eingedeckt, und wenn auch Ventilationslöcher durch diese Decken führen, so herrscht doch unter denselben eine selten erneute schwüle Luft. Glücklicherweise macht Maskat bezüglich der Reinlichkeit eine Ausnahme unter den arabischen Städten. Jeder kehrt — wenigstens wörtlich

genommen — vor seiner eigenen Thüre; deshalb sind auch die Straßen so rein, als es bei dem Umstande möglich ist, daß wegen Mangel an Ställen das Vieh vor den Häusern gehalten wird.

Im Bazar herrscht sogar, im Gegensatz zu dem gewöhnlichen unleidlichen Gestank an diesen Orten, ein angenehmer Wohlgeruch, der von den vielen hier aufgestapelten aromatischen Kräutern und dem häufig anzutreffenden Rosenöl herrührt. Um so lieber genießt man den Anblick, welchen das bunte Gemisch aller Bevölkerungstypen bietet.

Stolz schreitet der Maskater Araber daher, er fühlt sich der herrschenden Rasse angehörig. Von mittlerer Größe und fast durchgehends halbschwarz — da er meist einer Ehe zwischen Arabern und Abessinierinnen oder sonstigen Schwarzen entstammt — kleidet ihn das lange weiße Hemd mit dem schwarzen kastanartigen Oberrock sehr gut. Der bunte Turban und ein Gürtel aus gleichem Stoff, den krummen, reichverzierten Dolch enthaltend, das lange gerade Araberschwert oder ein Stäbchen in der Hand, sowie Ledersandalen vervollständigen die malerische Erscheinung. Gleich originell, aber mehr wild als achtungsgebietend, erscheinen seine Stammesbrüder aus dem Innern, die Wahabis, Safaris und wie alle die Beduinenstämme der Umgebung heißen. Hoch und sehnig, mit stechenden Augen und scharfgeschnittenen Gesichtszügen, in weißen oder naturfarbigen Kameelhaarburnussen, mit einem förmlichen Waffenarsenal im Ledergürtel, übertreffen sie an kriegerischem Aussehen die stämmigen, aber mehr gutmüthigen Beludschien und lassen errathen, daß sie im allgemeinen dem Grundsatz huldigen: nehmen ist seliger, denn geben. Schlankte Abessinier, struppige Nubier, sowie Suaheli, bloß mit dem Leinentuch bekleidet, und verschmizt dreinschauende Perser in weiten Beinkleidern und Rock vervollständigen das kaufende Publicum.

Unter den Verkäufern ist der hervorragendste Typus der Baniane. Stets rein weiß gekleidet, mit einem Strohkäppchen oder dem vorne eigenthümlich zugespitzten rothen Turban auf dem Kopfe, mustert er mit seinen tief im fahlgelben Gesichte liegenden dunklen Augen die vorübergehende Menge, oder führt, auf einer Matte gekauert, seine Bücher. In Bezug auf seinen Lebenserwerb vertritt er vollkommen den Juden im Osten Europas, und zwar so vollständig, daß sich im Persischen Golfe diese beiden Rassen nie an demselben Orte zugleich vorfinden. Doch unterscheidet er sich von diesem durch eine größere Ruhe, eine gewisse vornehme Zurückhaltung, ohne dabei im geringsten seinen Vortheil außeracht zu lassen. Die Banianen sind jedoch nur temporäre Bewohner Maskats. Die meisten derselben kommen von Karatchi, wo sie Weib und Kind zurücklassen und wohin sie sich wieder zurückziehen, wenn sie ihr Schäfchen ins Trockene gebracht haben. Da sie geschickte Geschäftsleute sind, sich auch viel mit dem Pfandleihgeschäfte befassen, welches 1 bis 2 vom Hundert des Monates trägt, und außerdem äußerst sparsam leben, so dauert dies nicht zu lange.

Der Bazar ist auch der einzige Ort, an welchem man arabische Frauen der besseren Stände zu Gesicht bekommt, wenn man bei ihrer Vermummung diesen Ausdruck anwenden darf. Ein grellrother oder geblümter sackartiger Überwurf, welcher der

Faltung nach stark an das improvisierte Negencostüm unserer Bäuerinnen mahnt, enganliegende Beinkleider und ein Gesichtstuch aus dem gleichen Stoffe wie diese, Leder- sandalen und eine mit Gold- und Silberfittern reichgestickte Gesichtsmaske bilden diese Fastnachtstoilette. Jedenfalls erfüllt sie den Zweck, die Trägerin so unvortheilhaft als möglich erscheinen zu lassen. Und doch dürfte dies nicht ganz im Sinne dieser Schönen liegen. Ihre kohlschwarzen Augen richten sich oft länger auf die vorübergehende Männerwelt, als gerade nothwendig und, wenigstens dem Europäer, wünschenswert erscheint, welchen die mit Henna gefärbten Hände und Füße, sowie die geschwärzten Augenbrauen nicht über die geringe Vertrautheit mit dem Waschwasser zu täuschen vermögen. Auffallend ist die Achtung, mit welcher man in Maskat dem Europäer begegnet; sie dürfte ihren Grund darin haben, daß daselbst gewöhnlich nur zwei Europäer, nämlich der englische Consul und der Agent einer Exportfirma, zugleich Consul der Vereinigten Staaten von Nordamerika, residieren, welche eine einflußreiche Stellung beim Sultan einnehmen und von deren Ansehen etwas auf alle Weißen übergeht. Wir wurden, obwohl nur einfach gekleidet, sehr häufig begrüßt; von Arabern und Banianen mit vornehmer Zurückhaltung, von Mischlingen und Negern oft mit einem freundlichen „Salaam“ oder „Jambo“. Übrigens sollen vornehmere Araber im näheren Verkehr auch recht zuvorkommend sein und ausgesucht feine Umgangsformen besitzen.

Gelangt man durch eines der massiven Thore, an welchen stets ansehnliche Piquets von Soldaten des Sultans Wache halten, ins Freie, so findet man ein sehr lebendiges Treiben. Hier wohnt der ärmere Theil der Bevölkerung, vorwiegend Abessinier, Nubier, Suaheli und Beludschien in äußerst armseligen Palmstrohhütten, deren ganze Einrichtung aus ein paar Matten und geflochtenen Schemeln besteht. Übrigens wäre es wohl schade, viel auf diese Behausungen zu verwenden. Im Falle einer Belagerung der Stadt, welche bei den häufigen Thronstreitigkeiten nicht selten eintritt, werden sämmtliche Hütten ohne weiteres niedergebrannt. Deshalb denkt man hier nicht viel an die Zukunft und lebt heiter in den Tag hinein. Nahrungsjorgen gibt es keine; der ärmste Lastträger verdient genug, um sich und seine Familie mit Reis, Fischen und Datteln zu sättigen, und das Klima erlaubt die weitgehendste Einfachheit in der Kleidung. Es wird auch den ganzen Tag hindurch getanzt und musiciert, und die Kaffeehütten sind stets gefüllt, wo die Wasserpipe, der höchste Genuß der Männer, winkt.

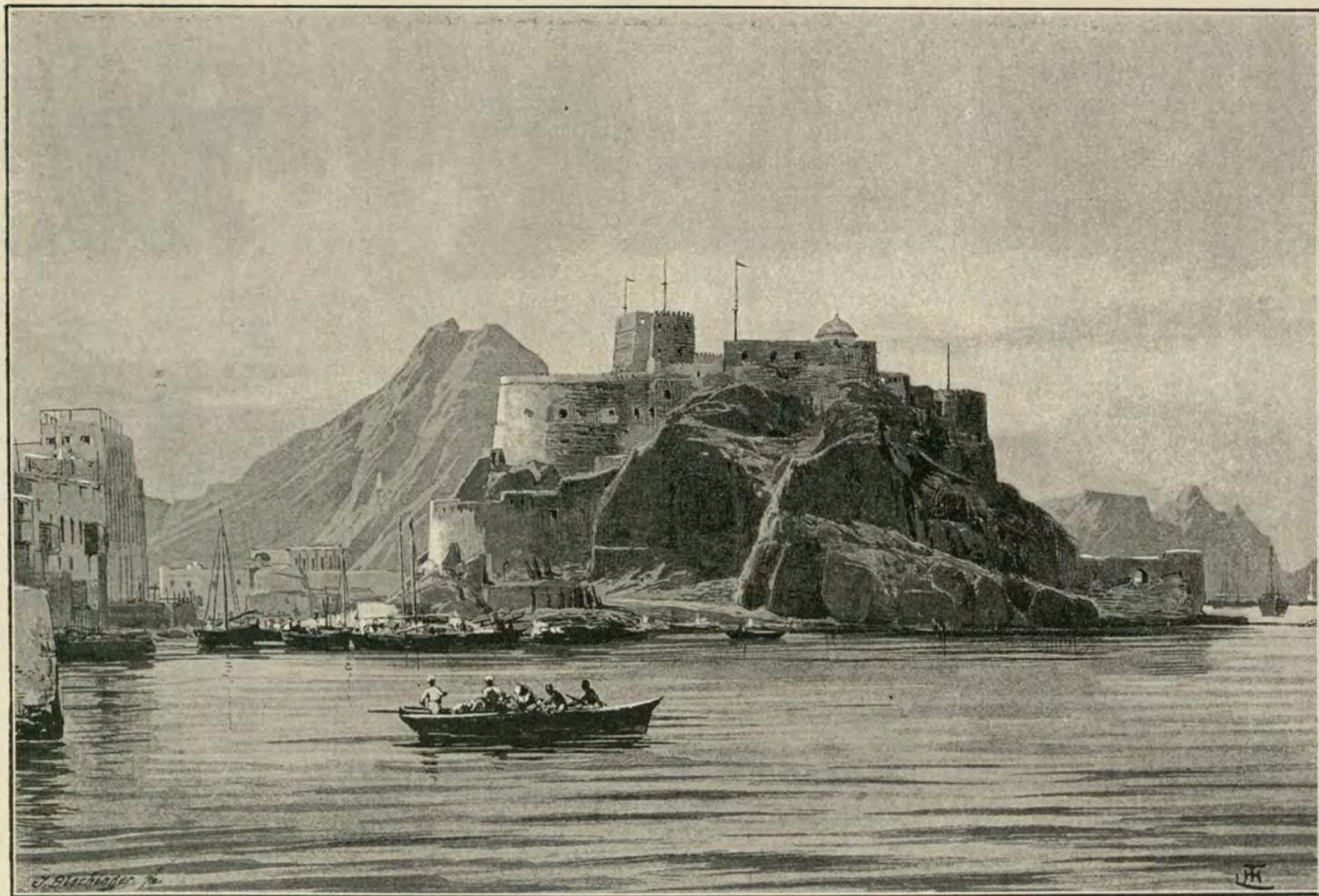
Hier wird uns endlich auch der wohlthuende Anblick von Grün zutheil. Auf der ganzen Reise nach Maskat hatten wir, in Bezug auf Vegetation schon längere Zeit auf schmale Kost gesetzt, uns auf diese Gärten gefreut, deren Dasein uns durch die Karte verrathen worden war. Wenn auch nicht ganz unserer Vorstellung entsprechend, so zeigen sich hier doch recht annehmbare Anpflanzungen von Zuckerrohr und Gemüse, ausgedehnte Gruppen von Dattelpalmen, sowie vereinzelte Tamarisken und Akazien. Eine Reihe von Brunnen liefert recht gutes Wasser, das zur Bewässerung der Pflanzen dient und auch eine Wasserleitung nach der Stadt speist. Eigenthümlich



ist die Art, wie das Wasser für letztere geschöpft wird. Ein Ochse zieht das über eine Rolle geführte Seil des Brunneneimers, welcher letzterer, oben angelangt, selbstthätig umkippt und seinen Inhalt der Leitungsröhre zuführt. Neben jedem Brunnen befindet sich eine Vertiefung mit einer Rampe. Zum Herausziehen des vollen Eimers geht das Zugthier die Rampe hinab, zum Herablassen des leeren Eimers macht es den Weg bergauf. Auf diese Weise kann das Thier, ohne besonders zu ermüden, den ganzen Tag arbeiten und bedarf auch kaum einer Beaufsichtigung, da es, an das Seil gekoppelt, die Rampe nicht verlassen kann. Selbstverständlich sind die Brunnen durch Wachthürme gegen feindliche Angriffe geschützt, denn im Besitze der Brunnen wäre es bald möglich, die Stadt durch Wassermangel zu bezwingen.

Einen Portugiesen muß der Anblick von Maskat recht wehmüthig stimmen. Wie die meisten Städte des Persischen Golfes, war auch Maskat seinerzeit im Besitze Portugals. Alle Befestigungen stammen aus jener Zeit und noch stehen die Mauern der großen, damals erbauten Domkirche, allerdings zu Wohnhäusern verwendet. Über dem Eingange des Fort Merani ist noch heutzutage die portugiesische Widmungstafel mit der Jahreszahl 1588 zu sehen. Ein Besuch dieses Forts, welches einen Felsblock auf der rechten Seite des Hafens krönt, ist sehr lohnend. Nachdem man, wie erwähnt, in Maskat stets auf Überfälle gefaßt sein muß, so läßt der weißhaarige Wächter, welcher praktischerweise sein Bett quer über den Thorweg gestellt hat, nur Fremde ein, die von einem Abgesandten des Sultans begleitet sind. Wir hatten einen solchen in der Gestalt eines stämmigen Djemadars (Hauptmann), doch selbst dieser mußte dem gewissenhaften Hüter erst eine Art Parole und Losung geben, bevor er die Ungläubigen über die Schwelle ließ. Sehr steile, aber tadellos reine und weißgetünchte Treppen führen zur Bastion. Der Rundblick von hier ist geradezu reizend. Links die blaue See, dann der durch die massigen Felsen gebildete Hafen mit all den Schiffen und Küstenfahrern; gegenüber das Fort Djilari, im Abendsonnenschein wie das Gebilde einer reichen Malerphantasie; endlich rechts zu Füßen die flachen Dächer der Stadt mit den lustigen Aufbauten, wo die Bewohner eben lustwandelnd die Abendkühle genießen, das ganze Bild wieder durch schwarze Felswände und durch das Grün der Anpflanzungen abgegrenzt. Die Bestückung des Forts stammt wohl auch noch hauptsächlich aus der Zeit der Portugiesen und ist demnach kaum mehr brauchbar. Auch eine schöne spanische Bronzekanone mit der Aufschrift „Felipe II. 1605“ ist eigentlich nur mehr ein Wahrzeichen der Vergänglichkeit irdischer Größe. Und doch fanden wir alle diese Geschütze in voller Elevation gegen den Bergpfad von Materah gerichtet, den sie gelegentlich des Sturmes bestrichen haben sollen, welchen der Kronprätendent Aziz, ein jüngerer Bruder des Sultans, im Jahre 1883 auf Maskat unternahm.

Einen wehmüthigen Eindruck macht es, die frühere Fortscapelle zur Moschee umgewandelt zu sehen, umso mehr, als deren ursprüngliche Bestimmung noch deutlich kenntlich ist und sich unter anderem durch ein wohlerhaltenes schönes Taufbecken darthut.



7\*

Muskat. Fort Merani.



Die Ankunft der „Fajana“ erregte nicht geringe Aufmerksamkeit in Maskat. Nicht bloß unter dem schaulustigen Volke, dem der Anblick eines so großen Kriegsschiffes selten zutheil wird, sondern auch im Palaste des Sultans. Letzteres ist sehr begreiflich, da man nicht weiß, zu welchem Zwecke das Kriegsschiff eingelaufen ist, und demselben gegenüber, falls es Forderungen erheben sollte, praktisch genommen, wehrlos wäre. Und nun gar eine hier so seltene Flagge, wie die österreichisch-ungarische! Sofort wird da zum englischen Consulat gesandt, um Erkundigungen und Rath einzuholen.

Die Auskünfte müssen wohl gut ausgefallen sein. Übrigens wurde unsererseits auch der gebührende Salut geleistet und sogleich eine Audienz beim Sultan erbeten. Man war daher über unsere Absichten beruhigt, ja, der Sultan erachtete es sogar für geboten, uns als Zeichen freundlicher Begrüßung eine ganze Bootsladung von Cedern, Melonen, Büchsen mit Halwà und einige Prachthammel als Geschenk an Bord zu senden. Diese gewiß außerordentliche Liebenswürdigkeit fand bei uns zwar alle Anerkennung der guten Absicht, aber nicht die volle Würdigung. Besonders das klebrige Halwà wollte trotz hoher Herkunft und origineller Verpackung keine Abnehmer finden und wurde, obwohl es in Arabien als feinstes Erzeugnis der Zuckerbäckerkunst gilt, je nach der Farbe „Wonnekleister“ oder „Schuhwichse“ genannt und den dienenden Geistern überlassen.<sup>1)</sup> Nichtsdestoweniger beeilte man sich, für passende Gegengeschenke vorzuzorgen, um sie bei der Gala-Audienz zu überreichen.

Vorerst will ich auf die Gefahr hin, Bekanntes zu wiederholen, einige Worte über Oman und seine Geschichte beifügen, da dies zur Kennzeichnung der Persönlichkeit des Sultans, sowie zum Verständniß der Verhältnisse in Maskat nöthig erscheint.

Oman war einstens ein sehr mächtiges Reich. Ganz Südarabien, ein großer Theil Ostafrikas und die ganze gegenwärtig persische Küste bis nach Beludschistan war unter Botmäßigkeit der Imame. Beständige Bürgerkriege, welche durch den Gegensatz zwischen der herrschenden Rasse, den Hinawi, Einwanderern aus dem Jemen, und den ismailitischen Gafari, Einwanderern aus Nedj, stets vorbereiteten Boden finden, schwächten jedoch bald das Land. Was blutige Greuelthaten betrifft, kann sich die Geschichte Omans dreist mit jener der Türkei, Persiens oder sonst eines orientalischen Staates messen. Im vorigen Jahrhundert, als der gewesene Kameel-

<sup>1)</sup> Damen, welche diese orientalische Köstlichkeit allenfalls ihrem Speiserepertoire einzuverleiben wünschen, will ich das Recept zur Bereitung derselben nicht vorenthalten: „Man nimmt Weizenmehl, Krystallzucker oder Sirup, auch Dattelmus — je nachdem man weißes oder schwarzes Halwà haben will — Eierdotter und Hammelfett, und läßt das Ganze ordentlich durchkneien, wobei man ab und zu Pistacien und ein wenig Rosenöl beimengt. Hierauf streicht man eine flache irdene Dose mit Hammelfett aus und füllt sie mit dem Gemenge, das oben ebenfalls mit einer Fettschicht bedeckt wird. Je nachdem, man „Kleister“ oder „Wichse“ vorzieht, setzt man mehr Mehl oder mehr Dattelmus zu.“ Das Essen nach Landesitte mit der Hand erhöht den Reiz und erzielt selbst in der gesprächigsten Gesellschaft und bei den bösesten Zungen sogleich nach dem Genuße eine arabisch-orientalische Einförmigkeit und vornehme Ruhe.

treiber Ahmed bin Sajid sich auf den Thron schwang, erhob es sich zu neuem Glanze und erreichte besonders unter dem energischen Sajid bin Sajid, welcher abwechselnd in Maskat und in Sansibar residierte, eine achtungsgebietende Stellung, die auch durch Verträge mit den großen seefahrenden Nationen gekräftigt wurde. Nach dem Tode Sajids, im Jahre 1856, wurde auf den Schiedsrichterspruch des Vicekönigs von Indien hin das Reich in zwei Theile getheilt: in das Stammland Oman, welches Thowejni zufiel, und in Sansibar, welches Majid und später Sajid Bargasch zuerkannt wurde. Obwohl Oman als Stammland vom Volke höher geschätzt ist, so war doch Sansibar das weitaus reichere Erbtheil, was dadurch ausgeglichen wurde, daß letzteres dem jeweiligen Sultan von Oman einen Jahresbeitrag von 40.000 Maria Theresienthalern leisten muß. In Oman folgte nun wieder eine Reihe von Bürgerkriegen. Auch der gegenwärtige Sultan Turkie bin Sajid — bereits der neunte Sultan nach seinem Großvater Ahmed bin Sajid — mußte, als ihm der Thron rechtmäßig zufiel, erst lange seinen Neffen bekriegen. Endlich wurde dieser im Kampfe bei Materah erschossen und Turkie, welcher vorher eine Zeitlang von einer englischen Pension in Bombay gelebt hatte, gelangte 1871 auf den Thron. Kurz darauf erklärte sich sein Bruder Abdul Aziz als Kronprätendent und versuchte auch bereits zu wiederholtenmalen sich mit Waffengewalt in den Besitz Maskats zu setzen. Das letztemal war es im Jahre 1883, als er nach Einnahme Materahs einen Sturm auf Maskat wagte und die Stadt drei Tage hindurch belagerte. Nur dem rechtzeitigen Eingreifen eines schnell herbeigeeilten englischen Kanonenbootes ist es zu verdanken, daß Aziz endlich zum Abzug gezwungen wurde und Turkie seinen Thron behielt. Auf diese Weise ist es begreiflich, daß Oman nur mehr ein Schattenreich und vollends dem Einflusse der Engländer anheimgegeben ist. Die persische Küste ist gänzlich verloren gegangen, und wenn auch nominell die Oberhoheit des Imams sich noch immer über ganz Südost-Arabien erstreckt, so beschränkt sie sich thatsächlich fast nur auf den schmalen Küstenfaum, welcher durch die Kriegsfahrzeuge leicht zu beherrschen ist.

Demungeachtet zählt Oman noch ungefähr eine Million Einwohner, doch herrscht daselbst kein Wohlstand. Bei der Indolenz der Bewohner und der seit Aufhebung der Sklaverei theuren Arbeitskraft liegen Ackerbau und Industrie, besonders die einstens nicht unbedeutende Weberindustrie, ganz darnieder. Der Dattelexport bildet die Haupteinnahmequelle des Landes, desgleichen ist der Fischfang einträglich. Die Ausfuhr der berühmten Oman-Esel, der bunten Maskattücher und Kameelhaarstoffe, sowie von Segeltuch ist gegen früher gering, die Pferdezucht ebenfalls im Niedergang.

Das Einkommen des Sultans, welches hauptsächlich in dem Ertragnis des verpachteten Zolles und der Dattel- und Kopfsteuer besteht, ist daher nicht bedeutend und überschreitet nicht 200.000 Maria Theresienthaler jährlich. Allerdings ist dies eigentlich das Privateinkommen des Imams, denn außer für die Militärmacht wird davon nichts für die Bedürfnisse des Staates verwendet. Die Justiz wird sehr summarisch ohne Kosten gehandhabt, Unterrichts- und Ackerbauministerien, wenn solche in Maskat

bestehen würden, wären reine Sinecuren. Selbst das Ministerium des Innern muß, wenn es überhaupt zur Bezahlung der Beamten Geld braucht, dasselbe im Budgettitel der „eigenen Einnahmen“ suchen, wozu sich die wilden Wahabijoldaten sehr hilfreich erweisen mögen. Doch dürfte die Erhaltung von 2000 bis 3000 Soldaten und der Schiffe allein schon die Casse des Sultans sehr stark in Anspruch nehmen, umsomehr, als in diesem Punkte angesichts der politischen Wirren nicht geknauert werden darf. Somit kann bei all den schönen Attributen, welche dem Imam etikettegemäß zukommen, jenes des Reichthumes absolut nur als Redeform in der Blumensprache aufgefaßt werden.

Das Herannahen unseres mit glänzenden Uniformen überladenen Bootes rief auf dem Landungsplatze vor dem Palaste lebhaftere Bewegung hervor. Die hier befindliche Schiffsstiege wurde herabgelassen, und die festlich gekleidete Leibwache gruppierte sich höchst malerisch um das Eingangsthor. Kaum bei diesem angelangt, wurden wir vom Sultan in Begleitung seiner drei Söhne und der hohen Würdenträger des Reiches begrüßt und über die Holztreppe in den Empfangsalon geleitet. Dieser bietet einen recht nüchternen Anblick. Das hohe, sehr lustige Gemach ist einfach weiß getüncht und hat einen steinernen Fußboden; primitive Stuccoverzierungen in den viereckigen Nischen der arabischen Spitzbogenfenster bilden den ganzen architektonischen Schmuck desselben. Hierzu Wandbilder, welche die europäischen Regenten darstellen sollen, in Vouachefarben und durch aufgeklebte Goldpapierknöpfe und Cotillondecorationen fast plastisch und doppelt geschmacklos, und altmodische, abgenutzte europäische Möbel verschiedener Herkunft. Für dieses einem halbgeleerten Trödlerladen gleichende Ensemble boten jedoch die Insassen des Salons reichlichen Ersatz. Eine ganze Reihe höchst interessanter orientalischer Erscheinungen zeigte sich uns. Vor allem der Sultan selbst.

Turkie bin Sajid, ein Mann in den Fünzigern, doch infolge seines weißen Bartes und des leidenden Gesichtsausdruckes älter scheinend, ist von langer hagerer Gestalt und von vornehmer Würde. Die lange, einfach gestickte schwarze Abba mit der Collane und dem Sterne des englischen St. Michael- und Georg-Ordens, der golddurchwebte Turban, sowie ein mit Gold und Edelstein geschmückter Krumsäbel erhöhten den achtunggebietenden Eindruck seiner Person. Sein ältester Sohn Mohamet, offenbar von einer Suahelimutter stammend, ist ein kräftiger junger Mann mit gutmüthigen Gesichtszügen. Die beiden anderen Prinzen, Feisal und Jahad, sind wahre Prachterscheinungen von intelligenten und energischen Arabern; Feisal soll auch zum Thronfolger auserkoren sein. Somit wäre, da Mohamet der Erbberechtigte ist, schon für den Bürgerkrieg nach dem Tode Turkies gesorgt. Wie sich die drei Söhne aber jetzt präsentierten, mit dem Schwerte in der Hand, wie zum Schutze des Greises, hinter welchem sie ehrerbietig standen, konnte man sich kaum eine harmonischere, interessantere Gruppe vorstellen. Auch unter den Würdenträgern befand sich manche charakteristische Gestalt von imponierender männlicher Schönheit.

Die Conversation vermittelte ein Dolmetsch, welcher recht gut englisch sprach. Der Schiffscommandant überreichte vorerst ein Bildnis unseres Kaisers, sowie die

Photographie der „Fasana“ als Gegengeschenk für die dem Schiffe zutheil gewordene Spende. Obwohl diese Bilder nicht dem schreienden Geschmacke der Gouachebilder entsprachen, so schienen sie doch Gnade vor den Augen des Sultans zu finden. Nun wurden unsere Reise, Osterreich-Ungarn und die politische Lage Europas besprochen. Wiederholte Erkundigungen nach der deutschen Seemacht zeigten, daß das Festsetzen der Deutschen in Ostafrika vom Bruder des Sultans von Sansibar, wie begreiflich, mit Interesse verfolgt wird.



Sultan Turke bin Sajid von Maskat und seine Söhne.

Mittlerweile war Kaffee und Scherbet (Zuckerwasser mit Rosenöl) serviert worden, man träufelte Rosenöl auf unsere Sacktücher, und nach einer dem Empfang entsprechenden, gleich würdevollen Verabschiedung waren wir entlassen.

Mit der Audienz waren die letzten Reste von Mißtrauen geschwunden, die man allenfalls im Sultanspalaste bezüglich der „Fasana“ noch gehegt hatte, und machten sehr herzlichen Beziehungen platz.

Die Mitglieder des Stabes waren stets gerne gesehene Besucher im Palaste. Mit Vergnügen gestattete man die photographische Aufnahme der interessanten Typen des

Große Heiterkeit erregte der Umstand, daß Se. Hoheit, nachdem er jeden von uns prüfend gemustert, seinen Blick auf unserem Chefarzt ruhen ließ und meinte, da alle Schiffsärzte blühend und wohlgenährt aussehend, müßte dies wohl der unsere sein. Als ihm dies lachend bestätigt wurde, kam der ernste Grund dieser Erkundigung mit der Bitte zu Tage, der Doctor möge ihn doch päter allein besuchen, da er krank sei. Selbstverständlich wurde diesem Wunsche entsprochen; doch konnte unser Chefarzt, gleich all den vielen vor ihm consultierten Schiffsärzten, leider auch kein Mittel gegen das Alter und die daraus folgenden Schwächezustände beistellen.

Gefolges, ja Se. Hoheit und die Prinzen selbst ließen sich bereitwilligst photographieren. Dies wohl ohne eine Ahnung zu haben, daß sie in dem blonden jungen See- cadetten, welcher sie aufnahm, ein Mitglied eines der ältesten und mächtigsten Herrscherhäuser des fernen Frankenlandes vor sich hatten. Der Marstall des Sultans wurde uns auch zur Verfügung gestellt, und da unmittelbar um Maskat selbst infolge der steilaufragenden Felsen kein entsprechendes Terrain für Spazierritte ist, forderte man uns auf, von Materah aus eine Reitpartie nach dem Lustschlosse Botwaid zu machen. Wenn auch im vorhinein überzeugt, daß „Marstall“ und „Lustschloß“ nicht ganz unseren beschränkten europäischen Begriffen von derlei Dingen entsprechen würden, so nahmen wir doch das gütige Anerbieten dankbarst an. Die Bootsfahrt am kühlen Morgen nach dem zwei Seemeilen entfernten Materah war an sich schon sehr lohnend. Mit dem Doublieren jeder Felspitze bot sich immer wieder ein neuer schöner Ausblick, und in Materah selbst, welches, obgleich ziemlich ausgedehnt, doch nur meist aus niederen Häusern besteht, zeigte sich das stets anziehende Bild des regsten orientalischen Treibens. Als Endstation der vom Inland kommenden Karawanen bildet es den Handelshafen von Maskat. Karawanen kommen und gehen, die Ufer sind mit Warenballen überfüllt, und die weite Bucht beherbergt stets eine große Menge von Küstenfahrern aller Größen und der wunderlichsten Bauart, worunter besonders die Catamarans der Socotraner<sup>1)</sup> auffallen. Auch der malerischen Schönheit entbehrt der Anblick Materahs nicht, da es von zackigen, mit Befestigungen gekrönten Felswänden beherrscht wird.

Bezüglich des Marstalles ließ die Enttäuschung nicht lange auf sich warten. Obwohl zweifellos „Araber“, machten die uns erwartenden Pferde eher den Eindruck jener edlen Pferdegattung, die man daheim unter dem Namen „Schindmähren“ begreift. Auch Sattelung und Zäumung, obwohl bei manchem Pferde malerisch schön, ließen besonders bezüglich Zügel, Bügel und Satteltaschen einiges zu wünschen übrig. Doch nach der stolzer englischen Devise: „There is nothing the navy cannot do“ („Es gibt nichts, was die Marine nicht thun könnte“), wurden alle Schwierigkeiten überwunden und frisch darauf los gieng es durch die staubigen Straßen Materahs auf dem Karawanenwege nach dem Innern zu. Die Scenerie war zwar großartig, allein trostlos. Fels und Sandflächen bildeten die vorwiegenden Elemente derselben. Selbst einige schöne, castellartige Bauten, welche in kühler Abendluft und im Mondenschein sicher großen Eindruck machen müssen, erschienen im Glanze der schon hochstehenden Sonne und bei einer Temperatur von 33° im Schatten äußerst nüchtern. Hier und da gab es wohl eine kleine Oase mit Dattelpalmen und frischen, grünen Anpflanzungen, doch diese, sowie die Dörfer dabei ließen die Wildnis und Einsamkeit der darauffolgenden Wüstenstrecken nur noch entschiedener hervortreten. Dies umsomehr, als auf dem

<sup>1)</sup> Diese Inselbewohner kommen mit Weib und Kind in ihren gebrechlichen Fahrzeugen im September herüber und kehren, nach Besorgung ihrer Einkäufe, in der kalten Jahreszeit nach ihrer Heimat zurück.

Karawanenwege sich auch nur ab und zu ein vereinzelter Reiter oder ein Kameelzug zeigte. Die Karawanen reisen nämlich zumeist bloß nachts, da auch die Beduinen die Sonne scheuen und selbst die Neger, welche sich barhaupts und kaum bekleidet zur See oder in der Stadt der Mittagssonne scheinbar ungestraft aussetzen, gerne tagsüber die strahlende Hitze der Sand- und Felsenflächen vermeiden. Endlich öffnete sich das unwirkliche Thal, und inmitten eines wellenförmigen, sandigen Terrains zeigte sich ein recht bescheidener Dattelhain mit einem ruinenhaften Gebäude; wir waren beim Maskater Schönbrunn angelangt. Einstens mag allerdings Botwairo ein ganz hübscher Aufenthaltsort gewesen sein, wofür die Anlage des Gebäudes und Spuren eines großen Gartens sprechen; die Aussicht jedoch, größtentheils auf die Wüste hinausgehend, kann wohl nur mit glühender Einbildungskraft begabten Arabern auf die Dauer einen Reiz bieten.

Heute aber kann man vom ganzen Schlosse nur eine Veranda im zweiten Stockwerk betreten, während man in den Gemächern Gefahr läuft, durch eines der vielen Löcher im Boden dem Erdgeschoße einen unfreiwilligen Besuch abzustatten. Doch ein anderthalbstündiger Ritt durch die backofenartig erhitzten Thäler Omans ist zur Herabstimmung von Anforderungen ausgezeichnet geeignet. Nach einem solchen kann selbst ein Beduinenzelt palastartig erscheinen. Übrigens war es auf der Veranda recht lustig, vor unseren Augen zeigte sich das labende Grün des verwilderten Gartens mit der malerischen Gruppe unserer friedlich grasenden Pferde und des bunt herausstaffierten Gefolges. Ein Imbijs, bei dem der in solchen Gegenden unschätzbare Gießhübler nicht fehlte, brachte uns auch bald physisch ins Gleichgewicht. Eine recht befriedigte, ja heitere Stimmung griff wieder platz, wonach wir den Reizen Botwairo's die vollste Gerechtigkeit widerfahren ließen. Übrigens schienen vorhergehende Besucher ebenfalls von ihrem Ausfluge recht befriedigt gewesen zu sein. Wenigstens haben englische und französische Touristen die Mauern mit Inschriften bedeckt, welche von poetischer Stimmung und vielleicht auch von der Güte des genossenen Weines<sup>1)</sup> Zeugnis geben.

Genügsamkeit kann der Europäer in diesen Gegenden lernen. Als wir während des Heimrittes, bei dem infolge der erdrückenden Hitze naturgemäß ein langsameres Tempo eingeschlagen wurde, die Dörfer näher betrachteten, mußten wir bewundern, mit wie wenig sich deren arme Insassen begnügen.

Die Dattelpalme bildet fast die einzige Habe des dortigen Arabers, mit derselben weiß er aber auch die meisten seiner Bedürfnisse zu decken. <sup>1)</sup> Von der Frucht nährt

<sup>1)</sup> Weiter im Innern der Landschaft Dahireh, sowie an der Batinaküste ist der sandfreie Boden schon fruchtbarer; daselbst wird auch Weizen, Mais, Stapphirse und Hafer gebaut. Infolge des spärlichen Regens, 128 bis 140 Millimeter jährlich, muß jedoch auch dort künstlich bewässert werden, und da oft weite Sandflächen die einzelnen zu bebauenden Grundstücke trennen, so ist auch, abgesehen von der Indolenz der Araber und dem primitiven Geräth, der Ackerbau wenig erträglich. Die Viehzucht beschränkt sich hauptsächlich auf Kameele, von denen das Stück mit 120 bis 150 Thaler gezahlt wird. Zebuochsen, Esel und Ziegen, fettschwänzige Schafe und Pferde sind nur in geringer Zahl vorhanden.

er sich und bereitet sogar Delicateffen, wie Halwà, Sirup und eine Art Arrack. Mit dem Erlös, welchen der Überschufs hereinbringt, bestreitet er die allerdings höchst einfache Kleidung. Der Palmenstamm dient zum Bau der Hütte, die Blätter zum Eindecken derselben, die Abfälle als Brennmaterial. Aus den Fasern erzeugt er Stricke, flicht die Matten, die armselige Bettstätte und die Körbe, welche mit einigen Töpfen den einzigen Hausrath ausmachen. Selbst die Kerne werden, mit Fischköpfen und trockenen Blättern gekocht, vortheilhaft als Viehfutter verwendet. Kein Wunder, daß man diese Wohlthäterin der Wüste sorgsamst hütet und bewacht, und daß der Wert einer Palme, welche 90 bis 135 Kilogramm Früchte in einer Saison liefert, mit 30 bis 50 Maria Theresienthalern geschätzt wird. Und bei all der Armut und dem Schmutz, die hier herrschen, sahen wir hübsche kräftige Männer, ferner zahlreiche braune Jungen, welche, in Lust und Fröhlichkeit ihre weißen Zähne zeigend, sich im Sande vor den Hütten tummelten. Also auch hier ein reicher Kindersegen, der das frühe Altern der Frauen, welche, wie bei der Landbevölkerung des Orientes überhaupt, die Lasten der Haushaltung tragen, erklärlich macht.

Wir empfanden gewissermaßen ein Gefühl der Erlösung, als wir in Materah wieder unsere Kenner mit den kühlen Booten vertauschten. Den Hafen fanden wir noch lebhafter als des Morgens. Eine große Flottille von Fischerfahrzeugen lief in denselben ein.

Gleichwie im ganzen Arabischen Meere ist an der Küste Oman der Fischfang sehr ergiebig. Fische bilden den Hauptnahrungsartikel der ärmeren Bevölkerung und werden auch in großen Massen nach dem Innern, sowie seewärts ausgeführt. Seltsamerweise verachtet der Oman-Araber das Fischereigewerbe und betheilt sich nur ausnahmsweise daran. Die meisten Fischer dieser Gegend sind Beludschen und Perser. Dieselben haben jedoch keinen Stammhafen, sondern ziehen je nach der Jahreszeit an den verschiedenen Küsten Arabiens umher. Zur Pilgerzeit gehen sie sogar nach Djiddah, da sie dort guten Absatz und hohe Preise erzielen. Die Engländer nennen sie oft mit Bezug auf ihr Nomadisieren „Seebeduinen“. Man würde jedoch irgehen zu glauben, daß sie gleich den Beduinen am Lande Raubzüge unternehmen. Noch vor wenigen Jahren war allerdings die Piraterie an der arabischen Küste des Persischen Golfes sehr zu Hause und wurden besonders die armen Perlfischer oft ihrer mühselig erworbenen Schätze beraubt. Doch die Engländer haben auch hier Ordnung geschaffen und nun herrscht zur See die vollste Sicherheit. Gleichzeitig wurde der Sklavenhandel, den man einstens zwischen Ostafrika und Oman schwungvoll betrieb — in Maskat wurden bis zu 13.000 Sklaven jährlich eingeführt — zum größten Theil unterdrückt. Daß Kinder, die als Schiffsjungen, oder Frauen, welche als einem Mitgliede der Schiffsbemannung angetraut gelten, noch zu zweien oder dreien eingeschmuggelt werden, ist wohl nicht zu verhindern. Doch braucht ein schlecht behandelter Sklave in Maskat nur den Schutz des englischen Consulates anzurufen und dieses bewirkt sofort seine Freilassung.

Die freundlichen Gefühle des Sultans für die „Jafana“ kamen auch dadurch auffallend zum Ausdruck, daß er in eigener Person die Aufwartung des Schiffskommandanten durch einen Besuch an Bord erwiderte. Der Empfang einer exotischen Größe ruft an Bord stets ein wenig Verlegenheit hervor. Oft ist es schwierig, dieselbe entsprechend zu classificieren; dann ist auch zu befürchten, daß die reglementsmäßigen Ehrenbezeugungen von dem an Pomp gewöhnten Orientalen nicht genügend gewürdigt werden. Hier lag die Schwierigkeit vor, mit welcher Hymne der Herrscher Omans zu begrüßen sei. Der Marsch aus der „Aida“ wurde als dem orientalischen Geschmack am nächsten liegend erachtet, und so ertönte dieser, als das Galaboot mit dem Sultan und seinem glänzenden Gefolge unter Bord gelangte. Über diesen Anklang an das Theater mochte wohl einer oder der andere von uns unwillkürlich lächeln. Doch als der Sultan mit einer, trotz der ungewohnten Verhältnisse vollkommenen Sicherheit und vornehmen Ruhe das Deck betrat und nach ihm jeder einzelne des Gefolges mit stolzer Miene, als gelte es einen Triumphzug nach erfochtenem Siege, konnte man nicht umhin, deren angeborene Würde zu bewundern. Auch zeigten unsere Gäste ein erstaunliches Verständnis für militärische Dinge und machten gelegentlich der Gefechtsübung, welche ihnen zu Ehren vorgenommen wurde, ganz einsichtsvolle Bemerkungen. Die Schnelligkeit in der Geschützbedienung und besonders die Feuergeschwindigkeit der Mitrailleurten machten sichtlich einen tiefen Eindruck auf sie. Auch gefiel ihnen der handliche Berndtkarabiner außerordentlich, und als den Prinzen eine solche Waffe geschenkt wurde, zeigten sie eine fast kindische Freude darüber. Wie wiederholt bei orientalischen Besuchern, erregten die Bildnisse Ihrer Majestät der Kaiserin, sowie der Kronprinzessin die höchste Aufmerksamkeit, und dieselben waren stets von einem Kreis neugieriger Bewunderer umgeben.

Außer England ist, wie schon erwähnt, auch noch Nordamerika durch ein Consulat in Maskat vertreten. Die Geschäfte desselben werden vom jeweiligen Agenten einer amerikanischen Exportfirma versehen, welche Datteln nach Amerika verschifft und amerikanisches Baumwollzeug und Petroleum einführt. Das Amt scheint überhaupt bloß den Zweck zu haben, die glatte Abwicklung der Handelsgeschäfte zu ermöglichen, denn sonst sind hier keine Interessen der Vereinigten Staaten zu vertreten; auch gibt es in Oman keine amerikanischen Unterthanen. Gegenwärtig leitet ein Engländer, Mr. Mackirdy, die Agentur, und infolge der zeitweiligen Abwesenheit des englischen Consuls war er für den Augenblick der einzige in Maskat ansässige Europäer. Selbstverständlich suchten wir denselben auf und wurden höchst liebenswürdig empfangen, so daß wir uns in seinem gastlichen Hause bald recht heimisch fühlten.

Das materielle Leben dieser Handelspioniere ist zumeist kein schlechtes. Auch die „Paradise Cottage“, wie das Wohngebäude des Herrn Mackirdy benannt ist, zeigt, daß das arabische Haus mit entsprechender europäischer Einrichtung allen Anforderungen des Comforts und der Bequemlichkeit, besonders mit Rücksicht auf das heiße Klima entspricht. Schweigsame Indier halten das Haus gewissenhaft in

Ordnung und besorgen die Küche. Diese und der Keller sind, dank der Schifffahrtsverbindung mit Indien, stets mit allem reichlich versehen; auch bringt der Dampfer alle vierzehn Tage Zeitungen und sonstige geistige Nahrung. Und doch muß der Mangel eines entsprechenden Umganges oft furchtbar drückend sein, und alle Bequemlichkeit kann die Einsamkeit des großen Hauses nicht aufwiegen. Es gehört gewiß ein ernster Entschluß und ein großer Unternehmungsgeist zu einem solchen geschäftigen Einsiedlerleben. Die wenigen Stunden, welche der Dampfer im Hafen zubringt, bilden eine langersehnte Abwechslung, wenn auch gerade dann wieder augenblicklich eine fieber-



Gefolge des Sultans von Maskat.

hafte Geschäftsthätigkeit platzgreifen muß. Das ursprünglich über Maskat geführte Telegraphenkabel ist nämlich aufgelassen, und daher wird nicht bloß die briefliche, sondern auch die telegraphische Verbindung Maskats durch die Dampfer besorgt, welche die Depeschen in dem gegenüber an der persischen Küste gelegenen Zafsch aufnehmen und abgeben.

Eine Fahrt mit dem Dampfer — Herr Mackirdy ist auch Agent der Britisch-Indischen Schifffahrtsgesellschaft — wobei die wenig ansprechenden Hafensorte des Persischen Golfes besucht werden, gilt schon als ein besonderer Ferialausflug, und alljährlich bietet ein kurzer Besuch des 500 Meilen entfernten Karatchi das höchste Feiertags-

vergnügen. Rechnet man hierzu das zwar nicht ungesunde,<sup>1)</sup> aber außerordentlich heiße Klima, den Mangel an Vegetation in der Umgebung, wodurch Spaziergänge wenig anziehend sind, so begreift man, daß der Aufenthalt zu Maskat für den Europäer ein großes Opfer ist. Hingegen muß die geschäftliche Thätigkeit wohl einträglich sein. Der Wert der jährlich von Maskat verschifften Datteln — ein großer Theil davon geht nach Amerika — beträgt nahezu eine Million Maria Theresienthaler.

Die geschättesten Datteln kommen von der nördlich von Maskat gelegenen Batinahküste, besonders von Sharkha und Ismalia, und zwar erzielen die großen „Farabs“, welche den Seetransport recht gut vertragen, den höchsten Preis. Die kleineren Gattungen, die sogenannten Gelsdatteln, sind bedeutend weniger geschätzt und werden zum großen Theile im Lande selbst verzehrt. Eine besondere Vorliebe haben die Indier für die sogenannten Bisirdatteln. Es sind dies Früchte minderer Güte, welche nicht ganz reif gepflückt, durch kurzes Sieden in entsprechend vielem Wasser ihres Saftes entlebigt und sodann an der Sonne getrocknet werden. Der Saft wird zur Erzeugung einer Art Arrack verwendet. Diese Datteln sind weniger süß und entbehren jedes Aromas.

Die Karawanen, von welchen die Datteln in Mattensäcken verpackt aus dem Inland gebracht werden, liefern ihre Ware nicht an bestimmte Abnehmer ab, sondern es findet bei ihrem Anlangen in Materah stets eine öffentliche Versteigerung statt. Die Exporteure Maskats unterhalten daher dort eigene Agenten, gewiegte Dattelkenner, welche auf einige Stichproben hin den Kauf abschließen. Das Amt eines solchen Dattelfosters ist gut bezahlt, daher sehr gesucht, erfordert aber eben auch einen findigen, erfahrenen Mann. Wir trafen den Agenten Mackirdys gerade, als er seinem Herrn Bericht über die Geschäfte des abgelaufenen Tages erstattete, und waren über sein fließendes Englisch und seine Intelligenz erstaunt. Der greise Abdallah, ein Vollblutaraber, hat übrigens in seinem Leben schon manches mitgemacht. Ursprünglich Landbesitzer, doch gelegentlich einer der Revolutionen gänzlich seiner Habe beraubt, hatte er längere Zeit in Ostafrika sein Glück im Handel — wohl wahrscheinlich mit Sklaven — gesucht, und als dieser sich auch nicht mehr einträglich erwies, seinen gegenwärtigen Erwerbzweig ergriffen. Wie die meisten Araber, entwickelte er viel politischen Scharfblick und beurtheilte die Haltung der Engländer in diesen Gegenden, sowie das Vorgehen der Deutschen in Sansibar mit erstaunlichem Verständnis. Den Niedergang des Ackerbaues und der Industrie in Oman schrieb er der Unterdrückung des Sklavenhandels zu und wußte überhaupt gegen diese Maßregel manchen ganz treffenden Einwand zu erheben. Vor allem bestritt er, daß dadurch der Menschlichkeit gedient werde. Die Behandlung, welche die Sklaven in Arabien fänden — in der That nicht

<sup>1)</sup> In der kalten Saison treten Fälle von leichtem Malariafieber auf; auch sind Hautkrankheiten, Furunkel und Augenkrankheiten bei den Arabern, Gelenksrheumatismus und Lungenfucht bei den Negern nicht zu selten, doch ist der Hauptgrund dieser Krankheiten mehr in der Lebensweise der Betreffenden, als in den localen Verhältnissen zu suchen.

mit jener zu vergleichen, welche die Neger in Amerika seitens der Weißen erfuhren — sei eine patriarchalische. Der Sklave bilde ein Mitglied der Familie, für dessen Wohlsein weitaus mehr gesorgt wird, als dies bei den „Contractsklaven“ der Fall sei, wie Abdallah treffend und vielleicht mit Ironie die indischen Kulis bezeichnete. Der Umstand, daß ja die meisten Araber schwarze Sklavinnen zur Frau nehmen, bringt es mit sich, daß man das schwarze Blut durchaus nicht verachtet. Und was die Sklavenjagd anbelangt, so stellte er sie als ganz ausnahmsweise dar und meinte, daß durch dieselbe sicherlich nicht



Aus dem Bordleben. „Alle Mann sich waschen.“

mehr Schwarze ihren Tod fanden, als durch die Entdeckungszüge der Weißen, bei welchen ja auch immer einige Hunderte von Negern ums Leben kommen. Im Gegentheile, die Neger bringen oft ganz unaufgefordert ihre Kinder dem Sklavenhändler zu, weil sie dadurch Geld verdienen und nebenbei wissen, daß die Zukunft ihrer Kinder sich in Arabien wahrscheinlich besser gestaltet als in der Heimat, woselbst in den ewigen Fehden zwischen den einzelnen Stämmen viele zugrunde gehen. Als Beweis dafür, wie wenig die Neger selbst gegen die Wegführung einzuwenden haben, berief er sich auf die Thatfache, daß die Engländer bei Aufbringung eines Sklavenschiffes stets große Mühe haben, die Anwesenheit von Sklaven zu constatieren, da sich dieselben als zur Schiffsbemannung gehörend ausgeben und es vermeiden, Hilfe zu ihrer Befreiung anzurufen.

Obwohl manches von dem hier Angeführten eine andere Färbung gewinnt, wenn man die Indolenz der Neger in Betracht zieht, so läßt sich doch nicht bestreiten, daß, abgesehen vom Princip, die Sklavenfrage nicht so einfach ist, als man gemeinhin, geleitet vom Gefühle der Menschlichkeit und bei oberflächlicher Kenntnis der Verhältnisse, meint. Dies umsomehr, als gerade jetzt wegen der schweren Folgen, welche die Entdeckung von Sklaven an Bord eines Schiffes mit sich bringt, beim Sichten eines Kreuzers oft zu grausamen Maßregeln gegriffen wird, um sich der Sklaven zu entledigen.

Mit Interesse folgten wir diesen und anderen Ausführungen des greisen Arabers, auf dem Dache des Hauses auf bequemen Legstühlen den schönen Abend genießend. Die Sonne war längst untergegangen, hell glitzerten die Sterne und eine angenehme Kühle war nach dem heißen Tage doppelt erfrischend. Auf den Terrassen der Nebendächer herrschte bewegtes Leben. Man sah verummte Gestalten lustwandeln und schäkern, hie und da, einem Glühwurm gleich, leuchtete die Kohle einer Wasserpfeife, bei welcher sich ein beturbanter Araber süßer Träumerei hingab. Mitunter ließen sich melancholischer Gesang oder die wehmüthigen Klänge der arabischen Guitarre vernehmen, welche wohl auch auf den Nachbardächern aufmerksame Zuhörer fanden. Auch Amors Pfeile dürften in dieser Dunkelheit ihren Weg finden, und über die Dächer hinweg mag sich manch zartes Verhältnis ansinnen. Die monotonen, klagenden Wachrufe, welche von den Thürmen der Umfassungsmauer ertönten, mahnten uns zum Aufbruche. Die Straßen waren vollkommen menschenleer und stockfinster, nur hie und da leuchtete das Lämpchen eines rechnenden Banianen. Auf unserem Heimwege mußten wir manchen der auf den Straßen liegenden, den Banianen als geheiligt geltenden Zebuochsen und andere den Weg versperrende Hausthiere aus dem Schlafe stören, bis wir endlich zum Boote gelangten. — Am 24. October verließ die „Fasana“ den Hafen von Maskat.

## Capitel IV.

### Buſchir.

An Bord war alles gespannt zu ſehen, was uns der Perſiſche Golf bringen werde. Unſere Erwartungen waren keine großen. Wenn man die Segelhandbücher und das Lexikon zur Hand nimmt, ſo gewinnt man den Eindruck, daß es ſehr angezeigt ſei, mit dem Betreten des Perſiſchen Golfes eine lektwillige Anordnung zu treffen. Die Wind- und Wetterverhältniſſe werden, beſonders für den Winter, als derart gefährliche geſchildert, daß man glauben müßte, es ſei ein beſonderes Glück, wenn man mit heiler Haut aus dieſen Gewäſſern herauskommt. Für Buſchir, den Haupthafen, hat das Lexikon nur wenige Worte, doch „ein mörderiſches Klima“ iſt nicht vergeſſen. Brugſch erzählt in ſeinem Werke über Perſien, wie der preußiſche Geſandte ſich dort nach eintägigem Aufenthalt den Tod durch das Fieber geholt. Madame Dieulafoy erwähnt des Fiebers und weiß bezüglich des Waſſers zu berichten, daß oft ſchon der einmalige Genuß deſſelben den Guineawurm eintragen kann, welcher erſt nach vielen Monaten heftiger Schmerzen zu beſeitigen iſt. Auch iſt der Streit engliſcher Schriftſteller, ob das Golfſieber im Winter oder im Sommer heftiger wüthet, nicht eben beruhigend, und ebenſowenig der Umſtand, daß die Gegend um Buſchir „Germſire“, d. i. heißes Land genannt wird, da doch ſchon die umliegenden Länder, z. B. Arabien, nach unſeren Erfahrungen wenigſtens, nicht zu den Sommerfriſchen gezählt werden können.<sup>1)</sup>

Allerdings nimmt der erfahrene Reiſende derartige grelle Schilderungen mit Vorſicht auf. Unſere gute Adria kommt ja in den engliſchen Segelhandbüchern auch ſchlecht genug weg, und doch muß man dies nicht zu tragiſch nehmen. Aber ſelbſt ſolche Übertreibungen in Rechnung gezogen, konnten wir uns für das Kommende doch nicht begeiſtern.

<sup>1)</sup> Thatsache iſt es, daß vor Jahren die engliſche Fregatte „Liverpool“ beim Einſegeln in den Perſiſchen Golf an einem Tage drei Officiere und 20 Mann an Hißſchlag verlor.

Sedina, An Afien's Küſten etc.

Was unsere Fahrt anbelangt, zeigte sich jedoch der Persische Golf besser als sein Ruf. Das schönste Wetter mit leichten Nordwestwinden, ganz wie im Sommer in der Adria, begleitete uns, und bei den wundervollen, mondhellen Nächten konnte man stets die hohen, durch Auswaschung wie geriffelt aussehenden Berge der persischen Küste deutlich wahrnehmen. Es war auch an solch einem schönen Abend, am 28. October, als wir vor Buschir vor Anker giengen, und zwar wegen des seichten Grundes 6 bis 7 Meilen von der Stadt entfernt.

Der Anblick der niedrigen, sandigen Halbinsel gleichen Namens, welche sich 8 bis 10 Seemeilen längs der Küste hinzieht und mit dieser nur durch eine schmale Sandfurt verbunden ist, war kein ungünstiger. Am südlichen, höheren Theile gruppieren sich zwischen Dattelhainen und Gärten hübsche und ausgedehnte, in indischem Stile gebaute Landhäuser um eine Moschee, deren eigenthümliche, birnförmige, grün glasierte Kuppel im Sonnenschein blühte. Mehrere Flaggenstöcke, darunter einer mit der englischen und ein anderer mit der holländischen Flagge, verriethen, daß Consuln dort ihren Landaufenthalt haben. Gegen Norden zu sah man am Ende einer sandigen Niederung eine ziemlich compacte Häusermasse, die sich bei dem Mangel von Thürmen oder Kuppeln, wegen der flachen Dächer und der Lehmfarbe der Häuser, wie ein horizontal geschichtetes Terrain ausnahm. Weit im Hintergrunde zeigten sich die hohen Gebirgszüge, welche das flache, sich nur wenig über den Seespiegel erhebende Gernsire gegen das Inland abgrenzen, in den schönsten rosigen Tinten. Allerdings fehlte die belebende Staffage von Schiffen. Den persischen Kriegsdampfer „Persepolis“ und die englische Yacht „Sphinx“, welche näher unter Land lagen, konnte man kaum wahrnehmen, und da auch nur vereinzelt segelnde Küstenfahrer sichtbar waren, lag eine ernste Ruhe über dem Bilde.

In der Nähe betrachtet gewährt die Stadt dem europäischen Auge Interesse. Sie bietet einen ganz ungewohnten fremdartigen Anblick. Man sieht nur horizontale und verticale Linien; alles ist rechteckig. Manche der einstöckigen Häuser haben vor den eigentlichen Wohnräumen im ersten Stockwerk durch viereckige Pfeiler getragene größere Veranden. Auch sieht man häufig viereckige Ausbauten, sogenannte Windthürme, welche durch lange spaltartige Öffnungen, an Diagonalwänden im Innern vorbei, den unteren Wohnräumlichkeiten Luft zuführen. Die kleineren Häuser sind meist derart gebaut, daß das Erdgeschoss vom oberen Stockwerk etwas überragt wird; auch sind mitunter die engen Straßen mit Brettern überdeckt. Die Häuser der wohlhabenderen Araber und Perser sind wie kleine Castelle gegen außen ganz abgeschlossen und die wenigen nach der Straße liegenden Fenster oder die Veranda mit Holzgittern oder Stuccozieraten nach persischem Geschmack gegen neugierige Blicke verwahrt. Unmittelbar am Landungsplatz, auf dem gegen das Festland liegenden Theile der Halbinsel, woselbst sich der Hafen für Küstenfahrer befindet, steht das persische Regierungsgebäude. Freudig begrüßt man den runden Pavillon am Ende des Gouverneurpalastes als wohlthuernde Abwechslung gegenüber dem geradlinigen Einerlei der übrigen Stadt.

Schon der erste Blick auf die uns am Lande erwartende neugierige Menge zeigte uns den Unterschied der Bevölkerung Buschirs gegenüber jener der Städte Arabiens. Abgesehen von der Hautfarbe — Schwarze und Mischlinge sind entschieden in der Minderzahl — zeigen sich hier auch schon wesentlich andere Trachten. Der Turban und die arabische Abba sind seltener, von Persern huldigen nur die Mollahs dieser Tracht. Dagegen sieht man häufig die Kula, eine schwarze Lammsfellmütze, und die kegelförmige Filzkappe. Ein enganliegender Rock mit stehendem Kragen und langen faltigen Schößen, kurze weite Beinkleider, gleich dem Rock meist schwarz, und Halbschuhe bilden die nationale Kleidung der Perser besserer Stände. Die Frauen aus dem Volke sind, ähnlich den Ägypterinnen, in dunkelblaue Gewänder gehüllt; die



Buschir. Wache vor dem Palast des Gouverneurs.

Vornehmern tragen jedoch meist lichte Seidenkleider, Pumphosen und hohe gelbe Stiefel. Alle insgesamt verhüllen sorgfältigst das Gesicht, besonders die älteren Damen, doch wird der Hitze insoferne Rechnung getragen, als in dem Gesichtstuch über Mund, Nase und Augen ein nicht sehr dichter Schleier eingesezt ist. Einen uns neuen Typus bildeten die Soldaten der regulären Armee. In Schnitt und Farbe der Waffenröcke und Beinkleider fanden wir, besonders bei den Artilleristen, manche Anklänge an unsere Armee. Doch kennzeichnete sie die schwarze oder graue Kula mit dem blinkenden Sonnenlöwen sofort als Perser; übrigens verriethen die schmutzigen geflickten Uniformen, sowie die nichts weniger als stramme Haltung und bei vielen auch der Mangel der Fußbekleidung ihre orientalische Herkunft.

Unser Bestreben war vor allem dahin gerichtet, Fühlung mit irgendeinem in Buschir ansässigen Europäer zu gewinnen, da der Reisende bei dem Mangel eines Hotels ganz auf die Gastfreundschaft dieser angewiesen ist. Unter der Führung unseres

Dubasch (Dolmetsch) lenkten wir die Schritte nach dem Hause des Herrn Groenewegh, eines in Deutschland erzogenen Holländers, den man uns als den Fremden besonders entgegenkommend geschildert hatte. Gleich anfangs konnten wir die Bemerkung machen, daß es mit der Reinlichkeit in Buschir nicht weit her sei, und daß besonders die Straßen in dieser Beziehung äußerst stiefmütterlich behandelt werden. Alle Abfälle werden auf die Straße geworfen, gefegt wird dieselbe aber nie. Die Rinnen, welche von den Dächern hervorragen, dienen nicht allein für den Abfluß des Regenwassers, was bei den häufigen, durch Kameele und sonstige Tragthiere veranlaßten Verkehrsstörungen für den Passanten doppelt fatal ist. Im eingedeckten Bazar ist man in dieser Richtung wohl besser daran, dafür ist hier der Raum zwischen den Häusern durch Mauersockeln, welche längs derselben laufen, noch mehr eingeengt. Die Läden sind klein, Auslage und Warenlager befinden sich in einer wenig tiefen Nische, von welcher der Verkäufer, auf einem Teppich kauend und seinen Kaljun rauchend, noch die Hälfte einnimmt. Doch staunt man über die Mannigfaltigkeit der hier aufgestapelten Waren. Allerlei Früchte und Gemüse, Datteln und Tamarinden, stets von Fliegen bedeckt, Melonen, Kürbisse, Reis und Körnerfrüchte werden hier angeboten. Selbst Wein fehlt nicht; und daß der edle Schiraz in großen Flaschen bloß als Arzneimittel gelten kann, nimmt nur denjenigen wunder, der da glaubt, es bestehe irgendeine Religion, welcher die Sophistik kein Schnippchen zu schlagen trachtet. Niederlagen von Teppichen und Kupfergeschirren, unter letzteren manch schönes Gefäß, fesseln den Europäer. Einheimische dagegen wenden ihre Aufmerksamkeit den vielen Läden zu, in denen europäische Erzeugnisse aller Art, vorzüglich aber Stattune und Tücher, sowie Porzellan- und Glaswaren feilgeboten werden. Bäcker preisen ihr dünn-scheibiges, teigiges Brot an, und in den zahlreichen Garfüßen schmoren und braten allerlei Leckerbissen in ranzigem Hammelfett. Hier und da sehen wir ein primitives Kaffee- oder vielmehr Theehaus, denn in Buschir wird im allgemeinen mehr Thee als Kaffee getrunken; auch hierin zeigt sich ein Unterschied gegenüber von Arabien und der Übergang zum russischen Mittelasien.

Zu dem Gedränge und Durcheinander in dem von allen denkbaren Gerüchen erfüllten halbdunklen Bazar gesellt sich noch ein ohrenzerreißender Lärm. Der zungen-gewandte Jude im langen, weißen Gewande mit Schmachtkloeden, unter den Verkäufern stark vertreten, findet im schlauen, redseligen Perjer ein würdiges Seitenstück. Jedem Kaufe geht ein langes Schwätzen und Feilschen, ja manche Verbalinjurie voran. Dazu tritt noch das Klappern der Münzen, mit welchem die Wechsler ihre Kunden anlocken, das Geschrei der Wasserträger, die ihre Gefäße an Stangen auf der Schulter balancieren und dabei ihre Ware manchmal unfreiwillig an den Mann bringen, und das beständige „Cheber dar“ (Achtung!) der Eseltreiber und Kameelführer, deren starrsinnige Thiere das Ausweichen nicht kennen.

Endlich langten wir beim großen Khan der Firma Hotz, deren Vertreter Herr Groenewegh ist, an. Auch hier herrschte die lebhafteste Thätigkeit. Eine Karawane

hatte eine große Partie Teppiche gebracht, welche nun zur Verschiffung bereit gestellt wurden. Auf unsere Bitte zeigte uns der lebenswürdig entgegenkommende Hausherr einige Exemplare, wahre Prachtstücke, welche im Gegensatz zu den langen, schmalen, bei den Arabern des leichten Transportes halber beliebten Formen, in Dimensionen gehalten waren, wie sie in Europa gebräuchlich sind. Letzteres erklärt sich aus dem Umstande, daß alle Teppiche, welche die Firma ausführt, auf Bestellung gearbeitet sind. Bei der Agentie in London liegen Muster auf, die Kunden wählen sich ein entsprechendes und geben gleichzeitig die gewünschten Maße an. Das Handlungshaus besorgt durch seine Agenten in den Teppichdistricten im Innern Persiens die Ausfuhrung. Die einzelnen Weberfamilien erhalten Vorschüsse und man überwacht, daß sie nur echtfarbige Wolle bei der Arbeit verwenden. Letztere ist meist binnen sechs bis zehn Monaten vollendet, worauf jedes Stück vor der Übernahme einer gründlichen Prüfung unterzogen wird. Welche Bedeutung diese fabriksartige Teppicherzeugung erlangt hat, ist daraus zu entnehmen, daß die Firma Hoß allein um 300.000 fl. jährlich Teppiche ausführt, was kaum das Drittel des Betrages ausmacht, um welchen die Firma „Ziegler“ Teppiche nach dem Norden zur Ausfuhr bringt. Allerdings geht bei diesem Vorgange viel an Mannigfaltigkeit des Dessins verloren, doch da naturgemäß nur die gelungensten Muster bestellt werden, so erhält man derart wenigstens sicher gute und preiswürdige Stücke. Der Preis dieser Teppiche beträgt in Buschir 11 bis 12 fl. B. N. pro Quadratmeter, was angesichts des festen, dichten Gewebes nicht theuer erscheint. Minder feine Teppiche, mit denen Buschir überfüllt ist und die manchmal recht schöne Dessins aufweisen, kauft man um 6 bis 7 fl. pro Quadratmeter.

Übrigens darf man sich nicht, wie es bei uns häufig der Fall ist, unter persischen Teppichen eine bestimmte Gattung vorstellen. Mit Bezug auf Stoff, Webeweise, Farben und Muster erzeugt man in Persien die verschiedensten Arten von Teppichen. Da gibt es die feinen Qualitäten (Kalitschäh) aus Wolle, Ziegenhaar oder Seide, glatt geschoren oder langhaarig, von den verschiedensten Zeichnungen und Farben, die dünnen deckenartigen Selims, weniger schön in Farbe und Zeichnung, aber unverwüßlich, endlich allerlei Gattungen von Filzteppichen. Bei der Liebhaberei der Perfer für Teppiche kann man auch nur von Preisen bezüglich der minderen oder der für Europäer en gros erzeugten Gattungen reden. Schöne Stücke, besonders wenn sie harmonische Farben und einen Seidenglanz besitzen, haben, gleich Gemälden bei uns, Liebhaberpreise und werden sehr theuer bezahlt, wenn sich der Eigenthümer überhaupt davon zu trennen vermag.

Von Herrn Groenewegh erfuhren wir, daß während der heißen Zeit kein Europäer in Buschir wohne, sondern daß sich alle gleich nach den Geschäftsstunden nach Sabs-Abad, so heißt das Villenviertel im südlichen Theil der Halbinsel von Buschir, flüchten. Obwohl es bereits Ende October war, und wir des Nachts an Bord nur mehr 25° und am Lande 18° beobachteten, waren die Stadtwohnungen doch noch verlassen. Um Colonel Ross, den englischen Generalconsul und natürlichen Chef der

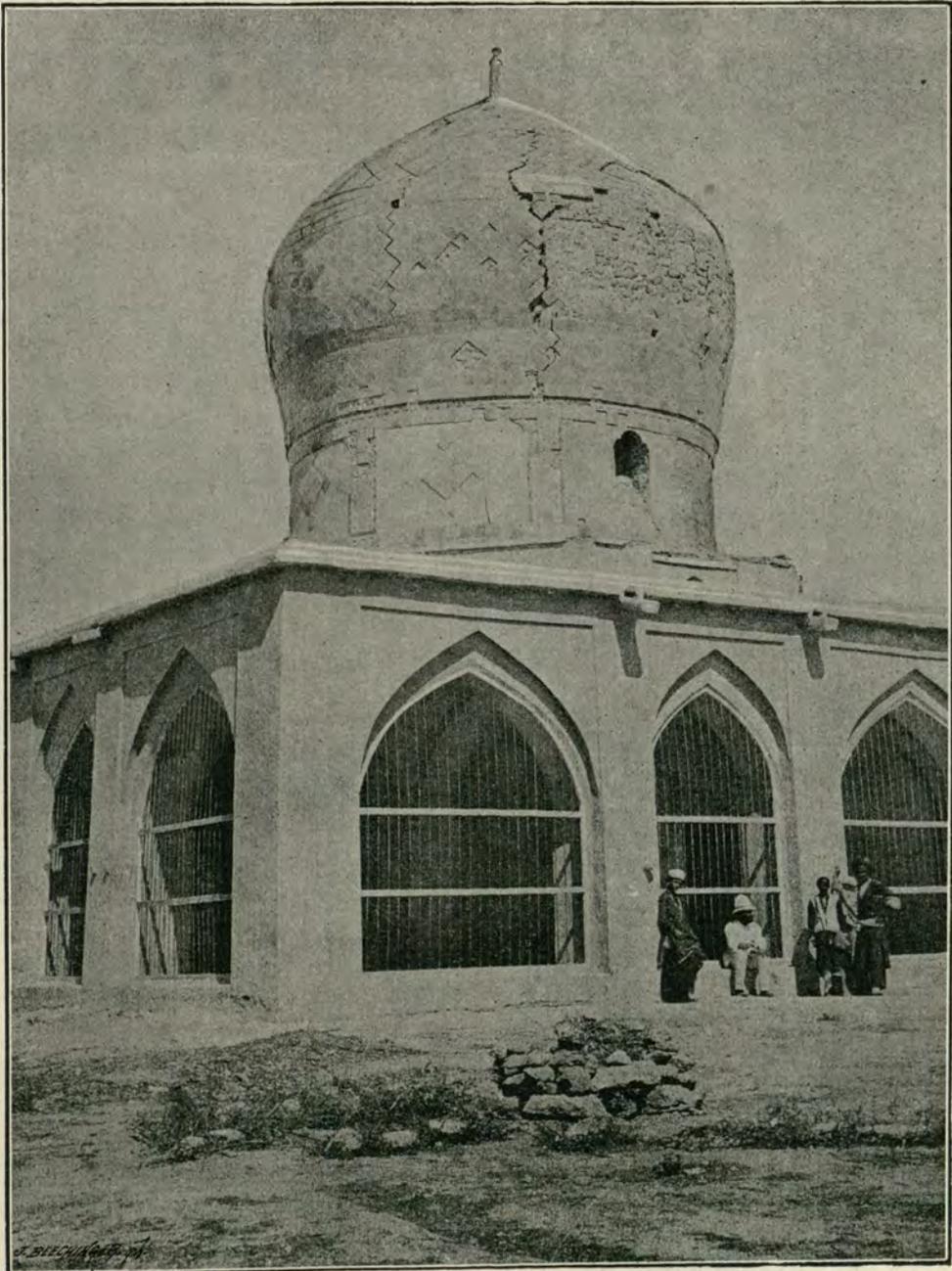
europäischen Gesellschaft aufzusuchen, mußten wir daher eine einstündige Fahrt mit einem der landläufigen zweiräderigen Zeltwagen nach dessen Villa unternehmen.

In der Stadt selbst können infolge der engen Straßen keine Fuhrwerke verkehren. Nur längs der See, wo durch Niederreißen der Umfassungsmauer eine Art Wallstraße entstanden ist, kann man, allerdings in großem Bogen, von einem Ende der Stadt bis zum anderen fahren. Anfänglich führt die Straße an höchst elenden Hütten und an dem schmutzigen Judenviertel vorbei. Weiter an der offenen See zeigt sich aber eine Front ganz ansehnlicher Gebäude, unter denen besonders das englische Consulat durch seinen Vorgarten und einen wohlgepflegten Lawn-tennis ground angenehm auffällt.

Vor der Stadt wird es wieder trostlos. In erster Linie kommt man in eine Sandwüste, die mitunter bei Hochwasser überflutet wird. Langsam steigt das Terrain an, eine spärliche Vegetation, bestehend aus Baumwollstauden und Dattelpalmen, zeigt sich, und bald ruht das sandmüde Auge mit Vergnügen auf üppigen Gärten und Anpflanzungen, welche den Namen Sabz-Abad, d. i. grüner Fleck, rechtfertigen. In dem Maße, als sich das Terrain erhebt, mehren sich die Landhäuser und es zeigen sich die großen, nach indischem Muster gebauten Pavillons der Telegraphenbeamten. <sup>1)</sup> Den Mittelpunkt der freundlichen Ansiedelung bildet die auf dem höchsten Punkt der Halbinsel befindliche Moschee, eine sogenannte Imamsadeh, deren Kuppel in allen Farben schillert und die Aufmerksamkeit von weitem fesselt. Für sich genommen ist die Kuppel schön proportioniert, doch ruht sie auf einem niederen Gebäude ohne jedweder architektonischen Bedeutung. Auch sind die Bogengänge des Umfassungsgebäudes äußerst plump, und selbst an den im Hofe befindlichen Gräbern fällt der Mangel an Geschmack auf. Hier werden nur jene wohlhabenderen Gläubigen Buschirs bestattet, die keine Grabstätte im Hauptwallfahrtsort Kerbela bei Bagdad erschwingen können. In Kerbela befindet sich nämlich das Grab Alis, des Schwiegersohnes Mohammeds, und in dessen Nähe zu ruhen ist der heißeste Wunsch der schiitischen Perser. Da jedoch der Transport nach Kerbela, sowie der Ankauf einer Grabstätte daselbst bedeutende Kosten verursacht, müssen Minderbemittelte mit einem Grabe in der Nähe einer Imamsadeh vorlieb nehmen. Letztere sollen Grabstätten einer der elf heiligen Imame <sup>2)</sup> sein, doch gibt es deren so viele in Persien, daß ihr Name gleichbedeutend mit Friedhof geworden ist. Auch die Moschee von Sabz-Abad, zu deren Inneres

<sup>1)</sup> In Buschir mündet das Kabel, welches durch den Persischen Golf geht und im Anschluß an die Landlinie über Teheran Indien mit Europa verbindet.

<sup>2)</sup> Nach Benjamin Abkömmlinge Mohammeds, welche — obwohl nach den Begriffen der Schiiten zum Chalifat berechtigt — den Märtyrertod im Kampfe mit den sunnitischen Arabern erlitten. Der zwölfte Imam „der Mahdi“ soll erst noch kommen. Auch die Sunniten erwarten unter diesem Namen einen Reformator, welcher alle Mohammedaner zum rechten Glauben vereinigen soll. Die Aufregung, welche das Erscheinen nubischer Heerführer, die sich diesen Namen beilegte, im Orient hervorgerufen hat, ist daher begreiflich.



Moschee Imamschah in Sabz-Abad bei Buschir.



Fremde nicht eingelassen werden, soll die Überreste eines der elf Heiligen enthalten. Dieses Bestreben, in der Nähe einer heiligen Stätte begraben zu werden, verursacht den im heißen Klima Buschirs besonders gesundheitswidrigen Gebrauch, manche Todte nur zeitweilig zu bestatten, bis sich die Gelegenheit zum Transport nach der endgiltigen Ruhestätte ergibt. Der Leichnam wird in diesem Falle entsprechend eingebunden und eingekampfert, und dann auf der Erde liegend mit einem leicht zu öffnenden Steingewölbe überdeckt. Nicht selten sieht man in der Nähe von Behausungen und Brunnen derartige weißgetünchte Mausoleen; diese Bestattungsweise erklärt zum Theile die ungünstigen Gesundheitsverhältnisse Buschirs.

Endlich, des Rüttelns unseres federlosen Karrens schon recht müde, langten wir beim großen Flaggenstock an, der das Gebiet der English Residency bezeichnet, und nach einigen Minuten fuhren wir zwischen recht hübschen Bosketts vor dem ausgedehnten Bungalow des Colonel Ross vor. Man führte uns in den geräumigen, sehr lustigen, mit allem europäischen Comfort ausgestatteten Salon, in welchem wir nicht bloß den Hausherrn, sondern auch Mrs. Ross und zwei ihrer Töchter vorfanden. Da das Aussehen der lebenswürdigen Damen ein sehr beruhigendes war, erschien eigentlich unsere Frage nach den Gesundheitsverhältnissen der Stadt und über die allenfalls zu treffenden Vorsichtsmaßregeln müßig. Wie erwartet, so hieß es auch hier, daß, wenn man geistige Getränke mäßig genießt, die Mittagssonne meidet und das schlechte Wasser der Stadt nicht benutzt, man trotz der großen Temperaturunterschiede — zwischen 42° im Sommer und manchmal 0° im Winter — lange Jahre in Buschir leben könne, ohne an der Gesundheit Schaden zu leiden. Daß es auch in gesellschaftlicher Beziehung in Buschir nicht so schlimm sein müsse, belehrte uns in kürzester Zeit die Conversation mit den Damen. In der That sollen im Winter in der English Residency recht angenehme, gesellige Zusammenkünfte stattfinden, die dadurch auch an Reiz gewinnen, daß um diese Zeit manche von Indien heimkehrende Reisende ihren Weg über Buschir und Teheran nehmen und dabei meist von der Gastfreundschaft Mrs. Ross' Gebrauch machen.

Nichtsdestoweniger und trotzdem, daß auch das materielle Leben der Europäer in Buschir kein schlechtes ist, zählt man doch in der Fremdencolonie, die kaum ein Duzend Familien umfaßt und in welcher Engländer vorherrschen, fleißig die Tage bis zum heißersehnten Augenblick, in welchem man Buschir für immer verlassen kann.

Colonel Ross verbindet mit seiner Stelle als Generalconsul für Buschir noch die viel wichtigere eines Political Resident für den ganzen Persischen Golf. Scherzweise pflegen ihn daher Engländer den König des Persischen Golfes zu nennen, was angesichts seiner Bezahlung, nahezu 50.000 fl. jährlich, der ihm zur Verfügung gestellten Macht und einer Ehrenwache von 30 bis 40 indischen Soldaten eine gewisse Berechtigung hat. Man weiß eben in London, daß in Persien und besonders in Arabien ein gewisser Pomp und eine Machtentfaltung unbedingt nothwendig sind, um das für einen politischen Vertreter gewünschte Ansehen zu erzielen. Die Wahrung der

Interessen der in den Hasenorten stark vertretenen Indier gegenüber den unabhängigen Araberscheichs des Persischen Golfes, welche Interessen keine geringen sind, erfordert dies in erhöhtem Maße. Denn bei den häufigen Streitigkeiten zwischen den das Capital vertretenden Bavianen und den handeltreibenden Arabern, und besonders den Perlsüßern, muß auf die letzteren, respective auf ihre Stammeshäuptlinge nicht selten ein kleiner Druck ausgeübt werden. Sonst aber können die Araber, solange sie die englischen Handelsinteressen nicht stören, auf den Schutz der Engländer rechnen. Wiederholt wurden Annexionsgelüste der Perser und Türken bezüglich der Araberküste von den Engländern durchkreuzt. Auch in Buschir haben letztere stets Fühlung mit dem arabischen Theil der Bevölkerung, und daher sind die Beziehungen zwischen der Residency und dem persischen Gouverneur eher kühl und von Mißtrauen begleitet. Dieser Standpunkt der Engländer gegenüber den Persern ist jedoch nur ein localer; im allgemeinen sind sie bestrebt, sich mit den Persern auf einen guten Fuß zu setzen. In Teherân schwankt man stets zwischen den von Norden bedrohlich heranrückenden Russen und den Engländern, welche wiederholt vom Süden aus sich ungemüthlich erwießen. Seit Sir H. Drummond Wolff die Stelle des englischen Gesandten in Teherân einnimmt, neigt sich die Waagschale zu Gunsten Englands. Die Absicht des Schah, durch Reformen in europäischem Sinne sein Land stark und unabhängig von beiden Kolossen zu machen, wozu vor allem Geld nöthig ist, deckt sich eben mit den englischen Bestrebungen, durch Anlage englischen Capitals im Lande Fuß zu fassen und sich in dieser Weise dauernden Einfluß zu schaffen. Mit der Pachtung sämmtlicher Zollstellen und mit Herstellung der Eisenbahn Teherân-Mohammerah (wodurch die Ausfuhr über den Persischen Golf gelenkt würde) soll der Anfang dieses handelspolitischen Feldzuges gemacht werden. Gelingt dies, so wird zweifellos der erbitterte Wettkampf der englischen und russischen Industrie in Persien zu Gunsten der ersteren ausfallen. Und ist der Zoll einmal in englischen Händen, so ist bei der Abhängigkeit des Staatsäckels von demselben ein mächtiger Hebel zur politischen Einflußnahme gegeben. Angesichts der Rolle, welche die europäische Zollbehörde in dem sonst so exclusiven China spielt, erscheint ähnliches im finanziell zerrütteten Persien um so wahrscheinlicher.

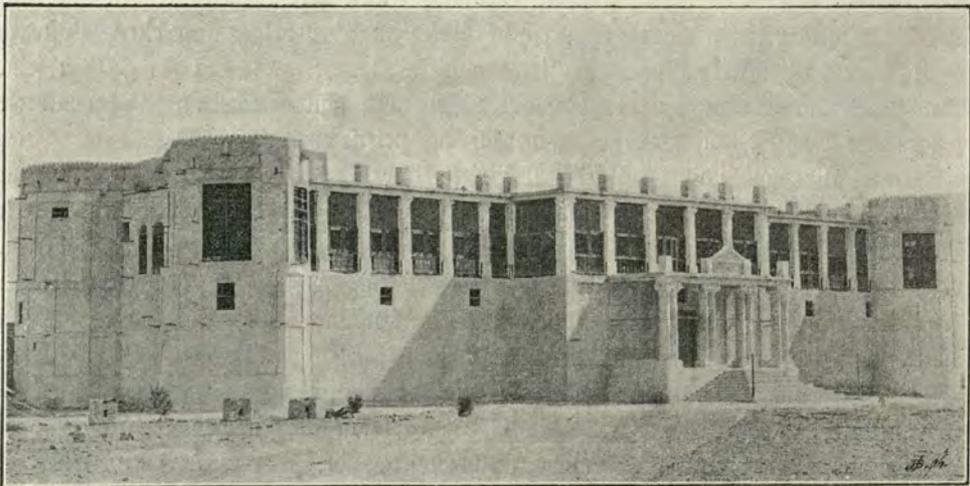
Hinter Sabs-Abad befindet sich ein Fort, welches die persische Garnison von Buschir beherbergt. Dasselbe wurde von Holländern gebaut; diese waren den Persern seinerzeit behilflich gewesen, die Portugiesen aus ihren Niederlassungen in dieser Gegend zu vertreiben und hatten sich dadurch eine privilegierte Stellung in den persischen Häfen erworben. Ähnlich wie in früheren Jahren in Japan war durch lange Jahre hindurch ihnen allein der Handel an dieser Küste gestattet. Gegenwärtig, wo der persische Seehandel fast ausschließlich durch englische Hände geht, sind die Interessen Hollands in Buschir nur mehr ganz geringfügig. Nichtsdestoweniger befindet sich hier noch ein holländisches Generalconsulat. Herr v. Keun, welcher dieses Amt bekleidet, erfreut sich als der einzige Vertreter seines Landes in Persien und infolge seiner persönlichen Beziehungen zum Schah eines hohen Ansehens, und hat bei

den persischen Behörden einen fast noch größeren Einfluss als sein englischer Colleague. Da außer diesen beiden keine europäischen Vertreter in Buschir leben, so wenden sich alle nicht englischen Europäer meist an das holländische Generalconsulat um Schutz ihrer Interessen, und dieser wird ihnen stets in ausgiebigster Weise gewährt.

Nach der Stadt zurückgekehrt, suchten wir das Postamt auf. Nach langem Herumirren gelangten wir vor ein halbverfallenes Gebäude, welches man uns als dieses Amt bezeichnete. Wohl ließ eine Tafel mit dem persischen Sonnenlöwen schließen, daß hier irgend ein Regierungsamt seinen Sitz habe; aber in dieser verlassen scheinenden Ruine die Post zu suchen, wäre uns nicht in den Sinn gekommen. In der That mußte der Postmeister erst aus seiner Wohnung herbeigeht werden. Die äußerst armelig aussehenden Räumlichkeiten, die er uns aufschloß, und die eigenthümliche Art der Aufbewahrung der aufgegebenen Briefe, die zwischen alten Papieren in einer Ecke lagen, machten ebenfalls keinen vertrauenerweckenden Eindruck. Und doch scheint im übrigen der persische Postdienst, der bekanntlich durch Postrath v. Niederer nach österreichischem Muster organisiert wurde, ganz gut geregelt zu sein. Wenigstens buchte man die recommandierten Schreiben ganz wie bei uns, ja beobachtete sogar die Vorsicht, die Adresse phonetisch in persischen Lettern beizufügen. Auch gelangten alle von uns aufgegebenen Briefe und Karten richtig an ihre Adresse. Mit der Sicherheit von Wertsendungen soll es allerdings nicht am besten bestellt sein; daher pflegen Europäer solche meist durch eigene Couriere besorgen zu lassen. Auch ist es den Eingeborenen gegenüber noch Gebrauch, wertvoll scheinende Briefe nur gegen eine Extravergütung für den Postmeister auszufolgen. Nach Teherân benöthigen Briefe 14 bis 15 Tage, und über diese Route nach Europa gewöhnlich 30 bis 35 Tage. Die Beförderung geschieht meist durch reitende Boten mit unterlegten Pferden. Im Durchschnitt legen dieselben 10 bis 11 geographische Meilen pro Tag zurück, doch kommen mitunter auch Tagreisen von 20 Meilen vor. Für den Briefverkehr mit Europa bedienen sich die Geschäftsleute Buschirs fast ausschließlich der durch die englischen Dampfer vermittelten Seepost, welche trotz des Umweges über Karatchi den Vorzug größerer Schnelligkeit und absoluter Sicherheit gewährt.

Von den Privatgebäuden Buschirs fällt das vor dem Thore gelegene Wohnhaus des reichen Zollpächters durch seine Größe und eigenthümliche Bauart ganz besonders auf. Leider versäumten wir, uns rechtzeitig die Erlaubnis zur Besichtigung dieses, wie man uns sagte, auch durch seine prunkvolle Einrichtung sehenswerten Gebäudes zu verschaffen. Dagegen hatten wir bei unseren Streifungen durch die engen Straßen der Stadt die Gelegenheit, das Innere eines anderen hervorragenden Hauses in Augenschein zu nehmen. Eine schöne Mosaikzimmerdecke, welche wir durch ein ausnahmsweise offenes Fenster gewahrten, erregte unsere Aufmerksamkeit. Etwas zögernd machte sich unser Dubasch daran, den Thorhüter zu fragen, ob wir Einblick in das Innere des Hauses nehmen könnten. Diese schön costümierten orientalischen Cerberusse pflegen nämlich unbescheidene Anfragen oft recht energisch mit ihrem Stocke zu beantworten.

Gegen alle Erwartung wurden wir jedoch sofort bereitwilligst in den geräumigen, mit Springbrunnen und schönen Pflanzen gezierten Hof eingelassen, und der Hausherr, welcher vom Fenster aus unser Begehren vernommen, lud uns ein, zu ihm in den ersten Stock hinauf zu kommen. Über eine etwas steile Treppe gelangten wir in das Gemach, dessen Decke unsere Aufmerksamkeit erregt hatte. Dieses, gleich mehreren anstoßenden Räumlichkeiten, übertraf unsere Erwartungen. Die Zimmerdecke war mit vielfarbiger, doch dabei sehr geschmackvoller, aus glasierten Thonziegeln zusammengefügter Mosaik bekleidet, in einigen Zimmern auch phantastisch bemalt. Die großen Fenster, aus kleinen, in Holzrahmen gefassten farbigen Scheiben mit Geschmack zusammengekehrt, waren unten durch zierlich geschnitzte Holzgitter abgeschlossen. Glatte weiße Stuccowände mit Stalaktitverzierungen und hie und da mit einem großen Spiegel



Buschir. Zollpächters Haus.

geschmückt, feine Strohmatte, den Boden bedeckend, sowie einige Prachtexemplare von Teppichen und wenige, aber schön eingelegte Schirazschemel und Kästchen vollendeten den Eindruck einer fremdartigen, aber soliden Eleganz.

Mit den Herrngemächern war natürlich unsere Besichtigung zu Ende. Einige indiscrete Blicke auf das über den Hof liegende Enderun (Frauengemach) erlaubten uns jedoch zu schließen, daß auch dieses nicht minder geschmackvoll eingerichtet sein müsse.

Obwohl in der Einrichtung der Wohnung ganz dem persischen Geschmacke huldigend, war unser liebenswürdiger Hausherr, wie schon seine Physiognomie und Kleidung verrieth, ein Araber. Mohammed Rahim ben Safar, so hieß derselbe, ist — wie wir später hörten — nicht nur einer der reichsten Kaufherren Buschirs, sondern auch tonangebender Vertrauensmann und Führer der dort ansässigen Araber. Bei seiner

Sympathie für Europäer sieht er dieselben gerne als Gäste in seinem Hause, was den leichten Zutritt zu demselben erklärt. Unser Erstaunen wuchs, als er sich auch über unsere Nationalität ganz unterrichtet zeigte, und bei der gemüthlichen Conversation, die sich — unterstützt durch mittlerweile aufgetragene Erfrischungen — unter Vermittelung des Dubasch entspann, sich wiederholt um Wien und das Museum daselbst erkundigte. Er ließ sich von seinem Secretär das Copierbuch bringen und zeigte uns mit Stolz eine englisch geführte Correspondenz mit dem orientalischen Museum, für welches er mehrmals Waffen und persische Curiositäten besorgt hatte. Somit hatte das Räthsel, wie Mohammed Rahim ben Sajar seine Kenntnisse der österreichischen Verhältnisse erworben hatte, seine Lösung gefunden.

Wie bei einem Araber seiner Stellung begreiflich, gieng unser Gespräch auch bald auf die Politik über. Wir hatten an diesem Tage gerade den Flaggenalut mit der persischen Feldbatterie gewechselt, und trotz der großen Entfernung hatte unser schwerer Kaliber in der Stadt fast mehr Effect gemacht als die dort befindlichen kleinen Geschütze der Perser. Daran anknüpfend, konnte Mohammed Rahim sich nicht enthalten, der Verachtung, welche die Araber traditionell gegen die Perser hegen und die zum Theil in einem religiösen Gegensatz ihren Grund hat, beredten Ausdruck zu geben. Beim Vergleiche dieser beiden Nationen erregt allerdings der männliche, ritterliche Charakter der Araber, trotz ihrer sonstigen Fehler, mehr Sympathie als jener der verweidlichten, äußerlich höflichen, aber dabei hinterlistigen und bestechlichen Perser.

Was wir hier und in seltener Übereinstimmung auch von ganz unparteiischen gründlichen Kennern des Landes hörten, berechtigt zu dem Schlusse, daß die Corruption in Persien jene in der Türkei noch übertrifft. Es ist ganz selbstverständlich daß die öffentlichen Functionäre ihre Stellung ausnützen, um möglichst viel Geld zu erpressen, und die hiervon Betroffenen sind darüber gar nicht entrüstet. In ähnlicher Lage thäte eben jeder das Gleiche. Die Bezahlungen sind an und für sich ungenügend und reichen z. B. bei den Provinzgouverneuren kaum aus, um durch Geschenke an den vorgesetzten Minister das Verbleiben im Amte zu erkaufen. Naturgemäß herrscht insolgedessen ein gegenseitiges Mißtrauen auch unter den Höchsten des Reiches. Jeder Minister hat in den größeren Orten einen bloß von ihm abhängigen Beamten, den er mit der Überwachung der anderen Functionäre betraut. Die Zollämter werden an die Meistbietenden verpachtet, und der Pächter wirtschaftet gegenüber den Inländern ganz willkürlich. Der Gouverneur wagt, selbst wenn er es wollte, keine Einsprache, denn eine Klage des Pächters, begleitet von einigen Säcken Tomans (Goldmünzen zu 10 Francs) oder einigen hübschen Teppichen, bliebe an maßgebender Stelle sicherlich nicht unbeachtet.

Unsere eigenen Erfahrungen während der wenigen Tage des Aufenthaltes in Buschir brachten uns ebenfalls keinen hohen Begriff von dem Walten der persischen Obrigkeit bei. In gesundheitspolizeilicher Richtung herrscht im Haupthafen Persiens

eine Verwahrlosung, die aller Beschreibung spottet. Bei einer Bevölkerung von 13.000 bis 14.000 Seelen, worunter auch viele reiche Kaufleute, ist kein Arzt vorhanden. Der dem englischen Consulat zugetheilte Arzt hat in der europäischen Colonie und mit den indischen Soldaten und deren Familien übergenug Beschäftigung und kann sich daher den Eingeborenen nicht widmen. Vorkehrungen zur Beseitigung des Unrathes gibt es keine, und die so häufig benutzten Warmwasserbäder sind geradezu gefährlich, da deren Bassins nur alle 12 bis 14 Tage neu gefüllt werden. Rechnet man hierzu den früher erwähnten Übelstand der provisorischen Gräber inmitten der Stadt, so muß man eigentlich staunen, daß Buschir nicht ein beständiger Seuchenherd ist.

Öffentliche Anstalten gibt es mit Ausnahme des Zollamtes und der Post keine, es sei denn, daß man einige Medresses, in welchen man den Knaben Lesen und Schreiben, sowie Koransprüche lehrt, und das Gefängnis im Hofe des Gouverneurspalais dazu zählen will. Als Richter fungiert in seinem Sprengel der Mollah und in weiterer Instanz der Gouverneur in höchst summarischer Weise. Selbst die Moscheen, von denen Buschir nahezu ein Duzend zählt, sind armselige unansehnliche Gebäude, obwohl durch die Berührung der schiitischen Perser mit den sunnitischen Arabern die Religion einen größeren Einfluß auf das Leben in Buschir nimmt, als es vom Standpunkte des friedlichen Zusammenlebens wünschenswert wäre.

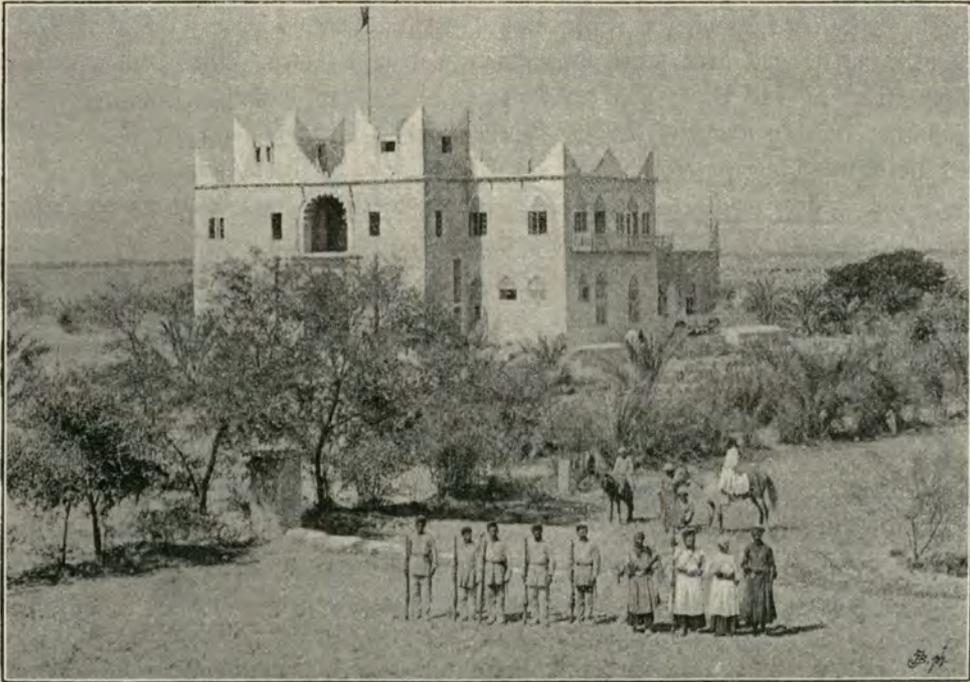
Der Ankerplatz von Buschir bietet nur kleineren Schiffen von höchstens 4 Meter Tiefgang einigermaßen Schutz. Doch können sich selbst solche nur auf 2 bis 3 Meilen der Stadt nähern. Ein- und Auschiffung von Waren werden, da auch kein ordentlicher Quai besteht, nur mit Schwierigkeit bewerkstelligt und sind sehr kostspielig.

Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse ist der Warenverkehr Buschirs ein ganz bedeutender. <sup>1)</sup> Mit dem Momente jedoch, als die Eisenbahn Mohammerah-Teheran zustande gekommen sein wird, hat wohl die letzte Stunde Buschirs als Handelsstadt von Bedeutung geschlagen. Es dürfte dann Mohammerah, welches auch für den Verkehr mit Bagdad günstiger liegt, bald den gesammten Handel des Persischen Golfes an sich ziehen und der wichtigste Ort dieser Gegend werden. Die Europäer in Buschir finden die Aussicht, dorthin zu übersiedeln, ganz angenehm, da auch die sanitären Verhältnisse und der Charakter der Umgebung des neuen Ansiedelungsortes weitaus mehr als Buschir versprechen.

Sehr angenehm gestaltete sich unser Aufenthalt in Buschir durch den häufigen Verkehr mit Herrn v. Reun, welcher, wie erwähnt, die Stellung eines holländischen Generalconsuls bekleidet. Seinen wiederholten Einladungen nachkommend, besuchten wir ihn in seinem Landhause Holland-Abad, welches seewärts von Sabs-Abad liegt. Es ist dies ein ganz originelles Bauwerk und als Muster altpersischer Häuseranlage

<sup>1)</sup> Im Jahre 1886 betrug der Wert der Einfuhr, meist Stückgut, Porzellan- und Glaswaren, Metall, Gewürze und Colonialwaren, beiläufig 8,500.000 fl., und die Ausfuhr: Baumwolle, Schafwolle, Teppiche, Pferde, Datteln, Tabak etc., ungefähr 7,200.000 fl.

sehr interessant. Der Eingang, zu welchem eine kürzlich gepflanzte Allee führt, besteht aus einem monumentalen Thor, an welches sich rechts und links Wohnräumlichkeiten für die Ehrenwache<sup>1)</sup> und Dienerschaft, sowie Stallungen anschließen. Das eigentliche Wohnhaus ist einstöckig. Auf dem Dache hat es fremdartig aussehende, stiegenartige Aufbaue, welche die Anbringung von Zelten ermöglichen, wenn, wie es in der heißen Jahreszeit der Fall ist, das Nachtlager auf dem Dache aufgeschlagen wird. Rings um das Haus ist mit vielem Geschmack ein Garten angelegt, der binnen kurzer Zeit recht hübsch werden dürfte. Herr v. Keun, welcher bereits seit 19 Jahren, natürlich



Buschir. Villa des holländischen Generalconsuls.

mit Unterbrechungen, in Buschir residirt und auch längere Zeit in Teherân weilte, ist ein gründlicher Kenner von Land und Leuten. Da er nebstbei persisch und arabisch, sowie alle europäischen Sprachen fließend spricht, ist sein großer Einfluss in Buschir, auch abgesehen von seiner dienstlichen Stellung, erklärlich. Er machte uns in liebenswürdigster Weise die Honneurs und zeigte uns mit Befriedigung alle Einzelheiten des

<sup>1)</sup> Allen Europäern von Distinction wird in Persien ein Piquet Soldaten als Ehrenwache, eigentlich wohl als Schutz gegen räuberische Überfälle, zugetheilt. Doch muß der Betreffende nicht bloß für deren entsprechende Unterkunft sorgen, sondern sie auch mit 18 bis 20 Kerân (Francs) pro Kopf monatlich bezahlen.

ganz nach seinen Plänen gebauten Hauses, welches auch wirklich ein äußerst lustiges, alle nur erdenkliche Bequemlichkeit bietendes Heim darstellt. Herr v. Reun ist übrigens in allen Zweigen der Wissenschaft und Kunst zu Hause. Er ist nicht nur Alterthumsforscher und Maler, sondern auch Architekt und Ingenieur, ja selbst Chemiker. Wir erprobten von ihm bereitete Seife, wohlriechende Wässer und sehr gelungene Feuerwerkskörper. Wie die meisten gut gestellten Europäer in Persien, besitzt auch er einen wohlbesetzten Stall. In Buschir ist ein solcher verhältnismäßig leicht zu schaffen. Von dort, nahe der Heimat der edelsten Pferde, und aus den übrigen Häfen des Persischen Golfes werden jährlich 2000 bis 3000 Pferde, zumeist nach Indien, verschifft. Herr v. Reun, der als gewiegter Pferdefenner während seiner Reisen an der gegenüberliegenden arabischen Küste auch der Pferdezucht besondere Aufmerksamkeit schenkte, wußte uns über diesen Gegenstand viel zu erzählen. Beim Araber gelten bekanntermaßen das Pferd und die Dattelpalme als das wichtigste Hab und Gut. Für beide bestehen übrigens ähnliche Lebensbedingungen und es gilt als Regel, daß wo die besten Datteln wachsen, auch die besten Pferde zu finden sind.

Am meisten geschätzt werden in diesen Gegenden die arabischen Pferde reiner Abkunft. Wenngleich nicht besonders groß, stehen sie doch in Reinheit der Formen, Feinheit der Glieder, Prallheit der Muskeln, sowie Feuer und Intelligenz unübertroffen da. Bei der Zucht halten die Araber unbedingt auf die Reinheit der Abstammung. Ein Hengst, der mehr und bessere Ahnen hat, wird, wenn er auch minder gefällige Formen zeigt, einem anderen noch so schönen von weniger edler Abkunft vorgezogen.

Im Nedj und um Bahrein rühmt man sich, die reinste Rasse zu besitzen und leitet die Abstammung der dort gezogenen Pferde von dem berühmten Hengste, dem unübertroffenen Nuedjul Ekber ab, der selbst Vögel im Fluge überholte. Sehr kurze Haare, kurze Mähne und ein kurzer Schweif gelten als Kennzeichen dieser Abstammung. Der Farbe nach schätzt man die perlgrauen und dann die weißen am meisten; gegen Schecken besteht ein solcher Widerwille, daß sie in einem Lager oft gar nicht geduldet werden. Die Araber glauben an einen Zusammenhang zwischen dem Farbencharakter einer Landschaft und der Farbe der dort gezüchteten Pferde. So behaupten sie, daß in den sandigen Gegenden meist nur die geschätzten lichten Pferdefarben vorkommen, und nur in Gegenden mit üppiger Vegetation Pferde von dunkler Farbe zu finden sind. Die persischen und turkmenischen Pferde, meist auch arabisches Halbblut, stehen den echten Arabern nicht viel nach. Erstere sind größer, haben eine schön ausgebildete Groupe und laufen fast ebenschnell wie die Araber, sind aber nicht so genügsam und ausdauernd. Dagegen sind die Turkmenenpferde zwar nicht so schön an Form, aber stark, haben glatte Füße und starke Hufe und übertreffen an Ausdauer alle anderen. Da der Araber mit großer Liebe an edlen Pferden hängt, und man dieselben auch in Persien sehr zu schätzen weiß, sind die Pferdepreise selbst in Buschir nicht gering. Gewöhnliche Pferde erhält man wohl von

150 fl. aufwärts, allein ein Rassepferd ist auch dort nicht unter 1000 fl. zu haben, ja für Pferde edler Abstammung aus dem Nedj oder Bahrein zahlt man 4000 bis 5000 fl. und mehr. Besonders ausgezeichnete Thiere erzielen im Lande selbst ganz fabelhafte Summen; so bezahlte Abbas Pascha ein Pferd mit 14.000 Stück Ducaten, der Sultan Thowejni von Maskat eines mit 15.000 fl. u. dgl.

Als Beweis dafür, wie die Araber an ihren Pferden hängen, erzählte uns Herr v. Keun, auf welche Weise er zu den zwei Abkömmlingen Auedjul Ebers kam, die seinen Stall zieren.

Ein Scheich aus dem Nedj mußte sich nach einer unglücklichen Stammesfehde flüchten und kam mit dem Reste seiner Habe nach Buschir. Er brachte eine Stute edelster Abstammung mit. Wiederholt wurden ihm von verschiedenen Seiten die vortheilhaftesten Kaufanbote für dieselbe gemacht, doch war sie ihm — obwohl er sich schon in beschränkten Verhältnissen befand, ja selbst Schulden machen mußte — um keinen Preis feil. Da trat eine Hungersnot ein, wie solche in Persien so häufig wiederkehren. Menschen und Thiere starben aus Mangel an Nahrung. Eines Abends sprach der Scheich bei Herrn v. Keun, mit dem er als Sportsman öfters verkehrte, seine Stute an der Hand führend, vor. „Ich und sie haben durch zwei Tage nichts gegessen, so geht es nicht weiter. Nimm sie, bei Dir weiß ich sie in guten Händen. Einem Perser verkaufe ich sie nicht, er wäre imstande, sie durch ein Halbblutpferd decken zu lassen.“ — Mit diesen Worten übergab er das Pferd und entfernte sich thranenden Auges. Selbstverständlich entlohnte ihn Herr v. Keun entsprechend, und als ihm die Stute zwei vollblütige Füllen gegeben, stellte er sie nach einigen Jahren dem darob überglücklichen Araber wieder zurück.

Ein Beweis für die große Rolle, welche das Pferd in diesen Gegenden spielt, liegt auch in dem eigenthümlichen Umstande, daß in ganz Persien der Pferdestall als Asyl gilt. Niemand darf daraus mit Gewalt entfernt werden. Flüchtet sich ein Verbrecher dahin, so kann man ihn nur durch Hunger wieder vertreiben. Diesen seltamen, nicht durch das Gesetz, wohl aber durch geheiligte Überlieferung ängstlich gewährten Gebrauch sollen sich auch Leute zunutze machen, welche durchaus die Erfüllung einer Bitte erzwingen wollen. Sie schleichen sich in den Stall des Betreffenden ein und gehen nicht eher von dort weg, als bis ihre Bitte gewährt wurde.

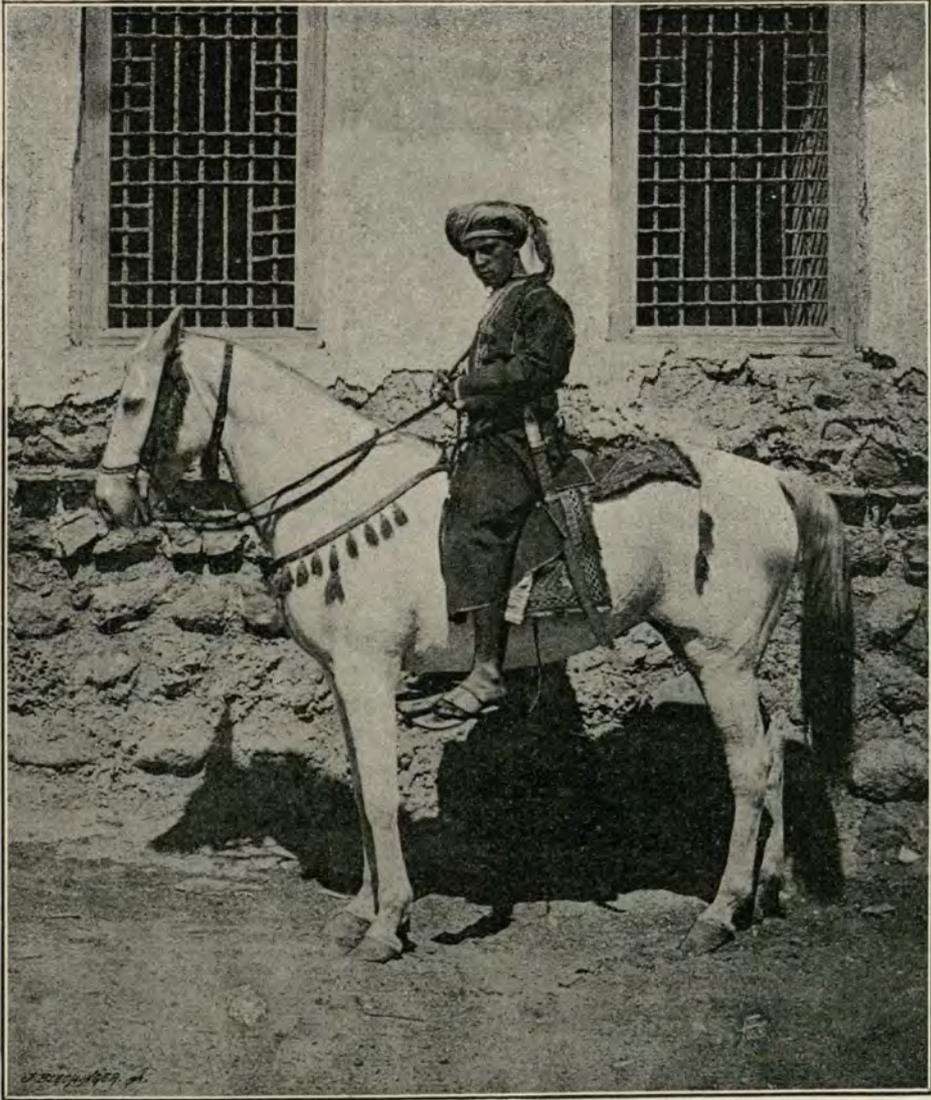
Als wir uns zur Heimkehr wandten, bestand Herr v. Keun in seiner Liebenswürdigkeit darauf, daß wir unsere allerdings etwas armselig gezäumten Mietgäule mit diesen jungen edlen Thieren vertauschen. Die Versuchung, auch einmal einen der prächtigen Abkömmlinge Auedjul Ebers zu besteigen, ließ uns das Anerbieten gerne annehmen. Begleitet von Dienern, welche sich mit unseren Kleppern beritten machten, schlugen wir den Weg nach der Stadt ein. Leider stellte sich bald heraus, daß die Vollblutaraber noch ungeschliffene Diamanten waren, die zwar alle edlen Natureigenschaften besaßen, aber noch nicht die Kunst des Zureitens an sich erfahren hatten. Sie schlugen trotz alles Zurückhaltens sofort ein blitzartiges ventre à terre

ein, das ihren Ahnen alle Ehre machte, bei welchem aber der französische Ausdruck fast auch auf uns zu beziehen gewesen wäre. Nachdem uns die wilde Jagd in einen Friedhof gebracht hatte, dessen Grabsteine uns als bedenkliches Memento erschienen und für die Beine der uns anvertrauten Thiere fürchten ließen, zogen wir es vor, die Pferde den Dienern wieder zu übergeben. Es gewährte uns eine kleine Genugthuung, zu sehen, daß selbst diese erfahrenen Naturreiter Mühe hatten, einer unbeabsichtigten Trennung von ihren Rossen vorzubeugen. Doch thäte man Unrecht zu glauben, daß die edle Rasse der arabischen Pferde sich im allgemeinen durch unangenehme Kraftausbrüche äußert. Im Gegentheil sind diese Thiere, da sie mit ihren Besitzern die Wohnung theilen und schon in früher Jugend geritten werden, in ihrer Heimat meist sehr zahm und folgsam, was wir wiederholt zu erproben die Gelegenheit hatten, und das Vollblut zeigt sich nur in einer staunenswerten Geschwindigkeit und Ausdauer. Wenn sie aber im Besitze von Europäern sind und den bei uns geltenden Ansichten entsprechend erst spät zugeritten werden, erfordert es allerdings schon eine besondere Kunst, ihre Unbändigkeit zu zügeln.

Wie es die internationalen Höflichkeitsregeln bedingen, wurden während des Aufenthaltes der „Fasana“ in Buschir Besuche zwischen dem Commandanten und dem Gouverneur der Stadt ausgetauscht, an denen sich auch der übrige Schiffsstab betheiligte.

Der Gouverneur Nouzer Mirza,<sup>1)</sup> ein kaiserlicher Prinz — was übrigens bei dem Umstande, daß der Urgroßvater des gegenwärtig regierenden Schahs, Feth Ali, 120 Söhne hatte, in Persien nicht die gleiche Bedeutung wie in Europa hat — war im ganzen recht zuvorkommend. Doch war er anfänglich in seinem Selbstgefühl etwas gekränkt. Seitens der „Fasana“ wurden nämlich vor Abgabe des Salutes Erkundigungen eingeholt, ob dieser erwidert werden könne, während doch, wie er glaubte, die zwei vor seinem Palast befindlichen Feldgeschütze jeden Zweifel in dieser Richtung im vorhinein hätten benehmen müssen. Nachdem ihm durch Herrn v. Reuns freundliche Vermittelung erklärt wurde, daß dies unsererseits eine im Reglement begründete Vorsichtsmaßregel gewesen, wurde er wieder sehr freundlich und erwiderte den Besuch des Schiffscommandanten gleich am folgenden Tage. Und wahrlich, es wäre schade gewesen, wenn wir um dieses Schauspiel gekommen wären. Ein kleines Dampfboot brachte den Gouverneur mit seinem ungefähr 40 Personen zählenden Gefolge langseits, und während unsere Musik die persische Volkshymne ertönen ließ, begann der Einzug. Voran ein baumlanges, etwas primitiv gekleideter Thürsteher mit einem mächtigen Stocke, sodann vier schwarzgekleidete Beamte, endlich Se. Hoheit ebenfalls in schwarzem Anzug mit Kula und Lackschuhen. Ihm nach paarweise einherschreitend seine Söhne und Schwiegeröhne, der Kargusar (Beamter des Ministeriums des Außern) und die übrigen Ressortchefs, zum Schluß ein Tross von Dienern, welche Wasserpfeifen,

<sup>1)</sup> Mirza nach dem Namen bedeutet Prinz, vor demselben Schreiber, z. B. Mirza Schaffy.



Bollblutaraber.



Theekannen, Kohlenbecken u. dgl. nachtrugen. Da Herr v. Keun, welcher bei dieser Gelegenheit als Dolmetsch zu intervenieren die Freundlichkeit hatte, dem persischen Ceremoniell entsprechend auch sein ganzes Personale einschließlich der Ehrenwache mitgebracht hatte, glich die „Fasana“ einem persischen Heerlager. Es schien den Herren an Bord recht gut zu gefallen, alles wurde neugierig betrachtet und auch den verabreichten Erfrischungen und Cigarren wurde wacker zugesprochen. Da es nach persischer Sitte besonders beleidigend ist, einen kurzen Besuch zu machen, so dauerte es volle zwei Stunden, ehe der das Achterdeck belagernde Dienertroß im Gefolge Rousser Mirzas das Feld räumte. Dafür aber war wenigstens der Prinz über den ihm zutheil gewordenen Empfang höchst befriedigt. Inständigst drang er in den Commandanten, die für den folgenden Tag festgesetzte Abfahrt zu verschieben und am nächsten Morgen mit dem Stabe bei ihm zu frühstücken.

Als wir am Vormittage des nächsten Tages landeten, sah es vor dem Palaste des Gouverneurs ganz festlich aus. Die berühmten zwei Feldgeschütze waren bereitgestellt, deren Bemannung in ihrer der österreichischen Artillerie-Uniform nachgebildeten Paradeadjustierung ausgerückt. Auch die Ehrenwache verrieth bezüglich Adjustierung und Abrichtung manche Anklänge an heimatische Einrichtungen, freilich oft in grotesker Verzerrung.<sup>1)</sup>

Ganz ceremoniell empfing uns der Secretär des Gouverneurs vor dem Palaste. Durch ein Spalier von mehr oder minder verwahrlosten Dienern schritten wir nach dem lustigen Empfangssalon im ersten Stockwerke, wo uns Rousser Mirza entgegenkam und die beiderseits an den Wänden aufgestellten Bombaystühle zum Sitzen anwies. Außer uns befanden sich noch Herr v. Keun, ferner der Commandant der „Persepolis“, ein biederer Hamburger, und mehrere persische Würdenträger unter den Eingeladenen. Es wurden Thee, Kaffee und Wasserpfeifen angeboten<sup>2)</sup> und trotz des Geräusches, welches beim Rauchen aus den letzteren entsteht, entspann sich bald eine recht lebhaftere Conversation. In erster Linie zwischen dem Gouverneur und dem verdolmetschenden Herrn v. Keun, welche die in Persien üblichen Begrüßungsformeln austauschten. Selbst wenn man keine Silbe der Unterhaltung verstand, konnte man nicht darüber im Zweifel sein, daß hier nur hohle, klingende Phrasen gewechselt werden. Der blumenreiche Wortschwall mußte glücklicherweise öfters unterbrochen werden, um die Pfeife nicht verlöschen zu lassen. Letztere — der sogenannten Kaljun — ist eine Eigenheit Persiens und unterscheidet sich von der wohlbekannten Wasser-

<sup>1)</sup> Bekanntlich wurde die persische Armee durch österreichisch-ungarische Officiere reorganisiert, und zwar in den unter den Augen des Schah befindlichen Provinzen mit sehr gutem und dauerndem Erfolge. In den entlegeneren Theilen des Reiches scheint aber wieder der altgewohnte Schlen-drian im Militärwesen zu herrschen.

<sup>2)</sup> Die Reihenfolge der Getränke, sowie deren Wahl ist durchaus keine willkürliche, sondern durch die Etikette bedingt und bekundet die Lebensart des Hausherrn. Desgleichen ist die Reihenfolge des Anbieten der Wasserpfeife und der Beginn des Rauchens durch die Etikette genau festgesetzt; es muß dabei strenge nach dem Range vorgegangen werden.

pfeife, dem Nargileh, hauptsächlich dadurch, daß an die Stelle des biegsamen Schlauches ein steifes Rauchrohr tritt, welches an dem Wasserbehälter, der die Größe und Form einer Cocosnuß hat, in einem Winkel angelegt ist. Bezüglich dieses Wasserbehälters und des Pfeifenkopfes wird der größte Luxus entwickelt. Bei Noufer Mirza sahen wir sehr schöne Exemplare aus getriebenem Silber; auch mit Gold oder Edelsteinen verzierte Kaljuns sollen nicht selten sein. Vom künstlerischen Standpunkte schätzt man die alten tauschierten Stahlkaljuns am meisten; ein wahres Prachtstück dieser Gattung wurde uns auch gezeigt. Der Aufwand, welcher mit den Kaljuns getrieben wird, ist erklärlich, wenn man sieht, welche Rolle dieselben im Leben der Perfer spielen. Nichts geschieht ohne den Kaljun; im Schlafgemach, im Arbeitszimmer, ja selbst auf Reisen ist er stets zur Hand. Um das Rauchen während des Reitens zu ermöglichen, wird ein langer Schlauch an demselben befestigt. Der mitreitende Diener trägt die Pfeife und hat dieselbe stets brennend zu erhalten, während der Herr mittels des am Schlauch angebrachten Mundstückes gemüthlich schmaucht. Dies soll selbst bei schärferen Gangarten keine Unterbrechung erfahren.

Endlich wurde gemeldet, daß das Mahl auf der lustigen Veranda vor dem Salon bereitgestellt sei. Persischer Sitte entsprechend wurden vorerst eine Kanne mit Wasser und ein Waschbecken, beide reizende Stücke persischer Goldschmiedekunst, zum Beneßen der Hände herungereicht, sodann nahmen wir an der Tafel Platz. Der Anblick derselben war wahrhaft imposant. In der Mitte befanden sich große chinesische Porzellanschalen mit Scherbet und ringsum eine Unzahl Gerichte, darunter besonders Reis, bergehoch in Schüsseln aufgethürmt. Entgegen der persischen Gepflogenheit hatte man aus Rücksicht für uns die Speisen statt auf dem Boden auf einem Tische aufgetragen; auch waren für unseren Gebrauch Messer und Gabeln beigelegt worden. Es graute uns vor der Idee, anstandshalber vielleicht von all diesen Gerichten essen zu müssen. Glücklicherweise werden jedoch die Speisen in Persien nicht herungereicht, sondern jeder langt zu, wo es ihm beliebt. Die Perfer, welche sofort sans gêne mit ihren Fingern in die Schüssel mit eingemachtem Fleisch fuhren, giengen mit gutem Beispiele voran. Wir begnügten uns daher, von dem gezuckerten Fischreis, von den Fenchelhachées, klebrigen Halwäs u. dgl. uns unverständlichen Leckerbissen zu kosten. Dagegen hielten wir uns an das gebratene Geflügel und den in Persien nie fehlenden, im ganzen gebratenen Hammel, welche für den europäischen Geschmack eben nicht zu verderben waren. Da uns toleranterweise auch Wein und Bier serviert wurde, war das Mahl für uns ein ganz erträgliches. Eigenthümlich ist das persische Brot. Es besteht aus großen, dünnen, schwach gebackenen Scheiben, ähnlich der mexikanischen Tortilla, und wird gleich dieser oft auch als Teller benutzt. Doch schmeckt dasselbe teigig und sauer und dürfte etwas schwer verdaulich sein. Dagegen sind die eingemachten Früchte, Dultschas, welche bei keiner persischen Tafel fehlen, selbst nach europäischen Begriffen ganz ausgezeichnet zubereitet. Desgleichen würde manches Gemüse, besonders gefüllte Kürbisse, auch bei uns schmackhaft gefunden werden.

Wie bei einem officiellen Mahle selbstverständlich, wurden zum Schlusse auch die üblichen Toaste ausgebracht, wobei wir uns des Champagners, die Perser aber des Scherbets bedienten. Nach dem, was wir im Bazar gesehen und sonst auch bezüglich des Weingenußes in Persien gehört, konnte diese zur Schau getragene Einhaltung der Koransatzungen bei uns nicht den beabsichtigten Eindruck hervorrufen.

Während des Mahles bemühten sich ein Flötenspieler und ein Trommler, uns eine Tafelmusik zu bieten. Bei dieser Gelegenheit bemerkten wir mit Vergnügen, allerdings mehr vom patriotischen als vom musikalischen Standpunkte, daß unsere Hornsignale, wie Zapfenstreich, Bergatterung u. dgl., ebenfalls in Persien Eingang fanden. Überhaupt überbot sich Koufer Mirza an Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit. Als die Rede darauf kam, daß sich im Hofe des Gouverneurpalastes die Gefängnisse befinden und die in Persien gebräuchlichen Strafen besprochen wurden, konnte man ihn kaum davon abbringen, uns sogleich an einem Delinquenten zeigen zu lassen, wie die Prügelstrafe ausgeführt wird. Auf das hin erschien uns ganz glaublich, was man uns bezüglich der willkürlichen Handhabung der Justiz in Persien erzählt hatte.

Wie erwähnt, gibt es in Persien keine Gerichte in unserem Sinne, wenn man nicht den Mollah, der nach dem Koran Recht spricht, oder den politischen Ortschef so nennen will, der angeblich nach dem Strafcodex (Urf), eigentlich aber nach eigenem Gutdünken straft. In Buschir ist der Gouverneur zugleich Richter. Der Vorgänger Koufer Mirzas soll die Gerichtsbarkeit höchst summarisch ausgeübt haben, was bei den grausamen Strafen doppelt hart gewesen sein muß. Abgesehen von der qualvollen Fesselung mit Ringen um den Hals und an den Füßen, werden oft Bastonnaden, welche schwere Folgen für die Gesundheit nach sich ziehen, oder das Begießen des Kopfes oder der Füße mit heißem Fett angewendet.

Die Todesstrafe wird gewöhnlich durch einen Schnitt in den Hals des in hockender Stellung befindlichen Verurtheilten ausgeführt. Übrigens haben sich, wie uns Herr von Keun erzählte, in den letzten Jahren, wenigstens in den centralen Provinzen Persiens, die Zustände merklich gebessert, und zwar geht die Anregung hierzu in erster Linie vom Schah selbst aus. Mit einer bei orientalischen Herrschern seltenen Willenskraft und Ausdauer hat er trotz des fanatischen Widerstandes der Muschtehids, (schiiitische Geistlichkeit) und des egoistischen Festhaltens der Großen des Reiches am Hergebrachten die Bahn des Fortschrittes betreten. Seine Reisen nach Europa bildeten den ersten Bruch mit uralten Überlieferungen, der nicht ohne Überwindung großer Schwierigkeiten vor sich gieng. Gelegentlich derselben hat sich in ihm die Überzeugung gefestigt, daß in seinem Reiche nicht alles am besten bestellt sei. Manche angebahnte Reform zur Besserung der Verwaltung und Rechtspflege, die Einrichtung der Post, die Reorganisation des Heeres, die Regelung des Münzwesens, sind Früchte dieser erleuchteten Denkungsweise des Schah. Bei dem großen Einflusse, welchen nun die englische Gesandtschaft in Teheran genießt, ist zu hoffen, daß auch das sehr vernachlässigte Transportwesen und die so herabgekommene Industrie sich bald heben und

betreffs der Grundbedingung hierzu, der Sicherheit von Leben und Eigenthum, bald wesentliche Fortschritte zu verzeichnen sein werden. Bedauerlich ist, dass, obwohl jetzt auch viele junge Leute zum Studium nach Europa entsendet werden, der Kreis jener Perser, welche ihren Herrscher in dem Reformwerke aufrichtig unterstützen, noch ein verschwindend kleiner ist. Es ist daher sehr zu fürchten, dass bei einem Thronwechsel wieder viele der civilisatorischen Errungenschaften Persiens verloren gehen werden.

Nach dem Dejeuner wurde die Unterhaltung bei Kaffee und Wasserpfeife fortgesetzt und schließlich nach Austausch manch blumenreicher Phrase, aber auch mit aufrichtig gefühlter Erkenntlichkeit für die Gastfreundschaft, welche soviel des Interessanten geboten, Abschied genommen. Dies geschah unter gebürendem Lärm. Die Geschütze donnerten, es wurde getrommelt, unter endlosen Commandos leistete die Ehrenwache die Ehrenbezeigung, und mit großem Schreien und Wettern formierten sich die Diener, welche uns zum Boote das Ehrengeläute gaben. Bei diesem Tumulte hatten die zwei Reiter, welche uns das Kaljunrauchen zu Pferde vorzuführen hatten, wohl einen schweren Stand und waren gewiss recht glücklich, als die „Frengris“ endlich außer Sicht kamen und sie das unter solchen außergewöhnlichen Umständen etwas waghalsige Experiment aufgeben konnten.

Desjebenen Tages, den 2. November abends, setzte die „Fasana“ alle Segel und steuerte, begünstigt durch einen nordwestlichen Wind, den Golf hinunter.

## Capitel V.

### Lingeh - Bender-Abbas - Gwadar.

#### Lingeh.

Längs eines flachen, sandigen Strandes liegt über eine Seemeile lang eine Reihe weißgetünchter Gebäude, aus welchen mitunter ein Windthurm hervorragt. Dazwischen hie und da eine Palmengruppe und zu beiden Seiten bizarr gezackte schwarze Bergketten, von denen die rechtsliegende von einem ebenso seltsam geformten, schneeweißen Höhenzuge, weiter im Inland, überragt wird. Dazu der zu dieser Jahreszeit stets blaue Himmel und die grüne See mit zahlreichen Küstenfahrern, und das freundliche Bild von Lingeh, wie es sich uns darbietet, ist fertig. Nähert man sich der Stadt, so wird der Anblick minder ansprechend. Mit Ausnahme der Häuser einiger reicher Kaufleute sieht man eigentlich nur wenige Gebäude, die eine menschenwürdige Unterkunft bieten, und hierüber vermag auch die reingehaltene Kalktünche der meist aus Sandstein oder Lehmziegeln hergestellten Bauten nicht zu täuschen. Übrigens bestehen auch ganze Stadtviertel bloß aus Palmstrohütten, die zumeist von Sidis — so nennt man in diesen Gegenden die ostafrikanischen Neger — bewohnt werden. Trotz der bedeutenden Ausdehnung der Stadt — Lingeh zählt 20.000 Einwohner — keine Moschee, kein öffentliches Gebäude, welches durch seine Bauart hervorragt oder die Aufmerksamkeit des Reisenden in irgend einer Weise erregt. Selbst der Palast des Gouverneurs ist nur an dem krummen Flaggenstock und den davor im Sande ruhenden Geschützen kenntlich und höchstens dadurch merkwürdig, daß er noch immer nicht in die Luft geflogen ist, obwohl im Erdgeschosse desselben Pulver erzeugt wird und die damit beschäftigten Arbeiter gemächlich ihre Wasserpfeife rauchen. In ihrer Art schön und praktisch sind jedoch die großen mit Kuppeln eingedeckten Cisternen, von denen Lingeh sehr viele besitzt. Diese enthalten — eine Seltenheit an den persischen Küsten — recht gutes, gesundes und kühles Trinkwasser.

Die Bevölkerung Zingehs besteht aus Arabern, Persern, Mischlingen, Suahelinern und einzelnen Banianen. Erstere sind entschieden vorherrschend, ihre kleidsame Tracht ist daher auch hier häufiger zu sehen als in Buschir. Besonders auffallend sind hübsche Typen von der gegenüberliegenden Küste, aus El-Hassa. Ihre gebräunten Gesichter mit energischen Zügen, eingerahmt von einem gelb-roth gestreiften, fliegenden Kopftuch, das durch einen mitunter reich verzierten, ringförmigen Wulst auf dem Kopfe festgehalten ist, gäben einen prächtigen Vorwurf für einen Maler.

Minder schön nehmen sich dagegen die irregulären persischen Soldaten im weißen faltigen Rock und in kurzen, dabei aber weiten, blauen Beinkleidern aus. Gar seltsam kleiden sich die wohlhabenden Frauen in Zingeh. Statt der blauen Umhüllung der Minderbemittelten tragen sie „Tschader“ von schreiend rother Farbe und dazu eine schwarze Maske.

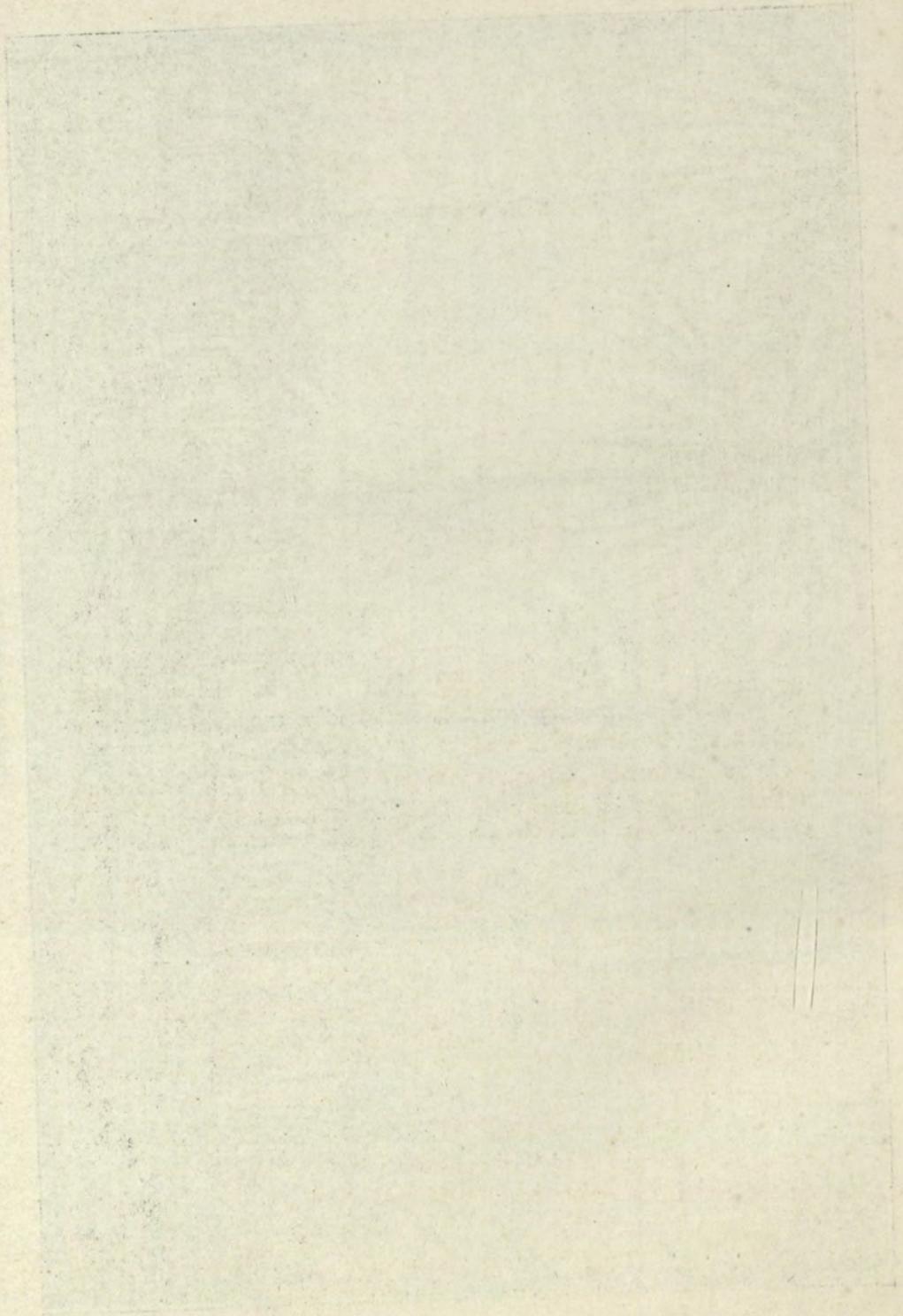
Zingeh ist eine Handelsstadt von einiger Bedeutung. Es ist der Stapelplatz für die gegenüberliegende arabische Küste, sowie der Ausfuhrhafen der persischen Provinz Laristan. Ganz besonders wichtig ist der hier betriebene Perlenhandel. Längs der Westseite des Persischen Golfes erstrecken sich zahlreiche Korallenbänke, auf welchen die Perlmuschel häufig zu finden ist. Dorthin senden alle Küstenorte des Golfes während der schönen Jahreszeit — April bis October — ihre Fahrzeuge, um Perlen zu fischen. Es werden da jährlich Perlen im Werte von ungefähr 4 Millionen Gulden gewonnen; dabei sind ungefähr 2500 Fahrzeuge mit über 20.000 Personen Bemannung betheiligt. Die Einrichtung eines zu diesem Zwecke dienenden Fahrzeuges — meist Bagalâhs von 50 bis 150 Tonnen Gehalt — ist sehr einfach. Das ganze Handwerkzeug eines persischen Perltauchers besteht aus einem Nasenzwicker, festen Handschuhen und einem starken Messer. Ersterer ist nothwendig, um das Eindringen des Wassers durch die Nase zu verhindern, die Handschuhe sollen gegen Schnittwunden, veranlaßt durch die scharfgezackten Korallen, sichern. Trotz dieser einfachen Ausrüstung bringen es die Taucher durch die langjährige Übung zuwege, bis zu 90 Secunden unter Wasser zu bleiben und bis in Tiefen von 20 bis 25 Meter vorzudringen. Bei dieser äußerst anstrengenden, oft mit schädlichen Folgen für die Gesundheit verbundenen Arbeit erzielen aber die Taucher oder Fischer selbst nur wenig Gewinn. Die Fahrzeuge werden meistens von reichen Banianen oder Arabern ausgerüstet. Vor der Ausfahrt nach den Bänken geben diese den Tauchern entsprechende Vorschüsse an Geld und Lebensmitteln, wogegen letztere sich verpflichten, die gesammelten Perlen gegen einen bestimmten niederen Betrag abzuliefern, von dem die Vorschüsse mit Wucherzinsen abgezogen werden. Derart bleibt den armen Tauchern nach der Abrechnung zum Schluß der Saison meist nur so viel, um ihren Lebensunterhalt bis zur nächsten Ausfahrt zu bestreiten.

Wenn ein Taucher in einer Saison 100 bis 150 Thaler ausbezahlt bekommt, so wird dies als besonders günstig erachtet. Natürlich entstehen infolge dieser Verhältnisse häufig Streitigkeiten zwischen den Fischern und den wucherischen Banianen,



12\*

Lingeh von der Landseite.



doch da hinter diesen, als englischen Unterthanen, die englischen Kanonenboote stehen, werden die Fischer bald eines Besseren belehrt. Dagegen rächen sich letztere wieder, indem sie oft viel von ihrem Fund verheimlichen. Dies bringt übrigens wenig Gewinn, da derartige Ware nur heimlich und daher zu Spottpreisen verkauft werden kann.

Unsere persönlichen Erlebnisse in Lingeh waren von wenig Bedeutung. Hat man die sandigen Straßen und den schmutzigen Bazar durchwandelt, die eintönigen Palmenhaine besucht, so trägt man kein Verlangen, dies ein zweitesmal zu thun. Auch die Ruinen der in der Nähe gelegenen einst portugiesischen Niederlassung, Kung, wohin wir eine Reitpartie unternahmen, bieten wenig Interesse. Unser Hauptvergnügen beim Landgang bestand darin, den englischen Agenten, einen arabischen Großhändler Namens Mohammed Amin, zu besuchen, bei welchem ein Empfehlungsbrief Herrn v. Reuns uns die herzlichste Aufnahme verschafft hatte.



Lingeh. Cisternen.

Mohammed Amin, ein würdiger, vielgereister Greis, genießt wegen seiner politischen Stellung und seines Reichthumes, sowie durch seine Intelligenz und Erfahrung ein hohes Ansehen in Lingeh. Allabendlich versammelten sich auf der kühlen Veranda seines Hauses seine Söhne, sowie Freunde und Vertrauensmänner bei Kaffee und Wasserpeife. Wir gefellten uns gerne zu dieser Honoratiorenversammlung und nahmen durch Vermittelung des ältesten Sohnes des Hauses, welcher fließend englisch spricht, an der Unterhaltung theil.

Unter den beturbanten Gästen gab es gar manche interessante Erscheinung. Vor allem war es ein für einige Tage anwesender Wunderdoctor, der unsere Aufmerksamkeit erregte. Sein Anzug verrieth den Gelehrten, oder sollte vielmehr dem Träger den Anstrich eines solchen geben.

Auf dem glattrasierten Kopfe einen mächtigen Turban, das Unterkleid von einem breiten Gürtel zusammengehalten, in welchem Tintenfaß, Kohrfeeder und eine

Papierrolle steckten, mußte er imponieren, ganz abgesehen von den schlaublinzelnden Augen und den große Verschmitztheit bekundenden Gesichtszügen. Die ganze Gesellschaft war auch voll des Lobes über den geschickten Mann, der wegen einiger schwerer Krankheitsfälle im Orte sehr gelegen kam. Überhaupt scheinen diese wandernden Heilkünstler in Persien ein dankbares Feld der Thätigkeit zu haben. Aderlassen, Blutegel setzen, sowie das Verordnen drastischer Erfrischungsmittel bilden die bei dem persischen Publicum sehr beliebten Grundzüge des Heilverfahrens. Helfen diese nicht, nun Rismet! Allah hat es anders bestimmt.

Nichtsdestoweniger beobachten diese Ärzte doch die Vorsicht, sich im vorhinein bezahlen zu lassen, und bei kritischen Fällen richten sie es vernünftigerweise so ein, daß sie bereits über alle Berge sind, wenn der Erfolg ihres Wirkens beurtheilt werden kann. Unter diesen Verhältnissen ist es nicht wunderzunehmen, daß sie angeichts blinkender Goldstücke mit größter Sicherheit die schwierigsten Fälle behandeln und die gefährlichsten Operationen unternehmen, oft ohne die einfachsten chirurgischen Kenntnisse zu besitzen. Allerdings scheinen sie großen Scharfblick in Beurtheilung ihres Publicums zu haben; auch erfreuen sie sich meist einer großen Zungenfertigkeit und werfen mit arabischen Brocken herum, was im Innern Persiens als Zeichen von Gelehrtheit gilt.

Über die Thätigkeit des Wunderdoctors in Lingeh konnten wir zwar nichts Auffälliges in Erfahrung bringen, allein nach dem Schmunzeln zu urtheilen, mit welchem er seinen Rosenkranz durch die Finger gleiten ließ, während er dem Gespräche der Übrigen zuhörte, scheint er dort seine Rechnung gefunden zu haben.

Wiel Spaß gewährte uns auch der Postmeister von Lingeh, ein wißbegieriger Hindu, und als englischer Beamter ein ganz besonderer Vertrauter unseres Hausherrn. Nachdem wir ihm endlich, mit Rücksicht auf die sichere Beförderung unserer Briefe mit begreiflichem Eifer, auseinandergesetzt hatten, daß „Austria“ nicht eine Abkürzung von „Australia“ sei, wie er anfänglich hartnäckig behauptete, ruhte er nicht, bis wir ihm unser Vaterland in seine Routenkarte einzeichneten, wobei unser Patriotismus uns wohl zu kleinen Abrundungen auf Kosten der Nachbarländer verführt haben mag. Soweit gieng es leicht. Aber seine scharfe Beobachtung veranlaßte ihn zu der heftigeren Frage, welche Artikel eigentlich die österreichische Sprache habe. Denn während unsere Sprache im allgemeinen dem Englischen ähnlich scheine, habe er bei einigen Matrosen wieder sehr häufig die Silbe „la“ gehört und vermuthete daher, daß diese im Österreichischen gleichwie im Französischen ein Geschlechtswort sein müsse. Dem guten Manne unsere Vielsprachigkeit zu erklären, gieng nun allerdings ein wenig schwer, und ich vermuthete, daß er noch heutzutage das „Österreichische“ als eine sehr modulationsfähige Sprache bewundert.

Ganz gegen alle Gepflogenheit wurde bei Mohammed Amin auch häufig über das schöne Geschlecht gesprochen. Es war dies auffallend, denn der Orientale thut Fremden gegenüber meist so, als ob Frauen überhaupt nicht bestehen würden. Nach

dem Befinden der Frau zu fragen, ist geradezu eine Beleidigung, von ihr überhaupt zu reden, höchst unschicklich. Im vorliegenden Falle war jedoch eine begründete Ursache vorhanden, sich mit diesem heiklen Gegenstand zu befassen. Einer der Söhne Mohammed Amins war im Begriffe zu heiraten, und es fanden eben die Verhandlungen zwischen ihm und den Eltern der Braut statt. Begreiflicherweise berührte die Frage die ganze Familie in hohem Maße. Bei den besseren Ständen Arabiens und Persiens kennen sich die Brautleute, besonders aber der Bräutigam die Braut, vor der Hochzeit meist nur der Gestalt nach. Es handelt sich bei der Ehe in erster Linie darum, ob die Verbindung eine den Interessen der Familien entsprechende sei, und wie



Lingeh. Volkstypen.

hoch die dem Vater der Braut zu zahlende Geldsumme, sowie die Abfindungssumme im Falle einer Scheidung sich zu belaufen haben. Die Heiratsvermittlerin, welche die Aufmerksamkeit der Mutter des Brautwerbers auf ein passendes Mädchen gelenkt, hat da viel zu thun. Gar oft geht sie hin und her, bis endlich eine Einigung erzielt ist. Nun wird vor einem Mollah und mehreren Zeugen zwischen dem Vater der Braut und dem Bräutigam durch förmliche Erklärung und Handschlag der Vertrag abgeschlossen und damit ist die Ehe entschieden.

Die später folgende Erklärung der Braut gegenüber dem Bräutigam vor dem Mollah und das Gebet des letzteren ist nur mehr gesetzliche Formsache. Auch dann noch bleibt die junge Frau vor ihrem Manne verschleiert. Es folgen, je nach dem

Vermögen der Brautleute, mehr oder minder lange, oft eine Woche währende Festlichkeiten, Gastmähler, Musik, Vorstellungen von Tänzern und Gauklern, sodann wird mit vielem Pompe die Ausstattung der Braut nach dem Hause des Bräutigams gebracht, und erst in der darauffolgenden Nacht bezieht diese ihr neues Heim. Bei diesem fast buchstäblich zu nehmenden „Die Kage im Sacke kaufen“ ist es begreiflich, daß für eine allenfallsige Scheidung entsprechend vorgesorgt wurde. Und doch sollen Scheidungen, obwohl auch die Koransatzungen solche ohne große Schwierigkeiten zulassen, in Persien nicht häufig sein. Abgesehen von der Liebe zu den Kindern, ist der Umstand, daß letztere bei einer Trennung vom Gatten zu erhalten sind, und daß der Frau das volle Heiratsgut und die Abfindungssumme mitzugeben ist, genügend, um übereilte Schritte in dieser Richtung zu verhindern.

Eine Eigenthümlichkeit Persiens, welche Mohammed Amin als Araber und somit Perserfeind mit Verachtung hervorhob, sind die Ehen auf bestimmte Frist. Jeder Perser, wenn er auch schon die vier nach dem Koran erlaubten Frauen besitzt, kann außerdem noch eine „Sigeß“ — so nennt man die auf eine bestimmte Zeit angetraute Frau — nehmen. Eine Erklärung der Frau vor dem Mollah, unter Angabe der Frist, welche von einer Stunde bis zu 99 Jahren wechselt, ist genügend, diese rechtskräftig zu machen. Die Sprossen aus einer solchen Ehe werden den anderen Kindern vollkommen gleichgestellt; eine Scheidung ist bei dieser Art der Verheirathung ausgeschlossen. Infolge des letzteren Umstandes sollen manche Frauen dieser Ehe, natürlich auf eine lange Frist, gegenüber der gewöhnlichen den Vorzug geben. Daß solche Ehen auch zu Mißbräuchen führen, ist begreiflich. Eine Episode, die sich, wie man uns in Buschir erzählte, kürzlich in Teheran zugetragen, ist hiesfür sowie überhaupt für die Zustände in Persien kennzeichnend.

Der Sohn eines verstorbenen hohen Würdenträgers und der Besitzer eines reichen Familienschatzes, welcher letzterer, beim Grabe seines Vaters hinterlegt, der Obhut eines Mollah anvertraut war, hatte eine Prinzessin zur Frau erhalten. Durch diese Verbindung war der Ehrgeiz des jungen Mannes rege geworden. Er bewarb sich um hohe, einflußreiche Stellungen, die er durch Vermittlung seiner Frau auch erlangte. Dies, sowie sein selbstbewusstes Auftreten zogen ihm Neid und Feindschaft bei Hofe zu. Man verschwärzte ihn beim Schah und brachte es dazu, daß ihm dieser kundgeben ließ, er könne den schlechten Staatsfinanzen durch sein großes Vermögen aufhelfen. Gleichzeitig wurde der Mollah verständigt, daß er, außer auf hohen Befehl, niemandem den Zutritt zum Familienschatze zu gewähren habe. Der junge Perser wußte, was dies bedeute. Er faßte rasch einen Entschluß, welcher seine Kenntniss von Menschen und Verhältnissen, sowie seine Gewissenlosigkeit in gleich hohem Lichte erscheinen lassen. Sobald die Nacht hereingebrochen war, machte er sich mit einigen Dienern aus dem Staube. Er ritt zu der außer der Stadt befindlichen Imamsadeh und sprach beim Mollah vor, als ob er von einem Ausflug kommend Unterkunft suchen würde. Hierauf bat er diesen, ihm seine Tochter als Sigeß zu geben. Sehr

geschmeichelt und angefichts der Schönheit seines Kindes das Anliegen gar nicht außergewöhnlich findend, ließ der Mollah seine Tochter die bindende Erklärung abgeben, welche ihm einen so hochgestellten Schwiegerohn sicherte.

Als der junge Mann mit seiner neuangehenden Frau allein war, drückte er den Wunsch aus, sie ihrer Schönheit entsprechend mit einigem Geschmeide aus seinem Familienschatz zu schmücken. Doch handelte es sich darum, die Schlüssel zu letzterem zu erhalten, welche der Mollah des Nachts unter seinem Kopfkissen verwahrt hielt. Die junge Frau sah nichts Arges darin, zu solch löblichem Zwecke ihrem Manne den angelobten Gehorsam zu leisten und ihm Zutritt zu seinem rechtmäßigen Eigenthum zu verschaffen. Sie schlich sich zu ihrem schlafenden Vater und brachte die Schlüssel. Im Besitze derselben eilte der Perser sofort in die Schatzkammer und ließ durch seine Diener die Satteltaschen der Pferde mit den Kostbarkeiten vollpacken. Sodann schlug er den kürzesten Weg nach der russischen Grenze ein und erreichte dieselbe nach mehreren Tagen ohne Anstand. Von dort begab er sich nach Paris, wo er mit dem Erlöse des Geschmeides ein flottes Leben führte. Nach einigen Jahren, als der Zorn des Schah über seine That verbracht war, konnte unser Held, dank der Verwendung seiner mächtigen Frau, welche ihm trotz alledem die Zuneigung bewahrt hatte, ungestraft nach Teheran zurückkehren. Man sieht, daß Persien noch heutzutage der Schauplatz mancher an „Tausend und eine Nacht“ mahnenden Vorfällen ist. Trotz der im Vorhergehenden geschilderten Verhältnisse soll die Vielweiberei in Persien eigentlich eine Ausnahme bilden und nur bei sehr wohlhabenden Personen vorkommen. Auch in Lingeh ist, wie uns der Hindu-Postmeister versicherte, dieser Luxus sehr selten, während die Bauern und nomadisierenden Umwohner der Stadt nie mehr als eine Frau nehmen.

Unser Aufenthalt in Lingeh währte nur kurz, und somit war es uns nicht vergönnt, die Hochzeitsfestlichkeiten im Hause Mohammed Amins mitzumachen, zu welchen wir freundlichst geladen waren. Dagegen bot sich eine andere Gelegenheit, Volksbelustigungen zu sehen. Es waren mehrere Schiffe mit Pilgern aus Mekka heimgekehrt. Stolz erhobenen Hauptes zogen die Hadsjis, von Angehörigen und Freunden begleitet und unter Vorantragen einer rothen Fahne ihren Häusern zu, die mit allerlei bunten Lappen eine Art Flaggengala angelegt hatten. Man hörte allseits die melancholischen Töne von Gitarren und einer Art Violoncello, übertäubt von Castagnetten und Trommeln. Während man im Freundeskreise den Schilderungen des Helden des Tages lauschte, wurde den von ihm mitgebrachten Köstlichkeiten, Kaffee, Dattelnuss und Halwa wacker zugesprochen. Bei Wohlhabenderen ließen sich Tänzer sehen, durchwegs junge Männer in Frauenkleidung, welche nicht ohne Grazie meist höchst zweideutige Pantomimen aufführten, oder man ergözte sich an Vorstellungen von Gauklern und dressierten Affen. Auch die Sidis ließen sich diesen allgemeinen Festtag nicht entgehen und tanzten die ganze Nacht hindurch zu eintönigem Gesang und Trommelschlag.

Einen interessanten Besuch an Bord hatten wir in der Person des kleinen Scheikh Mohammed ben Chalif. Dieser, ein hübscher, intelligenter Knabe von 10 bis 12 Jahren, kam in Stellvertretung des erkrankten Gouverneurs, einen diesem abgestatteten Besuch zu erwidern. Die Araber, welche, wie erwähnt, einst unter den Zmamen von Maskat die ganze persische Südküste beherrschten, haben nämlich in Lingeh noch einen Schein von Selbstherrschaft bewahrt. Neben dem persischen Gouverneur regiert ein arabischer Scheikh, welcher der Vorstand der arabischen Gemeinde ist und das Recht besitzt, einige Abgaben einzuziehen. Bei Mohammed ben Chalif zeigte sich wieder die den Arabern eigene Würde und Sicherheit des Auftretens, was angesichts seines jugendlichen Alters doppelt auffiel. Trotz des auf das glänzendste herausgeputzten Gefolges war man keinen Augenblick im Zweifel, wer der Höchste der Gesellschaft sei. Der junge Scheikh kam auf eine traurige Weise so früh zu seiner hervorragenden Stellung. Wie bei den Arabern so häufig, spielte der Mord in der Familie Mohammeds eine Rolle. Sein Vater war vor drei Jahren durch seinen Onkel Mogol ermordet worden und dieser hatte hierauf die Gewalt in Lingeh an sich gerissen. Die Perser, welchen die Autonomie der Araber in Lingeh schon lange ein Dorn im Auge ist, ergriffen diese Gelegenheit, um derselben einen neuen Stoß zu versetzen. Mogol, der sonst ein ganz tüchtiger Mann war und ein strammes Regiment führte, wurde des Nachts überfallen und auf dem persischen Kriegsdampfer „Persepolis“ nach Buschir gebracht. Dort ist er verschollen; man nimmt, wie es scheint mit Recht, an, daß er auf kurzem Wege justifiziert wurde. Statt seiner wurde nun der kleine, nebenbei bemerkt schwindstüchtige Mohammed als Scheikh eingesetzt, und mit ihm dürfte der letzte Rest arabischer Herrschaft in Persien zu Grabe getragen werden.

#### Bender-Abbas.

Nach kaum 24stündiger Fahrt ankerte die „Fasana“ vor dem Hafen (Bender) Abbas. Der Ankerplatz vor der Stadt verdient jedoch die Bezeichnung „Hafen“ durchaus nicht. Größere Schiffe müssen über drei Meilen entfernt vom Lande vor Anker liegen und sind bei südlichen Winden einer sehr hohen See ausgesetzt, bei welcher der Verkehr mit dem Lande häufig unmöglich ist. Auch die Stadt bietet kein anziehendes Bild. Zu Füßen der gewaltigen Bergriesen Djebel Bukum (nahezu 3600 Meter hoch), Djemil und Djinoch liegt ein öder sandiger Strand, auf dem sich Bender-Abbas im weiten Bogen hinzieht. Im Mittelpunkte einige größere Häuser, sonst meist Gebäude mit nur einem Erdgeschos. Zahlreiche Windthürme verrathen, daß es hier im Sommer recht heiß sein muß. In der That soll die Hitze in der warmen Jahreszeit derart unerträglich sein, daß alles, was nur einigermaßen kann, von Bender-Abbas nach dem eine Meile entfernten, höher gelegenen Minab flüchtet. Dann sinkt die sonst ungefähr 12.000 Seelen zählende Bevölkerung auf 3000 bis 4000 Köpfe herunter.

Wie überall, so haben auch hier bei der Wahl der Niederlassung die Handelsverhältnisse das entscheidende Wort gesprochen. Obwohl es in der Nähe, auf der

Insel Kijchm oder auf Ormus viel bessere Ankerplätze und angenehmere, gesunde Aufenthaltssorte gibt, so bleiben doch die Handelshäuser in Bender-Abbas, weil sich hier der Endpunkt der Karawanenroute aus dem östlichen Persien und aus Afghanistan befindet. Wenn von Handelshäusern die Rede ist, so sind hier arabische Großhändler, sowie einige Agentien englischer Firmen verstanden. Europäer sind weder in Bender-Abbas noch in Lingeh ansässig. Übrigens gewinnt Bender-Abbas bei näherer Betrachtung. Von der flach verlaufenden Küste ragt ein langer Molo heraus, der einen guten



Gouverneur von Bender-Abbas und Gefolge.

Anlegeplatz bietet. An dessen Wurzel erhebt sich das große zweistöckige Gouverneurspalais, einstens holländische Factorie und Citadelle, welches mit dem lustigen Pavillon auf dem flachen Dache und der vor der Front aufgestellten Batterie einen ganz stattlichen, achtunggebietenden Eindruck macht. Auch manche der angrenzenden lustigen Häuser verrathen Comfort und lassen auf wohlhabende Besitzer schließen.

Unser Erscheinen am Lande wurde offenbar erwartet. Kaum betreten wir den Molo, so ertönt die „Vergatterung“, die persischen Artilleristen treten an und leisten die Ehrenbezeugung, auch der „Generalmarsch“ wird geblasen; mit geschlossenen Augen könnte man sich fast auf österreichischem Boden wähnen. Ein Abgesandter des Gou-

verneurs theilt uns mit, daß wir denselben jetzt zu Hause treffen würden. Diese Anspielung ist nicht mißzuverstehen; übrigens leisten wir angeichts des freundlichen Empfanges, dem allerdings wahrscheinlich ein Irrthum zugrunde lag, mit Vergnügen der Einladung Folge. Se. Excellenz empfing uns in seinen großen kühlen Räumlichkeiten sehr freundlich. In ihm fanden wir einen interessanten persischen Typus. Echt orientalische Gesichtszüge, ein langer, schwarzer Schnurrbart und tiefliegende, schwarze Augen in dem abgelebten und dabei doch wieder manchmal große Lebhaftigkeit bekundenden Gesichte. Ein prachtvoller Kaschmirkaftan mit Goldborten, um den ihn manche Modedame beneiden würde, der aber stark an einen bequemen Schlafrock mahnte, sowie die unfehlbare schwarze Kula bildeten seine mehr fremdartige als achtungsgebietende Bekleidung. Gar bald stellte sich heraus, was ihn bedrückte. Er hatte gehört, daß die „Fajana“ dem Gouverneur von Buschir einen Kanonensalut gegeben habe, nun wollte auch er an Bord kommen, um die gleiche Begrüßung zu erhalten und dadurch der Bevölkerung zu zeigen, daß ihn selbst die Europäer gewaltig respectieren. Es konnte ihm leicht die beruhigende Aufklärung gegeben werden, daß der Erfüllung seines Wunsches kein Hindernis entgegenstehe. Seine Liebenswürdigkeit steigerte sich hierauf sichtlich. Dieselbe fand auch zum Schlusse in der uns gar nicht angenehmen Aufmerksamkeit Ausdruck, uns zum Besuche der Stadt eine Ehren-Escorte schmutziger Soldaten mitzugeben, der wir uns nur schwer mittels entsprechendem Bakschisch oder Biskhes, wie die Liebesgabe in Persien heißt, entledigen konnten.

Der Bazar von Bender-Abbas ist ziemlich ausgedehnt. Hier findet man unter anderem sehr viele und schöne Teppiche aus Kirman und Chorassan, die sich durch unverwüstlich festes Gewebe und durch schöne, abgedämpfte Farben auszeichnen. Das gab dem „Teppichfieber“ neue Nahrung. Unter den zahllosen bösen Krankheiten, welche an den Küsten des Persischen Golfes heimisch sind, ist diese Seuche nicht zu vergessen, denn wohl kein Europäer dürfte derselben entgehen. Wohin immer man kommt, werden dem Fremden Teppiche zum Verkauf angeboten. Bei Besuchen sind es wieder Teppiche von besonderer Schönheit, welche die Aufmerksamkeit fesseln. Jedes Boot, das an Bord kommt, bringt solche Erzeugnisse der Webekunst mit, und während der Mahlzeit der Mannschaft veranstalten die Lebensmittelverkäufer nebenbei einen kleinen Teppichbazar auf dem Achterdeck. Anfänglich verhält man sich vielleicht kühl gegenüber diesen bunten Lappen, langsam kommt man jedoch auf den Geschmack, und schließlich tritt eine förmliche Kaufwuth ein, die unfehlbar mit vollkommener Bluteleere des Geldbeutels endet.

Unter der zahlreichen, bunten Menge im Bazar sahen wir zwei Typen der Bevölkerung Asiens zum erstenmale in voller Urvüchsigkeit und in größerer Zahl. Es waren dies Beludischen und Afghanen. Erstere, welche bekanntlich aus Syrien stammen sollen, unterscheiden sich wenig von den Arabern. Doch sind sie meist von dunklerer Hautfarbe als diese, auch tragen sie das Haar sehr lang. Ihre Tracht ist jener der Beduinen sehr ähnlich bis auf die Kopfbedeckung, die aus einem kleinen Käppchen oder

einem Turban besteht. Die Afghanen sind dagegen von lichterer Hautfarbe, durchgehends groß und stämmig, und haben energische, jedoch unverkennbar semitische Gesichtszüge. Ihre Kleidung besteht aus einem weißen Oberkleide, Pumphosen, gespitzten, hinaufgebogenen Schuhen und Turban. So kann man sich die Juden vorstellen zur Zeit, als sie noch eine kriegerische Nation waren und der Gieskinnbacken Samsons die Rolle der heutigen Mitrailleurien spielte. Übrigens sollen die Afghanen auch behaupten, von Afghana, einem Enkel Sauls, abzustammen, welcher sich zur Zeit Nebutadnezars in das unwirtliche Hochland von Ost-Iran flüchtete. Für dies spricht die Thatsache, daß, obwohl die Mehrzahl der Afghanen nach dem Auftreten des Islams sich zu diesem bekehrte, noch zu Anfang dieses Jahrhunderts in der Nähe des Keyberpasses



Bender-Abbas. Bazar.

in Ost-Afghanistan Anhänger des jüdischen Glaubensbekenntnisses vorgefunden wurden.

Im Bazar trafen wir auch einige Parsis oder Geber, wie die Anhänger der altpersischen Zoroasterlehre heißen. Dieselben fallen durch ihre einfache, anspruchslose Kleidung, meist ein weißer oder gelber Überwurf, hauptsächlich aber durch Gesichtszüge auf, in denen sich sittlicher Ernst und Rechtsinn wieder spiegeln. In der That sollen auch diese Eigenschaften, sowie eine aufopfernde Humanität die Geber kennzeichnen; deshalb erfreuen sich dieselben auch der größten Achtung selbst seitens der mohamedanischen Landsleute. Der Umstand, daß sie trotz wiederholter grausamer Verfolgung in früheren Zeiten dennoch standhaft bei ihrem Glauben blieben, spricht jedenfalls für ihre Charakterstärke. Ihr Hauptsitz in Persien ist Dezd, wo sie in einem Tempel das trotz aller Schwierigkeiten durch Jahrhunderte erhaltene heilige Feuer hüten. Sie beschäftigen sich mit Handel und Gewerbe, besonders mit Weberei, und bringen es

durch Rechtlichkeit, Sparsamkeit und gegenseitige Unterstützung meist zur Wohlhabenheit. Mit ihren Glaubensgenossen in Bombay unterhalten sie die freundlichsten Beziehungen und diese sowie Handelsgeschäfte führen sie oft nach Bender-Abbas.

Die Stadt ist mit Mauern umgeben, welche zum Theil noch ganz gut erhalten sind. Vor denselben haben die Sidis ihren Wohnsitz in Palmstrohütten aufgeschlagen. Wie in allen Negerniederlassungen herrscht auch hier das regste Leben. Die gerechte Vorsehung hat der schwarzen Rasse eine Leichtlebigkeit verliehen, welche die wenigstens scheinbare Härte ihres Loses in vollem Maße aufwiegt. Nirgends sieht man eine solche ausgelassene Fröhlichkeit wie unter den Negern; jezt keucht er unter einer schweren Arbeit, im folgenden Augenblicke tanzt und singt er, als ob er nichts anderes zu thun hätte; genügsam in jeder Richtung, bereitet ihm oft das Geringste eine große Freude. Außerhalb der Stadt lagern auch die zahlreichen Karawanen aus dem Inlande, und die vielen Kameele, Maulthiere und Pferde, mit ihrer eigenthümlichen Sattelung und den wildaussehenden Treibern, verleihen dem Getriebe einen erhöhten Reiz. Hier ist dem Touristen auch eine gute Gelegenheit geboten, sich ein Kameel oder ein Pferd zu miethen und die Umgebung zu durchstreifen. Doch findet er dabei wohl nur die Befriedigung, einen exotischen Ritt zu machen, denn die Gegend, eine reine Sandwüste, bietet keinerlei Anregung.

Bei unseren Wanderungen durch die Stadt kamen wir durch ein Gewirre enger Gässchen zu einem größeren Platz. Auf einer Seite desselben befindet sich eine Moschee, rechts und links wird er durch Bogengänge begrenzt, deren angerauchte Nischen bekunden, daß hier öfters eine Beleuchtung stattfinden müsse. Es ist dies der Platz, wo die religiösen Schauspiele, Taziah genannt, abgehalten werden. Bekanntermaßen stellt sich der Islam dramatischen Aufführungen feindlich entgegen und daher haben die mohammedanischen Völker keine Bühnenvorstellungen von Bedeutung. Die für das Volk berechneten Schattenspiele und die unseren Operetten nachgebildeten modernen Singspiele der Türken können wohl nicht als solche bezeichnet werden. Auch in Persien kannte man trotz der Nähe und der Verbindungen mit Indien, wo doch das Drama von altersher eine große Rolle in der Poesie einnahm, keine Bühnenvorstellungen. Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts zeitigte der fanatische Schiismus, auf der Ali-Legende fußend, eine Art Passionsspiele. Dieselben haben nun bereits die größte Volksthümlichkeit erlangt, und es ist zu hoffen, daß sie den Keim zum neuen Aufleben der in letzterer Zeit ganz dahinsiechenden persischen Poesie bilden werden. In den größeren Städten Persiens sind zur Abhaltung der Taziah's Schauspielhäuser nach Art der Amphitheater gebaut, in deren Mitte auf einer erhöhten Plattform die Darsteller auftreten. In kleineren Orten, wie eben in Bender-Abbas, finden die Vorstellungen auf offenem Plage statt. Die einzelnen Abschnitte der tragischen Legende werden der Reihe nach gegeben, doch nicht immer in chronologischer Ordnung. Da die Taziah's bloß im Monate Moharrem aufgeführt werden, wo des Vormittags Gebete und feierliche Aufzüge stattfinden, so benutzt man für sie die Nachmittage und Abende. Die Darsteller werden, so gut es

geht, mit passenden Costümen versehen; in Teheran soll dabei sogar ein ganz außerordentlicher Luxus und große historische Treue vorwalten. Die Frauenrollen werden durchgehends von jungen Männern gegeben, die in der Fistel sprechen.

Im späteren Verlaufe unseres Spazierganges hatten wir die Gelegenheit, einer Taziah beizuwohnen. Wir fanden den Platz gedrängt voll von Leuten, welche in hockender Stellung, Männer und Frauen getrennt, die Plattform in der Mitte umringten. Nur ein ehrwürdiger Mollah, offenbar der Vorsitzende der Versammlung, saß auf einem Stuhle. Selbst die flachen Dächer der umliegenden Häuser waren dicht besetzt; anscheinend vornehme Frauen hatten dort Platz genommen.

Alle Blicke waren mit Spannung auf die Plattform gerichtet, wo zwei Frauen in klagenden Tönen ein Zwiegespräch führten oder vielmehr ihre Rollen von langen Papierstreifen herunterlasen. Im Hintergrunde stand ein Zelt, vor welchem ein junger Mann und mehrere Kinder kauerten. Die Kundgebungen des Schmerzes der beiden Frauen wurden immer lauter, und die Zuhörer nahmen immer lebhafteren Antheil an dem Schauspiele. Unter taktmäßigen schmerzlichen Ausrufen „Ja Hassan!“ „Ja Hussein!“ schlugen sie sich heftig auf die Brust. Endlich schluchzten alle laut mit, selbst Greise und manch wildaussehender Afghane und Beludsche, der wohl sonst, auch wenn es sich um das Leben eines Nebenmenschen handelt, das Gefühl der Rührung selten empfinden dürfte. Nun riefen die Frauen den jungen Mann herbei und theilten ihm etwas mit, worauf auch er Töne schmerzlicher Aufregung zum Ausdruck brachte. Nach einer vom lebhaftesten Geberdespiel begleiteten Unterredung, während welcher sich die Blicke häufig auf das Zelt richteten, schritt eine der Frauen auf dieses zu, holte aus demselben ein junges Mädchen und führte es nach einigen schluchzenden Worten zu dem jungen Manne. Dieser, vor Rührung zitternd, ergriff dessen Hände und zog es an sich. Das Schluchzen im Auditorium erreichte nun seinen Höhepunkt. Aber auch wir waren von der eigenthümlichen Scene seltsam ergriffen und konnten kaum erwarten, daß uns der Dubasch eine Erklärung derselben gebe. Nach dieser Erklärung begriffen wir die Rührung der fanatisch erregten Versammlung. Die Schauspieler hatten eine der ergreifendsten Episoden aus der Entstehungsgeschichte des Schiismus<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Zum besseren Verständnis soll diese in aller Kürze mitgetheilt werden. Nach Mohammeds Tode wählte ein Theil der Gläubigen dessen Schwiegervater Abubetr zum Chalifen, ein anderer Theil Ali, den Gatten Fatmés, der einzigen Tochter des Propheten. Ersterer behielt die Oberhand, aber nachdem er, sowie Omar und Othman gestorben, sollte doch das Chalifat an Ali fallen. Dieser wird aber vergiftet, sein Sohn Hassan auch, und nun wird sein zweiter Sohn, Hussein, von den Anhängern Alis zum Chalifen ausgerufen. Da Hussein sich jedoch in Mekka nicht sicher fühlte, floh er nach Mesopotamien, wo sich die meisten Aliten befanden und auch sein Vater (in Kerbela bei Kufa) begraben war. Als er in der Nähe von Kufa am Euphrates angekommen war, erfuhr er, daß auch diese Stadt von ihm abgefallen und er von Feinden umringt sei. Er traute noch schnell seine Tochter seinem Neffen an und fiel hierauf im Verzweiflungskampfe mit seinem ganzen männlichen Gefolge. Diese tragische Episode erweckte neue Verehrung für den Stamm Alis, und trotz des Druckes der sunnitischen Araber hielt doch die Mehrzahl der Perser zu den Nachkommen der

dargestellt. Es ist dies die Scene, in welcher Hussein am Vorabend des Schlacht-tages, seines Todes und der Niedermetzelung des ganzen Gefolges bis auf Weiber und Kinder gewiß, zur Erhaltung des unmittelbar von Mohammed abstammenden Geschlechtes noch schnell seinen jungen Neffen Kassim seiner noch jugendlicheren Tochter Rodabeh antrauen läßt. Den beiden Müttern fiel es zu, diesen Wunsch Hussein's den jungen Leuten mitzutheilen und durch die aussichtslose, schreckliche Lage zu begründen.

Die Sonne war mittlerweile zur Küste gegangen, und das Halbdunkel, in welches das fremdartige Bild der aufgeregten Menge gehüllt war und das durch den flackernden Schein der mittlerweile angezündeten Lämpchen eher noch gesteigert wurde, gestaltete das Ganze noch mystischer. Trotz der Duldung, welche man uns bis jetzt bewiesen hatte, hielten wir es doch nicht für angezeigt, dieselbe länger in Anspruch zu nehmen, und verließen den Platz. Im Innern Persiens sollen Andersgläubige als Zuseher bei den Tazähs nicht geduldet werden. Überhaupt müssen sich dieselben, besonders aber die sunnitischen Moslems, während des Moharrems der größten Zurückhaltung befleißigen, wenn sie sich nicht groben Beleidigungen, ja mitunter sogar der Lebensgefahr aussetzen wollen.

Andererseits erwerben sich Rechtgläubige das größte Verdienst dadurch, daß sie solchen religiösen Übungen beiwohnen. Je mehr Rührung sie dabei zeigen, um so gottgefälliger ist ihr Thun, um so größer die Achtung ihrer Nebenmenschen. Dies wäre, wahres Gefühl vorausgesetzt, nur berechtigt, soll aber in der Wirklichkeit zu viel Heuchelei führen. Schlau berechnende Derwische sollen sogar ein Geschäft daraus machen, die von den Gläubigen bei solchen Gelegenheiten vergossenen Thränen mit Baumwolle abzutrocknen und diese als unfehlbares Heilmittel bei schweren Krankheiten zu verkaufen.

Der Besuch des persischen Gouverneurs an Bord fand unter allen ihm gebührenden Ehrenbezeugungen statt. Wie es gewöhnlich geschieht, wenn fremdländische Gäste das Schiff besichtigen, wurde ihm das interessante Schauspiel eines Gefechtsklarischiffes geboten. Die Übung machte auf ihn und sein zahlreiches Gefolge sichtlich Eindruck. Es wurden Geschützexercitien vorgenommen und mit den Mitrailleusen blind geschossen. Das Abfeuern der letzteren schien selbst auf dem Lande, das doch drei Seemeilen von uns entfernt war, stark gehört zu werden. Thatsächlich hielten die persischen Artilleristen die abgegebenen Lagen für den dem Gouverneur geleisteten Salut und begannen lustig darauf zu antworten, während wir erst später unsere 15 Centimeter-Kanonen zu Ehren Sr. Excellenz erdröhnen ließen. Der persische Artilleriemajor, welcher sich in der Suite befand, war über die Voreiligkeit seiner Untergebenen sehr entrüstet, und

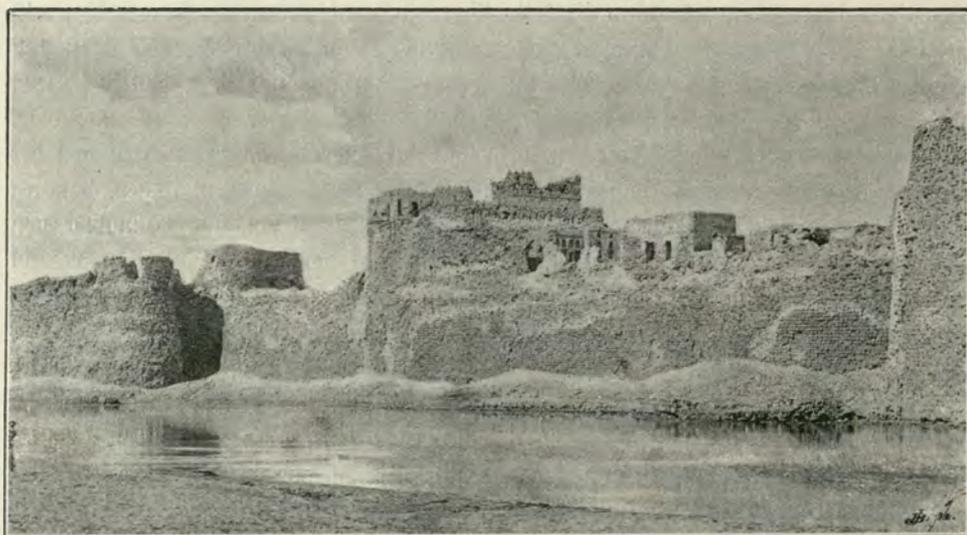
---

heiligen Imame vom Geblüte der Rodabeh, der Tochter Hussein's. Einem derselben gelang es, sich auf den Thron Persiens zu schwingen. Er gründete die mächtige Dynastie der Saffiden und erhob den Schiismus zur Staatsreligion. Die Schiiten halten sich bloß an den Koran als directe Emanation Mohammed's und erkennen die Sunna nicht an.

fürchtete sichtlich, daß wir daraus einen ungünstigen Schluß auf die Intelligenz seiner Leute ziehen würden. Diesen bei einem Orientalen ungewohnten Ehrgeiz, sowie die gesunde Auffassung und militärische Bildung, welche er durch manche Bemerkungen und Fragen verräth, hätten wir ihm gar nicht zugetraut. Überhaupt konnten wir uns über den Wert der persischen Soldaten kein entschiedenes Urtheil bilden. Was wir mit Bezug auf Abrihtung und Disciplin sahen, machte keinen besonders günstigen Eindruck, doch muß man auch die Entlegenheit der Küstenorte von den Oberbehörden in Betracht ziehen. Ein zeitweiliges „Aufmischen“ ist auch bei einer europäischen Truppe nothwendig, umso mehr im Orient. Wenn aber im letzteren noch eine Inspicierung gänzlich ausgeschlossen erscheint, wie im vorliegenden Falle, kann es nicht wundernehmen, daß ein Truppenkörper verjumpt. Über das Verhalten der Perjer im Kampfe hörten wir die widersprechendsten Urtheile. Von den Arabern werden sie geradezu als Feiglinge dargestellt, was augenscheinlich unrichtig ist. Man braucht sich bloß den indischen Eroberungszug Nadir Schahs im vorigen Jahrhunderte vor Augen zu halten; ohne ganz außerordentliche kriegerische Eigenschaften der Perjer wäre er undenkbar. Doch scheint bei persischen Soldaten mehr als bei anderen das Verhalten von der Führung abzuhängen. Schneidigen Führern sollen sie mit Löwenmuth folgen, dagegen tritt bei Unentschlossenheit in der Leitung leicht eine Panik ein. Die Einnahme von Bender Abbas im Jahre 1855 bildet eine Waffenthat, auf welche die Perjer nicht wenig stolz sind und welche jedenfalls beweist, daß gerade die Araber kein Recht haben, ihnen Mangel an Muth vorzuwerfen. Was wir darüber in Erfahrung bringen konnten, ist sehr kennzeichnend für den Perjer als Soldaten und mag, obwohl das Heer seitdem nach europäischem Muster reorganisiert wurde, auch für die Gegenwart zu Schlüssen über persische Kriegsführung in entlegeneren Gegenden berechtigen.

Wie schon erwähnt, beherrschten seinerzeit die Sname von Maskat auch die südpersische Küste. Mit dem Verfall Omans konnte der Besitz nur mehr durch Zahlung eines Tributes an den Schah aufrecht erhalten werden. Als jedoch der Imam Sajid bin Sajid sich wieder genügend stark wähnte, verweigerte er den Tribut. Dies gab Veranlassung zu einem Kriege, bei welchem die Perjer sich vor allem des wichtigen Bender Abbas bemächtigen wollten. An 8000 Mann stark, zogen sie heran. Sie fanden jedoch Bender Abbas in gutem Vertheidigungszustande, und ihre wenigen Feldgeschütze erwiesen sich den soliden Mauern gegenüber machtlos. Nach mehreren erfolglosen Beschießungen war der persische Führer entmuthigt und wollte die Belagerung aufgeben. Ein in persischen Diensten stehender schwedischer Arzt machte jedoch seine Stimme im Kriegsrath geltend und wies darauf hin, daß, wenn es gelänge, eine kleine Anhöhe in der Nähe der Mauer zu besetzen und dort Kanonen aufzuführen, ein allgemeiner Sturm von Erfolg begleitet sein müßte. Er gewann hierzu Freiwillige durch Geld und versprach ihnen eine weitere, größere Belohnung, wenn sie die Anhöhe festhielten. Durch das Geld gelockt, fanden sich viele, welche trotz des verheerenden Feuers der Araber vorrückten und das Ziel erreichten. Dieses Beispiel wirkte

Wunder. Die anderen Truppen waren nicht zurückzuhalten. Mit der glänzendsten Bravour wurden die Mauern erstiegen und die Stadt genommen. Nach verzweifelter Gegenwehr mußten sich die Araber auf die im Hafen liegenden Schiffe flüchten, wobei viele den Tod fanden. Nun hörte bei den Persern jede Ordnung auf; sie ergaben sich dem Plündern und fanden sich in dichter Menge im Bazar ein. Plötzlich wird eine Decharge abgegeben und streckt eine große Anzahl Perser nieder. In ihrer Beutesucht hatten dieselben auf die Citadelle, das gegenwärtige Gouverneurpalais, vergessen, welche noch von den Arabern besetzt war. Eine Panik entstand, und wenn die Araber zahlreicher gewesen wären, hätte unfehlbar eine Katastrophe eintreten müssen. Neuerdings wird Geld ins Treffen geführt. Für jeden Kopf der Besatzung der



Fort Ormus.

Citadelle setzt man einen Preis aus, und nun geschehen wieder Wunder an Tapferkeit. Nach mörderischem Ringen fällt endlich auch diese Beste in die Hände der Perser.

Gelegentlich der Besichtigung der Wohnräume des Schiffsstabes hatte Mohammed-Hussain-Beg, so hieß der Gouverneur, eine Photographie Nouzer Mirzas entdeckt. Dies ließ ihm keine Ruhe. Er bat, ebenfalls photographisch aufgenommen zu werden und versicherte wiederholt, daß er im gleichen Range wie sein College von Buschir stehe. Mit Vergnügen wurde seinem Ansuchen willfahrt, umsomehr als er zugab, daß einige charakteristische Personen seines Gefolges mit aufgenommen werden. Man sieht, daß Rangseifersucht im fernen Osten unter der schlanken Dattelpalme ebensogut gedeiht, wie daheim unter der mächtigen Eiche.

Am 13. November des Morgens verließ die „Fajana“ Bender Abbas. Eine Partie unserer Seecadetten unter Führung eines Officiers fuhr mit der Dampfbarakasse

direct nach der 10 Meilen entfernten Insel Ormus, um den Hafen derselben aufzunehmen, während die „Fafana“ unter gleichzeitigem Lothen die Insel umschiffte. Der Anblick von Ormus ist sehr eigenthümlich. Eine große Anzahl kegelförmiger Berge mit äußerst bizarren Umrissen und in allen möglichen Farben, schneeweiß, schwarz, grell gelb und roth, ragt aus der Insel empor und gibt ein mit dem Standpunkte stets wechselndes, farbenreiches Bild. — Nach einigen Stunden Fahrt ankerten wir auf der Ostseite von Ormus vor dem ausgedehnten Fort, welches seinerzeit die portugiesische Niederlassung beschützte. Wer Lalla Rookh gelesen und sich die glühenden Bilder vergegenwärtigt, welche die genialen Verse Moores hervorrufen, wird beim Anblick von Ormus bitter enttäuscht. Nichts ist mehr prosaisch, als das kleine Fischerdorf aus Palmstrohütten, welches auf der wüsten Sandfläche neben dem Fort steht und armeligen arabischen Mischlingen zur Unterkunft dient. Allerdings scheint es einstens hier ganz anders ausgesehen zu haben. Vom Dorfe bis weit gegen Süden, wo das Bergland beginnt, erstreckt sich eine Fläche, die mit Häuserruinen bedeckt ist; auch finden sich auf einigen Hügeln noch tempelartige Gebäude vor, welche der uns als Führer dienende Ortsälteste als vormohammedanische bezeichnete. Wahrscheinlich rühren sie von jenen Gebern her, welche bei ihrer Flucht aus Persien zur Zeit der ersten arabischen Invasion sich vorerst in Ormus angesiedelt hatten, bis sie, auch von hier vertrieben, endlich in Indien einen sicheren Zufluchtsort fanden. Das Fort von Ormus ist ein imposanter Bau von ungefähr 300 Meter im Gevierte, mit thurmartigen Bastionen und einem hoch hervorragenden castellartigen Nothau in der südwestlichen Ecke. Die außergewöhnlich dicken Mauern haben auf der Innenseite casemattirte Unterkunftsraumlichkeiten. Auf den Wällen findet man noch hier und da eine lange Feldschlange, welche offenbar zum Wegschleppen zu schwer war. Sehenswert sind die in der Mitte des Forts befindlichen, schön gewölbten und cementierten Cisternen. Es ist wahrhaft bewundernswert, auf welche Weise die kleine Nation der Portugiesen es zuwege brachte, Tausende Meilen von der Heimat entfernt und unter solch schwierigen Verhältnissen derartige monumentale Bauten auszuführen.

Auf Ormus wird viel Salz gewonnen und damit ein einträglicher Handel nach Indien getrieben. Einige der Berge bestehen ganz aus Steinsalz. Bei Regen fließt eine Mutterlauge von denselben herab, aus welcher im Ufersand oft eine zolldicke Salzsicht herauskrystallisiert.

In dem bergigen Theile von Ormus sollen viele Gazellen hausen. Der Ortsälteste, offenbar von der Hoffnung geleitet, dabei etwas Munition zu erhaschen, welche in diesen Gegenden schwer zu erhalten ist, schlug eine Jagdpartie vor, indem er betonte, daß „Gentlemen“ dies nie verabsäumen. Allerdings war unsere Jagdlust durch seine Schilderungen über den Wildreichtum rege geworden, doch erlaubte uns der kurze Aufenthalt nicht, seinen Vorschlag anzunehmen, der viel Zeit zur Ausführung beansprucht hätte. Nur einiges Federwild, darunter schöne Strandläufer und Silberreier, fielen der Jagdleidenschaft unserer Nimrode zum Opfer.

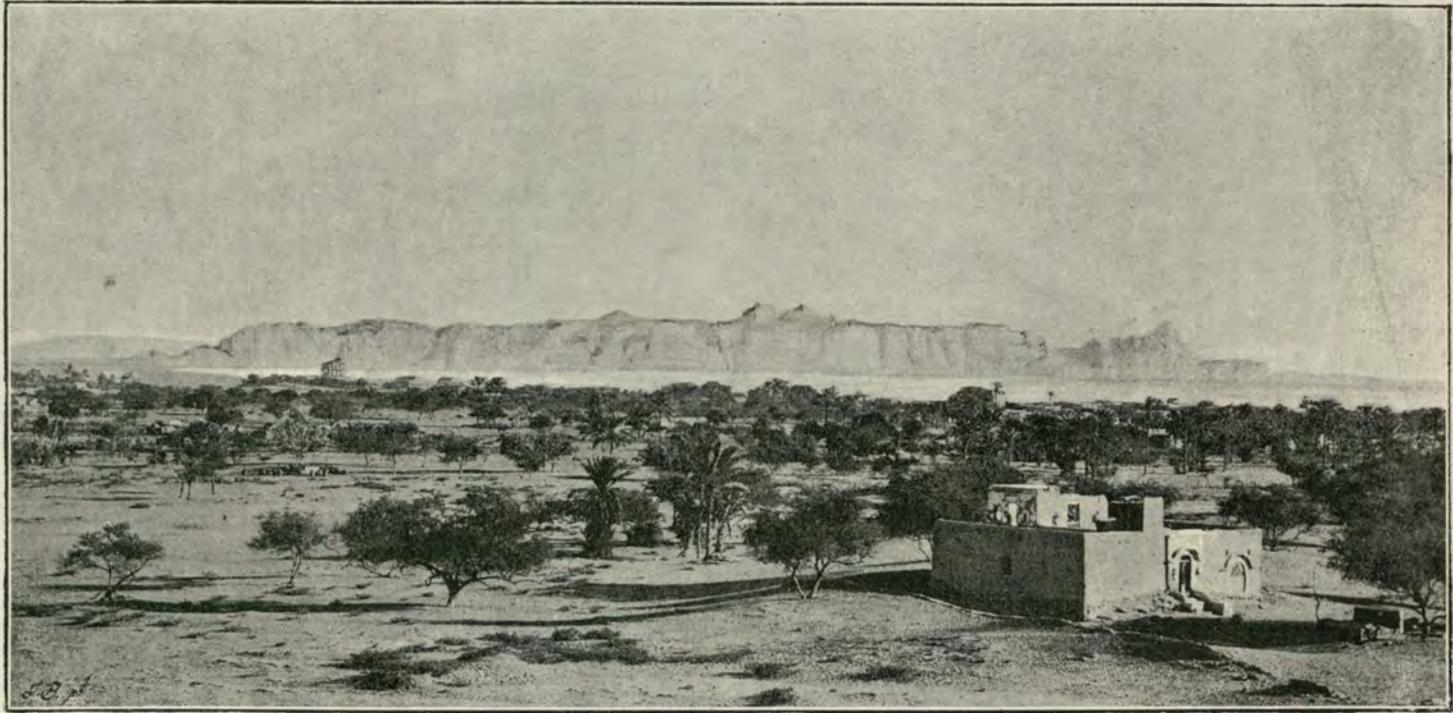
Am 16. November des Morgens verließen wir Ormus, und kurze Zeit darauf waren wir außerhalb des Persischen Golfes. Wir hatten denselben nur von der angenehmen Seite kennen gelernt. Vom ethnographischen und theilweise auch vom historischen Standpunkte aus fanden wir dessen Küsten äußerst interessant; auch hatten wir von dem berüchtigten ungesunden Klima desselben nicht zu leiden gehabt. Der Gesundheitszustand an Bord war während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes in diesen Gewässern ausgezeichnet, letzteres aber wahrscheinlich nur infolge der Beobachtung entsprechender Vorsichtsmaßregeln, darunter in erster Linie des ausschließlichen Gebrauches von destilliertem Wasser oder von Gießhübler. Nichtsdestoweniger zeigte niemand von uns das Verlangen, je wieder dorthin zurückzukehren. Wir gewannen die Überzeugung, daß der in der englischen Marine gebräuchliche Ausdruck: „to send somebody to the Persian Gulf“, unserer Redewendung: „Jemanden in das Land zu wünschen, wo der Pfeffer wächst“, mit Recht gleichkommt.

#### G w a d a r.

Die Küste von Beludschistan, auch Makraniküste genannt, längs welcher wir nach Verlassen der Straße von Ormus ostwärts segelten, ist wenigstens von einer gewissen Entfernung aus höchst interessant. Infolge der Auswaschung horizontal geschichteten Mergels haben sich hier ganz merkwürdige Formen herausgebildet, ähnlich jenen in der sächsischen Schweiz, nur daß sie dort infolge der sie bedeckenden Vegetation weniger auffallen. Manchmal glaubt man eine vollständige Stadt mit Thürmen zu sehen, dann meint man wieder einer alten Ritterburg gegenüber zu stehen, um manche Partien werden nicht mit Unrecht mit einem gothischen Dome verglichen. Durchgehends sieht man aber nur nackte Felsen und nur sehr vereinzelt etwas Vegetation. Diese Küste muß daher in erster Linie zu jenen Ländern gezählt werden, in denen der übel beleumdete „single tree“ wächst.<sup>1)</sup> Auch Ras-Nuh, ein hammerartiges, gegen Süden hervorragendes Cap, durch welches die zwei Buchten von Gwadar gebildet werden, hat eigenthümliche Formen, noch mehr aber der landeinwärts davon befindliche Höhenzug, der einem Riesendome gleicht. Gwadar selbst liegt auf der schmalen sandigen Zunge, die Ras-Nuh mit dem Festlande verbindet.

Raum hatten wir in der westlichen Bai den Anker geworfen, als auch bereits die Schar der Touristen complet war, und wir an Land fuhren. Der Anblick, welchen der Ort bietet, ist recht gefällig. Um ein castellartiges Gebäude, die Residenz des Scheichs, gruppieren sich theils niedere Steinhäuser, theils Palmstrohhütten, umgeben von einer uns geradezu reich erscheinenden Vegetation von Dattelpalmen, Ficusarten und Steppengewächsen. Weiter gegen Norden sieht man einige europäische Gebäude, darunter ein sehr luftiges, hohes Haus, welches den englischen Telegraphenbeamten als Unter-

<sup>1)</sup> In sehr kahlen Gegenden wird oft ein einzelstehender Baum als Orientierungsmarke in den Seekarten verzeichnet und einfach „single tree“ (einzelner Baum) genannt, was dadurch förmlich zu einem Gattungsnamen geworden.



Sivadar von der Landseite.



kunft dient. Nach einem etwas schwierigen Landen — des seichten Wassers halber mußten wir auf den Rücken unserer Bootsbemannung hinausreiten — giengen wir vorerst längs des Strandes, wo zahlreiche Haiischköpfe und Barten von Walfischen bekundeten, daß der Fischreichtum der Bucht ein sehr großer sein müsse. Bald gesellten sich neugierige Beludschien zu uns, welche uns mittheilten, der Sultan von Maskat befinde sich gegenwärtig in Gwadar. Letztere Stadt, sowie deren Umgebung auf einige Meilen in der Runde, ist nämlich der letzte Rest der überseeischen Besitzungen Omans, für welches es hauptsächlich wegen der Erträgnisse des Zollamtes (14.000 bis 18.000 Rupien jährlich) Wert hat. Gwadar ist der einzige Hafen Beludschistans; dort versorgt



Gwadar. Beludschienmusik.

sich das ganze südliche Beludschistan — allerdings ein sehr armes Land — mit seinen Bedürfnissen und bringt auch daselbst seine Haupterzeugnisse, Schafwolle und Datteln, zu Markte. Der Handel war bis jetzt unbedeutend, er nahm erst in letzterer Zeit etwas zu, seitdem die Engländer Gwadar als unter ihrem Schutze befindlich erklärt haben. — Turkie bin Sajid, welcher in dem Gebäude des früheren englischen Consulates Aufenthalt genommen hatte, war über unser Kommen sehr erfreut, und auch die beiden Prinzen Fahad und Feisal, welche ihn bei seiner Inspectionstour begleiteten, begrüßten uns herzlichst als alte Bekannte. Letztere hatten auch eine große Freude, als wir ihnen ihre Photographien überreichten; bei Turkie bin Sajid war offenbar der Eindruck ein getheilter. Es war eben nicht möglich gewesen, den weißen Bart entsprechend schwarz zu retouchieren, wie er es sichtlich gewünscht hätte. Übrigens hinderte ihn dies

nicht, uns noch mit Scherbet und Halwā zu bewirten; auch ließ seine Beludschkapelle uns zu Ehren ihre melancholischen Weisen ertönen.

Von der Behausung des englischen Consulates führt eine recht gut cementierte Straße mit einer Palmenallee nach der Stadt. Zuerst zeigt sich an derselben das hohe Telegraphengebäude — über Gwadar führt das nach dem Persischen Golf gehende indoeuropäische Kabel, sowie die Linie der Makranküste — welches man nach dem System der Häuser in der römischen Campagna so hoch gebaut hat, um die Beamten vor der in Gwadar herrschenden Malaria besser zu schützen. Daß solche Vorsichtsmaßregeln nothwendig sind, bekundet der schön eingefriedete christliche Friedhof, welcher im Verhältnis zur geringen Kopfszahl der europäischen Colonie — im ganzen vier Personen — viele Gräber zeigt. Die Straße war sehr belebt, fortwährend zogen Scharen festlich gekleideter Beludsch und Schwarzer nach der Behausung des Sultans, um Anliegen vorzubringen oder ihren Herrscher von Angesicht zu sehen.

Welch ein Gegensatz — unter all diesen Schwarzen und Kameelkarawanen erscheint plötzlich ein netter europäischer Kinderwagen, von einem dunklen Indier gezogen, mit einem zwar blassen, aber allerliebsten hübschen Baby! Wie diesem die seltene Erscheinung so vieler Weißer vorgekommen sein mag? Scheinbar nicht unangenehm, denn das Kind lächelte freundlich, als wir es ansprachen. Es gehört wohl der ganze Muth der englischen Frau dazu, um ihrem Manne in eine solche Wildnis zu folgen, in welcher tausenderlei Entbehrungen und der Kampf mit Krankheit und widrigen Verhältnissen ihrer warten. Doch hierin zeigt sich eben wieder die Energie, welche der englischen Rasse ihren so hervorragenden Rang unter den Nationen einbrachte. — Am Ende der Palmenallee befindet sich die europäische Niederlassung, bestehend aus recht bequemen Gebäuden, welche den früher so zahlreichen Telegraphenbeamten als Wohnung dienen. Da diese aber jetzt auf zwei Personen reducirt sind, welche bald das neue hochgelegene Haus beziehen werden, so nimmt sich der schön cementierte Lawn-tennis-ground zwischen den Gebäuden wie eine wahre Ironie aus. Angenehm überrascht die Sorgfalt, mit welcher die Eingeborenen von Gwadar ihre Gärten pflegen. Lenkt man die Schritte der Stadt zu, so wähnt man durch einen Park zu wandeln. Unter der ganzen Halbinsel befindet sich eine Süßwasserschicht, welche diese Fruchtbarkeit des wüstenartigen Terrains, gleichzeitig aber das bössartige Malariafieber Gwadars erklärlich macht. Die Stadt Gwadar selbst, welche an 8000 Einwohner zählt, bietet nichts Interessantes, selbst der Bazar erregt höchstens durch den hier herrschenden Schmutz die Aufmerksamkeit des Touristen.

Schon den folgenden Tag, am 26. November, stachen wir wieder in See. — Obwohl die Entfernung Gwadars von Karatchi, unserem nächsten Ziele, eine sehr geringe ist und kaum 300 Meilen beträgt, so währte es doch eine Woche, ehe wir dieselbe zurücklegten. Der Wind war veränderlich und schwach, manchmal sogar conträr, und derart wurden täglich kaum 30 bis 40 Meilen zurückgelegt. Bei der geringen Fahrt des Schiffes hatten wir Muße, das ganz ungewöhnlich reiche Thierleben der arabischen

See, welches uns schon auf der Fahrt längs der arabischen Küste aufgefallen, näher zu betrachten. Ganz abgesehen von dem schon gewöhnlichen Schauspiel der oft meterhoch herauspringenden Boniten, sah man alle Augenblicke etwas Neues auf der See. Einmal war dieselbe durch Algenzellen ganz gelb gefärbt, dann wieder sah man das Meer voll von Medusen, oder wir ergötzten uns an der Schnelligkeit, mit welcher große Tintenfische Jagd auf kleine Fischchen machten, die den mit gleich großer Geschwindigkeit vor- und rückwärts sich bewegenden Tintenfischen nur schwer entkommen konnten. Am meisten interessierte uns aber der Besuch, den drei Wale der „Fasana“



Gwadar. Regershütten.

abstatteten. Obwohl sich schon öfters vereinzelt Wale gezeigt hatten, so erregte doch das gemeinsame Auftreten dreier großer, 12 bis 15 Meter langer Exemplare, die anscheinend wie auf ein Commando Evolutionen vornahmen, besonders unsere Aufmerksamkeit. Es schien in der That, als ob diese Thiere das ihnen unbekanntes Seeungethüm „Fasana“ aus der Nähe genau betrachten wollten, denn sie hielten sich über 1½ Stunden in unmittelbarer Nähe der Corvette auf, bald unter derselben durchtauchend, bald sich längs des Schiffes auf und ab bewegend, wobei das von ihnen ausgespritzte Wasser oft die hoch gehissten Boote benetzte. Jeder derselben war von einer Unmenge fast einen Meter langer Fische umgeben, die mit feltener

Geschicklichkeit allen Evolutionen unserer drei Begleiter folgten. Wenn bei den Bewegungen der Wale deren enorme Schwanzflossen sichtbar wurden, gewahrte man, daß sich auf denselben fast faustgroße Muscheln angefügt hatten. Übrigens muß die Fettschicht dieser Thiere eine außerordentlich große sein. Denn als sie achter förmlich herausfordernd heruntanzten, wurde auf sie eine Mitrailleuranlage abgegeben, und obwohl man bei einem der Thiere ganz deutlich das Loch sah, durch welches das 25 Millimeter starke Geschos eingedrungen war, schien ihm dies doch gar keinen Schmerz zu verursachen. Der getroffene Wal blies pfeifend, wie zum Hohne, gleich darauf einen hohen Wasserstrahl unter Bord empor und tummelte fröhlich mit den anderen herum, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

## Capitel VI.

### Karatchi.

Die bei Cap Muareh ziemlich steil ansteigende indische Küste verflacht sich weiter ostwärts, und Cap Manora, welches die westliche Begrenzung des Hafens von Karatchi bildet, liegt am Ende einer langen nach Süden ragenden sandigen Landzunge, über welche hinweg man die Bemastungen der im Hafen verankerten Schiffe sieht. Endlich wieder einmal ein civilisierter Hafen! Kein Zweifel darüber! Ein leibhaftiger Leuchthurm, seit Monaten der erste, eine Signalstation, auf deren Masten bunte Flaggen unsere Ankunft verkünden, ist zu sehen, und ein regelrecht ausgerüstetes, mit uniformierten Laskaren bemanntes Boot bringt uns sogar einen Lotsen. Wie man doch genügsam wird, wenn man längere Zeit hindurch der Segnungen der Civilisation entbehrt hat! Unbestreitbar liegt der halbe Reiz des so schönen Seelbens eigentlich doch nur darin, daß man, oft zu Entbehrungen verurtheilt, alle Genüsse, die sich darbieten, in vollem Maße schätzen lernt und sich damit vor freude-tödtender Blasiertheit bewahrt.

Der Hafen von Karatchi wird von einem langen Canal gebildet, welcher durch das sumpfige Delta des im Oberlaufe oft versiegenden Bijariflusses geführt ist; westlich hat er die Halbinsel von Manora, östlich den Papierdamm zur Begrenzung. Die großen Schiffe liegen an der Mündung dieses hier eine Seemeile breiten Canales, während die Küstenfahrer bis unmittelbar vor der Stadt, die von Manora mehr als eine geographische Meile entfernt ist, ankern können. Auf Manora befindet sich außer einer Batterie und anderen zur Vertheidigung des Hafens dienenden Etablißements noch eine große Telegraphenstation. Von dort geht das Kabel und der längs der Makraniküste laufende Landdraht der indoeuropäischen Telegraphenlinie aus, die über Persien geführt ist.

Das flachgelegene, von einer sandigen Einöde umgebene Karatchi mit den Mangrove-  
 sumpfen im Vordergrunde bietet, vom Ankerplatz aus betrachtet, keinen wirkungsvollen  
 Anblick. Es zeigen sich wohl manche große Bauten, doch verschwimmen deren Umrisse  
 infolge ihrer gelben Farbe im gleichfarbigen Wüstentone der Umgebung. Betritt man  
 jedoch das Land, so ändert sich der Eindruck zu seinem Vortheile. Schon beim Anlegeplatze  
 am östlichen Hafenorte, Kiamari Bender, gewahrt man, dass hier die Engländer die  
 modernsten Errungenschaften der Technik zur Anwendung gebracht haben. Ein auf  
 solidem Eisenbau fußender Quai mit unzähligen Krähnen ermöglicht den anlegenden  
 Schiffen, in verschwindend kurzer Zeit ihre Ladung in die hart am Ufer geführten  
 Eisenbahnwaggons zu löschen. Mittels einer Post- und Telegraphenfiliale kann man  
 sich von hier aus mit der übrigen Welt in Verbindung setzen, und ein Zeitsignal  
 gestattet die genaue Regulierung der Uhren. — Zahlreiche Wägen europäischer Bauart,  
 mit kleinen, aber flinken Pferden bespannt, harren hier der Landenden. Vorderhand  
 ist die Angabe des Zieles überflüssig, denn es gibt nur einen Weg zur Stadt, nämlich  
 die lange Kapiert Road. Zuerst geht es zwischen den Strohmattenhäusern der Hafens-  
 arbeiter, dann quer durch den Gürtel von Sümpfen, der Karatchi vom Hafen trennt,  
 endlich gelangt man mit dem Passieren der großen Bögen des Zollhauses in das  
 Weichbild der Stadt.

Karatchi besteht aus zwei ziemlich scharf getrennten Theilen: der Eingeborenen-  
 stadt im Westen und der zumeist von Europäern bewohnten Neustadt, welche sich  
 östlich von der ersteren ausbreitet.

In der Eingeborenenstadt findet man das bunte Treiben des Orients in vollster  
 Blüte, doch zeigen Straßenbezeichnung und die in regelmäßigen Zwischenräumen  
 postierten einheimischen Policemen, dass englische Ordnung hier Eingang gefunden  
 hat. Ein Gang durch den Bazar bietet zwar im allgemeinen ein ähnliches Bild wie  
 die gleichnamigen Stadttheile der Levante, doch sind die Typen und Trachten schon  
 wesentlich verschieden von den dortigen. Der Haupttypus ist hier jener des dunkel-  
 braunen Beludschien, der selbstbewusst, in weißem Gewande und mit einem auffallend  
 großen, oft über die Ohren reichenden rothen Turban einherschreitet; sodann kommen  
 die Hindus mit ihren verschiedenen Kastenzeichen — meist rothe oder weiße Male auf  
 der Stirne — durch eine lichtere Hautfarbe, schwächlichen Körperbau und zaghaftes  
 Auftreten kenntlich. Die eigentlichen Sindi <sup>1)</sup>, durch Blut und die mohammedanische  
 Religion den Beludschien nahverwandte Mischlinge, repräsentieren mit der Banianen-  
 kaste den Kaufmannsstand und erregen besonders durch ihre Kopfbedeckung, einen  
 buntscheckigen Cylinder mit überragendem Deckel, und durch einen schwarzen oder weißen  
 Überwurf mit bunter Schärpe die Aufmerksamkeit des Fremden. Auch Afghanen,  
 hier Pathans genannt, sieht man nicht selten. Als Abkömmlinge der früher im Westen

<sup>1)</sup> Bewohner der Provinz Sind, in welcher das Indusdelta liegt, und von welcher Karatchi  
 die Hauptstadt ist.

Indiens herrschenden Rasse wird ihnen eine gewisse Achtung entgegengebracht. Die Frauen sind theils verschleiert, theils zeigen sie, wie die Hindufrauen, offen ihr Antlitz, soweit dies die oft ungeheuren Nasenringe erlauben, welche die Form eines Waldhorns oder eines sternartigen Schildes haben. Bei allen ist jedoch die rothe Farbe für den Überwurf und für die hie und da üblichen Beinkleider vorherrschend. In der Faltung des ersteren entwickeln sie einen bewundernswerten Geschmack und bringen dadurch ihre schlanken hübschen Gestalten zur vollsten Geltung.

Das Materiale, aus welchem die zu meist einstöckigen Häuser der Eingeborenen gebaut sind, ist Lehm; doch die Bauart ist regelmäßig und nicht unschön. Auch sieht man einige sehr hübsch ausgeführte Steinbauten mit zierlich geschnittenen Thüren und mitunter viel Kunstsinne verrathenden Holzgittern. Bei allen Häusern fallen jedoch die auf den flachen Dächern befindlichen Daghirs (Windfänge) auf, welche verrathen, daß zur Zeit des Südwestmonsuns ein großes Bedürfnis nach kühlendem Luftzug vorhanden ist.

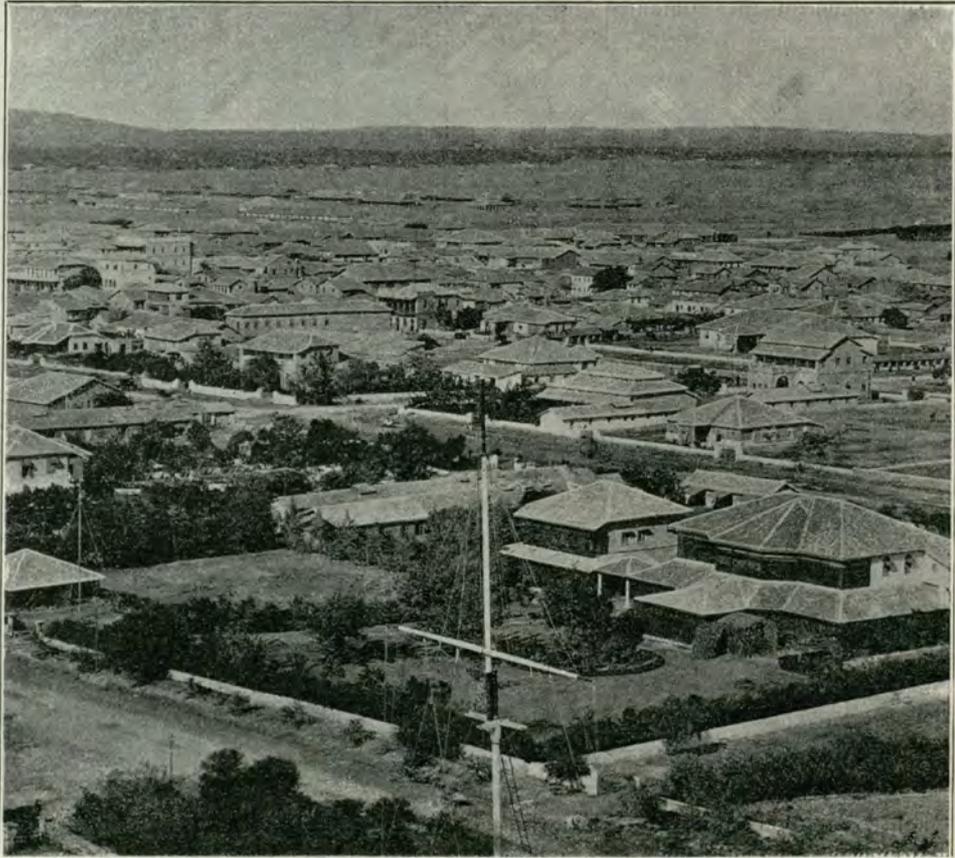
Die mit der nationalen Vermischung erfolgte Vermengung der Culten bei der Bevölkerung Karatchis kommt in der Eingeborenenstadt in auffallender Weise auch äußerlich zum Ausdruck. Oft sieht man in einer Straße ein mohammedanisches Grabmal mit einem Flaggenstock und zahlreichen Wimpeln als Ort der Verehrung gekennzeichnet, dann wieder einen pagodenartigen Bau, vor welchem ein paar der den Hindus heiligen Kühe gehütet werden, deren flüssige Excremente man zu den segensbringenden Waschungen sammelt. Viele Andachtsorte sind beiden Culten gleich heilig. Trotz der großen, sich vor diesen Stätten zusammenfindenden Menge keinerlei Zusammenstoß. Es zeigt sich eben, daß dem ursprünglich brahmanischen Sindbewohner der Mohammedanismus aufgezwungen wurde, daß dabei aber Stammesgefühl und die ursprünglichen Überlieferungen nicht verloren gegangen sind.

Die Neustadt von Karatchi hat einen von der Altstadt gänzlich verschiedenen Charakter. Was dort zu enge ist, ist hier zu weit. Endlos lange und sehr breite



Karatchi. Sindbewohner.

Straßen werden durch villenartige, in Gärten liegende Häuser gebildet, die mitunter noch durch große Zwischenräume voneinander getrennt sind. Dadurch gelangen die vielen, theils im lustigen indischen, theils aber in dem sich hier so fremd ausnehmenden gothischen Stile gebauten öffentlichen Gebäude zur vollsten Geltung. Die reizende Freirehall mit dem Museum, die gothische St. Andrews Church, die Trinity Church mit dem hohen normannischen Thurme und der Sind Club nehmen sich wie eine



Aus der Neustadt von Karatchi.

Musterjammlung recht gelungener Bauten der verschiedenen Stilarten aus. Nur hier und da rücken die Häuser derart zusammen, daß sie das Bild einer Gasse nach europäischem Begriffe geben. Im großen und ganzen glaubt man jedoch, unterstützt durch die mitunter außerordentlich schön gehaltenen Gärten, sich in einer ausgedehnten Sommerfrische zu befinden. Eine sehr ausgiebige, mit geschmackvollen kleinen Bogenhallen für die Ausflusshähne versehene Wasserleitung, eine trotz der außergewöhnlichen Ausdehnung gute Straßenbeleuchtung, die durch die Hauptverkehrs-

ader laufende Tramway und die Eisenbahn vervollständigen den modernen, europäischen Charakter der Neustadt. Natürlich kann hier von einer Überfüllung der Straßen keine Rede sein. Hier sieht man überhaupt nur ausnahmsweise einen Fußgänger. Alles reitet oder fährt. Doch während in der Altstadt der schwere zweirädrige indische Holzkarren mit Ochsen bespannt, Maulthiere, Esel und Kameele die häufigsten Verkehrsmittel sind, sieht man hier bloß Gefährte europäischer Bauart und Pferde. Desgleichen hat das Publicum ein vorwiegend abendländisches Aussehen. Die Toiletten der Damen Karatchis würden in London ebenso am Platze sein. Nur bei den Herren fällt eine größere Nachlässigkeit in der Kleidung auf; auch bezeigen die häufig zu sehenden weißen Helme, daß selbst in der „kalten Jahreszeit“ — wir notierten 28° bei Tag und 20° bei Nacht! — die indische Sonne eine ganz andere Beachtung verlangt, als die Nebelsonne Albions.

Auf uns, die wir strenge genommen seit drei Monaten nur halbwilde Länder gesehen und in Swadar die den Sindbewohnern so nahverwandten Beludschien in der urwüchsigsten Wildheit kennen gelernt hatten, machte das sichtlich aufblühende Karatchi — vor der englischen Besitzergreifung in den Vierzigerjahren ein armeliges Fischerdorf, jetzt eine Stadt von 60.000 Einwohnern mit einem Warenverkehr von 100,000.000 fl. — einen achtunggebietenden Eindruck, der sich mit großer Bewunderung für die Engländer paarte. In so kurzer Zeit, in einer gegenüber der eingeborenen Bevölkerung so verschwindenden Minderheit, eine derartige Culturarbeit zu vollbringen, ist nur bei einer weisen Logik in der Anordnung und einer unbeugsamen Willenskraft in der Ausführung möglich. Allerdings steht den Engländern in Fragen der Colonisation eine Erfahrung von Jahrhunderten zu Gebote; auch sind ihre Beweggründe dabei zweifellos egoistische, aber nichtsdestoweniger kommt ihnen in diesem Punkte kaum eine andere Nation nahe. Ihre so gewaltigen Rivalen in der Colonisation Asiens, die Russen, scheinen, im Fühlen und Denken den Asiaten näherstehend, die unterworfenen Völker Mittelasiens besser zu amalgamieren. Doch der stets seine höherstehende Rasse hervorkehrende Engländer befestigt seine Herrschaft dadurch, daß er dem kriegerischen Theil der Eingeborenen durch sein kühnes, entschiedenes Auftreten gewaltig imponiert, und durch die ins Auge fallenden Vortheile der von ihm eingeführten modernen Errungenschaften auf dem Gebiete des Handels und Verkehrs den berechnenden kaufmännischen Eingeborenen für sich gewinnt. Übrigens zeigt sich der Engländer in Indien, sowie überhaupt in den Tropen, auch in einem dem europäisch-continentalen Geschmack entsprechenden, angenehmen Lichte. Unter der tropischen Sonne schmilzt das Eis der Zurückhaltung, verschwindet die steife Abgemessenheit, welche meist das im Grunde recht warm fühlende Herz umgibt, und es zeigt sich nicht die uns so unangenehme Form des englischen Egoismus, welche gemeinhin glauben läßt, daß letztere Eigenschaft bei den Engländern in höherem Maße vorhanden ist, als bei den äußerlich mehr zuvorkommenden continentalen Völkern. Dem Stabe der „Jafana“ gegenüber zeigte sich dies gleich in vollem Maße. Obgleich die Engländer in Indien, entgegen den Gebräuchen ihres Mutterlandes, die uns natürlich scheinende Gepflogen-

heit haben, daß der Ankommende zuerst die im Orte Anjässigen aufsucht, wartete man dies bei uns gar nicht ab. Alle Clubs beeilten sich sofort nach unserer Ankunft, uns als Gäste zu erklären, und von den hervorragendsten Persönlichkeiten wurden uns zahlreiche Einladungen zu Dinern und Vergnügungen zutheil. Bei dem Umstande, daß in Karatchi, sowie in ganz Indien, mit Ausnahme der Hauptstädte, das Hotelwesen sehr schlecht bestellt ist, war dies doppelt angenehm; besonders fanden wir uns in dem mit jedem erdenklichen Comfort ausgestatteten Sind Club sehr gut aufgehoben.

Unter Anleitung unseres Consuls, Mr. Mac Vellan, eines biedern Schotten, besichtigten wir der Reihe nach die Merkwürdigkeiten der Stadt. Besonders zu erwähnen unter der Anzahl öffentlicher Anstalten ist der Governors Garden, ein schöner botanischer Garten, in welchem alle Gewächse Sinds, selbst Cerealien inbegriffen, geschmackvoll zusammengestellt sind und sich auch eine Musterammlung der Fauna Indiens, darunter ein prachtvoller Königstiger, vorfindet. Das Museum in der Frères-hall — Sir Bartle Frère war einst Commissär von Sind — ist zwar klein, bietet aber doch dem Forscher manch interessantes zoologisches Musterstück dieser Gegend.

Die Umgebung Karatchis ist nicht einladend. Eine wahre Wüste, in welcher dem gelben Sande hie und da cactusähnliche Wolfsmilchgebüsch entprießen, breitet sich nach allen Seiten vor dem Auge aus. Und doch fehlt hier nur das belebende Wasser, um eine reiche Vegetation hervorzurufen, wie dies die hübschen Anpflanzungen in Karatchi und die von schönen Bäumen und fruchtbaren Feldern eingesäumten Ufer des Indus beweisen. Einen Ausflug, den das Reisehandbuch des gestrengen Murray vorschreibt, nämlich den Besuch des ungefähr  $1\frac{1}{2}$  geographische Meilen von Karatchi entfernten Manga Pir, konnten wir aber als pflichtgetreue Touristen nicht unterlassen.

Es war am frühen Morgen bei einer recht angenehm kühlen Temperatur, als wir von Kiamari Bender aufbrachen. Ein Theil der Gesellschaft hatte Kameele bestellt, der gesetere Theil folgte im Wagen, welcher gleichzeitig den wichtigen Frühstückskorb und die photographischen Apparate aufnahm. Mit den Kameelen gab es kleine Schwierigkeiten. Die Behandlung dieser störrischen Thiere erfordert einige Übung, weshalb wir uns denselben nicht allein anvertrauen konnten. Auf den Doppelsätteln derselben nahmen je einer der Führer und einer von uns Platz. Übrigens ist das Lenken der Kameele an sich nicht so schwierig. Als Zähmungsmittel wird ihnen quer vor dem Nasenbein durch die Nasenscheidewand ein Holz gesteckt, an welchem man den einfachen Zaum befestigt. Die einzuschlagende Richtung wird dem Thiere durch entsprechenden Zaumzug, verstärkt mit Gertenschlägen auf den Kopf, beigebracht. Zum Auffitzen legt sich das Kameel ganz nieder. Ist der Reiter im Sattel, so folgt der kritische Moment des Aufstehens, welcher, da das Kameel zuerst die vorderen und dann die hinteren Knie erhebt, dem Ungewohnten bedenklich erscheint. Steht das Thier auf den Beinen, so fühlt sich der an Pferde gewöhnte Reiter wieder ganz zu Hause. Von einer schaukelnden Bewegung, welche Seekrankheit hervorrufen könnte, bemerkten



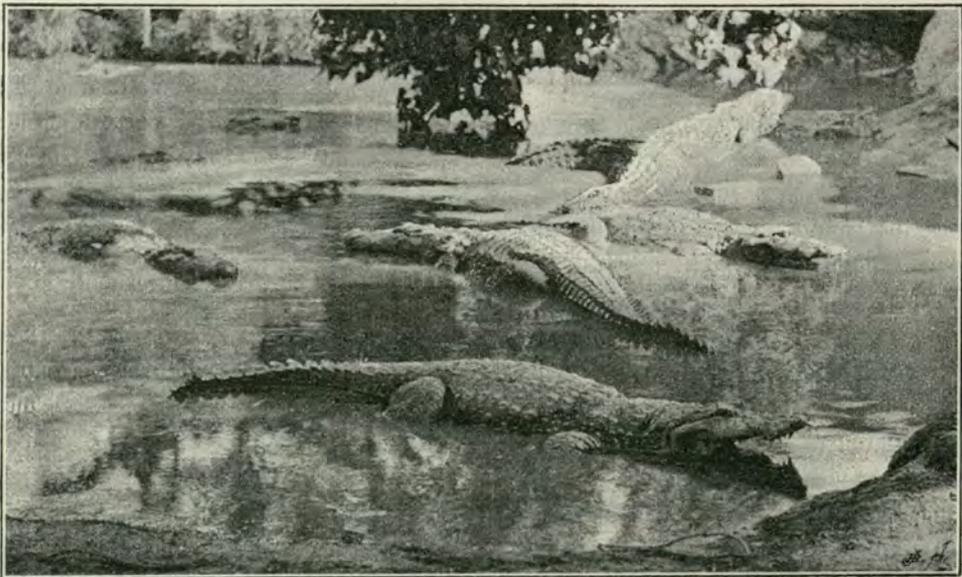
Touristen zu Kameel in Sind.



wir nichts, wohl aber war das Schütteln im scharfen Trab sehr empfindlich; auch hat der Doppelsattel wenig Raum für zwei Personen, daher man dem vorne sitzenden Führer unangenehm nahe rücken muß. Unter dem Halloh der Straßenjugend, der gleichwie uns selbst unser Aufzug etwas komisch vorkam, durchtrabten wir die Eingeborenenstadt, sodann gieng es durch das ausgetrocknete Bett des Lijari hinein in die einförmige Wüste. Nichts als Sand und Euphorbien, soweit das Auge reicht, und auf dem directen Pfade, den wir, uns vom Wagen trennend, einschlugen, kein lebendiges Wesen. Nach zweistündigem Ritte endete mit der Übersteigung eines kleinen Höhenrückens diese verzweifelte Eintönigkeit. Es zeigte sich ein Thal mit Palmenhainen und hübschen Banianen- und Tamariskenbäumen, aus welchen einige Gebäude, und auf der Spitze eines kleinen Hügels die weiße Kuppel des Wallfahrtsgrabmals hervorragten. Manga Pir — Pir, soviel wie Verehrungsstätte — ist nämlich die Grabstätte eines von den Mohammedanern und Hindus des ganzen Sindlandes gleichverehrten frommen Mannes. Von weit und breit wird dorthin gepilgert; auch gilt das Thal als eine für das Seelenheil der Dahingeshiedenen besonders günstige Begräbnisstätte. Das an der Spitze eines Hügels gelegene Grabmal, ein gewöhnlicher arabischer Kuppelbau, gewährt wenig Interesse, dafür zeigen einige umliegende Gräber in Anlage und Ausführung künstlerischen Geschmac. Auch bot uns die bunte Menge von Gläubigen, die mitunter auf den Knien die zum Heiligthum führende Treppe erklimmten, ein anregendes, malerisches Bild.

Zu den Füßen des erwähnten Grabhügels befindet sich ein durch den Ausfluß einer warmen Quelle gebildeter, von einer niederen Mauer eingeschlossener Tümpel, in welchem ungefähr zwanzig  $2\frac{1}{2}$  bis 3 Meter lange Alligatoren im Schatten einer mächtigen Ficusbaumgruppe hausen. Diese Thiere gelten ebenfalls sowohl den Mohammedanern als den Hindus gleich heilig und waren von einer Menge von Verehrern umgeben, die sich deren Wohlwollen durch das Opfern von Ziegen zu sichern trachteten. Mit einer unbeschreiblichen Trägheit, als ob sie versteinert wären, lagen diese widerlichen Thiere im Schlamm, manche mit weitaufgesperrtem Rachen, und glockten die Besucher an. Erst wenn ihnen ein Stück Fleisch zugeworfen wurde, regten sich die Bestien, um entweder die Ration auf einmal zu verschlingen, oder um bloß den Rachen zu schließen, bis eine größere Eslust die Mühe des Schluckens lohnenswert erscheinen ließ. Diese träge Unbeweglichkeit erlaubt es, sich den Thieren ohne Gefahr zu nähern. Wir folgten daher gleich so vielen anderen der Aufforderung des Wärters und überstiegen die Mauer, um sie aus unmittelbarer Nähe betrachten und aufnehmen zu können. Weder die vielen Personen, noch der blinkende photographische Apparat, auf kaum 1 Meter Distanz aufgestellt, fanden die geringste Beachtung. Ein vielleicht  $3\frac{1}{2}$  Meter langes Exemplar bezeichnete der Wärter als das älteste der Gesellschaft und sprach ihm ein Alter von 200 Jahren zu. Früher liefen die Alligatoren, 150 bis 200 an der Zahl, frei herum; doch da mancher allzufrome Hindu, in dem Bestreben, eine Nacht in ihrer Nähe zuzubringen, das Leben einbüßte, wurden sie eingeschlossen,

sterben dabei jedoch langsam aus. Die Eier dieser Thiere hat englische Frevler mitunter verleet, ihnen in ein Ziegenfell gewickelte Flaschen und ähnliche unverdauliche Dinge zuzuworfen, welche sie anscheinend ohne jedes Ungemach verschlangen. Dagegen endete das Zuwerfen einer mit Pulver gefüllten und mit einer brennenden Zündschnur versehenen Flasche begreiflicherweise mit dem Zerplatzen des betreffenden Thieres. Der verwegene englische Soldat, welcher dies unternahm, hätte aber den Bubenstreich fast mit dem Leben gebüßt. Nur mit großer Mühe konnte er vor der Steinigung durch die in ihren religiösen Gefühlen tiefverletzte Menge gerettet werden. Dagegen entging er einer exemplarischen Bestrafung seitens der Behörden nicht; trotzdem legte sich die Aufregung unter den Gläubigen nicht so bald.



Manga Pir. Heilige Alligatoren.

Ein anderer recht genußreicher Ausflug, welchen wir von Karatchi aus unternahmen, war der Besuch des 105 englische Meilen landeinwärts gelegenen Haiderabad. Wir benutzten dazu die sogenannte North Western Indus Valley Railway, welche einerseits nach Peshawar, andererseits nach Quetta führt, und sich auch nach Kandahar erstrecken wird. Durch die liebenswürdige Vermittelung unseres Consuls war uns zu diesem Zwecke ein Extrawaggon zur Verfügung gestellt worden. Der Reisende auf den indischen Eisenbahnen ist unter allen Umständen sehr gut aufgehoben, da die Waggonn aller Classen auf das praktischste, dem Klima entsprechend eingerichtet sind, allein unser Waggon war ein wahres Unicum an Bequemlichkeit. Abgesehen vom Doppeldach, bequemen Sitzen und Hängebetten, Toilette, Douchebad und Ventilatoren, war durch entsprechend befestigte Schirme eine Belästigung durch die Sonnen-

strahlen ganz ausgeschlossen, ohne daß die freie Aussicht oder die Luftcirculation darunter gelitten hätten. Übrigens hätte man den Ausblick auf der Strecke von Karatchi nach Kotri — so heißt die Eisenbahnstation von Haiderabad — leicht entbehren können. Die Scenerie war ganz die gleiche wie um Karatchi; eine von niederen Hügeln durchzogene Sandwüste mit Wolfsmilchbüschen. Wenn uns nicht das erhabene Gefühl besetzt hätte, an der Stelle zu sein, wo Alexander der Große sein Heer über den Indus zurückgeführt — die Station Tatha ist das Patala der Alten — so würden wir wohl kaum unsere Aufmerksamkeit von den erst kürzlich aus der Heimat erhaltenen Zeitungen abgewendet haben. Die Stationen waren durch das dort herrschende Getriebe der Eingeborenen allerdings nicht uninteressant. Die Eisenbahnen erfreuen sich nämlich bei den sparsamen Indiern einer großen Beliebtheit und haben nicht wenig dazu beigetragen, das Ansehen der Engländer bei den Eingeborenen zu heben. Wenn auch durch besondere Frauenwaggons den Landesgebräuchen Rechnung getragen wurde, konnte man doch nicht so weit gehen, für jede Kaste eigene Wägen beizustellen. Eine Absonderung durch Benutzung einer höheren Wagenklasse ist aber dem Sparsinn des Indiers zuwider; demzufolge bequemen sich die verschiedenen Kasten gemeinschaftlich zu reisen, mit dem Vorbehalte, mittels einer späteren Waschung sich von der Verunreinigung durch Berührung eines Mitgliedes einer niederen Kaste zu befreien. Daß derart die Eisenbahn mächtig mitwirkt, das Kastenvorurtheil zu brechen, ist augenscheinlich. Ein Blick in den Frauenwaggon, der beim Halten zweier sich kreuzender Züge in einer Station leicht möglich ist, bringt eine Mustersammlung indischer Frauenerrscheinungen vor Augen. Darunter auch Mohammedanerinnen, welche den lästigen Schleier im Waggon ablegen. Im allgemeinen entsprechen die Gesichtszüge der Indierinnen nicht ihren classisch schönen Gestalten. Wenn man hie und da ein Antlitz sieht, das man schön nennen möchte, so liegt der Reiz desselben weniger in der Regelmäßigkeit der Züge, als in den schönen Gazellenaugen. Ältere Frauen sind aber durchgehends abstoßend häßlich.

Nach sechsstündiger Fahrt langten wir nachmittags in Kotri an. Diese Station befindet sich am rechten Ufer des Indus, während Haiderabad 3 bis 4 englische Meilen davon entfernt, links vom Hauptflusse, auf einer durch diesen und einen östlichen Arm des Indus gebildeten Insel liegt. Auf dem ausgedehnten Bahnhofs erwartete uns Herr Tyndall, der Freund unseres Consuls, dem wir anempfohlen waren. Rasch gieng es zur Dampffähre, welche den Verkehr zwischen beiden Ufern zu bewerkstelligen hat. Der indische Vater der Ströme nimmt sich hier nicht besonders achtungsgebietend aus, indem er kaum eine größere Breite hat, als beiläufig die Donau bei Wien. Doch zeigt ein weites Überschwemmungsgebiet links und rechts, daß er zur Zeit der Schwelle über eine achtungsgebietende Wassermenge verfügt. Die mit laubreichen Baulbäumen besetzten Ufer, die zahlreichen Flußfahrzeuge mit großen lateinischen Segeln, das schlammige Wasser des Flusses, sowie die bunte Menge auf dem Deck des Dampfers, alles mahnte an den Nil. Allein eine Entfernung von über tausend Meilen

trennt diesen vom Indus. Angesichts dessen erscheint der Zug des großen Alexander, welcher an beiden Strömen herrschte, erst im richtigen Lichte. Ob die Schiffe seines Unterfeldherrn Nearchos, der die zur damaligen Zeit begreiflicher Weise als wunderbar geltende Fahrt vom Indus nach den Mündungen des Euphrat — also nach dem heutigen Basorah — vollführte, wohl den Seglern ähnlich waren, die vor uns liegen? Man wäre, bei dem zähen Festhalten der Orientalen an allem Überkommenen und angesichts der uns vorläufiglich erscheinenden Formen der Fahrzeuge, dies fast zu glauben versucht.

In Sidu Bender, dem Hafensorte Haiderabads, welchen wir nach der kurzen Überfahrt erreichten, warteten unser bequeme europäische Wagen. Mittels dieser näherten wir uns in dem landesüblichen, schnellen Tempo rasch unserem Ziele. Die Gegend, welche wir durchfahren, ist eigentlich ein großer tropischer Garten. Die gut gehaltene Straße ist von dicht belaubten Nimbäumen oft ganz überwölbt, und zwischen deren Stämmen sieht man Zuckerrohr- und Weizenfelder, sowie sehr hübsche Gärten, in denen allerlei Gemüse und Obst, darunter auch die Weintraube, sehr gut gedeiht. Die Insel, auf welcher sich Haiderabad befindet, hat eben den Vortheil einer leichten Bewässerung, von welcher im unteren Sind und im Indus-Delta, wo es selten regnet, alles abhängt. Zahlreiche Canäle durchschneiden das Terrain, vermöge welcher die Bewässerung mittels Wasserrädern oder während der Schwelle des Indus durch Überfluten stattfindet. Trotz der Unregelmäßigkeit der Schwelle und der dadurch hervorgerufenen Schwierigkeiten wird meist eine zweimalige, oft auch eine dreimalige Ernte jährlich erzielt. Auch wir sahen in der hier gebräuchlichen Weise mittels eines am hölzernen Pfluge angebrachten Trichters auf manchen Feldern säen, auf denen noch vor kurzem geerntet worden war.

Nach einer kaum halbstündigen Fahrt fuhren wir vor dem Travellers Bungalow vor, welches am äußersten Ende von Haiderabad liegt. Diese Unterstandsorte, den orientalischen Hans entsprechend, ersetzen in den meisten Städten Indiens die Hotels. Es sind dies zumeist von der Regierung gebaute Häuser von einfacher, allein bei entsprechender Ausrüstung der Reisenden jeden Comfort ermöglichender Einrichtung. Sie werden gewöhnlich Unternehmern übergeben, welche die Instandhaltung zu besorgen haben und dafür vom Reisenden eine angemessene Vergütung beanspruchen dürfen. Da in Indien jedermann mit Betteinrichtung und Dienerschaft reist, so bietet das Travellers Bungalow alles, was man bedarf. Für uns, die wir bloß die nach anglo-indischen Begriffen spartanische, europäische Reiseausrüstung besaßen, hatte der liebenswürdige Mr. Tyndall auf das ausreichendste gesorgt. Wir fanden alles nöthige und insbesondere ganz intelligente Boys<sup>1)</sup> vor.

<sup>1)</sup> Gebräuchliche Bezeichnung der Diener in Indien, nicht aus dem Englischen, wie man glauben sollte, sondern ein Hindustani-Wort, welches heiläufig so viel wie unser „Schwager“ bedeutet. Der Ausdruck „Boy“ wird jedem Reisenden in Indien sehr geläufig; denn seltsamerweise haben die sonst so praktischen Engländer nirgends Glockenzüge, und den lauten Ruf „Boy!“, sowie die



Wallfahrtsort Manga Pir.



Nachdem wir rasch Toilette gemacht hatten, begaben wir uns in das nahegelegene Collectors Bungalow, die Behausung unseres Gastfreundes, um eine Erfrischung einzunehmen. Dieses Haus, sowie alle umliegenden, welche meist den Officieren und Beamten zur Unterkunft dienen, besteht nur aus einem Erdgeschoß und ist aus Lehmziegeln gebaut. Trotz der netten Gärten, welche die meisten dieser Bungalows umgeben, verspricht man sich daher wenig von ihrem Innern. Betritt man jedoch die schöne, blumengeschmückte Veranda, so gewahrt man in den hohen luftigen Räumen nahezu aller Häuser eine zwar dem Klima angepasste, aber fast prunkvolle Eleganz, die durch den Gegensatz um so auffallender ist. In Mrs. Tyndall lernten wir eine feingebildete, sehr freundliche Dame kennen. Engländerinnen wissen im allgemeinen, wenn sie jemandem Gastfreundschaft angedeihen lassen, dies auf das praktischste und vor sorglichste zu thun; die anglo-indischen Damen, welche sehr oft in eine solche Gelegenheit kommen, stehen jedoch in dieser Beziehung ganz unübertroffen da, und somit fühlten wir uns bald im Collectors Bungalow ganz heimisch.

Eine gegen Abend unternommene Spazierfahrt gab uns erst Muße, das vor uns liegende Haiderabad zu betrachten. Dasselbe nimmt das Südende eines steil abfallenden, ungefähr 30 Meter hohen Plateaus ein. Auf der einen Seite zeigte sich das große, mit runden Thürmen und einer in persischem Stile crenelierten Mauer versehene Fort mit dem weit hervorragenden Wartthurm des Emirpalastes. Weiter nördlich davon zieht sich die eigentliche Stadt hin, welche aus Lehmhäusern besteht, deren Dächer durch die zahlreichen Windfänge ein eigenthümliches Aussehen erhalten. Hinter den Häusern blinkten die Mosaikkuppeln der Talpurgräber hervor. Das Ganze, einem Schattenbilde gleich, sich vom rothigen Abendhimmel abhebend, verband sich mit der reichen Vegetation im Vordergrund zu einem sehr farbenschnönen, poetischen Bilde.

Dem gegenüber nahm sich das früher erwähnte Europäerviertel, das „Cantonment“, mit den gleichförmigen Villen, den Kasernen und einer gothischen Kirche etwas nüchtern aus. Doch der im Anschlusse an dasselbe sich ausbreitende Regierungspark, eine Art Pflanzschule für tropische und europäische Gewächse mit lauschigen Laubgängen und herrlichen Baumgruppen, die im Halbdunkel übernatürlich groß erschienen, zeigte sich wieder des Wunderlandes Indien würdig.

Der Morgen des nächsten Tages erwies sich wohl vorerst für eine schwärmerische Begeisterung nicht sehr günstig. Haiderabad besitzt, wie wir feststellen konnten, ein ausgesprochenes Wüstenklima; tagsüber ist es selbst im Winter recht warm, in der Nacht aber empfindlich kalt. Fröstelnd betrachteten wir den Hängefächer, welchen der kalte Luftzug in den mehr als erwünscht ventilirten Zimmern, wie zum Hohne, in lebhafteste Bewegung versetzte. Dazu machten wir die unliebame Erfahrung, daß die indischen „Boys“ zwar jeden Anruf respectvollst mit „Sah'b!“ beantworten, nichtsdestoweniger aber eine würdevolle Langsamkeit entwickeln können, welche die arische Verwandtschaft unfehlbare Antwort Sah'b! (Sahib = Herr) hört man in Hotels und Wohnungen zu jeder Zeit, bis in die späte Nacht.

mit unseren verschlafenen Hotelfellnern glänzend darthut. Nach wiederholten Lungenübungen im „Bohrufen“ wurden wir doch endlich marschbereit. Der heiße Morgenthee und die wärmenden Sonnenstrahlen thaten das ihrige, und so gieng es doch einigermaßen in der richtigen Verfassung an die Besichtigung der Gräber, der Hauptmerkwürdigkeit Haiderabads. Es sind dies die Mausoleen der vormaligen Regentenfamilien



Indische Frauentypen.

Sinds, der Kalhoras und der Talpurs.<sup>1)</sup> Dieselben sind Ziegelbauten von quadra-

<sup>1)</sup> Sind, als der westliche Theil Indiens, hat begreiflicherweise durch die stets von Westen nach Indien eindringenden Eroberer die wechselvollsten Schicksale erlebt. Da durch diese erst erklärlich wird, wie die ethnographisch und religiös so reiche Musterkarte, welche die Bevölkerung Indiens darbietet, entstanden ist, so glaube ich hier die lichtvollen Ausführungen Wakefields über diesen Gegenstand in Kürze beifügen zu sollen. Etwa 2000 Jahre v. Chr. zog ein blonder, blauäugiger

tischem Grundriß, beiläufig 10 Meter im Gevierte, mit einer Kuppel in der Mitte und kleinen Ecktürmchen. Deren Außenseiten sind mit glasierten Thonziegeln belegt, die Innenwände bedecken Frescomalereien. Schöne, durchbrochene Marmorarabesken vertreten die Stelle der Fenster und lassen in das Innere nur ein gedämpftes Licht eintreten. Hierdurch wird die Malerei, welche jener eines persischen Teppichs ähnlich ist — sehr grelle Farben im Detail und harmonischer Ton im ganzen — besonders wirksam. Inschriften in persischer Sprache und arabische Koransprüche sind in geschmackvollen Medaillons an den Wänden angebracht. Die Sarkophage sind aus fehlerlosem weißen Marmor mit schön durchbrochenem Rahmen gearbeitet, an der Kopfstelle ist bei den Regenten ihr Bagri, eine in Gold gestickte, turbanartige Krone, aufbewahrt. Der Gesamteindruck, den man empfängt, sobald man durch die schön geschnitzte Thüre in das Innere eines Mausoleums gelangt, ist ein überraschend schöner.

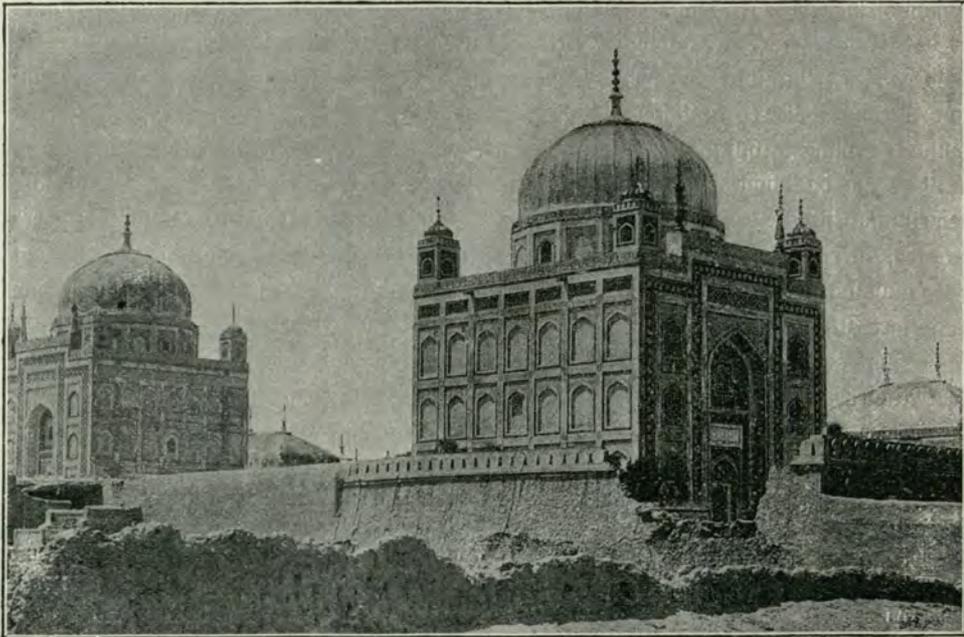
Solche Mausoleen größerer Dimensionen sind 10 bis 12 vorhanden, an die sich eine Menge kleinerer anschließen. Nach dem äußeren Ebenmaß ist das Mausoleum Gulam Schah Kalhoras das schönste; in Bezug auf die Wirkung der Malerei verdient jedoch das von Emir Karam Ali und jenes, in welchem seine vier Nachfolger gemeinschaftlich bestattet sind, die Palme. Auffallend ist, daß die Mausoleen der Frauen, bei gleichen Dimensionen, eine nur ganz einfache Ausschmückung von Thonziegelmosaik enthalten, und daß somit die untergeordnete Stellung der indischen Frau auch hier zum Ausdruck gebracht wird.

Im ganzen genommen geben die Emirgräber nur einen kleinen Begriff von dem Aussehen der Prachtbauten aus der Mogulenzzeit, wie man sie in Delhi und Agra in großem Maßstabe findet. Wir, die wir das erstemal solchen Bauten gegenüberstanden, waren aber davon sehr befriedigt. Nebenbei erzeugte die hier zum Ausdruck gebrachte Vermischung der Völker Asiens durch die großartigen Heerzüge im Mittel-

Stamm von Ariern vom Hindukusch, welcher dort noch heutzutage vertreten ist, nach Indien und unterwarf die autochthone Bevölkerung, die gegenwärtigen Aushas, Whils und Dravidas. Infolge des tropischen Klimas veränderten diese Arier mit der Zeit ihr Aussehen; von der ursprünglich brahmanischen Religion sonderte sich 600 v. Chr. die buddhistische Secte ab. Nun folgte die kurze Episode des Alexanderzuges, sodann 711 n. Chr. der Ansturm des arabischen Chalifen Mohammed Kaffim, welcher jedoch nur Sind dauernd besetzte. Hierauf kam die türkisch-tatarische Invasion Mohammed Ghazis (1000 n. Chr.), dessen Herrschaft sich bis Lahore erstreckte. Im 12. Jahrhundert kamen die afghanischen Fürsten von Ghor, die Indien mit Delhi als Hauptstadt vieler kleiner tributärer Fürstenthümer selbständig machten. Im 14. Jahrhundert begannen die Einbrüche der Mongolen. Dieselben ließen sich 1525 unter Baber definitiv nieder und machten Agra zur Hauptstadt. Unter ihrer festen Regierung erlebte Indien die Blütezeit, die jetzt an den zahlreichen hinterlassenen Baudenkmalern bewundert wird. Im Jahre 1637 wurde wieder Delhi die Hauptstadt. Im Jahre 1739 erfolgte die Invasion Nadir Schahs. Das Mongolenreich ward zerstört und die früheren Gouverneure der Provinzen warfen sich zu deren Fürsten auf. Derart gelangten die Kalhoras zur Regierung in Sind, ihnen folgten die Talpurs, bis die britische Annexion (1843) der Herrschaft dieser Fürsten von Beludschistan ein Ende machte. Ursprünglich Landesverwiesene, ist jetzt den Abkömmlingen der Talpurs wieder gestattet, im Lande zu wohnen.

alter, der arabische Baustil, die persische Decorationsweise, die Inschriften in der persischen und der Sindsprache (dem Sanskrit ähnlich, jedoch mit arabischen Schriftzeichen), jenes eigenthümlich weihevoll gefühl, welches den Menschen stets ergreift, wenn er an der Hand von greifbaren Belegen die Geschichte längst dahingeschwundener Geschlechter vor sich aufrollen sieht.

Nach den Gräbern besuchten wir das Gefängnis von Haiderabad, welches, gleich jenem Karatchis und dem der meisten indischen Städte, wegen seiner musterhaften Einrichtung eine wahre Sehenswürdigkeit ist. In der That würde man, wenn man in das Innere des großen, von einer hohen Lehmmauer umgebenen Raumes tritt,



Haiderabad. Talpurgräber.

eher glauben, dass man sich in einer Gewerbeschule, als in einem Gefängnisse befindet. Wir fanden die Sträflinge, in den verschiedensten Werkstätten vertheilt, in voller Arbeit. In einer Werkstätte waren alle erdenklichen Zweige der Tischler- und Zimmermannskunst vertreten, in einer zweiten wurden Lackarbeiten erzeugt, in einer anderen war wieder die Töpferei in allen ihren Stadien zu sehen. Die Hauptbeschäftigung bildete jedoch die Weberei. Vom groben Stoffe der Sträflingskleider bis zum feinsten türkischen Handtuch und persischen Teppich wird hier alles erzeugt. Durch die Gefängnisverwaltung werden Baum- und Schafwolle sowie die Farbstoffe gekauft, und von dem Färben der Garne bis zum Scheren der Teppiche alles im Gefängnis bewerkstelligt. Das fertige Fabrikat wird verkauft, und der Erlös kommt zum Theil den Sträflingen zu-

gute. Da in Indien die Möglichkeit vorhanden ist, sich aus Tempeln und Moscheen schöne Teppichmuster zu beschaffen, die sonst im Handel gar nicht vorkommen, sind die in den Gefängnissen erzeugten Teppiche, wenn nicht der Arbeit nach, so doch bezüglich der Zeichnung und der Farben meist ganz außerordentlich schön und finden raschen Absatz. Ein vom Gefängnis in Haiderabad gelieferter Teppich wurde sogar auf der Weltausstellung von Paris mit einem Preise bedacht. Auffallend ist, daß die Sträflinge sich ganz frei bewegen. Mit Ausnahme der Mörder, welche gefettet sind, glaubt man einfache Arbeiter vor sich zu sehen. Übrigens sollen Ausflehungen gegenüber den Aufsichtsorganen selten vorkommen; auch hier, wie in ganz Indien im großen, kommt die Eifersucht zwischen den einzelnen Stämmen der Autorität sehr zugute. Wir sahen nur einen Sträfling, und zwar in der Mörderabtheilung, dessen Hände in einen auf Kopfhöhe befindlichen Balken gespannt waren. Dieses Correctionsmittel soll höchst wirksam sein; dessen Anwendung ist daher selten nöthig. — Durch eine entsprechende Gartencultur wird für die Sträflinge der Bedarf an Gemüse gedeckt, und insgesammt kommt infolge der Ausnutzung der Arbeitskraft die Erhaltung eines Sträflings per Jahr bloß auf ungefähr 30 fl. zu stehen.

Das Fort von Haiderabad bietet im Innern, trotz des romantischen, mittelalterlichen Außern, eigentlich wenig Sehenswerthes. Früher Aufenthaltsort der Emirs und der Aristokratie des Ortes, enthält es jetzt von nennenswerten Gebäuden nur noch den stark vernachlässigten Emirpalast und einen runden Wartthurm. Vom Thurme aus genießt man eine äußerst lohnende Aussicht. Haiderabad mit seinem Häufergewirre und den Gräbern, sowie das englische Cantonnement liegen zu Füßen, umgeben von einer ungewöhnlich reichen Vegetation, welche die ganze Insel bis zu dem Indus bedeckt. Von hier sieht man das befestigte Lager von Gidu Bender und die Schlachtfelder von Miani und Dabo. Es sind dies die Schauplätze jener unerhörten Erfolge, welche die Engländer unter Sir Charles Napier infolge ganz außerordentlicher Bravour und Standhaftigkeit oft über eine mehr als zehnfache Übermacht eines durchaus nicht zu verachtenden Feindes errangen, und durch die das Schicksal Sinds entschieden wurde. Sehr schade ist es, daß der alte Palast der Talpurs so gänzlich vernachlässigt wird, und man dessen frühere Pracht nur an einigen Fresken der äußeren Wände und an der Malerei eines einzigen gut erhaltenen Zimmers bewundern kann. Obwohl nach Besichtigung der Gräber weniger eindrucksvoll, muß man doch die Malerei des Zimmers eine künstlerische nennen. Dagegen stören die in den Nischen befindlichen, auf die Geschichte Sinds bezughabenden Gemälde durch die nach persischer Art schlecht perspectivisch dargestellten Figuren das europäische Auge. Da der aus zwei Stockwerken bestehende, sehr ausgedehnte Palast einstens außen und innen derart bemalt war, muß allerdings seinerzeit das Ganze einen prachtvollen Eindruck gemacht haben. Unmittelbar aus dem Fort, welches ringsum durch die steilabfallenden Wände des Plateaus und gegen die Stadt zu durch einen tiefen Graben abgeschlossen ist, gelangt man über die altartige Zugbrücke in die  $\frac{1}{4}$  geographische Meile lange Haupt-

straße von Haiderabad, welche zugleich den Bazar bildet. Das Leben und Treiben zeigte sich hier, wie gewöhnlich an derlei Orten, sehr anziehend. Die Typen des buchführenden Banianen und des Huka (Wasserpfeife) oder Hanf rauchenden moslemischen Sindi waren daselbst vorherrschend. Haiderabad ist berühmt wegen seiner Holzlackwaren und Gold- und Silberstickereien; auch den Silber-Emailschmuck, welcher hier erzeugt wird, schätzt man sehr. Wir besuchten verschiedene Werkstätten dieser Industrien und bewunderten besonders die ganz außerordentliche Geschwindigkeit der Sticker bei ihrer Arbeit, welche den staunenswert billigen Preis der von ihnen gelieferten hübschen Waren erklärt.

Im Vorbeifahren sahen wir auch verschiedene Schulgebäude. Haiderabad besitzt zwölf Schulen, darunter sogar eine für die weibliche Jugend. Besonders erstaunt waren wir jedoch, in einem Garten Eingeborene mit Cricket, Shuttlecock und ähnlichen englischen Spielen beschäftigt zu sehen. Es war dies ein Gymkhana — Ort für Spiele — wie man ihn jetzt in den meisten indischen Städten findet, und woselbst die Eingeborenen sich bestreben, auch im Punkte der Vergnügungen ihre englischen Beherrscher nachzuahmen. Überhaupt wird der Typus des Babus, d. h. jenes Indiers, welcher englische Sitten annimmt, immer häufiger, was sich unter anderem auch in dem zunehmenden Tragen europäischer Kleidung äußert. Da jedoch die Engländer ihren alten schroffen Standpunkt noch nicht aufgegeben haben und trotzdem, daß viele Eingeborene Officiers- und Beamtenstellen bekleiden, diese doch nur als „Native Gentlemen“ — in dieser Bezeichnung hebt das erstere Wort das folgende eigentlich wieder auf — behandeln und sie nicht in ihre Gesellschaft aufnehmen, entsteht langsam eine Classe von intelligenten Unzufriedenen. Andererseits ist es allerdings höchst wahrscheinlich, daß das Aufgeben dieser Haltung, welche den an Fremdherrschaft gewöhnten Indiern fast natürlich erscheint, für die Engländer auch mit Gefahren verbunden sein würde.

Gelegentlich unseres Aufenthaltes in Haiderabad hatten wir auch Gelegenheit, die anglo-indische Zuverlässigkeit im vollen Lichte zu sehen. Als die Officiere der dortigen Garnison in Erfahrung gebracht hatten, daß österreichisch-ungarische Officiere im Travellers Bungalow abgestiegen seien, machte der Stationscommandant Oberst Galloway uns sogleich einen Besuch und lud uns für den kommenden Tag zum Lunch und zum Diner. Von der ersteren Einladung Gebrauch machend, brachten wir eine sehr angenehme Stunde in den gemüthlichen, mit allerlei Kriegstrophäen geschmückten Räumen des Messroom zu. Sehr interessierte es uns, Details über die Mannschaft des Beludscheregimentes, dessen Commandant Oberst Galloway ist, zu erfahren. Er schilderte dieselben als im Felde sehr findig und schneidig, auch als genügsam und ausdauernd. Den europäischen Officieren zeigen sie sich zugethan, ja sie ziehen es vor, unter solchen zu dienen, als ihren Djemadars (eingeborene Officiere) zu folgen, denen sie weniger Vertrauen als Führer entgegenbringen.<sup>1)</sup> Obwohl im Beludscheregimente

<sup>1)</sup> In Indien befinden sich etwa 60.000 Mann europäischer Truppen und 130.000 Mann Eingeborener unter den Fahnen; letztere werden im Kriegsfall auf 250.000 Mann ergänzt. Außer-

jede zweite Compagnie von eingeborenen Officieren befehligt wird, und diese somit zahlreich sind und wichtige Posten bekleiden, haben sie doch keinen Zutritt zur Regimentsmesse.

Es war spät abends, als wir uns nach einem recht gemüthlichen Diner bei Mr. und Mrs. Tyndall, bei welchem der Vortrag einiger Steirerlieder seitens unseres Bordtenors die englische Zuhörerschaft nicht wenig entzückte, von unseren liebenswürdigen Gastfreunden verabschiedeten. Die Fahrt durch die von balsamischen Düften erfüllte Allee nach Gidu Bunder, die Überfahrt über den Indus bei aufgehendem Monde in einem von phantastisch gekleideten Indiern bemannten kleinen Dampfboote, der Weg nach der Station Kotri, auf welchem wir unter dichten Bäumen eine bei Lagerfeuern sich höchst fremdartig ausnehmende Menge Eingeborener passierten, die auf den Zug warteten, — dies alles gehörte zu jenen reizvollen Reiseindrücken, welche man nicht leicht vergißt. Übrigens sollten wir auf unserer Fahrt noch ein kleines Abenteuer erleben. Gegen Morgen entgleiste bei ziemlich dichtem Nebel der uns kreuzende Zug, und wir wurden behufs Umsteigens zu einer kleinen Wüstenpromenade gezwungen, welche sich allerdings mehr eigenthümlich als angenehm erwies.

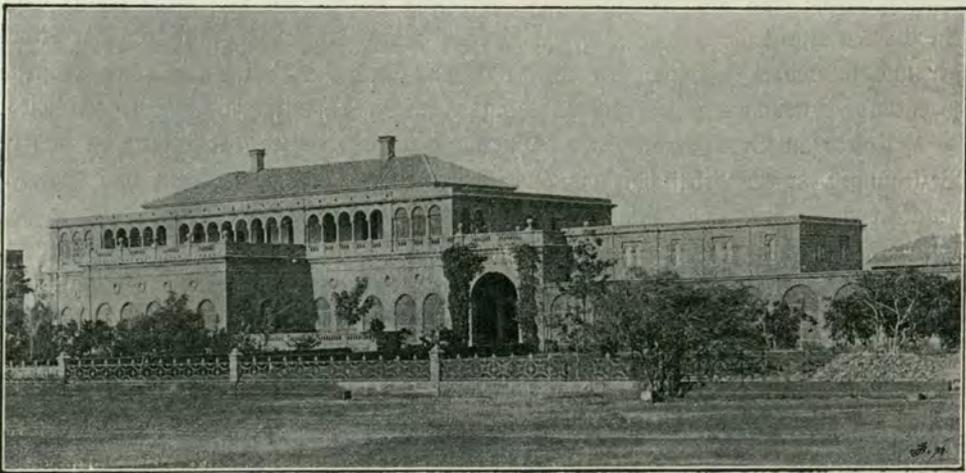
Unsere an Bord verbliebenen Kameraden waren mittlerweile bereits in nähere Beziehungen zu der Gesellschaft von Karatchi getreten, und wir mußten nach unserer Rückkehr gleich mithelfen, den Vertretungspflichten zu entsprechen. Ein Diner in der Officiersmesse des englischen Yorkshire-Regimentes veranschaulichte uns von neuem, wie durch die Messinstitution gemeinschaftliches Fühlen und ein feiner gesellschaftlicher Ton unter den Officieren erhalten wird. Der englische Officier in Indien ist überhaupt eine sehr sympathische Erscheinung. Hier, wo die Garnisonen trotz aller äußerlichen Ruhe doch auf einem gewissen „qui vive“ leben, ist kein Feld für gedehnte Stutzer, wie sich solche vielleicht auf den Parkets der Pall Mall Clubs vorfinden. Man begegnet bis zum jüngsten Sublieutenant herab nur ernstern pflichtbewußten Männern, was nicht ausschließt, daß ein recht heiterer und geselliger Verkehr zwischen denselben herrscht. Die fortwährende Berührung mit einer anderen Nation, deren Wohl mit dem Gedeihen der eigenen identisch ist, bringt eine Duldsamkeit gegenüber fremden Gebräuchen und Anschauungen mit sich, die angesichts der sonst den Engländern eigenen souveränen Verachtung alles nicht Englischen besonders angenehm berührt. Und wenn man die klimatischen und die Verkehrsverhältnisse Indiens in Betracht zieht, muß man auch den militärischen Leistungen der Engländer in Indien, ganz abgesehen von ihrer besonderen Tapferkeit, alle Achtung zollen.

Karatchi ist die Operationsbasis und zugleich der Acclimatisationsort für allenfalls gegen Afghanistan zu beordernde Truppen. Daher sind auch hier alle Blicke

---

dem unterhalten die eingeborenen Fürsten ungefähr 350.000 Mann, darunter auch Artillerie; doch werden diese Contingente erst einen militärischen Wert erlangen, wenn die jetzt eingeleitete Organisation und Abrihtung durch englische Officiere durchgeführt sein wird.

auf die Grenze gerichtet. Jede Vorfällenheit jenseits derselben, die geringste Veränderung der politischen Lage, insbesondere bezüglich Rußlands, wird mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt und bewegt alle Gemüther. Man fühlt, daß das energische Vorgehen Rußlands in Turkestan dessen Ansehen bei den Naturvölkern dieser Gegend zu Ungunsten der Engländer mächtig gehoben hat, und daß kein Verschmämmis mehr vorkommen darf, soll sich nicht die Lage äußerst ungünstig für die Vertheidigung Indiens gestalten. Gerade während unserer Anwesenheit lief die Nachricht ein, daß die Russen eine Eisenbahn von Merv gegen Süden an die Makraniküste, zum Theil über persisches Gebiet, zu führen gedenken, beziehungsweise Tracierungen in dieser Richtung vorgenommen hätten. Dies verursachte naturgemäß keine geringe Aufregung. In den Zeitungen forderte man eine erhöhte Energie der indischen Regierung,



Saratchi. Sind Club.

wenn nicht alles verloren gehen sollte. Man bezeichnete es als unerläßlich, Kaschmir, dessen Herrscher sehr unverläßlich erscheint, zur Sicherung der Nordgrenze, wenn nöthig mit Gewalt, definitiv dem indischen Reiche einzuverleiben.<sup>1)</sup> Dann sollte in der Besetzung und Befestigung der strategisch wichtigen Punkte Beludschistan und Süd-Afghanistans ein rascheres Tempo eingeschlagen werden. In dieser Richtung ist bereits viel gethan worden. Beludschistan scheint in aller Ruhe bereits von den Engländern besetzt zu sein; Quetta sowie die in der Nähe befindlichen Pässe wurden trotz der nominellen Oberherrlichkeit des Sultans von Kelat besetzt.

Auch unsere Freunde vom Yorkshire-Kings-Dwn hatten demnächst nach Quetta abzugehen. Der Leser, welcher von dieser Stadt nur weiß, daß sie eine der größeren Städte des wilden Beludschistan ist, wird beim Gedanken an eine solche Garnison

<sup>1)</sup> Ist mittlerweile bereits geschehen.

ein Gefühl des Mitleids überkommen. Allein er vergißt dabei, daß die Engländer es vom Grunde aus verstehen, sich überall sofort bequem einzurichten. Nicht nur, daß Quetta, welches an der nun bald gänzlich ausgebauten Bahn nach Kandahar liegt, von Karatchi nach 24stündiger Bahnfahrt erreicht werden kann, so hat auch schon ein unternehmungslustiger Engländer daselbst eine Bierbrauerei errichtet. Letzteres spricht jedenfalls für ein rasches Tempo in der Civilisierung Quettas. Man dürfte daher auch bald von „Balls“ und „Races“ im Centrum dieses asiatischen Berglandes hören. Es ist somit zu hoffen, daß den liebenswürdigen Officieren des Yorkshire-Regimentes die Zeit in Quetta nicht zu lange werden wird, auch wenn die Russen nicht für ihre Zerstreung — hoffentlich bloß im figürlichen Sinne — sorgen.

Gelegentlich von Unterhaltungen im Gymkhana- und im Sind Club, bei welchen unsere Vordmusik the great attraction bildete, lernten wir auch das schöne Geschlecht der englischen Colonie in Karatchi kennen. Bei aller Achtung vor den auch hier meist schönen Engländerinnen konnten wir uns doch nicht eines Seufzers enthalten, als wir sahen, wie unser schöner österreichischer Walzer nach anglo-indischem Zuschnitt zu einem wahren Wiegetanz wird. Und obwohl praktischerweise Herren und Damen vor dem Betreten des Ballsaales die Sohlen mit Federweiß glätteten, glaube ich doch, daß es leichtere Arbeiten gibt, als eine der sonst doch so reizenden Karatchi-Damen einmal um den Saal herumzubringen.

Ein Revanchetiffin<sup>1)</sup> an Bord, verschiedene Abschiedsbesuche, noch ein rascher Einkauf aller möglichen Andenken, und die Zeit unseres Aufenthaltes war abgelaufen. Am 9. December 2 Uhr nachmittags verließ die „Fasana“ den Hafen von Karatchi. Schon am Abend desselben Tages stellte sich eine günstige Brise ein und begleitete uns bis vor Bombay, wo die „Fasana“ am 14. December des Abends auf der Rhede vor Anker gieng.

<sup>1)</sup> Tiffin nennt man in Indien und Ostasien ein der Zusammensetzung nach, dem Diner nahekommendes Mahl, welches aber der Zeit nach, weder als ein Diner noch als ein Gabelfrühstück gelten kann.

## Capitel VII.

### Bombay.

Das sicherste Mittel, um den Eindruck einer an und für sich recht schönen Sache abzuschwächen, ist, derselben überschwengliches Lob zu spenden. Der Hafen von Bombay wird seiner schönen Scenerie wegen oft mit Constantinopel und Rio de Janeiro verglichen, und in manchen Reisebeschreibungen zählt er zu den sogenannten schönsten Landschaftsbildern der Welt. Wer sich aber nicht mit der glühenden Einbildungskraft des Orientalen das unbestreitbar Schöne und Interessante, welches das Innere der Stadt bietet, zu dem Hafensbilde dazu denken kann, wird dieses weitgehende Lob unberechtigt finden und gleich uns enttäuscht sein.

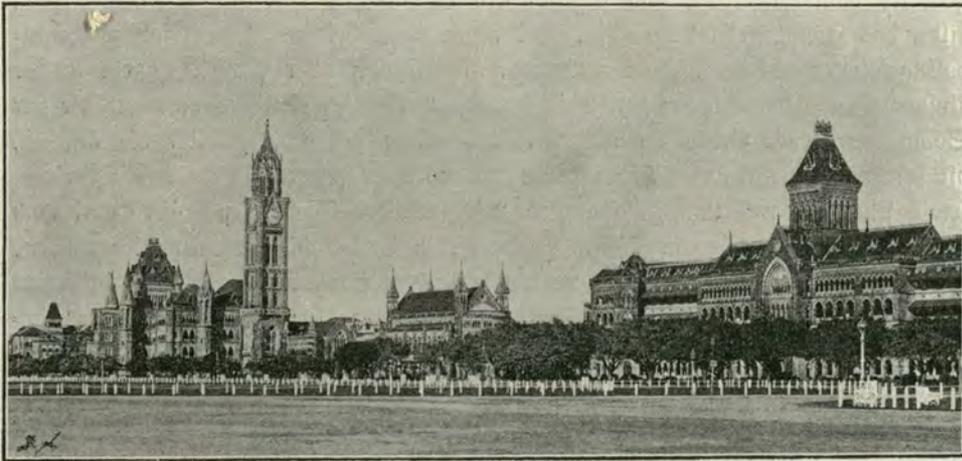
Bombay liegt am Südende einer unabsehbar langen, fast durchgehends flachen Insel. Obwohl hübsche Gebäude zwischen einer reichen Vegetation hervorblicken, und der lebhafte Schiffsverkehr einen anregenden Vordergrund bildet, so ermüdet doch die endlos lange schmale Linie ohne Hintergrund das Auge. Auf der anderen Seite des Hafens, welche durch das Festland gebildet wird, sind allerdings bizarre Bergumrisse sichtbar; auch sind die dort liegenden Inseln ziemlich hoch und ebenfalls üppig grün. Doch kommt dies wegen der Entfernung und des Dunstes, der meist über dem Lande lagert, nicht recht zur Geltung.

Durchstreift man jedoch die Stadt, dann gewahrt man wohl, daß Bombay nicht mit Unrecht als die schönste und eine der interessantesten Städte Indiens gepriesen wird. Abendland und Orient finden sich hier, baulich und durch die Bevölkerung würdig vertreten, zusammen. Infolge des Gegensatzes leuchten die Eigen thümlichkeiten beider mehr hervor und gewähren ein erhöhtes Interesse.

Landet man beim Apollo Bender, so gelangt man vorerst in das sogenannte Fort, den Sitz der Behörden, der öffentlichen Ämter und der größeren Handlungshäuser. Große monumentale Bauten, manche allerdings von zweifelhaftem Geschmacke,

durchgehends mit hohen, in den Tropen ungewohnt erscheinenden Ziegel- oder Schieferdächern, breite Straßen, ausgedehnte Squares mit Statuen und Parkanlagen verleihen diesem Theile der Stadt ein europäisch großstädtisches Gepräge. Ein vorwiegend europäisches, elegant gekleidetes Publicum, zahlreiche Equipagen, die Tramway und die überfüllten Züge, welche in kurzen Zwischenzeiten aus dem Bahnhofe dampfen, vervollständigen diesen Eindruck.

An das Fort reiht sich, nur durch die Esplanade davon getrennt, die Eingeborenenstadt, welche die Hauptmasse der Bevölkerung birgt.<sup>1)</sup> Dieser Theil von Bombay ist für den Europäer der interessanteste, obgleich die endlos langen Straßen, besonders des Bazarviertels, einander derart gleichen, daß, wenn man eine derselben gesehen hat, man alle anderen zu kennen wähnt. Die Häuser, theils aus Holz, theils



Bombay. Esplanade.

aus Stein, sind zumeist einstöckig und fast durchgehends bemalt, viele auch mit allerlei Zieraten und Schnörkelwerk versehen. Das Erdgeschos enthält gewöhnlich Kaufläden oder Werkstätten; die oberen Stockwerke dienen, wie man durch die oft bis zum Fußboden reichenden Fenster leicht sehen kann, als Wohnräumlichkeiten. Ab und zu sieht man einen Hindutempel mit barocken Verzierungen und zuckerhutförmigen, mit Figuren überladenen plumpen Thürmen, oder eine weißgetünchte nüchterne Moschee. Ganz unvermittelt begegnet man aber mitunter auch einem Hause in europäischem Stile, oder einer Kirche. Doch vor allem wird das Auge von der bunten Menge gefesselt, welche vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein sich im dichten

<sup>1)</sup> Unter 800.000 Einwohnern zählt Bombay bloß 10.000 Europäer, dann 50.000 Parsis, der Rest sind Indier und Mischlinge. Letztere sind meist portugiesischer Abstammung und werden daher gemeinhin Goamen genannt. Zur brahmanischen Religion (Hindus) bekennen sich beiläufig 560.000, zur mohammedanischen Religion ungefähr 150.000 Einwohner; Christen zählt man im ganzen 40.000.

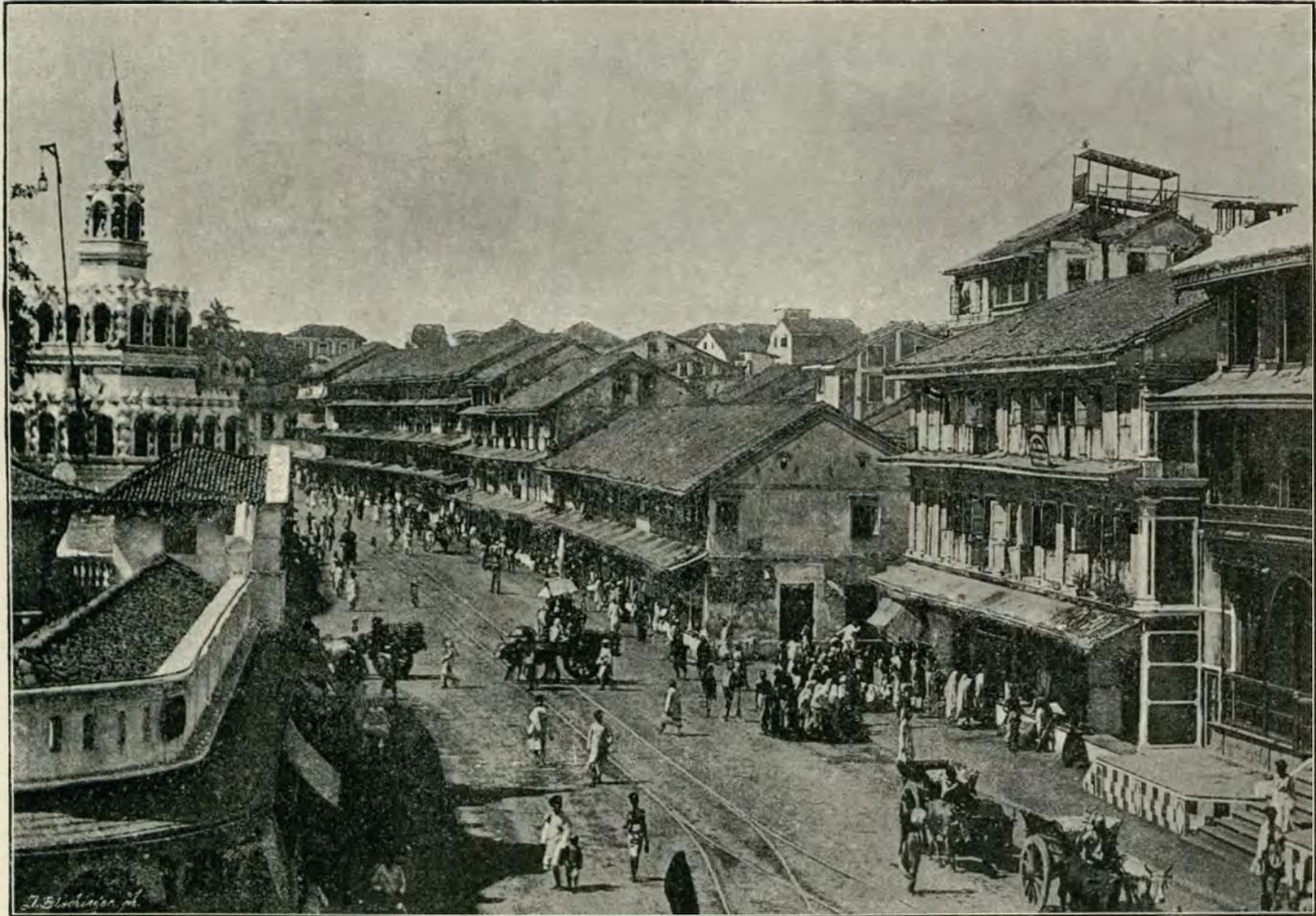
Gewühle durch die hie und da von Verkaufsständen stark beengten Straßen drängt. Das vorwiegendste Element ist hier natürlich der schlanke, fast schwächliche Hindu, mit dem weithin sichtbaren Kastenabzeichen auf der Stirne, der ein weißes Gewand und zumeist einen rothen Turban trägt. Doch auch alle anderen Typen des Orients, Afghananen und Wüsten-Araber nicht ausgenommen, sind hier vertreten. Als vermittelnd zwischen den europäischen und orientalischen Trachten zeigt sich jene der Parsis.<sup>1)</sup> Über das alther überkommene lange Hemd und den Gürtel tragen dieselben meist weiße Beinkleider und eine lange schwarze Bluse, was ihnen ein europäisches Aussehen verleiht. Im Gegensatz dazu bedecken sie das Haupt mit der altindischen Bagri, einer zumeist aus schwarzer Wachsleinwand gefertigten Kopfbedeckung, welche einer Mitra ähnelt. Die Parsisfrauen haben bis auf die Fußbekleidung das Costüm der alten Perseerinnen unverändert beibehalten. Ein farbiges Seidentuch mit schön gestickter Randverzierung, das zugleich als Umhängtuch und Kopfbedeckung dient, bildet das Hauptmerkmal derselben. Bei ihnen sowie bei den zumeist mit geschmackvoll gefalteten rothen Tüchern bekleideten Hindufräuen aller Classen ist ein großer Aufwand an Schmuck bemerkbar. Bei feierlichen Gelegenheiten wird man durch die zur Schau getragenen Brillanten und Perlen geradezu geblendet. Selbst die ärmsten, oft sehr spärlich bekleideten Hindufräuen tragen meist schwere Nasen- und Ohrringe, sowie silberne Arm- und Fußspangen. Bezüglich der Diamanten spielt dabei noch ein gewisser Aberglaube mit. Diesem Stein, der in Indien wie alles, was Abarten hat, ebenfalls in Kasten eingetheilt ist, werden je nach Gattung und Form ganz bestimmte Einflüsse auf das Schicksal des Besitzers zuerkannt. Die als „heilbringend“ angesehenen werden daher nicht bloß zur Zierde, sondern vielmehr als Talisman getragen.

Berschleierte Frauen sieht man in Bombay höchst selten. Es scheint, daß die Frauen der ärmeren Mohammedaner des heißen Klimas wegen die Verschleierung aufgegeben haben, und jene der wohlhabenderen Classen, wie überall im Orient, das Zenana (Harem) nur selten verlassen.

Im allgemeinen kennzeichnet die Bevölkerung Bombays eine große Geschäftigkeit. Den ganzen Tag bis spät des Abends wird in den Werkstätten gearbeitet, und sieht man die Läden mit Käufern gefüllt. Durch Regsamkeit und Fleiß, sowie eine gewisse Mäßigkeit zeichnet sich eben der Hindu gegenüber anderen Orientalen vortheilhaft aus. Auch an Fuhrwerken fehlt es nie in der Eingeborenenstadt; dieselben sind durch alle Abarten vertreten, vom landesüblichen, zweiräderigen, mit Ochsen bespannten Zeltwagen angefangen bis zu den Pferdebahn-Waggons, deren Pferde mittels Korfhüten vor dem Sonnenstich geschützt werden.

Gegen Norden und gegen die im Westen befindliche hügelige Landzunge verbreitern sich die Straßen der Eingeborenenstadt. Es zeigen sich häufig Gärten, in

<sup>1)</sup> Feueranbetende Perseer.



Bombay. Straße in der Eingeborenenstadt.



denen theils von reichen Hindus oder Parsis, theils von Europäern bewohnte Landhäuser stehen. Durch reizende Haine von Cocos- und Loddypalmen gelangt man zum lustigen, weitausgedehnten Villenviertel von Malabarhill, welches sich bis zur See hinzieht. Hier kann man die Pracht wohlgepflegter Gärten unter den Tropen bewundern.

An Bewässerung fehlt es nicht, und daher ist oft neben einem Sammtgras, wie er sonst nur in England zu finden ist, das üppigste Gebüsch tropischer Gewächse zu sehen. Die Bungalows, Landhäuser, einstöckig oder nur aus einem Erdgeschosse bestehend, bieten bei einem mitunter unansehnlichen Außern, das unter Palmen, Tamarindenbäumen und Bananenstauden ganz verschwindet, fast ausnahmslos jenen wahren Comfort und prunkvollen Luxus, welchen sich die Engländer in allen ihren Behausungen in Indien zu schaffen wissen.

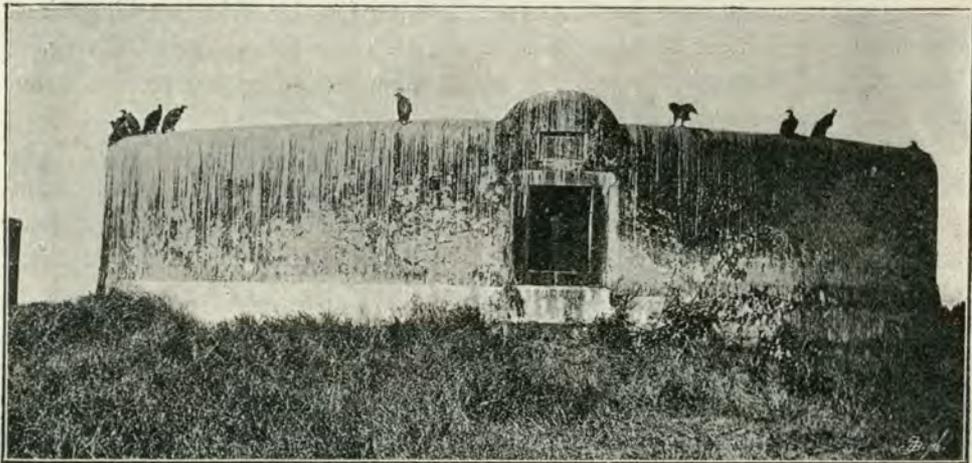
Zwischen diesen idyllischen Wohnorten befinden sich, die Mitte des Vorgebirges einnehmend, welches der Malabarhill bildet, zwei Objecte von größtem Interesse für jeden Besucher Bombays. Es sind dies die Thürme des Schweigens der Parsis und das heilige Dorf der Hindus, Balfeschwar.

Erstere, auf dem höchsten Punkt von Malabarhill gelegen, dienen als Leichenbestattungsort. Eine schön gehaltene Straße führt zu einem ausgedehnten Garten voll wohlriechender Blumen, an dessen Eingang ein schmuckloses Bethaus, sowie die Behausung der Wärter liegt. Nichts verräth die ernste Bestimmung des Ortes, wenn man den ersten Theil des herrlich duftenden Parks durchschreitet, es sei denn das Gemurmel der vor dem heiligen Feuer<sup>1)</sup> Betenden, welches aus dem Tempel dringt. Doch bald erregt ein widerliches Gefrächze die Aufmerksamkeit des Besuchers, und man gewahrt fünf 5 bis 6 Meter hohe, kreisrunde Thürme, an deren Wänden, sowie auch auf den nahegelegenen Bäumen sich eine Unzahl von Nasgeiern breit macht. Ein uns vom Führer gezeigtes Modell gibt Aufschluß über die Einrichtung der Thürme, denen man sich nur bis auf 30 Schritte nähern darf. Innerhalb des Thurmes befindet sich eine große trichterartige Plattform, welche in der Mitte in einen Schacht übergeht. Die Plattform ist in drei ringförmige Abtheilungen getheilt, zu welchen eine in der Außenwand des Thurmes befindliche Eisenthür den Zugang gewährt. In der äußersten Abtheilung werden die Leichen der Männer, in der zweiten jene der Frauen, in der dem Schachte am nächsten befindlichen die Kinderleichen radial hinterlegt, und zwar alle ganz entblößt. „Nackt gelangt der Mensch in die irdische Welt, nackt soll er dieselbe verlassen.“ „Im Tode sind alle gleich“

<sup>1)</sup> Bekanntlich haben die Parsis, von den mohammedanischen Eroberern zur Auswanderung aus Persien gezwungen, zuerst in Bender Abbas und auf der Insel Ormus, endlich in Indien (Gudjarat) Zuflucht gesucht und bei allen diesen Wanderungen ihr heiliges Feuer stets brennend erhalten. Gegenwärtig sind in Indien zwei Tempel, in denen das heilige Feuer seit Jahrhunderten ununterbrochen erhalten wird; einer davon ist in Bombay. In den anderen Tempeln sind nur zeitweilige Feuer, allerdings stets vom geheiligten herrührend, vorhanden.

heißt es nach dem religiösen Gesetzbuche der Parsis. Sofort nachdem ein Leichnam auf die Plattform gelegt wurde und sich die Wärter zurückgezogen haben, stürzen von allen Seiten die Nasgeier herbei, und in höchstens 1 bis 2 Stunden ist nur mehr ein bloßes Gerippe vorhanden. Die glühende Sonne trocknet die Gebeine bald derart aus, daß sie beim Begräben in den Schacht meist in Stücke zerfallen. Damit jedoch bei Regen nicht etwa Leichenbestandtheile durch das Regenwasser in die Erde gelangen, ist der Schacht durch Canäle mit einem Filter in Verbindung. Diese seltsame Bestattungsweise hat ihren Grund darin, daß die Parsis sorgsamst bestrebt sind, die ihnen als erste Schöpfungen Gottes heiligen vier Elemente, Feuer, Wasser, Luft und Erde, vor der Verunreinigung durch einen Leichnam zu bewahren.

Welch eigenthümliche Verschiedenheit der Anschauungen! Das, was bei Europäern



Thurm des Schweigens.

seit jeher als tiefste Schmach gegolten, der Fluch, vor dem selbst Mörder zitterten, nämlich nach dem Tode den Raben zum Fraße vorgeworfen zu werden, wird von den Parsis mit ängstlicher Pietät angestrebt!

In grellem Widerspruche zu dem, durch die Einbildungskraft noch greulicher ausgemalten Innern der Thürme, welches bei jedem Gekräche der feistgemästeten Nasgeier als „memento mori“ vor das geistige Auge tritt, steht die prachtvolle Aussicht, welche man bei den Thürmen des Schweigens genießt. Einerseits der endlose blaue Ocean mit einer Menge weißer Segel, andererseits das weitausgedehnte Bombay mit seiner lärmenden Geschäftigkeit, den üppigen Gärten und den reizenden Villen Malabarhills zu Füßen; ein lachendes, Lebenslust erweckendes Bild, wie man es in gleicher Anmuth kaum wo anders findet.

Nach dem Vorhergehenden wird man sich vielleicht von der Religion der Parsis keinen hohen Begriff machen. Und doch ist sie weitaus höherstehend als der gegen-

wärtige Brahmanismus der Hindus. Ein Besuch des fast an die Thürme des Schweigens grenzenden Brahminendorfes bringt dies deutlich zur Anschauung. In der Glaubenslehre der Parsis findet man jene Einfachheit der Lehrsätze, welche alle monotheistischen Religionen kennzeichnet. Ihre Anhänger verehren in der Sonne und dem Feuer nur die Symbole der Macht und der Reinheit des unsichtbaren, allmächtigen Schöpfers der Welt. Dagegen wird es dem gelehrtesten Brahminenpriester schwer fallen, ein klares Bild der Brahmalehre zu geben, soweit dieselbe bei der Anzahl von Secten überhaupt als eine einzige Religion betrachtet werden kann. Mit den drei Hauptpersonifikationen der Gottheit: Brahma der Schöpfer, Wischnu der Erhalter, Siva der Zerstörer, die in der Trimurti mitunter als Einheit zusammengefasst werden, beginnt nur die Liste jener unzähligen Incarnationen und der Naturgötter, denen je nach individuellem Geschmacke die höchste Verehrung gezollt wird. Doch ist den Brahmabekennern insgesammt die Idee einer Vergeltung im Jenseits und der Seelenwanderung behufs Läuterung, sowie ein weitgehender Mysticismus und Aberglaube gemein. Ein Gegenstand oder eine Erscheinung braucht nur ungewöhnlich zu sein, um, als im Zusammenhange mit der Gottheit stehend, verehrt zu werden. Wir selbst sahen das Grabmal eines christlichen Goamannes in Puna, welches als heilige Stätte von den Hindus bekränzt und beleuchtet wird, und zu welchem Pilgerfahrten unternommen werden. Und dies nur wegen des schlichten Kreuzes an ungewohnter Stelle. Dazu gesellt sich, wohl von den Ureinwohnern übernommen, eine göttliche Verehrung mancher Thiere, die ohnedies infolge der Lehre von der Seelenwanderung, gleich manchen Pflanzen, vom Hindu mit ganz anderen Augen als sonstwo angesehen werden. Praktisch genommen, äußert sich der Brahmanismus durch Festhalten an dem Kastenwesen und an einem gewissen Ceremoniell bei wichtigen Lebensmomenten, ferner durch Waschungen und durch Opfern von Geschmeide, Lebensmitteln, Blumen und Kerzen zu Ehren der Gottheit, an beliebig gewählter Stätte. Einen Altargottesdienst kennen die Brahmabekenner nicht, wohl aber hat jeder Hindu irgend ein Symbol der Gottheit, vor welchem er zu Hause Gebete verrichtet. Desgleichen werden religiöse Aufzüge und Pilgerfahrten nach besonders geheiligten Orten unternommen. Das früher genannte Balkeschwar ist ein solcher Pilgerort, und zwar von ganz besonderem Rufe.

Der Mythe nach hat hier der Nationalheld und Halbgott Rama, auf der Suche nach seiner Braut Sita, welche von Ravana nach Ceylon entführt wurde, geraftet, und als ihn dürstete, durch einen Pfeilschuss in den Boden den jetzt dort befindlichen Teich hervorgezaubert. Natürlich ist eine Waschung in diesem Teiche ganz besonders segensbringend. In der That sieht man auch stets eine zahlreiche Schar Hindus dahin pilgern und die in grellrothe Festtagsgewänder gehüllten Frauen, welche unter dem Schatten mächtiger Banianen- und Tamarindenbäume auf den ringsum zum Teiche führenden Stufen lagern, um ihre Waschungen vorzunehmen, bilden ein hübsches und in allen größeren Städten Indiens wiederkehrendes charakteristisches Bild. Nebst Tempeln befinden sich um den Teich viele, meist sehr un-

ansehnliche Häuschen und Hütten, welche ausschließlich nur von Angehörigen der Brahminenkaste, theils Priestern und Tempeldienern, theils Fakirs, bewohnt werden. Letztere, ins Indische übersezte Diogenes-Naturen und fanatische Asceten, fast nur mit der dreifachen Schultersehnur, dem Brahminenabzeichen, bekleidet, sind vermöge ihres wilden, verthierten Gesichtsausdruckes, einer skeletartigen Magerkeit und eines meist den ganzen Körper bedeckenden weißen oder grauen Anstriches, wahrhaft abschreckende Gestalten. Aber auch sonst muß man sich unter Brahminen nicht bloß ehrwürdige Priestergestalten vorstellen. Obwohl zur höchsten Kaste gehörend, nehmen sie selbst unter jenen Hindus, welche strenge am Kastenwesen festhalten, nicht immer eine hervorragende Lebensstellung ein. Ja, in Bombay soll ein volles Drittel der Bettler der Brahminenkaste angehören. Unter dem Dienstpersonale sind gleichfalls nicht selten Mitglieder derselben zu finden. Mit dem verminderten Ansehen der Kaste an manchen Orten, haben auch die Einkünfte der Priester und der Tempel in neuerer Zeit stark abgenommen. Ob nun der Grundsatz indischer Reformatoren, daß gute Werke mehr gelten als äußerliche Religionsübung, oder der Sparsamkeitssinn der Hindus hierbei zur Geltung kommt, ist schwer zu sagen. Thatsächlich hat die Auffassung, daß gelbe, unserem Goldregen ähnliche Blumen als Opfergabe der Gottheit ebenso gefällig sind, wie eitles Gold, rascher platzgegriffen, als den Brahminen lieb sein dürfte. Übrigens bergen hochverehrte Tempel noch immer große Reichthümer.

Auch der Haupttempel zu Balleschwar, an und für sich ein unbedeutendes Gebäude, soll reich an Kostbarkeiten sein. Wir sahen davon nur eine sehr hübsch gearbeitete massive Silberthüre. Die im Innern aufgestellte große Kuh und eine ungeheure Cobra, welche ebenfalls höchst wertvoll sein sollen, konnten wir, da Andersgläubigen der Eintritt in den Tempel verwehrt ist, nicht näher besichtigen. Seltsam erscheint der Gebrauch, durch Läuten der in der Tempelvorhalle aufgehängten Glocken, der Gottheit das Eintreten einer Person anzuzeigen; einen fast komischen Eindruck macht ferner das Auftragen der Kastenabzeichen. Der Gläubige bringt die entsprechende Farbe, trägt sie auf sein speciellcs Verehrungsobject auf, und nachdem dieselbe dadurch die Weihe erhalten hat, bemalt er sich die Stirne mit ein oder mehreren Punkten, Strichen oder Schleifen. Naturgemäß werden die betreffenden Götzen dadurch mit der Zeit bis zur Unkenntlichkeit verunziert.

Als Beweis, wie selbst mächtige Fürsten den landesüblichen Vorurtheilen noch immer Rechnung tragen, wurde uns folgende, kürzlich vorgefallene Episode erzählt. Ein Maharadja hatte durch eine Reise nach Europa seine Kaste verloren und wurde von den Brahminen als unrein erklärt. Doch bedeutete man ihm, daß er die zur legitimen Regierung nöthige Reinheit wiedergewinnen könnte, wenn er von einer goldenen Kuh neugeboren würde. Natürlich kostete die Erzeugung einer so großen Kuh nicht wenig; auch dürfte dem Maharadja die ihm zugemuthete Procedur etwas unbequem gewesen sein, doch war damit alles in Ordnung; dies umsomehr, als die Kuh dann den Brahminen anheimfiel.

Unter dem Volke ist, wie man uns sagte, das Ausstoßen aus der Kaste eine weitaus ernstere Sache. Der davon Betroffene ist im vollen Sinne des Wortes geächtet und gilt nicht bloß der eigenen Kaste, sondern auch selbst Mitgliedern niederer Kasten in gewisser Richtung als vogelfrei, so daß er zumeist wie ein zu Tode gekehrtes Wild sich den härtesten Bedingungen unterwirft, um wieder in die Kaste aufgenommen zu werden. Manchmal wird wohl auch der Übertritt zum Islam oder zum Christenthum als Ausweg aus dieser schwer zu ertragenden Lage gewählt.

Begreiflicherweise begegnet der Reisende in Balkefchwar auch vielen geheiligten lebendigen Kühen, die wegen gewisser widerlicher rituellen Waschungen sorgsamst gewartet werden.

Im seltsamen Gegensatz zu dieser Welt des Aberglaubens, die einen in Balkefchwar umgibt, steht die mächtige moderne Batterie, welche jetzt eben auf der südlichen Spitze von Malabarhill, im Zusammenhange mit anderen Befestigungswerken, zum Schutze Bombays gegen eine Brandschätzung durch feindliche Kreuzer gebaut wird. Wie wird sich wohl der Donner der Vierzigtons-Geschütze zum Glauben an die Wundermacht von Ramas Pfeil verhalten!

Das wechselvolle Bild, welches die genannten Stadttheile Bombays bieten, wird durch Mazagoon und Colaba vervollständigt. Im ersteren Stadtviertel befinden sich die großartigen, mit mächtigen Dampfern gefüllten Hafensassins, und herrscht das charakteristische Leben einer modernen Seestadt. Colaba, auf der langgestreckten Halbinsel südlich vom Fort, enthält dagegen die zahlreichen Baumwollpressen, woselbst die Baumwolle zur Verschiffung bereitet wird, den weltberühmten Baumwollmarkt und die militärische Niederlassung. Zu all den kaleidoskopartig rasch wechselnden Eindrücken, die der Besucher von Bombay empfängt, gesellt sich hier noch der eines amerikanisch fieberhaften Handelsgetriebes und das bunte Bild soldatischen Lebens und Treibens wie in einer Festung.

Überaus reich ist Bombay an gemeinnützigen Institutionen. Die reichen Kaufleute zeigen ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses einen großen Wohlthätigkeits Sinn im Stiften und Erhalten von Spitälern, Asylhäusern, Erziehungsinstituten, Apotheken, in welch letzteren Heilmittel unentgeltlich verabfolgt werden, und dergleichen wohlthätigen Anstalten. Bei den eigenthümlichen Anschauungen der Hindus bezüglich der Thiere konnte es nicht fehlen, daß auch diesen gegenüber der Wohlthätigkeits Sinn bethätigt wurde. Bombay besitzt ein großes Thierasyl, in welchem leidende Thiere aller Gattungen aufgenommen werden, ja auch gesunde Thiere eine Unterkunft und das Gnadenbrot finden. So gilt es z. B. bei den Hindus als ein besonders gutes Werk, einen Ochsen oder ein Schaf vom Schlachthause auszulösen und hier unterzubringen. Ein Besuch dieser Anstalt macht übrigens keinen angenehmen Eindruck. Die Reinlichkeit in der Haltung der Thiere ist nicht groß, und für die Heilung ihrer Leiden geschieht eigentlich nichts, denn es handelt sich eben nur darum, das Tödten derselben zu verhindern. Der wenig anmuthende Anblick einer Meute kranker

Hunde legte die Frage nahe, ob wohl auch wüthende Hunde hier Zuflucht finden. Es wurde dies bejaht, doch hinzugefügt, daß dieselben abgesondert gehalten werden. Eine weitere kitzliche Frage, ob den Hindus wohl auch das Tödten von Tigern und Schlangen verboten sei, beantwortete man endlich dahin, daß Thiere, welche andere vernichten, zur Nothwehr erschlagen werden können. Daß es bei einer solchen zu weit getriebenen Thierfreundlichkeit selbst dem Ungeziefer bei den Hindus recht gut geht, ist begreiflich. In der That untersuchen strenggläubige Eingeborene, welche im Freien lagern, vorher genau das Terrain, damit ja kein Käfer zerdrückt werde, und die Anekdote, daß reiche orthodoxe Hindus, um eine ruhige Nacht zu genießen, tagsüber arme Leute mietten, die in der Nähe ihres Bettes schlafen, damit das vorhandene Ungeziefer, welches man nicht tödten soll, sich wenigstens sattsaugt, kommt der Wahrheit näher als man glaubt.

Bewundernswert ist die Markthalle Bombays, der Crawford Market. Wenige große Städte des Continentes dürften sich einer Verkaufshalle rühmen können, die an großartiger Anlage und musterhafter Ordnung und Reinlichkeit dem Crawford Market gleichkommt.

Ein Freund tropischen Pflanzenwuchses findet in den Gärten von Malabarhill und selbst in jenen der übrigen Stadttheile Bombays wohl Befriedigung; will er sich jedoch einen besonderen Genuß verschaffen, so soll er den Besuch des Victoria Garden nicht verabsäumen. Es ist dies ein botanischer Garten in Verbindung mit einer Menagerie; die ganze indische Flora und Fauna findet man dort in schönen Exemplaren und mit Geschmack geordnet vertreten.

Bombay besitzt mehrere Clubs, worunter der Byculla Club durch Größe, praktische Anlage und Eleganz, und der Royal Yacht Club durch die reizende Lage an der See hervorstechen. Erstaunlich ist die ausgezeichnete Bedienung, welche man in diesen Vereinshäusern findet, und die nur durch eine sehr methodische Abrihtung der „Boys“ erzielt werden kann. Nach europäischen Begriffen geht übrigens die Bedienung schon zu weit; uns wenigstens machte es einen peinlichen, zu sehr an Sklaverei mahnenden Eindruck, als wir im Speisezimmer bei jedem Tische einige „Boys“ mit großen Fächern den Gästen Luft zufächeln sahen.

Die geselligen Verhältnisse Bombays sind äußerst interessant. Hier, mehr als sonst in irgend einer Stadt Indiens, treten verschiedenartige Nationen miteinander in gesellschaftlichen Verkehr. Auch in dieser Richtung erweisen sich die Parsis als vermittelndes Element. Einerseits vermöge ihrer Abstammung, durch ihre einfache Religion, sowie durch die gleichberechtigte Stellung, die sie ihren Frauen einräumen, dem Europäer nächstehend als die Hindus, haben sie andererseits wieder viele Gewohnheiten der letzteren und deren Sprache<sup>1)</sup> angenommen. Dabei sprechen sie fast durchgehends englisch, sind sehr intelligente Kaufleute und manche von ihnen gebieten

<sup>1)</sup> Das Gudjarati des westlichen Indien.

über ein wahrhaft riesiges Vermögen. Die englische Regierung hat in Erkenntnis der einflussreichen Stellung und der Loyalität der Parsis die hervorragendsten der Gemeinde durch Verleihung von Titeln und Orden ganz besonders an sich gefesselt.

Außer bei den officiellen Empfängen des Gouverneurs, bei welchen sich die Notabilitäten aller Stämme und Confessionen zusammenfinden, um grundsätzlich ihre Gleichstellung darzuthun, finden sich bei den Festlichkeiten, welche die reichen Parsis gerne veranstalten, sowohl Engländer als auch Hindus und Mohammedaner ein. Uns bot sich die Gelegenheit, einem solchen Feste beizuwohnen. Sir Dinshaw Manofdji Petit gab zu Ehren des Maharadja von Bhownuggur, welcher das Großkreuz des Sternes von Indien erhalten hatte, eine Abendunterhaltung, zu welcher auch der Schiffsstab der „Fasana“ geladen wurde.

Es war gegen 10 Uhr, als wir vor dem, gleich dem schönen Garten feenhaft mit Lampions beleuchteten Hause unseres Gastgebers vorfuhren. Auf der breiten, mit seltenen Blumen geschmackvoll geschmückten Veranda, woselbst eine Musikkapelle europäische Weisen vortrug, empfing uns Sir Dinshaw, ein kleiner, starker Herr, mit der den Parsis eigenthümlichen zuvorkommenden Freundlichkeit. Er, wie seine Stammesgenossen, waren in der gewöhnlichen Parsitracht — weiße Beinkleider, schwarze Bluse und hohe mitraartige Bagri — erschienen. Dagegen war das übrige Publicum, welches die hohen, elegant europäisch eingerichteten Räumlichkeiten erfüllte, derart bunt gekleidet, daß man sich auf einem Costümball wähnte. Vor allem erregte der Maharadja, eine hübsche, martialische Gestalt mit regelmäßigen, Intelligenz verathenden Gesichtszügen, unsere Aufmerksamkeit. Sein geschmackvolles, schwarzes Sammtcostüm nahm sich gegenüber der Farbenpracht, welche sein zahlreiches Gefolge entwickelte, besonders vornehm aus, wozu allerdings die reiche Brillanten-Nigrette an dem rothen Turban, sowie eine große Anzahl ungewöhnlich großer Edelsteine gleicher Art an den Knöpfen und am Gürtel das Ihrige beitrugen. Auch andere Hindus fielen durch Schmuck und kleidsame Tracht auf. Dazwischen bewegten sich mohammedanische Indier mit ihrem kleinen, grünen Turban und langer goldgestickter Abba, letztere mitunter aus feinstem Kaschmirstoffe, und Engländer im schwarzen Frack oder in goldstrogender Uniform. Europäische Damen in Balltoilette und Parsifrauen, mit kostbaren Saris (Umhängtuch) bekleidet und mit Brillanten übersät, plauderten gemüthlich zusammen. Dazu eine sehr reiche Beleuchtung, eine von allen denkbaren Wohlgerüchen erfüllte Luft und der Ausblick auf den Garten, dessen Palmen in dieser Beleuchtung ganz ungewohnte Formen annahmen; alles dies vereinigte sich, um bei dem solch orientalischer Pracht ungewohnten Europäer einen zauberhaften Eindruck hervorzurufen. Interessant war bei der Eröffnung des reichen, auf europäische Weise hergerichteten Buffets zu beobachten, wie trotz der Einschränkung, welche die Religion den verschiedenen Theilnehmern des Festes auferlegte, sich doch alles harmonisch zusammenfand.

Bei dem Toaste, welchen Sir Dinshaw auf den Maharadja ausbrachte, klangen Gläser mit Scherbet, Sodawasser und Champagner zusammen, und während die Hindus sich hauptsächlich an Gefrorenem labten und die Mohammedaner den Schinken-Sandwiches sorgsam auswichen, ließen sich die Engländer die solideren Speisen recht gut schmecken. Viele der Gäste hingegen rauchten gemüthlich ihre Cigarren und Cigaretten, während die Parsis sich dieser Profanation des geheiligten Feuers strenge enthielten. Es fiel uns auf, daß die Umgangssprache selbst zwischen Hindus und Parsis oder Mohammedanern fast ausschließlich die englische war, ja es scheint, daß die Eingeborenen das Idiom ihrer Beherrscher selbstverständlich als Salonsprache anerkennen. Übrigens haben die Parsis meist viel Sprachtalent und sprechen mitunter sogar mehrere europäische Sprachen.

Die jungen Parsisräulein aus reicheren Familien zeigen vollständig europäische Bildung und sprechen meist fließend englisch. Auch ihr Benehmen ist ein ganz freies und sicheres, und dies verbunden mit dem aus den dunklen Augen mitunter sprühenden Geist steht in lebhaftem Gegensatz zu dem, was man angeichts ihrer orientalischen Kleidung erwartet. Dagegen kann man trotz der schönen Augen und dem reichen Haarwuchs, wegen der fahlen Gesichtsfarbe und der Neigung zur Beleibtheit, nur wenige Parsisfrauen nach unseren Begriffen schön nennen.

Als gegen Mitternacht aufgebrochen wurde und die endlose Wagenreihe vorfuhr, erhielt jeder Gast beim Abschied vom Hausherrn einen Blumenstrauß und — ländlich, fittlich — ein Betelpriemchen auf den Weg mit.

Eine zweite Gelegenheit, das Leben der eingeborenen Bevölkerung kennen zu lernen, bot die Theilnahme an einer Parsishochzeit. Nahezu die gleiche Gesellschaft wie bei Sir Dinshaw Manokdji Petit, den Maharadja inbegriffen, fand sich vor einem reich beleuchteten Hause zusammen. Doch waren die Parsis diesmal im Feststaate, nämlich ganz weiß gekleidet, die Priester auch mit weißer Bagri. Die Gäste wurden vorerst in langen Sitzreihen im Garten placiert. Ein Zug von Mädchen und Frauen, darunter auch die Braut, bewegte sich durch den Garten und betrat das für die Ceremonie bestimmte Gemach. Voran trugen zwei Mädchen eine Tasse, auf welcher sich eine Silbervase mit der bedenklichen geweihten Flüssigkeit, ferner Cocosnüsse, Reis, sowie Shawls und Geschmeide befanden. Ein Priester empfing die Procession auf der Schwelle, nahm eine der Cocosnüsse und warf sie zu Boden, so daß sie in Stücke brach. Dies war das Signal für die Gäste einzutreten, und dieselben setzten sich, ein Viereck um die Braut bildend, nieder. Letztere näherte sich nun dem Schemel, auf welchen die Tasse gestellt worden war, und besprengte sich, bald kniend, bald hockend, mit dem Inhalt der Silbervase. Auch die Anverwandten, welche näher traten, wurden mit der Flüssigkeit reichlich bedacht. Nachdem die Braut schließlich noch das Oberkleid gewechselt hatte, nahm sie auf einem Stuhle Platz. Der Bräutigam, ebenfalls ganz weiß gekleidet und mit blumengezierter Bagri, wurde von zwei Priestern hereingeleitet und der Braut gegenüber auf einen zweiten Stuhl gesetzt. Die Priester



Maharadja von Bhownuggur mit Gefolge.



sprachen unter häufiger Einräucherung mit Weihrauch ein Gebet, sodann wurde zwischen die beiden Brautleute ein Leintuch senkrecht gespannt. Mit einer langen Binde umschlang man zuerst beide rechten Hände, dann auch die Körper derselben um die Taille. Mit dem Fallenlassen des Leintuches, einer raschen Bewegung des Stuhles der Braut, wonach diese neben den Bräutigam zu sitzen kam, einem erneuten Gebete und einem wahren Regen von Reiskörnern (Symbol der Fruchtbarkeit) auf das Brautpaar, war die Ceremonie zu Ende, und die Gäste wurden zum Souper geführt. Sedenfalls hatten alle Theilnehmer der Festlichkeit das Bewußtsein, daß, wenn die moralischen Bande, welche die beiden Eheleute vereinigten, nur einigermaßen der Fesselung bei der Ceremonie entsprachen, die hier geschlossene Ehe eine solide sein müsse. Man rühmt übrigens den Parsis nach, daß sie meist ein sehr einträchtiges Familienleben führen. Hierin, sowie in vielen anderen Punkten, zeigen sie eine große Ähnlichkeit mit den Juden.

Zu den interessantesten Momenten unseres Aufenthaltes in Bombay gehörten Abendspaziergänge durch die Eingeborenenstadt. Einer derselben hatte den Besuch des Hindutheaters zum Zweck. Wir benutzten vorerst die Pferdebahn, um die große Strecke vom Fort bis zur Belasisstraße — vielleicht ein halbe geographische Meile — zurückzulegen. Schon diese Fahrt bot von dem Augenblicke an, als der Wagen in die lange Bazarstraße einbog, das anregendste Bild orientalischen Treibens bei Nacht. Die endlose Reihe hell beleuchteter Läden mit all den glitzernden Waren und den braunen beturbanten Gestalten, die bunte, dichtgedrängte, lärmende Menge auf der Straße, ab und zu ein mit unzähligen Lämpchen und Blumenguirlanden geschmückter Hindutempel, dem die Gläubigen zuströmten, dann wieder ein Kaffeehaus, wo wildaussehende Beduinen und Afghanen Huka (Wasserpfeife) rauchten, oder ein volksthümliches Orchester auf seltsam herausgestellten Instrumenten seine mehr lärmenden als wohlklingenden Weisen vortrug, dies alles bot ein theatralisches Bild, wie man es sich wirkungsvoller kaum denken kann. Und doch erfuhr es noch eine Steigerung, als wir, die Tramway verlassend, zu Fuß den kürzesten Weg nach dem Theater einschlugen und dabei in ausschließlich von Eingeborenen bewohnte Straßen gelangten.

Aus einem Hause, dessen mit Lämpchen bedeckte Fassade sich schimmernd in einem vorliegenden Tank<sup>1)</sup> spiegelte, ertönte Musik. Eine große Menschenansammlung vor demselben ließ schließen, daß etwas Besonderes vorgehe. In der That konnte man hier durch die großen Fenster eine Hinduhochzeit beobachten, und wenn sich auch natürlich das Ceremoniell bei derselben den Blicken entzog, bekam man doch die Gäste und ihre prachtvollen Festgewänder zu Gesicht. Hier sahen wir zum erstenmale einige Hindufrauen, welche, nicht bloß ihrer Gestalt, sondern auch ihrer regelmäßigen Gesichtszüge wegen, ausnehmend schön genannt werden konnten.

<sup>1)</sup> In den indischen Städten häufig vorkommende große, mit Stiegen eingerahmte Wasserbassins.

Vor einem Kaffeehause gewahrten wir eine Gruppe Neugieriger, die wiederholt durch Ausrufe ihre Zustimmung ausdrückten. Sie umstehen einen Gaukler, und dessen Leistungen zeigen, daß der Weltruf dieser indischen Zauberkünstler kein unverdienter ist. Halbnaakt, sonach ohne die hilfreichen Ärmel unserer Taschenspieler, macht er nicht nur alle Kunststücke, welche wir von letzteren zu sehen gewohnt sind, sondern noch andere von höchst verblüffender Art. So z. B. zeigt er einen leeren Blumentopf, füllt ihn vor den Augen der Zuseher mit Erde, gibt einen Mangokern hinein und wirft sein



Parjifamilie.

Tuch darüber. Nun murmelt er einige Zauberformeln, die sein Gehilfe mit einer eintönigen Melodie auf der indischen Flöte begleitet; das Tuch hebt sich, wird rasch weggezogen, und siehe da — ein Mangoreis mit vollkommen frischen Blättern ist hervorgezogen. Doch dies genügt vielleicht dem mißtrauischen Zuseher nicht. Der Künstler verdeckt das Reis wieder, erneuert seine mystischen Worte, und die Pflanze wächst bis auf  $\frac{1}{2}$  Meter Höhe mit, entsprechend vermehrter Blätteranzahl heran. Auch das Hervorzaubern einer Cobra, obwohl doch noch eher erklärbar, wird mit erstaunlicher Geschicklichkeit ausgeführt. Ein Tuch wird ausgebreitet in der Luft geschwenkt,

wie eine Schlange zusammengerollt und unter einen Korb gesteckt, welcher früher von den Zuschauern als leer befunden wurde. Eins, zwei, drei! und beim Aufheben des Korbes schießt ein über 1 Meter langes Exemplar der Giftschlange pfeifend empor, zum Entsetzen aller jener, welche nicht wissen, daß dem unheimlichen Thiere der hinter den Bühnen befindliche Giftsaft entleert wurde.

Halt! was für ein Zug bricht sich jetzt durch die lärmende Menge Bahn? Eine scharlachroth gekleidete Musikbande geht voran, rechts und links bewegt sich eine Reihe von Fackelträgern, und in der Mitte auf reichgeschirrten Rossen reiten zwei festlich gekleidete Eingeborene, welche in ihren Armen je ein blaßes blumenbekränztes Knäblein halten, das anscheinend vor Ermüdung eingeschlafen ist. Rund um dieselben werden auf Tragbahnen förmliche Blumenbeete getragen, und hinten folgt eine lange Reihe stattlicher Equipagen mit auf das schönste gepuzten Frauen und Männern. Es ist dies ein Zug aus dem Tempel, in welchem die beiden Knäblein der bei der Namenszertheilung üblichen Ceremonie unterzogen worden waren. Die Reiter sind der Vater und sein nächster männlicher Anverwandter, die Nachfolgenden die übrigen Familienmitglieder und Freunde.

Unter solchen Umständen erschien uns wohl der Weg zum Theater fast zu kurz und auch das daselbst Gebotene gegenüber dem Straßenleben sehr nüchtern.

Das hölzerne Theatergebäude ist von äußerst einfacher, schmuckloser Bauart. Auch die Bühne ist nicht verschwenderisch ausgestattet. Die Malerei des Vorhanges, für welchen offenbar der griechische Olymp als Vorbild zur Darstellung einer indisch-mythologischen Gruppe gedient hat, verräth zwar eine europäische, aber keine künstlerische Hand. Als nach ungeduldigem Gebaren des Publicums, das fast ausschließlich aus Hindus und Mohammedanern bestand, die mitunter der Länge nach ausgestreckt und rauchend der kommenden Dinge harreten, der Vorhang in die Höhe gieng, bot sich auch nichts besonders Interessantes dar. Acht Frauen — oder als solche sehr gut verkleidete Männer — in Costümen, reich an glitzerndem Schmuck, hockten nebeneinander; hinter denselben befand sich das Orchester, bestehend aus der landesüblichen klagenden Violine, der Vina — eine Art Mandoline — und einer Trommel. Zu den eintönigen, recht winselnden Productionen der Kapelle sangen und declamierten die Schauspielerinnen der Reihe nach, bis ihnen und der Musik endlich der Athem ausgieng. Damit war das erste Stück, das offenbar eine Schaudergeschichte zum Gegenstand hatte, zu Ende. Nun folgte eine Art Posse. Ein verliebter, blöder Schäfer wird von seinem Liebchen, das einem Maharadja Gehör schenkt, betrogen, was nicht hindert, daß jener — ganz nach dem Muster gewisser abendländischer Volkspossen — noch überdies von beiden lebhaft gepufft wird. Schließlich erbarmt sich der Maharadja des Schäfers und unser und läßt denselben heiraten, wobei gelegentlich der Hochzeit die von uns ungeduldig erwarteten Bajaderentänze begannen, um derentwillen wir uns hauptsächlich zum Besuche des Theaters entschlossen hatten. <sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Wie bekannt, ist das Drama in Indien uralte und gilt gleich den heiligen Vedas als eine Offenbarung Brahmas, damit den Göttern und den Menschen zeitweise der „Spiegel der Natur“

In kürzester Zeit waren wir darüber im klaren und wurden auch bei anderen Gelegenheiten darin bestärkt, daß diese Natchproductionen — vielleicht unterscheiden sich von denselben die Tänze im engeren Kreise — keineswegs ihren Ruf verdienen. Obwohl die Tänzerinnen recht hübsche Erscheinungen waren, welchen die schimmernden Zacken und die bis zu den Knöcheln reichenden, gleichfalls reich gestickten Weinkleider



Mahrāten-Orchester.

recht gut ließen, war der Gesamteindruck nicht nur nicht sinnberückend, sondern vorgehalten werde. Es bestehen für alles, was auf das Theater Bezug hat, genaue und ausführliche Regeln. Die Ceremonie beim Einschlagen des Grundpfählers, die Bauart des Gebäudes, die Vertheilung der Sitze nach Windrichtungen, die Kasten, welche Zutritt haben, sind genau festgesetzt. Die dramatischen Aufführungen zerfallen vor allem je nach dem Gefühl, das sie hervorrufen sollen — der „Raja“ — in verschiedene Classen mit zahlreichen Unterabtheilungen. Es gibt acht hervorragende Raja bezüglich Liebe, Heldenthum, Zärtlichkeit, Schrecken zc., die ganz bestimmte Kennzeichen haben. Die dazu gehörige Ausdrucksweise, die Melodien der Lieder, die Art der Tänze, die Classe der darzustellenden Personen, ja selbst die Scenerie, Farbe des Vorhanges, Anzahl der Acte und Dauer des Stückes sind bis in die Einzelheiten bestimmt. Das Gleiche bezieht sich auf Tänze. Wenn auch ganz regelrechte Vorstellungen wohl nur mehr an den Höfen altgläubiger Hindu Fürsten vorkommen dürften, soll doch, wie man uns sagte, selbst im Bombay-Theater der Willkür und der Phantasie der Schauspieler kein Spielraum gelassen sein, und sowohl im sentimental en Einacter, als auch in der Posse im wesentlichen alles der Raja entsprochen haben, in welche sie gehören.

eher langweilig. Die Füße bewegten sich fast gar nicht, und das dafür um so ausgesprochenere Wiegen der Hüften zum Takte der Musik ließ zwar den schönen Wuchs vortheilhaft zu Tage treten, erwies sich im übrigen jedoch höchst eintönig.

Das eingeborene Publicum schien nichtsdestoweniger sehr zufrieden gestellt zu sein und warf den Künstlerinnen sogar Blumen zu. Doch schien diese poetische Ovation nur mäßigen Anwert zu finden, und ein klingenderer Ausdruck der Begeisterung, wie er nicht selten seitens leidenschaftlicher Kunstliebhaber stattfindet, wäre wohl erwünschter gewesen.

Des Schauspielers müde, bestiegen wir einen zufällig des Weges kommenden Wagen, und rasch gieng es durch die still gewordenen und trotz des Mondscheines nun ziemlich finsternen, geheimnißvollen Straßen.

In der Nähe des Meeres angelangt, erregte dichter Qualm und heller Feuerchein hinter einer langen Mauer unsere Aufmerksamkeit. Wir befanden uns bei dem Leichenverbrennungsorte der Hindus.

Auch hier fanden wir die Wirklichkeit nicht unjerer Vorstellung entsprechend. Wir hatten uns auf traurige Scenen gefaßt gemacht, dabei aber nicht bedacht, daß bei den Hindus der Tod anders als bei uns aufgefaßt wird. Nach dem Ableben wandert ja die Seele aus ihrem bisherigen Aufenthaltsorte alsogleich in einen neugeborenen Menschen oder in ein Thier, besteht also auf Erden weiter. Dementsprechend wird der wertlose Leichnam nach festgestelltem Tode von der männlichen Anverwandtschaft ohne Verzug zur Verbrennungsstätte getragen. Nichts profaischer und nüchterner als diese. Ein länglicher Hof ist von einigen, mit Bänken ausgestatteten Warteräumlichkeiten umgeben. In dessen Mitte sind mehrere gabelförmige Eisenständer aufgestellt. Auf diese werden lange Holzscheite um den Leichnam derart aufgeschichtet, daß letzterer ganz verdeckt ist. Unterhalb befinden sich die meist aus wohlriechenden Hölzern gefertigten Zündspäne. Nebenan werden einige Lebensmittel hinterlegt. Der Vorgang bei der Verbrennung ist bei arm und reich ganz der gleiche, nur in der Gattung des zur Verbrennung benutzten Holzes wird ein Unterschied gemacht, wodurch die Kosten zwischen 5 und 500 fl. schwanken. Ohne jegliche Ceremonie setzt der nächste Anverwandte des Verstorbenen den Scheiterhaufen in Brand, und nach 1 bis 2 Stunden wird die übriggebliebene Asche sammt den Knochenresten und den Lebensmitteln ins Meer geworfen, was allerdings bei manchen Secten in feierlichem Aufzuge geschieht.

Kein Ausdruck des Schmerzes war an den Angehörigen sichtbar. Mit vollster Gleichgiltigkeit plauderte der Vater des Knaben, dessen Leichnam man gerade verbrannte, mit den Umstehenden. Es war wohl mehr der religiöse Brauch und nicht Pietät, welcher ihn bewog, bis zum gänzlichen Verbrennen in der Nähe des Scheiterhaufens zu verbleiben. Ist es doch schon vorgekommen, daß bei einer lange dauernden Verbrennung die ungeduldigen Angehörigen sich zum Zeitvertreib von einer herbeigerufenen Tänzerin vortanzen ließen. Doch darf man dies nicht als Zeichen der Herzlosigkeit

betrachten, sondern nur als den Ausfluß eines festen Glaubens an das unabänderliche Fatum, verbunden mit jenem an die Seelenwanderung. Allerdings erscheinen bei der Verbrennung nur Männer. Das tieferfühlende Frauenherz läßt sich in Indien ebensowenig wie anderswo mit philosophischen Gründen über seinen Schmerz hinwegtäuschen. Bei der bekannten aufopfernden Liebe der Hindufrauen für ihre Kinder mag wohl auch die Mutter des armen Knäbleins daheim vor dem Hausaltare, in Thränen zerflossen, dessen Seele der gnadenspendenden Jagan máta <sup>1)</sup> empfohlen haben.

Den Parsis muß die Leichenverbrennung der Hindus als der größte Frevel erscheinen, und es spricht für eine außergewöhnliche Duldsamkeit beider Theile, daß trotz solch gründlich verschiedener Anschauungen ein freundschaftlicher Verkehr zwischen denselben möglich ist.

Trotzdem, daß in Bombay die verschiedenen Nationen und Secten Indiens sich in Folge der häufigen Berührung mit Europäern sowie untereinander, dem Fremden weitaus entgegenkommender zeigen als im Innern des Landes, ist es doch auch hier schwer, einen Einblick in die Lebensweise und das Familienleben der Hindus zu erlangen. Am ehesten kann man dies noch bei den Prabus erreichen. Es ist dies eine Kaste, welche sich vorwiegend dem Schreibgeschäfte widmet. Mitglieder derselben sind fast in allen Comptoirs vertreten, einige davon zählen aber auch zu den wohlhabendsten Kaufleuten und Großhändlern. In Folge der Kenntnis der englischen Sprache, welche sie zur Ausübung ihres Berufes benöthigen, sowie aus wohlverstandener Interesse überhaupt, schmiegen sich die Prabus in vielem dem europäischen Geschmack an und spielen daher in Bombay eine ähnliche Rolle wie die Parsis. Außerlich zeigt sich das geschmeidige Wesen der Prabus in der theilweisen Annahme der europäischen Kleidung, zum mindesten der Beschuhung; Wohlhabendere unter ihnen sind bis auf die Kaschmirkappe ganz in abendländischer Weise gekleidet.

Dank der Vermittelung unseres Consuls hatten wir einen bemittelten Handelsmann dieser Kaste kennen gelernt, welcher uns öfters bei den Wanderungen durch die Eingeborenenstadt den Führer machte. Gelegentlich eines solchen Rundganges forderte uns Kamáth Tulsi, so hieß unser freundliche Cicerone, auf, in seinem Hause eine Erfrischung zu nehmen. Derart bot sich uns die langermüßte Gelegenheit, etwas von indischer Häuslichkeit, allerdings nicht mehr ganz unverfälschter Natur, kennen zu lernen.

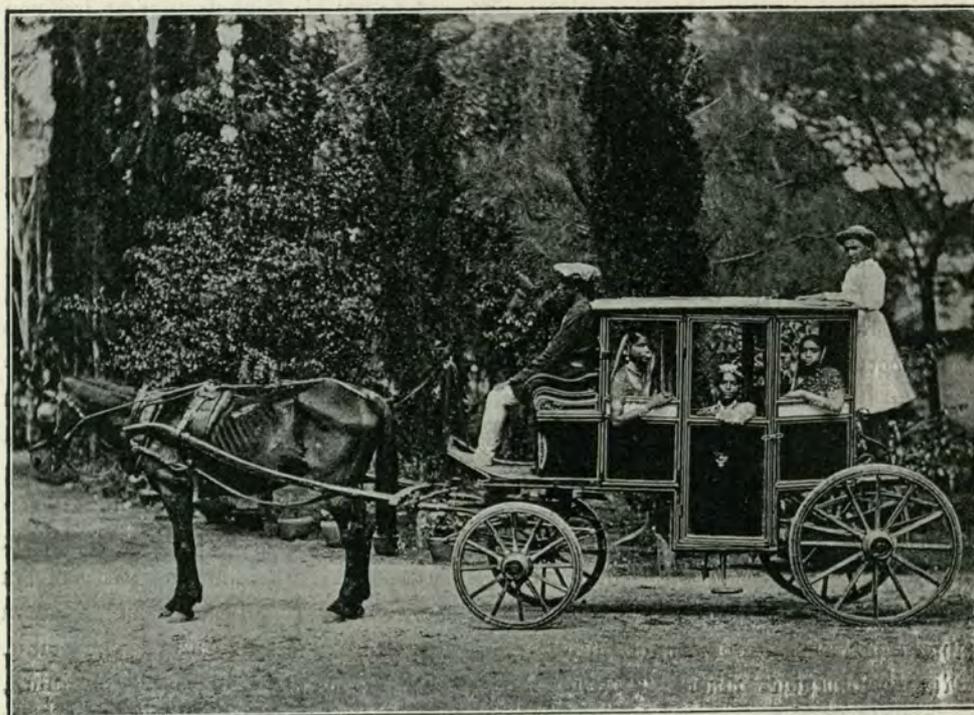
Das Haus unseres Gastfreundes fanden wir dem Außern nach wenig von den übrigen Hindu-Häusern verschieden. Doch war die Malerei der Façade eine minder grelle, als es gemeinhin der Fall ist; auch deutete der Umstand, daß das Erdgeschosß keinen Kaufladen enthielt, sowie eine Reihe von Blumenvasen vor der Front desselben, auf Wohlhabenheit des Besitzers. Durch die kühlen Hallen des Erdgeschosses, wo sich die Dienerräumlichkeiten, sowie die nach Geschlechtern getrennten Esszimmer befinden,

<sup>1)</sup> Mutter der Welt, eine der Formen, in welcher Devi, Parvati oder Uma, die Gattin Sivas, verehrt wird.

deren ganze Einrichtung aus einigen niedrigen Bänken besteht, gelangten wir in das erste Stockwerk. Hier befand sich das Prunkgemach, durchaus europäisch eingerichtet, das aber trotz der reichen Möbelstoffe in Folge einer Überladenheit mit Spiegeln und Lampen, und wegen der minderwertigen Bilder an den Wänden keinen eleganten Eindruck machte. Dagegen zeigten die Erfrischungen — Wein, Thee, Backwerk und eingemachte Früchte — welche uns auf einem reichen Silberservice angeboten wurden, daß unser Hausherr in Bezug auf Speise und Trank den europäischen Geschmack besser erfaßt hat. Da des kühlenden Luftzuges halber die Thüren offen standen, und der im allgemeinen verschlossene Hindu, noch mehr aber die Hindufräulein nicht frei von Neugierde sind, gewahrten wir bald, daß das Haus viele Insassen birgt. Bei den Hindus herrscht eben noch ein patriarchalisches Zusammenleben. Unser Hausherr hatte nicht bloß seine eigene Familie und einige Tanten väterlicher Seite, sondern auch die Familien seiner Söhne im Hause. Der ledige Stand gilt unter den Hindus als wenig achtbar, man heiratet daher früh; sowohl Hagestolze als Wittver gibt es kaum, da letztere nach Verlust ihrer Frau sofort wieder heiraten dürfen. Eine Mama mit vielen heiratsfähigen Töchtern dürfte somit an den Ufern des Ganges seltener als bei uns zu finden sein. Dagegen ist die Stellung der Frau unter den Hindus rechtlich genommen eine sehr ungünstige. Die Frau bleibt stets unmündig und kann kein eigenes Vermögen besitzen, und da sie als Gattin auch dulden muß, daß der Mann ihr Nebenfrauen zur Seite stellt, ist sie schlechter daran als die mohammedanische Frau, deren Rechte trotz der Vielweiberei in jeder Richtung gesetzlich geschützt sind. Und doch soll nicht bloß bei den aufgeklärten Prabus, sondern bei den Hindus überhaupt, die Stellung der Frau thatsächlich keine schlechte, vielmehr eine geachtete als bei den Mohammedanern sein. Ihre körperlichen und geistigen Vorzüge, ein ausgesprochenes Sinn für Häuslichkeit, eine selbstlose aufopfernde Liebe zu dem Gatten und zu ihren Kindern und ein in der Führung der Haushaltung sich bethätigender praktischer Sinn, sichern ihr entsprechende Achtung und Ansehen auch seitens des männlichen Theiles der Familie. Nichtsdestoweniger nimmt sie gewöhnlich nicht an den Mahlzeiten des Mannes theil, und dieser, wie wir auch bei Ramáth bemerkten, läßt sie vor Europäern nicht gerne sehen. Sonst entspricht aber das Familienleben, wenigstens bei den aufgeklärteren Kasten, unseren europäischen Begriffen. Nach den Äußerungen unseres Hausherrn zu schließen, finden nach beendigter Tagesbeschäftigung des Abends oft gefellige Zusammenkünfte statt. Beim nie fehlenden Betelpriemchen oder bei einer Erfrischung werden Tagesneuigkeiten besprochen oder der liebe Nächste analysiert, ganz wie im Abendlande. Übrigens sind auch das Schach- und Damenpiel gang und gäbe; ebenso hat das Kartenspiel sich schon Eingang verschafft. Auch das Lesen einer politischen Zeitschrift, von denen es in Indien gar viele gibt, gehört mit zum Zeitvertreib der gebildeteren Hindu-Familienväter.

Bezüglich des Schulbesuches der Kinder zeigt sich die fortschreitende Aufklärung unter den Hindus am auffallendsten. Von der Liebe zu ihren Kindern richtig geleitet,

haben die Hindus den Bestrebungen der Regierung zur Hebung der Volksbildung, trotz nationaler Voreingenommenheiten, ein entsprechendes Verständnis entgegengebracht. Wie uns Ramáth erzählte, lassen die meisten Eltern der mittleren Classen Indiens ihre Kinder vom sechsten oder siebenten Jahre an die Schule besuchen. Bei den Mädchen erstreckt sich der Unterricht auf die Elementarfächer. Knaben besuchen nach der Volksschule eine dreiclassige Mittelschule, womit die Befähigung für eine kleinere Beamtenstelle erlangt wird. Diejenigen, welche nach höheren Beamtenposten streben, besuchen



Indische Familie auf der Spazierfahrt.

sodann die sogenannten höheren Schulen und die Universitätscollegien. In diesen ist, natürlich mit Ausnahme der mohammedanischen Medressen, die Unterrichtssprache das Englische.

Im allgemeinen äußert sich auch hier der grübelnde Hindu-Charakter, besonders jener der Bengali, indem trotz der angeborenen Eignung für Handarbeiten und der dazu gehörigen Geduld, doch die juridischen und medicinischen Facultäten mehr Zuspruch finden, als die technischen Hochschulen.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> In den Volksschulen Indiens finden insgesamt über 2,000.000 Kinder Unterricht; der durchschnittliche jährliche Zuwachs der drei Universitäten (Bombay, Madras, Calcutta) beläuft sich auf mehr als 2000 Köpfe, von denen allerdings nur ein kleiner Bruchtheil promoviert wird.

Ein Ausflug nach der im Hafen von Bombay liegenden Insel Elephanta, auf welcher sich ein berühmter Felsentempel befindet, wurde selbstverständlich von uns nicht verabsäumt. Ist schon an und für sich der Besuch der Insel ob ihrer reichen tropischen Vegetation, wo in dichtem Gebüsch der Webervogel haust, sehr lohnend, so gehört der in einen Basaltberg eingehauene Tempel von ungefähr 160 Quadratmeter Flächenraum und 5 Meter Höhe, mit seinen theilweise sehr gut erhaltenen Sculpturen, geradezu zu den hervorragenden Sehenswürdigkeiten Indiens. Die Kolossaldarstellung der Trimurti, ein Kopf mit drei Gesichtern (Brahma, Wischnu und Siwa), ist von edler Schönheit. Weniger anziehend sind die übrigen Hautreliefs, welche auf die Hochzeit Siwas mit Parvati Bezug haben, und an denen man die vielfältigen Personificationen des Siwa studieren kann. An den Scheusalen, halb Mann halb Weib, Männern mit acht Armen, Menschen mit Thierköpfen u. dgl. m., zeigt sich auch in bildlicher Darstellung die Verworrenheit der brahmanischen Götterlehre. Natürlich fehlt auch eine Kapelle zur Verehrung des Lingams nicht. Die hier, sowie an den einzelnen Figuren befindlichen frischen Flecken von rother und weißer Farbe zeigen, daß noch gegenwärtig viele Gläubige hierher pilgern und nach der Waschung im kleinen Wasserbassin ihre Stirnabzeichen erneuern.

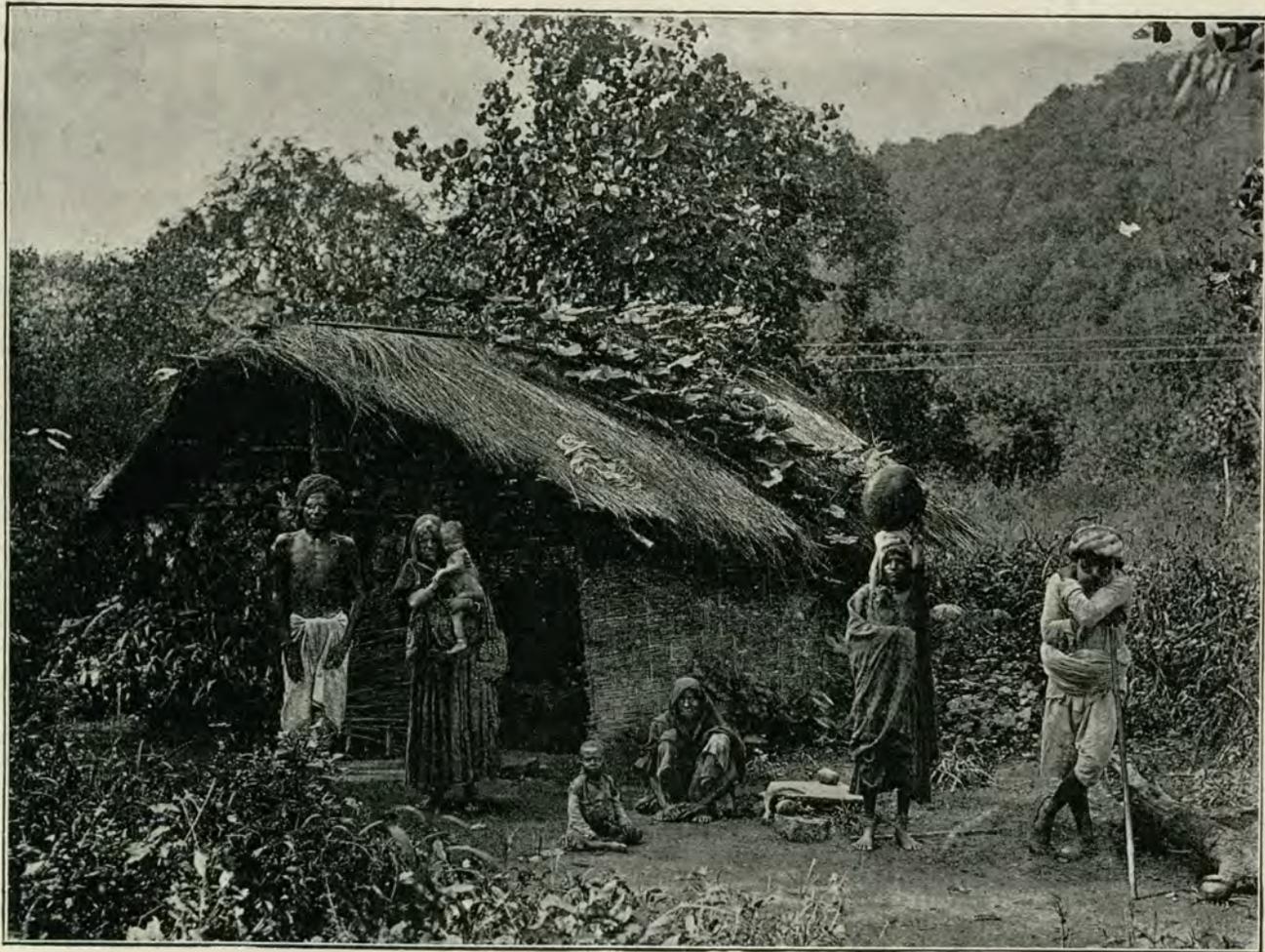
Eine der schwierigsten Aufgaben, welche sich bei beschränkter Zeit dem Reisenden in Indien bietet, ist die richtige Wahl unter den zahllosen zu besichtigenden Sehenswürdigkeiten. Es gibt eben in dem Wunderlande Indien so viel des Interessanten, daß man Monate brauchen würde, um alle die hervorragenden Orte, sei es in ethnographischer, architektonischer oder historischer Richtung, sei es vom Standpunkte der Naturschönheit aus, nur im Fluge zu sehen. Die beiden mit seltener Einstimmigkeit als das Außerordentlichste gepriesenen Objecte, die Tadj (Grabmal der Sultanan Arjumund Banu Begum) in Agra in architektonischer Richtung, und Dardjiling mit der Aussicht auf den Himalaja in Bezug auf Naturschönheiten, lagen für uns von Bombay aus zu weit. Wir besuchten daher den nächstgelegenen Punkt, welcher einen guten Begriff von der Pracht der indischen Städte in den vergangenen Jahrhunderten zu geben vermag, nämlich Bijapur. Es ist dies ein Ort, welcher heute bloß 12.000 Einwohner hat und inmitten von theilweise noch gut erhaltenen Überresten der jeinerzeit 1½ Millionen Einwohner zählenden Hauptstadt des Dekkan gleichen Namens liegt. Zu diesem Ausfluge benutzten wir bis Hodgi die nach Madras führende Great Indian Peninsular Railway und von dort die schmalspurige South Mahratta Eisenbahn.

Bombay verlassend, durchausen wir mit großer Geschwindigkeit das sumpfige Flachland der Inseln und gelangten über einen langen Damm auf das Festland. Die Landschaft verliert mit dem Verlassen der sich weit ausdehnenden Villen Bombays, in deren Gärten der reichste Pflanzenwuchs zu Tage tritt, ihren üppig tropischen Charakter. Reisfelder, abgebrannte Wiesen mit Gruppen von Mango- und Tamarindenbäumen, sowie sehr armselige, mit Stroh gedeckte Rohrhütten mit

abgemagerten Inwohnern bieten sich dem Auge dar. Bei Kalyan fängt eine starke Steigung an. Eine zweite Locomotive wird zum Nachschieben an den Zug gekoppelt, man passiert einige Tunnel und gelangt zu der vom technischen Standpunkte so interessanten Bahnstelle, woselbst auf einem schmalen Berggrücken, welcher eine Wendung nicht zulässt, die Trace schleifenartig geführt werden mußte. Der Zug fährt an das Ende der Schleife, sodann wird die Bewegungsrichtung verkehrt, und man gelangt über einen Wechsel auf die nächst höhere Serpentine. Die hier abnorm starke Steigung war mitunter, wenn beim Abwärtsfahren die Bremsen versagten, die Ursache von Unglücksfällen. Aus diesem Grunde hat man ein Sicherheitsgeleise auf einen ansteigenden Berggrücken abgezweigt. Zeigen sich bei der Herunterfahrt die Bremsen unverlässlich, so wird der Zug auf dieses Geleise geführt und hierdurch seine Geschwindigkeit aufgezehrt; er kann dann wieder langsam seine Fahrt nach unten fortsetzen. Abgesehen von diesen interessanten Momenten ist die Eisenbahnfahrt trotz der bizarren Formen der kahlen Berge etwas eintönig, und es ist eine Übertreibung, wenn man diese Passage der Bhor Ghats mit dem Semmering vergleicht, wie dies mitunter geschieht. Bei Kandalla zieht allerdings der Zug längs einer tiefen Schlucht hin, deren Wände von dichtem Buschwerk bedeckt sind und in welcher sich nach einem Regen schöne Wasserfälle bilden; auch soll man hier des Morgens die Tiger brüllen hören. Trotz dieser nervenkitzelnden Zuthat und trotzdem, daß sich im Laufe der Fahrt manch freundliche Villa inmitten eines schönen Gartens zeigt, ist der Reisende doch enttäuscht, weil er eben überall in Indien eine üppige Vegetation erwartet.

Um Mittag erreichten wir Lanauli, einen hübsch gelegenen, kleinen Ort, in dessen Nähe sich der bekannte Felsentempel von Karli befindet. Wir vertauschten den Waggon mit einer Tonga, dem landläufigen zweirädrigen Zeltwagen, und fuhren auf der wohl erhaltenen Straße zwischen Tamarinden- und Banianenbäumen, hübschen Bungalows und urwüchfigen Strohhütten unserem Ziele zu. Leider liegt der Tempel stark abseits von der Straße, daher man sich die Besichtigung durch eine einstündige Wanderung quer über die Felder und eine steile Berglehne hinan erkaufen muß. In Indien will dies etwas bedeuten. Hier wurden wir erst so recht der sengenden Wirkung der Tropensonne gewahr, und zwar umsomehr, als die Luft eigentlich kühl war. Dieser große Temperaturunterschied zwischen Sonnenschein und Schatten, welcher den indischen Winter kennzeichnet, erklärt wohl die Entstehung mancher Krankheit.

Endlich waren wir auf dem eigenthümlichen, einer kolossalen Sphinx ähnlich geformten Bergvorsprung angelangt, in welchem sich der Tempel befindet. Derselbe lohnt jedenfalls die Mühe des Weges in hohem Maße. Eine Höhlung, von der Form eines gothischen Domes, ungefähr 40 Meter lang, 15 Meter breit und 13 bis 14 Meter hoch, ist in den Gneisfelsen gehauen. Eine Reihe achteckiger Säulen, mit je zwei auf Elefanten reitenden Paaren auf dem Capital, ist zu beiden Seiten ausgemeißelt; dieselben sollen die Träger der Holzbögen vorstellen, welche innerhalb der Wölbung



Indische Bauernhütte.



ingelegt sind, als ob sie dieselbe stützen würden. Im Hintergrunde zeigt sich die Dagoba, ein runder Kuppelbau, welcher das Heiligthum darstellt, überragt von einem Schirme aus Holz, dem Attribute königlicher Herrschaft. Vorne hat der Tempel eine Vorhalle, die von zwei mächtigen Säulen und einer auf kleineren Säulen ruhenden Quermauer begrenzt ist, und in welcher zu beiden Seiten je drei schön ausgeführte Elephanten als Träger des Frieses dienen. Zwischen der Vorhalle und dem eigentlichen Tempel ist eine mit Sculpturen bedeckte Scheidewand geführt. In dieser befindet sich die Eingangsthür und oberhalb derselben über die ganze Breite ein Fenster. Infolge dieser Einrichtung herrscht im ganzen Tempel ein mystisches Halbdunkel, nur das Heiligthum ist gut beleuchtet und hebt sich daher vortheilhaft ab. Man glaubt den Bau dieses Tempels in das zweite Jahrhundert vor Christi Geburt verlegen zu sollen. Bezeichnend für die Complicirtheit und das Sineinandergreifen der indischen Culten ist es, daß man heutzutage noch nicht darüber im klaren ist, ob man es hier mit einer buddhistischen Verehrungsstätte oder mit einem brahmanischen Siwa-Tempel zu thun hat. Ersteres erscheint jedoch wahrscheinlicher. Gegenwärtig pilgern zwar die Hindus zu dem Tempel, doch richtet sich deren Verehrung vorzüglich auf den Heiligenschrein beim Eingange, welcher eine gräßliche Frage mit rollenden Augen, eine Siwa-Darstellung, enthält. Desgleichen zeigen frische Fährspuren an einem riesigen Lingam links vom Eingange, daß noch jetzt Gläubige bei diesem Symbol Trost suchen. Auch auf die Thiere scheint der Tempel eine Anziehungskraft auszuüben, allerdings wohl hauptsächlich deshalb, weil sie darin eine trockene Unterkunft finden. Kurze Zeit vor unserem Besuche war auch thatsächlich ein Tiger in den Tempel eingedrungen. Derselbe wurde zwar von einem englischen Officier getödtet, zerfleischt jedoch noch im Todeskampfe seinen Gegner. Frische Blutspuren auf dem Boden des Tempels lieferten uns den traurigen Beleg für die Wahrheit dieser Mittheilung unseres Führers. Unter solchen Umständen ist eine Pilgerfahrt nach dem Karli-Tempel allerdings keine ganz ungefährliche fromme Übung.

Unmittelbar neben dem Tempel befinden sich, ebenfalls in Felsen gehauen, mehrere Gallerien kleiner Zellen von kaum 2 Quadratmeter Bodenfläche und vielleicht 2 Meter Höhe. Es ist dies ein bihara oder Kloster, in welchem seinerzeit buddhistische Mönche ihr beschauliches und jedenfalls an Bequemlichkeit nicht reiches Leben führten, bis das ersehnte Aufgehen in dem „großen Nichts“ demselben ein Ende machte.

Von Vanauli führte uns die Bahn während der Nacht über Puna nach Hodgki. Hier bestiegen wir des Morgens, bei der ungewohnten Temperatur von 10 bis 12° etwas fröstelnd, die Zweigbahn, welche nach Bijapur führt. Die Scenerie, welche dieser Theil des Deffan bietet, ist trostlos eintönig. Steppenartige Wiesen und Felder, erstere vorherrschend, spärlich gesäete elende Dörser, aus Strohhütten bestehend, fröstelnd zusammengekauerte Hindus und einige Büffel und Zebus mit dem sie nie verlassenden Raben auf dem Rücken, bildeten die stets gleiche Staffage. Lange Strecken hindurch kein Baum, kein Strauch, kaum daß in weiter Ferne hie und da ein Hügel sichtbar war. Auch der mächtige Bima, welcher zwischen kahlen Ufern sein schlammiges Wasser dem

Golf von Bengalen zuführt, bot keinen angenehmen Anblick. Nur die wohlgepflegten Gärten an den Stationen, deren Rampen unser Windling, hier fast baumartig groß, ziert, gewährten dem ermüdeten Auge einigermaßen angenehme Ruhepunkte. Endlich zeigten sich vereinzelt, dann immer häufiger und an Größe zunehmend, Kuppelbauten, mitunter von prächtigem Grün umgeben, schließlich eine große Mauer mit Bastionen. Wir befanden uns in Bijapur. — Durch eine Bresche der Mauer gelangten wir nach einer Viertelstunde Weges zu der neben dem kolossalen Mausoleum Sultan Mahmuds befindlichen kleinen Moschee, die als Travellers Bungalow eingerichtet ist. Die Rundschau, welche wir von hier über die Stadt genossen, machte einen mächtigen Eindruck auf uns. So weit das Auge reicht, Prachtbauten aller Art, von üppigem Baumwuchse umgeben. Dabei eine majestätische Ruhe, da die gegenwärtig spärliche Bevölkerung, welche theils in kleinen Hütten, theils in hergerichteten alten Bauten wohnt, sich auf der großen, von der 1½ geographische Meilen langen Mauer eingeschlossenen Fläche verliert. Bedenkt man, dass letztere seinerzeit nur die Wohnsitze des Hofes und der Aristokratie umschloß, während die eigentliche Stadt, wie zahlreiche Bauten beweisen, sich außerhalb der Mauern befand und einen Flächenraum von mehr als einer geographischen Quadratmeile einnahm, so kann man sich einen Begriff von der Größe Bijapurs zu seiner Blütezeit machen. Diese fällt in das 16. und 17. Jahrhundert, als es die Hauptstadt des mächtigsten Sultanates im Dekkan war, welches dem großen Mogulenreiche Nord-Indiens wenig an Macht nachstand. Die Angabe, dass die Einwohnerzahl Bijapurs damals 1½ Millionen betragen hat, erscheint angesichts der Ausdehnung der Ruinen vollkommen glaubwürdig. Mit der Einnahme und theilweisen Verwüstung der Stadt durch Aurengzeb im Jahre 1686 und der Einverleibung des Landes in das große Mogulenreich sank die Bedeutung Bijapurs sehr rasch. Die zahlreichen künstlichen Teiche und Bassins versumpften und wurden der Herd böser Fieber, welche die Einwohner vertrieben. Erst in neuester Zeit, nachdem die Districtsverwaltung hierher verlegt wurde und die Engländer die Sanierung des Ortes energisch in die Hand nahmen, scheint der alten Sultansstadt wieder eine bessere Zukunft zu blühen.

Durch ein kräftiges Mahl in dem recht bequemen Travellers Bungalow gestärkt, machten wir uns nachmittags gleich an die Besichtigung der hervorragendsten Gebäude. Ein Ochsenwagen brachte uns mit einem die Verdauung sehr befördernden Holpern über die quer durch die Stadt geführte Straße nach der vor dem Schachpurer Thore gelegenen Ibrahim Koze. Es ist dies die Grabstätte des Sultans Ibrahim Abdil Schah II. Sie besteht aus dem eigentlichen Mausoleum und einer symmetrisch dazugebauten Moschee, beide von einer Mauer mit hohem, stilgemäßen Thore umschlossen. Schon der flüchtige Anblick dieser Gebäude erfüllte uns mit Bewunderung. Es sind dies wahre Prachtstücke persischer Baukunst,<sup>1)</sup> mit edlem Ebenmaße in der Anlage und einer geschmack-

<sup>1)</sup> An den Höfen der mohammedanischen Reiche Indiens vertraten die Perfer das feingebildete Element. Persisch war die Hofsprache, persische Künstler und Gelehrte spielten eine hervorragende Rolle daselbst.



Karli. Eingang zum Felsentempel.



vollen Ausführung bis in das kleinste Detail. Ein poetischer Gedanke ist hier verkörpert, der unwillkürlich im Beschauer wiederklingt.

Das Mausoleum besteht aus der Cella, um welche ein Bogengang geführt ist, der außen einen prachtvollen Fries trägt. An den vier Ecken erheben sich schlanke Minarets. In der Mitte des Gebäudes ruht, auf einem viereckigen Unterbau nach gleichen Motiven wie der Fries, eine persische, birnförmige Kuppel, welche dem Ganzen einen würdigen Abschluss gibt. Die Decke des Bogenganges, die Säulen und die Wände der Cella sind mit Ornamenten und Koransprüchen aus Stuck geziert. Letztere beide, ursprünglich vergoldet, heben sich äußerst vortheilhaft vom blauen Untergrunde ab. Die Fenster sind mit durchbrochenen Marmorschirmen, durchgehends Meisterwerke der Stein-Ornamentik, ausgefüllt. Nie wiederholt sich die Zeichnung, und alles zusammen bildet ein harmonisches Ganze.

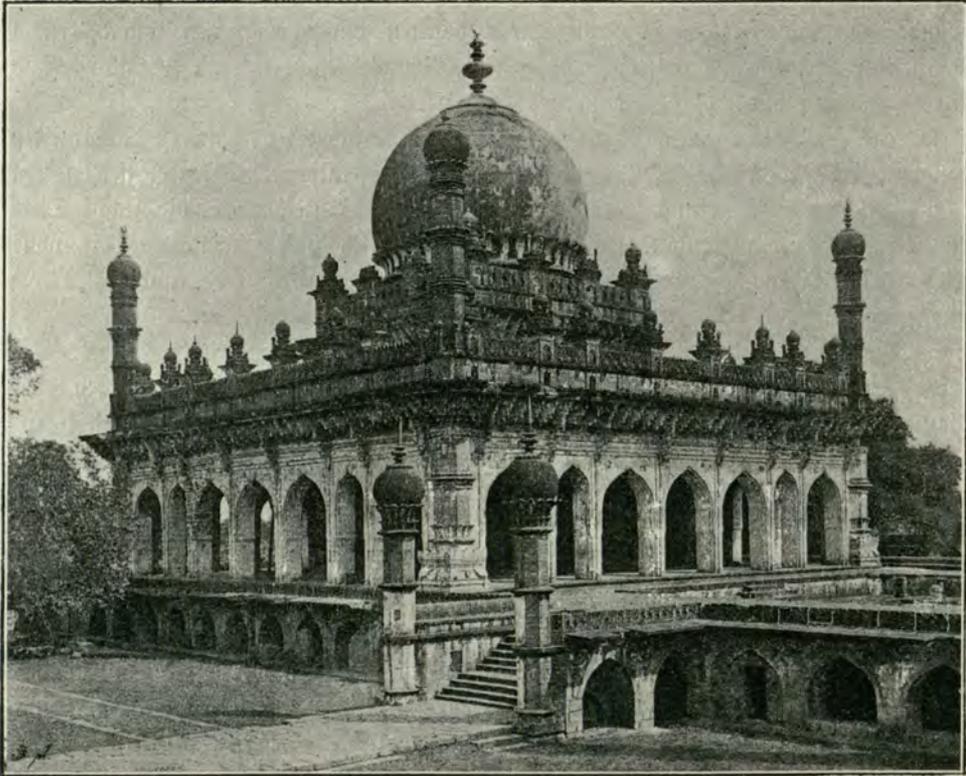
Das Innere der Cella, welche das schmucklose Grabmal enthält, ist einfach weiß getüncht, jedoch wegen des zwischen den Arabesken der Fenster eindringenden gedämpften Lichtes nicht ohne Wirkung. Vom Standpunkte der Bautechnik ist die flache Decke der Grabkammer interessant. Dieselbe besteht nämlich aus Steintafeln, die ohne jedwede Unterstüzung nur durch Cement zusammengehalten sind, und lässt die bindende Kraft des letzteren als eine ganz außerordentliche erkennen.

Die Grabmoschee ist im Außern dem Mausoleum ziemlich ähnlich; zwischen beiden befindet sich eine Fontäne. Nach dem Eindrucke zu schließen, welchen diese Bauten noch heute, obwohl schon viele Details derselben dem Zahn der Zeit zum Opfer fielen, auf den Beschauer machen, kann man sich lebhaft vorstellen, welcher prachtvollen Anblick sie boten, als sie vollkommen instand gehalten waren. Die persische Inschrift über dem Mausoleum, wonach „der Himmel erstaunt war über die Errichtung dieses Gebäudes, als eines Stückes Himmel auf Erden“, ist bei aller Überschwenglichkeit doch nicht so unbegründet.

Auf der hierauf von uns besichtigten Löwenbastei, so genannt nach zwei in die Escarpemauer eingefügten Löwen in Hautrelief, bewunderten wir eine Bronzehaubitze von 80 Centimeter Bohrungsdurchmesser, welche in früherer Zeit wohl ihren Namen „Malik i Maidan“ (Herr der Ebene) verdiente.<sup>1)</sup> Weitere Seltenheiten in artilleristischer Beziehung fanden wir auf dem Upari Buri, einer Art Martello-Thurm, mehr im Innern der Stadt gelegen. Auf seiner 20 Meter hohen Plattform ruhen zwei lange Geschütze, das größere 10 Meter lang und mit 30 Centimeter Bohrungsdurchmesser, welche aus langen Eisenstangen bestehen, die durch zahlreiche Eisenreifen zusammengehalten sind. Mehr noch als diese der Bedienungsmannschaft vielleicht nicht ganz ungefährlichen Ungethüme, fesselte uns die prachtvolle Übersicht, welche man von der Upari Buri aus genießt. Hier gewahrt man erst, welche Unmenge von Prachtbauten Bijapur besitzt,

<sup>1)</sup> Hierher versetzen die Vieder der Mahräten den Schauplatz der heldenmüthigen Abwehr des ersten Mogulenangriffes durch die Sultanin Kand Bibi, die Maria Theresia Bijapurs.

und kann sich einen Begriff von dem außerordentlichen Glanz und dem Reichthum machen, der daselbst noch vor kaum mehr als zwei Jahrhunderten geherrscht hat. Dem Tadj Baoli oder Kronbrunnen, ein großes, tiefes Wasserbassin mit Einfassungstiege und monumentalem Eingangsthor, an welches sich rechts und links Gebäude anschließen, sowie dem Michtar Mahall<sup>1)</sup> wendeten wir zunächst unsere Schritte zu. Letzterer ist ein reizender dreistöckiger Pavillon in gemischt persisch-indischem Stile, dessen kunstvoll ausgeführte Steinarbeiten man für Holzschnitzereien hält, wenn man



Bijapur. Die Ibrahim Roze.

sie nicht aus nächster Nähe betrachtet. Auf der weiteren Fahrt durch die aus Banianen- und Tamarindenbäumen gebildete Allee, welche den westlichen Theil der Stadt durchschneidet, zeigte sich ein sehenswertes Gebäude nach dem anderen. Wir mußten uns darauf beschränken, nach Besichtigung der riesigen Affenbrotbäume, deren Stämme 18 Meter im Umfange messen und an welchen seinerzeit die Verbrecher aufgeknüpft wurden, nur noch der Djami Mesdjid, der jetzt noch als Verehrungsstätte dienenden

<sup>1)</sup> Mahall = Palast.

großen Moschee, einen flüchtigen Besuch abzustatten. Die Anlage dieser Moschee, welche 8000 Gläubige fassen kann, ist großartig. Durch ein entsprechendes stilgemäßes Thor gelangt man in den großen Vorhof, in welchem sich das nun leere, ausgedehnte Wasserbassin befindet, das bei mohammedanischen Prachtbauten nie fehlt. Der große centrale, über 100 Meter lange Bau, sowie die beiden rechtwinkelig daran stoßenden Flügel sind mit breiten Arcaden versehen. Desgleichen besteht die Tempelhalle aus Bogengängen, welche die in der Mitte befindliche große, von der Kuppel überdeckte Halle umgeben. Schöne Arabesken zieren den Heiligenschrein, welcher einige Reliquien Mohammeds enthält. Aurengzeb hat jedoch auch hier seine schwere Hand fühlen lassen. Die wegen ihrer Pracht berühmten, seidenen Gebetteppiche, welche seinerzeit den Boden bedeckten, wurden enttragen, dafür der Boden einfach mittels schwarzer Striche in eine entsprechende Anzahl Rechtecke von der Größe eines Teppichs eingetheilt. Die schwere goldene Kette, welche vor dem Eingang der Moschee hieng, wurde durch eine eiserne ersetzt, und dergleichen Reformen mehr, welche von einem außerordentlich praktischen Sinne des Großmoguls zeugen, die aber wohl nicht ganz nach dem Geschmack der Bijapurer Gläubigen gewesen sein dürften.

Es war Abend geworden. Statt der stechenden Sonne sandte der Mond seine milden Strahlen auf all die Zeugen früherer Herrlichkeit und spiegelte sich in den Wasserbassin, deren Ufer vom Schatten großer Bäume in tiefes Dunkel gehüllt waren. Die Straße war vereinsamt, nur hie und da begegneten wir einer kräftigen Mahrätengestalt in der im Halbdunkel doppelt phantastisch erscheinenden Nationaltracht. Ein traumhaft schönes, aber wehmüthig stimmendes Bild vergangener Größe!

Es wäre zu ermüdend, wollte man alle die Bauten aufzählen, welche wir am nächsten Morgen besichtigten. Wir hatten auf diesen Tag den Besuch der Citadelle verlegt, in welcher seinerzeit der Hof seinen Sitz hatte und woselbst sich Palast an Palast reiht. Wir sahen den Uffer Mahall, einen ganz in persischem Stile gebauten Palast mit theilweise noch gut erhaltenen schönen Frescomalereien, kunstvoll mit Elfenbein eingelegten Thüren und einem Schrein, in welchem einige Barthaare des Propheten aufbewahrt werden; ferner die allerliebste Meffamoschee, eine im verjüngten Maßstabe ausgeführte Nachbildung des Originales in der heiligen Stadt; den Gaganmahall mit seinen immensen Bögen, deren größter 22 Meter Spannweite und 17 Meter Höhe hat, und die einem Erdbeben, welches das übrige Gebäude stark zerklüftete, wunderbarerweise widerstanden; endlich Sat Kanta, den gegen oben immer schmaler werdenden Palast der sieben Stockwerke, von welchem aus die Damen des Serails, ohne selbst gesehen zu werden, eine prachtvolle Rundsicht über die Stadt genießen konnten. Überall ein schönes Ebenmaß in der Anlage, ein großer Reichthum und Geschmack in der Ornamentik. Auch von Wasser und Blumen wurde, wie zahlreiche Bassins, Blumenvasen und Ampeln bezeugen, zur Ausschmückung reichlichst Gebrauch gemacht.

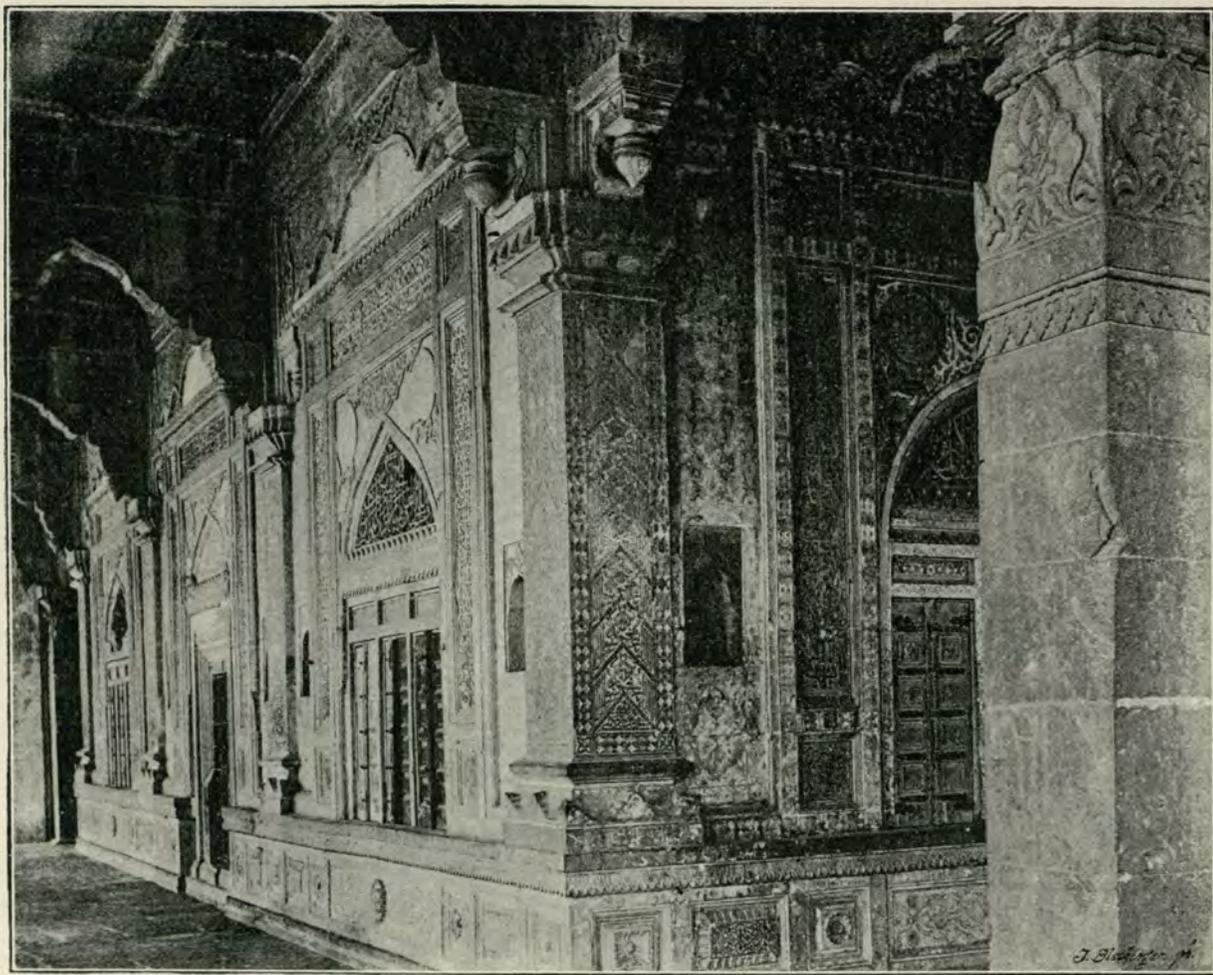
Grell sticht von all diesen orientalischen Luxusbauten die gegenwärtige Verwendung derselben seitens der Engländer ab. Das im Sultanspalast eingebaute Gerichtslocale und

die daran anschließenden neugebauten Gefängnisse nehmen sich ebenso seltsam in dieser Umgebung aus, als der gestampfte Lawntennis-ground vor dem prunkhaften Gaganmahall. Dagegen muß man anerkennen, daß auch hier, in dem jetzt verlassenem Winkel des Dekkan, der englische Ordnungssinn wahre Wunder gewirkt hat. Die Straßen sind durchgehends gut, die versumpften Teiche wurden entwässert, und Spitäler und Schulen errichtet. Wir besuchten eine der letzteren, welche im Gebäude des Kronbrunnens untergebracht ist. Es war eine Freude zu sehen, mit welcher Aufmerksamkeit all die auf der Erde lauernden, sehr intelligent aussehenden, braunen Jungen dem Geographie-Vortrage des Lehrers, eines Hindu, lauschten. Eine uns zu Ehren vorgenommene Prüfung auf der Karte zeigte eine erstaunliche Vertrautheit der Schüler mit der Topographie Indiens. Auch wurde anlässlich unseres Besuches ein Gedicht in kanarejischer Sprache declamiert, welche Mundart des westlichen Dekkan uns recht wohlklingend erschien.

Die öffentliche Sicherheit soll in Bijapur ebenfalls eine ganz zufriedenstellende sein. Übrigens sahen wir öfters Policemen, welche auf ihre blaue Uniform mit grellgelben Aufschlägen und den großen Turban von gleicher Farbe, sowie auf ihren Stab nicht wenig stolz zu sein schienen.

Die Besichtigung einer der Hauptsehenswürdigkeiten Bijapurs, des Gol Gumbaz, hatten wir uns, da es unmittelbar vor dem Travellers Bungalow steht, bis zuletzt aufgehoben. Das Gol Gumbaz ist die Grabstätte Mohammed Mahmud Padischahs, des Nachfolgers jenes Sultan Ibrahim Adil, welcher in der Ibrahim Kozeh beigesetzt ist. Letztere ist, wie erwähnt, eine wahre Perle der Baukunst, jedoch in bescheidenen Dimensionen; erstere hingegen zeigt das Bestreben, durch Größe der Anlage zu imponieren — die Grundfläche hat 65 Meter im Gevierte — wobei jedoch äußerlich eine gewisse Plumpheit nicht zu vermeiden war. Nichtsdestoweniger ist das würfelförmige Gebäude mit den siebenstöckigen durchbrochenen Ecktürmen, dem schönen Fries und der mächtigen Kuppel, welche an Größe der Kuppel der Petruskirche nahekommt (42 Meter Spannweite), eine bedeutende architektonische Leistung. Das weißgetünchte schmucklose Innere, eine einzige Halle, imponiert allerdings bloß durch die Größe, und weder die Grabmäler — außer dem Sultan Mahmud ruhen auch zwei seiner Frauen und zwei Kinder dort — noch die sonstige Einrichtung verdienen besondere Aufmerksamkeit. Unter der Kuppel befindet sich eine Gallerie, auf welcher man das vielfache Echo, sowie die stets von neuem verblüffende Eigenschaft der meisten Kuppeln bewundern kann, daß ganz leise geflüsterte Worte, ja selbst das Ticken einer Taschenuhr, den auf der diametral entgegengesetzten Seite befindlichen Personen vollkommen deutlich vernehmbar sind. Auf den Thürmen des Gol Gumbaz, wie auch auf allen höheren Bauten Bijapurs, nisten unzählige Papageien, welche hier die bei uns an ähnlichen Orten anzutreffenden Schwalben und Tauben vertreten.

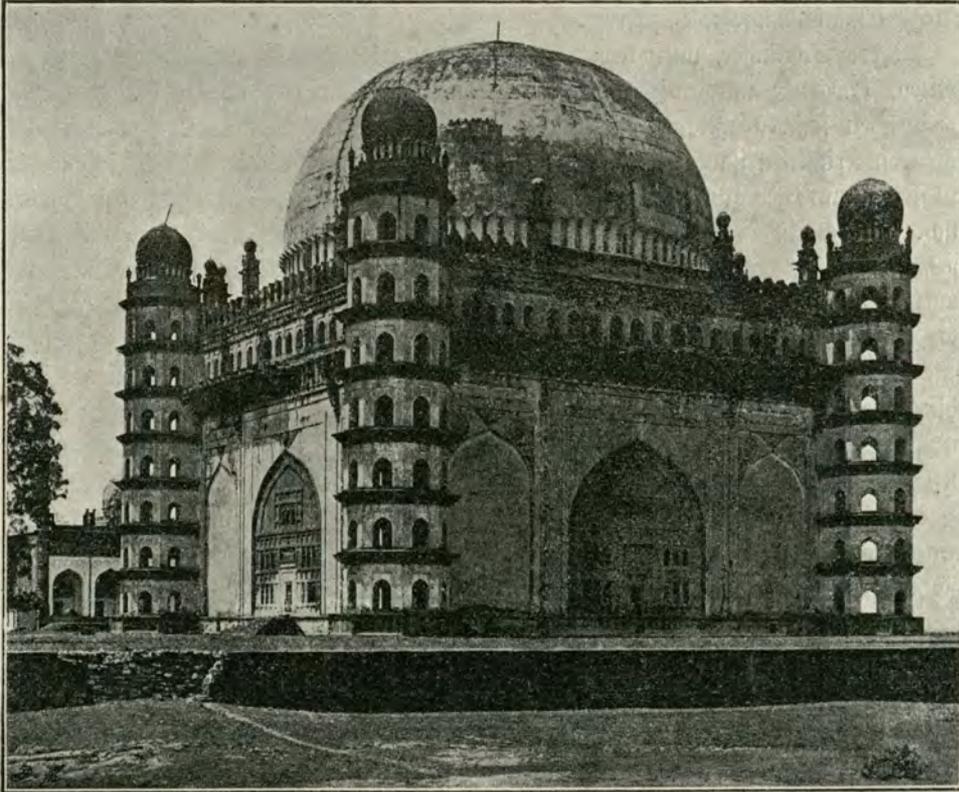
Außerst interessant waren die verschiedenen Volkstypen, welcher wir auf dem Bahnhofe ansichtig wurden, wo zahlreiche Eingeborene gleich uns den verspäteten



Bijapur. Cella der Ibrahim Rozeh.



Zug erwarteten. Außer den hochstämmigen martialischen Mahräten fanden sich hier lichte Radjputen mit sehr intelligenten Gesichtern, sowie dunkle, scheublickende, verkümmerte Gestalten vor, die wahrscheinlich zu den Ureinwohnerstämmen Indiens gehörten. An den Frauen fiel uns ein ganz besonderer Reichthum an schwerem Goldschmuck auf. Das nach rückwärts gekämmte Haar, welches zu einer henkelartigen Spirale zusammengerollt wird, war mit allerlei Nadeln und Platten aus Edelmetall bespickt. Auch an schweren silbernen Arm- und Fußspangen fehlte es nicht.



Bijapur. Sultan Mahmuds Mausoleum.

Die Rückfahrt nach Hodgki gab uns bei der Eintönigkeit der Scenerie vollauf Muße, in der Erinnerung an all die gesehenen Herrlichkeiten zu schwelgen. Leider mischte sich ein prosaischer Wermutstropfen in diese poetische Stimmung; inolge der Verspätung des Zuges entfiel das trotz aller Kunstgenüsse doch sehnlichst erhoffte Diner in Hodgki. Mit Mühe gelangten wir noch rechtzeitig in ein Coupé des Hauptzuges. Um das Maß voll zu machen, wurde uns ein Wagen zugewiesen, in dem ein Engländer nach eben eingenommener Mahlzeit, gemüthlich auf den Pölstern ausgestreckt, seine kurze Pfeife rauchte und ab und zu seinem reichgefüllten Frühstückskorbe

eine in Eis gefühlte Erfrischung entnahm. Dieses Bild vollendeter Behaglichkeit bei vollgesättigtem Magen fehlte noch, um die Leere in den unserigen recht fühlbar zu machen. Selbst der charakterfesteste Conservative dürfte in solchen Momenten sich kleinen Anwandlungen von Communismus nicht entziehen können. Dafür verdankten wir der kühlen Temperatur und wohl zum Theil auch unserer Diät einen höchst erquickenden Schlaf. Auch war um 4 Uhr des Morgens, als wir in Puna erwachten, unser Ärgernis erregender Nachbar verschwunden; nur die Spuren des geschmolzenen Eises am Boden verriethen, daß er nicht bloß ein Gebilde unserer durch den Hunger erregten Einbildungskraft gewesen.

Herr Stockinger, unser liebenswürdiger Generalconsul, bei welchem wir absteigen sollten, erwartete uns auf der Station. Eine halbstündige Fahrt in der uns eifig scheinenden frischen Morgenluft brachte uns nach seinem ebenso ausgedehnten als schön eingerichteten Landhause. Ein Theil der Gesellschaft wurde im Hause, ein anderer in Zelten untergebracht. Unter einer solchen Behausung muß man sich in Indien nicht etwa ähnliches wie unsere Lagerzelte vorstellen. Das indische Wohnzelt ist vielmehr ein sehr bequemes und elegant eingerichtetes Leinwandhaus. Eine Thüre von bunt bemalten japanischen Rohrmatten gibt Einlaß zum Hauptgemach. Dasselbe ist mit buntem indischen Rattun gefüttert und der Boden mit Teppichen belegt. Durch eine reiche Ausstattang mit Möbeln ist für alle Bedürfnisse gesorgt. Eine leichte chinesische Hängelampe verbreitet ein angenehmes, gedämpftes Licht und erhöht dadurch den äußerst anheimelnden Gesamteindruck. Zu beiden Seiten des Hauptraumes befinden sich die Nebengemächer, unter welchen ein Badezimmer nie fehlt. Das Wohnen in diesen Zelten ist so angenehm, daß viele Officiersfamilien in Bombay, die kein entsprechendes Haus finden, den ganzen Winter über in solcher Weise auf der Esplanade haufen. Allerdings benöthigt eine Familie mit Kindern und dem unvermeidlichen Tross von Dienern eine größere Anzahl von Zelten, und auf diese Art entsteht eine ganze Zeltstadt. Es war ein ungewohnter Anblick, der aber einen sehr gemüthlichen Eindruck machte, oft eine zahlreiche Gesellschaft in tadelloser Salontoilette bei einer reichbesetzten Tafel unter einem Zelte oder beim Whistspiel an im Freien aufgestellten Tischen zu sehen. Im Lande der Cobras und bei Regenvetter mag es allerdings etwas bedenklich erscheinen, derart zu lagern, doch in der trockenen Saison, während welcher auch die Landplage der Schlangen weniger zu fürchten ist, kann man sich kaum eine lustigere und angenehmere Unterkunft denken.

Die Gegend von Puna oder Kirki — die beiden Orte stoßen hart aneinander — ist von Natur aus eintönig, dank den vielen Aueen und Gärten jedoch recht freundlich. Auch gehört der Ausblick vom Vereinigungspunkt der beiden Flüsse Mula und Muta mit dem Parvati-Hügel im Hintergrunde zu den schöneren Landschaftsbildern des Dekkan. Allein der europäische Tourist vermißt auch hier den erwarteten, eigenthümlichen Tropencharakter. Puna, die frühere Capitale der Peshwas, der mächtigsten Mahrätenfürsten, zählt an 100.000 Einwohner, bietet jedoch mit Ausnahme des Peshwa-Palastes nichts

Hervorhebenswertes gegenüber irgend einer anderen Hindustadt. Dieselben langen, engen Straßen, bunt bemalten Häuser mit unzähligen Verkaufsläden und dem bunten Menschengewühle, die gleichen plumpen Pagoden mit steinernen Scheusalen bedeckt, und in schroffem Gegensatz dazu, wie in jeder anglo-indischen Stadt, die öffentlichen Gebäude in europäischem, ja meist gothischem Stile. Kirki dagegen ist eigentlich nur eine weitausgedehnte Villen- und Kasernenstadt. Hier befindet sich das große englische Artillerie-Arsenal, ferner ausgedehnte Depots und die Zeltstadt der alljährlich hier ins Übungslager zusammenberufenen englischen Truppen. Des Abends und des Morgens sieht man hier meist nur Engländer. Mann und Frau zu Pferd oder in einem für Sportszwecke dienenden Gefährte, die pausbacige Kinderschar ebenfalls beritten oder in niedlichen Pony-Equipagen folgend; auf dem Flusse tummeln sich Boote und werden Vorübungen für Wettfahrten vorgenommen, die Rasenplätze sind mit ballspielender Jugend besetzt. Mit einem Worte, hier zeigt sich Old England, wie es lebt und lebt.

Eigenthümlich erscheint dem Fremden die Anzahl an dienendem Personale in einem europäischen Haushalte Indiens. Selbst im bescheidensten Haushalte findet man vier bis fünf dienstbare Individuen, und Leute, welche einigermaßen eine hervorragende Stellung einnehmen, benöthigen mindestens ein Duzend derselben. Allerdings kommt ein Diener nicht hoch zu stehen. Zehn bis zwölf Rupien (9 bis 10 fl.) ohne alle Verpflegung bilden durchschnittlich den monatlichen Lohn, doch bei der großen Anzahl macht die Gesamtauslage für die Bedienung doch schon eine beträchtliche Summe aus. Die Ursache, warum man so viele Leute benöthigt, liegt in dem Umstande, daß jeder Diensthote seinen genau abgegrenzten, beschränkten Wirkungskreis hat und außerhalb desselben sich zu keiner noch so geringfügigen Leistung herbeiläßt. Im allgemeinen sollen sich die Hindus als ehrliche und verlässliche Diener erweisen; bei den Kindfrauen lobt man die oft rührende Anhänglichkeit an die Kinder. Eine ganz besondere Gewandtheit zeigen aber die indischen „Boys“ in der Bedienung bei Tisch. Geräuschlos und mit ernster Miene versehen sie mit einer Aufmerksamkeit und Sorgsamkeit ihre Obliegenheiten, um die sie ihre europäischen Collegen beneiden können.

Mit der Sicherheit des Eigenthumes ist es in Kirki und Puna nicht am besten bestellt. Unter den vielen Kasten in der Bevölkerung gibt es auch Tschokedars, eine Kaste von Dieben, welche sehr gut organisiert sein soll, es jedoch unterläßt, ein besonderes Kastenabzeichen auf der Stirne zu tragen. Als bestes Mittel, sich vor der unliebsamen Bekanntschaft mit dieser Kaste zu sichern, empfiehlt sich die Aufnahme eines Mitgliedes derselben als Hauswächter. Man kauft sich dadurch um einen Monatsbeitrag von 8 bis 10 fl. von weiterer Belästigung frei. Herr Generalconsul Stockinger hat ebenfalls zu diesem Mittel Zuflucht genommen, und dasselbe erwies sich bis jetzt als probat.

Wegen des ständigen Lagers ist naturgemäß die Gesellschaft von Puna-Kirki, trotzdem daß während des Südwestmonsons auch viele Bewohner Bombays der kühleren Temperatur halber hier Aufenthalt nehmen, eine vorwiegend militärische.

Dieselbe widmet den politischen Verhältnissen des Landes und der Stimmung der Bevölkerung begreiflicherweise eine gespannte Aufmerksamkeit. Wie nicht anders zu erwarten, ist man in Militärkreisen von jeher dem gegenwärtigen Princip der indischen Regierung entgegen gewesen, wonach Eingeborene immer mehr zu allen wichtigen Stellen herangezogen werden, und ihnen, falls sie die nöthige Befähigung haben, officiell eine gewisse Gleichstellung mit den entsprechenden englischen Beamten eingeräumt wird. Die Militärs machen geltend, daß die Engländer nur durch das Prestige, einer höheren Rasse anzugehören — was bis jetzt von den Eingeborenen vermöge der bei ihnen eingelebten Ansichten über Kasteneintheilung unbestritten war — ihre Herrschaft aufrecht erhalten konnten, und daß mit der Verwirklichung der Gleichheitstheorie auch bald eine Auflehnung gegen die Fremdherrschaft erfolgen dürfte. Übrigens scheinen auch manche der Civilbeamten, welche sich früher auf den gewiß edleren und humanen Standpunkt gestellt hatten, die Hindus möglichst emporzuheben, jetzt im Interesse der englischen Herrschaft sich zu einer ähnlichen Auffassung wie jene der Militärs zu bekehren. Kürzlich hielt ein gewisser Sir Griffin Lepel, politischer Resident bei einem der halb selbständigen Mahräten-Maharadjas, gelegentlich einer officiellen Festlichkeit eine in dieser Richtung höchst bedeutsame Rede. Er forderte die edlen Mahräten auf, ihren alten Traditionen treu zu bleiben, sich nicht von den reformmüchtigen, halbgebildeten Bengali Babus beeinflussen zu lassen, und besonders das durch Jahrtausende geheiligte Kastenwesen nicht aufzugeben. Jedenfalls aus dem Munde eines Engländer's eine seltsame Sprache, die sich nur durch dringende politische Beweggründe erklären läßt.

Puna ist der Sitz des Commandierenden der Bombay-Armee. Gegenwärtig bekleidet Sr. k. Hoheit der Herzog von Connaught diese Stelle. Zu einem Tiffin, welches dieser Prinz zu Ehren Sr. k. u. k. Hoheit des Herrn Erzherzogs Leopold gab, wurde auch die Begleitung des letzteren zugezogen. Es war uns dadurch die Möglichkeit geboten, Einblick in einen englischen Hofstaat zu gewinnen. Inwieferne derselbe auf das Leben am englischen Hofe zu schließen berechtigt, ist schwer zu sagen. Hier war jedenfalls von einer steifen Etikette, wie man sie vielleicht erwartet hätte, nichts zu bemerken, und bei aller Würde der prinzlichen Gastgeber herrschte jener angenehme Ton gesellschaftlicher Ungezwungenheit, der den Verkehr mit feingebildeten Engländern kennzeichnet. Dabei zeigte sich in der ganzen Hofhaltung eine verhältnismäßig große Einfachheit; nur gegenüber der eingeborenen Bevölkerung wird mit Rücksicht auf die landläufigen Anschauungen ein dem Sohne der Kaiserin von Indien entsprechender äußerer Prunk entwickelt. Ganz besonders gewinnenden Eindruck macht das herzliche Familienleben der englischen Hoheiten, sowie deren Sorgfalt für die blühende Kinder-schar, worin sich die deutsche Abstammung der Prinzessin nicht verleugnet. Das schöne Bild glücklicher Häuslichkeit gewann inmitten der orientalischen Umgebung erhöhten Reiz.

Ein sehr angenehmer Abend im gastlichen Hause unseres Generalconsuls beschloß den Aufenthalt in Puna.

Die Weihnachtszeit war herangerückt. Es war uns schwer, daran zu glauben. Die Temperatur von 30° tagsüber, die demzufolge leichte Kleidung, sowie das unveränderte geschäftige Treiben im Hafen und unter den Eingeborenen wollten nicht so recht zu den uns von Schnee und Eis unzertrennlich dünkenden Festtagen passen. Nichtsdestoweniger wurde der heilige Abend in der Officiersmesse recht gemüthlich gefeiert. Wohl mußte eine kleine Palme das altgewohnte Tannenbäumchen ersetzen, auch war es nicht möglich, eine entsprechende Bescherung einzuleiten; allein an der Hauptsache fehlte es nicht. Der Geist eines herzlichen Einvernehmens und warmer Kameradschaft waltete vor, und im gemüthlichen Gedankenaustausche, wobei natürlich die Angehörigen in der fernen Heimat den Hauptgesprächsstoff lieferten, gestaltete sich der Abend zu einem sehr angenehmen.

Mit Bedauern schieden wir am 30. December von Bombay. Abgesehen von dem vielen Interessanten, welches Bombay mehr wie jede andere indische Hafenstadt dem Touristen bietet, hatten wir auch während unseres längeren Aufenthaltes recht angenehme, gesellschaftliche Beziehungen angeknüpft. Ganz besonders liebenswürdig war uns die österreichische Colonie entgegengekommen, welche übrigens, wie wir zu unserem Stolze gewahrten, sich auch der allgemeinsten Achtung erfreut und beständig im Wachsen begriffen ist.

---

## Capitel VIII.

### Goa — Calicut — Cochin.

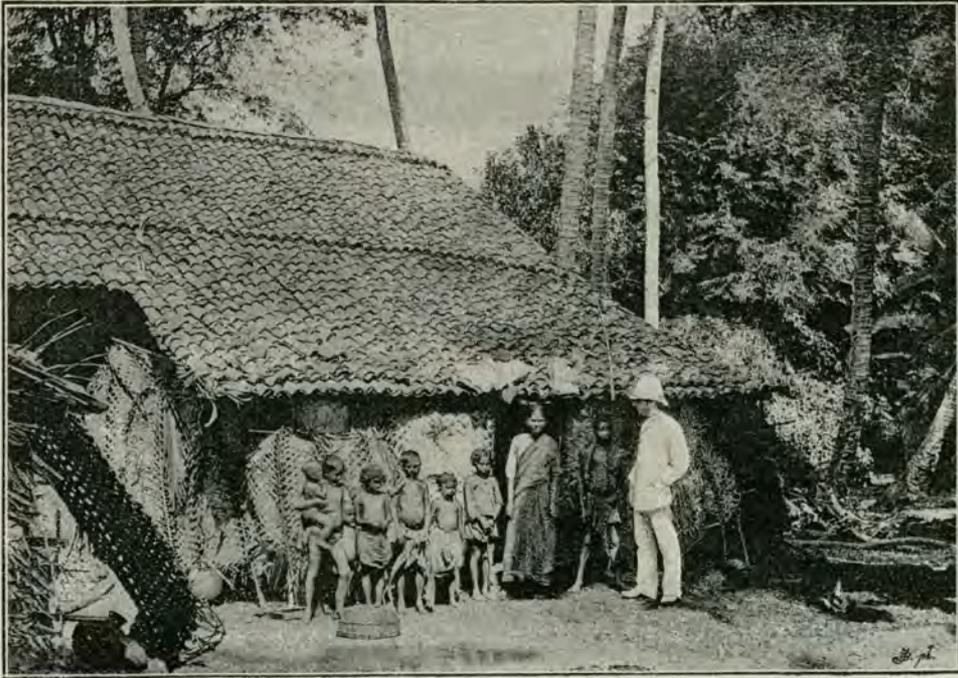
#### Goa.

Endlich einmal tropische Vegetation! Dies war so ziemlich der einstimmige Ausruf, als auf den schrillen Pfiff der Bootsmannspfeife, gefolgt von dem Rufe: „Alle Mann Ankerstationen!“ beim Einlaufen in Goa jedermann seinen Posten einnahm. Das mäßig ansteigende Hügelland der Punta Aguado und die Spitze von Marmagao, welche die Rhede von Goa bilden, sind freundlich grün; auch heben sich besonders die auf dem erstgenannten Vorsprung befindlichen weißen Gebäude vortheilhaft ab. Die zwischen beiden Landspitzen liegende Insel, auf welcher sich die Städte Neu-Goa, auch Pandjim genannt, und Alt-Goa befinden, ist aber vollends ein Tropengarten, an dessen üppigem Grün man sich nicht genug sattsehen kann.

Da die Rhede von Goa großen Schiffen wenig Schutz bietet, steuerte die „Jafana“ dem durch einen Wellenbrecher künstlich gebildeten Hafen von Marmagao zu. Dieser, gleich der von dort ausgehenden West-India Portuguesische Railway erst kürzlich eröffnet, wurde durch die „Jafana“, als dem ersten größeren Schiffe, welches im Hafen ankerte, sozusagen eingeweiht. Der Ort Marmagao besteht eigentlich nur aus dem Bahnhofsgebäude und den wenigen Bungalows der Eisenbahnbeamten; doch als Endstation der Eisenbahn ist es offenbar die zukünftige Hauptstadt der Colonie, wie Pandjim jene der Gegenwart ist, und Alt-Goa jene der Vergangenheit gewesen. — Obwohl das Wetter äußerst ungünstig war — es regnete in Strömen — so wurde doch gleich am nächsten Tage ein Ausflug nach Pandjim und Alt-Goa unternommen. Und in der That, selbst unter so ungünstigen Umständen kann man sich kaum etwas Schöneres denken, als die Fahrt vom Anlegeplatze Dona Paula nach Pandjim und von dort nach Alt-Goa.

Cocospalmen, Bananen, Tamarinden, Jackbäume, Bambus und all die tropischen Gewächse, von denen jedes für sich schon die Bewunderung des Europäers erregt,

sieht man dichtgedrängt aneinander, nur hie und da von lichtgrünen Pflanzungen unterbrochen. Zahlreiche Landhäuser und aus rothem Laterit gebaute Eingeborenenhütten zeigen sich, und mehrere Kirchen und Kapellen, sowie frischbetränzte Missionskreuze verrathen, dass die Mehrzahl der Bevölkerung christlicher Religion ist. Das an 10.000 Einwohner zählende Pandjim hat mit Ausnahme einiger Kirchen und Klöster, sowie des Gouverneurpalastes, keine Gebäude von Bedeutung aufzuweisen. Doch berührt der portugiesische Stil der einstöckigen Häuser, welche breite Straßen und große mit Parkanlagen versehene Plätze bilden, angenehm und erweist sich der tropischen Scenerie



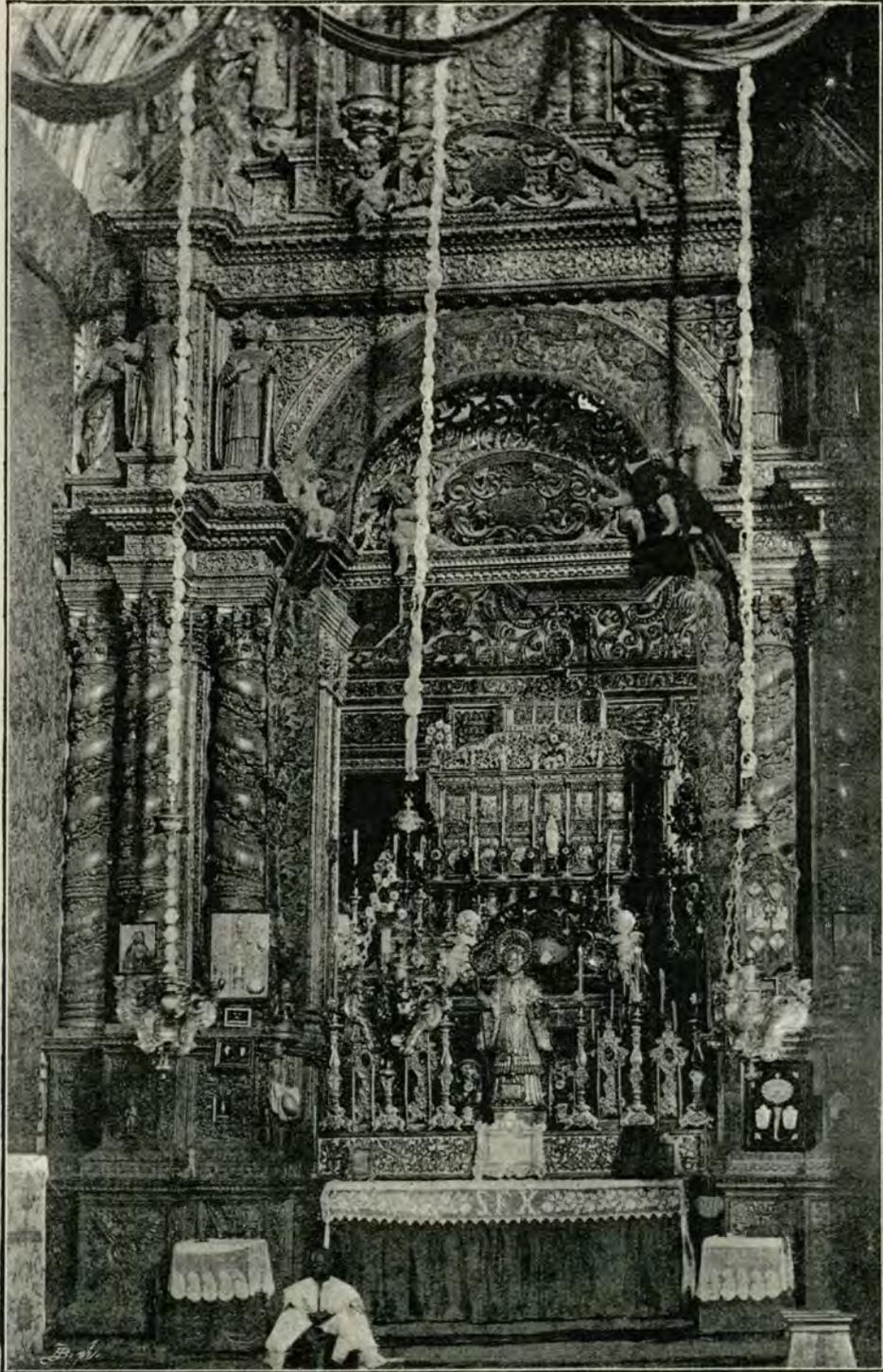
Goa. Eingeborenenhütte.

mehr angepasst, als die gothischen Bauten in Britisch-Indien. Auch ist die Lage der Stadt an der Mündung des Goafusses, mit dem Ausblick auf Aguado-Point und das dichtbewachsene rechte Ufer, eine reizende. Von hier nach Alt-Goa fährt man fast beständig längs des Flusses, inmitten der üppigsten Vegetation. Wohl lassen die hochaufgeschossenen Mangroven schließen, dass das Klima kein gesundes sei. Die bleichen Gesichter der wenigen Europäer, welchen man begegnet, sowie die meist abgemagerten Gestalten der Eingeborenen zeigen dies ebenfalls. Und in der That wurde Alt-Goa, welches in seiner Blütezeit über 100.000 Einwohner zählte, wegen seines mörderischen Klimas ganz verlassen. Einige Kirchen und Ruinen von Palästen sind alles, was davon geblieben, wenige Mönche und Kirchendiener die alleinigen Bewohner. Die Kirche

Vom Jesus mit dem vom Großherzog Ferdinand II. von Toscana errichteten schönen Grabmal, das den silbernen Sarg mit den Gebeinen des heil. Franz Xaver trägt, ist darunter die sehenswerteste. Die sogenannte Kathedrale mit vielen Erinnerungen an die Inquisition, welche leider der Verbreitung des Christenthumes im westlichen Indien so viel Eintrag gethan hat, sowie das frühere erzbischöfliche Palais verdienen ebenfalls einen Besuch. Im letzteren befinden sich die lebensgroßen Bildnisse sämmtlicher Gouverneure von Goa, zumeist in Öl auf Holz ausgeführt. Obwohl durchgehends elende Stümpereien, sind die Bilder doch interessant, weil man sich einen Begriff von dem Aussehen des Almeida und Vasco da Gama machen und die stufenweise Veränderung der Trachten von 1512 bis auf den heutigen Tag studieren kann. Eine Eigenthümlichkeit dieses Palastes, sowie auch der meisten Häuser in Pandjim, ist die Anwendung von Placuna-Muscheln statt der Fenstergläser.

Es ist ein wehmuthsvolles Gefühl, das einen angesichts der verfallenen Paläste und der mit Gras und Gestrüppe bedeckten Plätze und Straßen Alt-Goas ergreift. Noch steht das Eingangsthor der Stadt, durch welches Vasco da Gama mit stürmender Hand eindrang, und durch das noch jetzt die Gouverneure ihren ersten officiellen Einzug in die Colonie halten; allein die Stadt selbst ist bis auf die erwähnten Kirchen verschwunden. Unwillkürlich mahnt dies daran, daß Goa, eine der ersten Niederlassungen der Portugiesen in Indien, jetzt nahezu das einzige ist, was diesen von ihren einst so ausgedehnten indischen Besitzungen geblieben. Sic transit gloria mundi. Ob nun dieser Niedergang der portugiesischen Colonialherrschaft allein auf Rechnung des Umstandes zu setzen kommt, daß die fieberhaften Eroberungszüge der Conquistadores in keinem Verhältnisse zur Größe des Mutterlandes standen und dessen Kräfte aufzehrten, oder ob der allgemein der lateinischen Rasse gemachte Vorwurf, daß sie wohl Colonien zu erobern, aber nicht zu erhalten versteht, wirklich zutrifft, ist schwer zu sagen. Die ausgedehnten blühenden Colonien der noch kleineren Niederlande sprechen beinahe für das letztere. Immerhin kann man sein inniges Mitgefühl der einst so großen, seefahrenden Nation nicht versagen, die jetzt nur mehr von den Erinnerungen an ihre heroischen Vorfahren zehren muß und insbesondere in ihrer indischen Besitzung den Eindruck des verarmten alten Edelmannes gegenüber dem reichen britischen Emporkömmlinge macht.

Die Verhältnisse in Goa scheinen darauf hinzudeuten, daß in der gänzlichen Vermischung der Eroberer mit den Eingeborenen auch ein Grund des geringen Aufschwunges der Colonie liegt. Es fällt auf den ersten Blick auf, daß in Goa, mit Ausnahme der allerniedersten Schichten, sich alles europäisch kleidet, sich alles als Portugiese fühlt, wenn auch die schwarze Hautfarbe damit in grellem Gegensatze steht. Ja selbst die Tausende von portugiesischen Mischlingen, welche über Britisch-Indien zerstreut sind, bekennen sich überall mit Stolz als Portugiesen. Dieselben haben jedoch außer einem schwachen Körperbau auch jenen weichen, indolenten Charakter, welcher Mischlinge im allgemeinen kennzeichnet, und sie, wie es sich in Amerika



Goa. Grabmal des hl. Franz Xaver.



in großem Maßstabe zeigt, dieselben zu jeder größeren Leistung unfähig macht. Kein Wunder daher, daß Goa gegenüber dem britischen Indien, wo die unvermischten Anglo-Sachsen ihre unbeugsame Energie zur Geltung bringen, so auffallend zurückgeblieben ist. Ja selbst der Bau der Eisenbahn und des Hafens von Marmagao, welcher der Colonie eine neue Ära des Aufschwunges sichert, ist nicht etwa der Regierung von Goa zu verdanken, sondern ausschließlich dem Unternehmungsgeiste einiger Engländer, die dabei sogar manche Schwierigkeiten seitens der Ortsbehörden zu bekämpfen hatten.

Am zweiten Tage unseres Aufenthaltes, an welchem sich endlich wieder das zu dieser Jahreszeit normale schöne Wetter einstellte, wurde mit der Eisenbahn ein Ausflug bis zu der vier Stunden entfernten Station Senauli gemacht, welcher alle Theilnehmer auf das höchste befriedigte. Im ebenen Küstengebiet zeigen sich die üppigsten tropischen Landschaftsbilder, während bei der Passage der Ghats sich vor uns eine reizende Gebirgsscenerie aufrollte, welche sich bis auf die fehlenden Tannenwälder mit jener Steiermarks vergleichen läßt.

Bei dem Umstande, daß in Goa nur ab und zu ein kleines portugiesisches Kriegsschiff einläuft, erregte der Aufenthalt der verhältnismäßig großen „Jasana“ nicht geringe Aufmerksamkeit. Das Schiff war daher Gegenstand häufiger Besuche. Auch mit den in Marmagao anwesenden Engländern wurden in der kurzen Zeit freundliche Beziehungen angeknüpft, und das am Signalmaste des Hafenamtes gehißte Signal „Glückliche Reise“, als die Corvette am 5. Jänner des Nachmittags den Hafen verließ, bezeugte, daß sie freundliche Erinnerungen zurückließ.

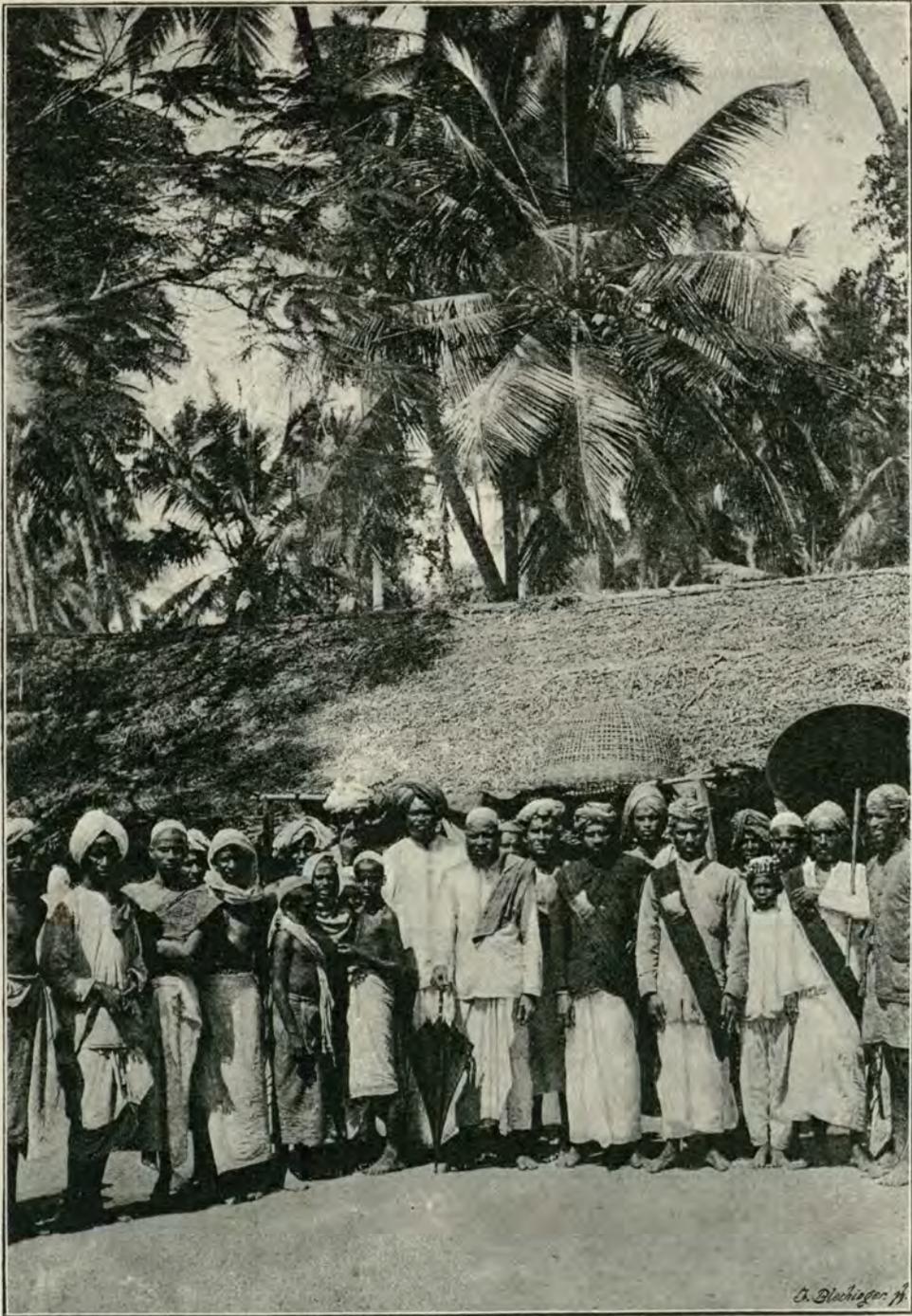
#### Calicut.

Eine nahezu gerade Strandlinie, woselbst auf niedrigem Terrain sich ein üppiger Cocoswald ausdehnt, ein hoher weißer Leuchtturm, mehrere Bungalows auf dem kleinen im Norden gelegenen Conollyhill, im Hintergrunde die malerischen Umrisse des hier mächtig aufsteigenden Ghats-Point der blauen Nilgherri-Berge; dieses ist das freundliche Bild, welches sich dem Ankommenden auf der Rhede von Calicut bietet. Es erscheint nach dem Vorhergehenden kaum glaublich, daß sich hier eine Stadt von 55.000 Einwohnern befindet; nur die mächtige eiserne Landungsbrücke, hie und da aus dem Cocoswald hervorragende Schlote, sowie die zahlreichen verankerten Küstenfahrer lassen eine solche ahnen. Selbstverständlich gibt es in dieser Richtung für den modernen Seefahrer keinen Zweifel, und im Augenblicke des Ankerwerfens ist er schon wie zu Hause. Er besitzt genaue Karten und Instrumente, welche es ihm ermöglichen, jeden Augenblick die Lage des Schiffes festzusetzen. Durch die Segelhandbücher weiß er auf Grund langjähriger Beobachtungen, welchen Wind und welches Wetter er zu gewärtigen hat, welche Strömungen er vorfinden wird, welches die Hilfsmittel sind, die der anzulaufende Hafen bietet. Dementsprechend legt er sich schon im vorhinein den Punkt zurecht, wo er den Anker zu werfen hat, und wählt im voraus die

bestimmt anzutreffenden Landmarken, welche er zu diesem Zwecke benutzen will. Mit Segel, oder bei ungünstigem Winde eventuell mit der stets willfährigen Maschine, bringt er sein Schiff an den gewählten Ort. Leuchtfeuer, Bojen, ja selbst mitunter das elektrische Licht des eigenen Schiffes helfen ihm bei der Orientierung. Und trotz dieser Hilfsmittel gewährt es dem Führer eines Schiffes doch immer eine gewisse Befriedigung, wenn er sein Ziel glücklich erreicht hat. Welches mögen aber erst die Gefühle eines Vasco da Gama gewesen sein, als er vor nahezu 400 Jahren nach zehnmonatlicher Reise von Lissabon um das Cap der Stürme und die Ostküste Afrikas das ihm von seinem Monarchen bezeichnete Ziel in Calicut erreichte, ohne jede Karte, ohne Kenntniß von Wind und Wetter, nur auf die Aussagen eines unverlässlichen arabischen Voffen hin ins Ungewisse steuernd, und dieses mit Schiffen, welchen sich anzuvertrauen heutzutage jeder Seemann Anstand nehmen würde! Fürwahr, wenn wir an Ort und Stelle ihre Leistungen zu ermessen in der Lage sind, so flößen uns die Conquistadores doppelte Bewunderung ein. Wenngleich dieselben von dem auch heutzutage noch bei der Seefahrt nicht zu unterschätzenden Factor „Glück“ entschieden begünstigt waren, so bleibt immer noch eine ganz außerordentliche Leistung übrig, die der Nation zum gerechten Stolze gereichen muß, welche diese heroischen Naturen zu den Ihrigen zählte.

Doch zurück zu den Eindrücken der Gegenwart. Der Umstand, daß Calicut von der See aus kaum sichtbar ist, erklärt sich aus der Anlage der Stadt. Die niederen, höchstens einstöckigen Gebäude aus Laterit und mit hohen Ziegeldächern, sind, mit Ausnahme des Bazars und einiger Straßen nächst des Ufers, in ziemlich weiten Zwischenräumen in den Cocoshain hineingebaut, so daß sie von den 20 bis 25 Meter hohen Palmen überragt werden. Man wandelt in den reinlich gehaltenen Gassen mitunter im tiefsten Schatten und kann die Schönheit eines tropischen Waldes in bequemer Weise von einem landesüblichen Ochsenkarren aus bewundern. Selbst der Bahnhof der neueröffneten Bahn nach Madras steht mitten im Walde, und die rothe Farbe dieses Rohbaues sticht gar grell von dem ihn umgebenden herrlichen Grün ab. Der schönste Theil Calicuts ist aber unstreitig der Missionsplatz. Hier spiegeln sich im klaren Wasser eines aus Laterit gemauerten großen Bassins eine nette Kirche, freundliche weißgetünchte Häuser mit Säulengängen, welche große Kaufläden beherbergen, und die hohen Bäume der sie umgebenden gut gepflegten Gärten.

Die praktischen Missionäre — Schweizer Protestanten — sind nämlich nicht bloß auf das Seelenheil der Gemeinde bedacht. Von dem Standpunkte ausgehend, daß, wo physisches Wohlergehen gesichert ist, das moralische Gleichgewicht leichter zu erzielen sei, sind mit der Mission verschiedene industrielle und commercielle Unternehmungen, allerdings musterhaft in ihrer Art, verbunden. Abgesehen von der größten Warenniederlage Calicuts, in welcher man allerlei europäische Artikel, zumeist deutscher Herkunft, findet, unterhalten sie auch eine große Baumwollweberei, eine ausgedehnte Biegelei, ein photographisches Atelier u. dgl. Selbst bezüglich der Reclame halten



Calicut. Mopilah-Typen.



sich die ehrenwerten Glaubensprediger auf der Höhe europäischer Verhältnisse. Denn daß sie — wie ihre Placate bekunden — eine Tinte erzeugen, welche jener genau gleichkommt, die Fürst Bismarck bei Unterzeichnung des Frankfurter Friedens verwendete, muß nicht bloß dem Hindu, sondern selbst dem anspruchsvollsten Europäer Achtung gebieten.

Ob aber die Bekehrungsergebnisse der Mission ihrem commerciellen Gedeihen entsprechen, ist zweifelhaft, denn von den 2500 Christen, welche sich in Calicut befinden, gehört die Mehrzahl der Katholikengemeinde an, die sich noch von der Zeit der portugiesischen Herrschaft her erhalten hat. Übrigens ist Calicut kein günstiges Terrain für Bekehrungen zum Christenthum. Die Eingeborenen sind ethnographisch und religiös in zwei scharf geschiedene Gruppen getheilt. Dunkle Malabaren, Ureinwohner dravidischen Stammes, und lichtere Mischlinge, von den seinerzeitigen arabischen Ansiedlern abstammend, welche sich Mopilahs nennen. Erstere sind brahmanischer Religion, letztere fanatische Mohammedaner, und es wirken der blinde Glaubenseifer und die beständigen Anfeindungen der letzteren auch auf erstere zurück, so daß sie ebenfalls zähe an dem Glauben ihrer Väter festhalten. Auch durch die Kleidung unterscheiden sich beide Stämme. Die Malabaren sind zumeist sehr nothdürftig bekleidet und tragen entweder keine Kopfbedeckung oder im eigenthümlichen Gegensatz hierzu cylindrische Palmblatthüte, deren oberer Deckel durch einen regelrechten Sonnenschirm von nahezu 60 Centimeter im Durchmesser gebildet wird. Die Mopilahs haben meist weiße lange Gewänder und Turbans. Sie tragen volles Haupt- und Barthaar, während sich die Malabaren bis auf eine nach hinten geknotete Haarlocke glatt rasieren. Die Frauen der Mopilahs, obwohl nicht verschleiert, tragen mantillenartige Tücher, mit denen sie nöthigenfalls ihr Gesicht verhüllen, und haben mit den kräftigen, nicht unschönen Malabarinnen, die angesichts der dürftigen Toilette der letzteren etwas bedenkliche Sitte gemein, beim Herannahen eines Europäers diesem den Rücken zu kehren.

Die Mopilahs geben wegen ihrer wilden Unduldsamkeit der englischen Regierung mitunter viel zu schaffen. Von Zeit zu Zeit richten sie unter den Hindus ein großes Blutbad an. Wie uns der englische Officier erzählte, welcher in Malpuri, dem Hauptsitze der Mopilahs dieser Gegend, einen Theil der zu ihrer Überwachung bestimmten Truppen befehligt, gehen sie dabei förmlich methodisch vor. Eine gewisse Anzahl derselben weiht sich dem Tode als Glaubensmartyrer. Sie trennen sich von ihren Frauen, vertheilen ihre Habe, mit einem Worte, treffen ihre letztwilligen Anordnungen. Dann beginnen sie mit der Entweihung irgend einer Pagode und morden jeden Hindu, der dazwischen tritt. Mit einer bewundernswerten Todesverachtung stürzen sie sich in die Bajonette der heraneilenden Truppen, in der Hoffnung, mit dem eigenen sicheren Tode doch auch den Tod manches Ungläubigen zu erkaufen. In neuerer Zeit, dem Hinterlader gegenüber, gelingt es ihnen jedoch nicht mehr dem Feinde nahezu kommen. Daher zogen sie es beim letzten Aufstande, im Jahre 1884, vor, sich in einer Pagode zu verbarricadieren und diese so hartnäckig zu vertheidigen, daß man endlich gezwungen

war, Dynamit in Anwendung zu bringen und die Pagode sammt den Insassen in die Luft zu sprengen. Trotz wiederholter Anträge der localen Behörden konnte sich die indische Centralregierung, welche das mohammedanische Element äußerst schonungsvoll behandelt, lange nicht entschließen, die gänzliche Entwaffnung der Mopilahs anzuordnen. Kürzlich wurde jedoch diese Maßregel getroffen, und sonach ist zu hoffen, daß die zukünftigen Ausbrüche des Fanatismus der Mopilahs sich minder blutig gestalten werden. Welch stramme Disciplin unter diesem Volksstamme herrscht, konnten wir an der Neujahrshuldigung ersehen, welche die Mopilahs aus der Umgebung Calicuts dem Chef ihres Stammes in der Stadt darbrachten. Ein prunkvoller Zug mit



Cocosölpreffe.

reichgeschirrten Elephanten und eine lange Reihe von Männern, welche Geschenke trugen, bewegte sich zum Hause des Chefs, woselbst diesem, obwohl er keine staatlich anerkannte Autorität hat, mit allen Zeichen der Unterwürfigkeit die Geschenke überreicht wurden.

Obwohl die Rhede von Calicut durch volle vier Monate, während des Südwestmonjuns, welcher hier einen außerordentlich hohen Seegang erzeugt, gar nicht benutzt werden kann, hat doch Calicut einen bedeutenden Ausfuhrhandel mit Kaffee, Ingwer, Pfeffer, Cardamum und Cocosnußöl. Letzteres wird hauptsächlich in der unmittelbaren Umgebung der Stadt gewonnen. Die urwüchsig, von einem Ochsen getriebene Mühle, in welcher das Öl aus dem vorher in Scheiben geschnittenen und an der Sonne getrockneten weißen Kern der Nuß gepreßt wird, bildet eine fast nie fehlende Staffage zu den Hütten der Eingeborenen.



Calicut. Hulbigungszug der Mopilahs.



Eine recht dankbare Fahrt ist jene nach dem eine halbe geographische Meile entfernten Conollyhill. Nach und nach gehen die Häuser in unansehnliche, aber sehr malerisch zwischen Bananen und jungen Palmen versteckte Palmstrohütten über; auch tritt der Cocoswald hie und da zurück und macht reizenden, mit Lotosblumen bedeckten Teichen und Reisfeldern Platz. Vom Conollyhill, auf dem sich die Kasernen der englischen Garnison, sowie die Officiersbungalows befinden, genießt man den Anblick einer reichen tropischen Hügelandschaft, welche sich bis gegen die Nilgherri-Berge hinzieht. Hier soll ein prächtiges Jagdterrain sein, und Jagden auf wilde Elephanten und Tiger gewähren den Officieren in den Zeiträumen, während welcher sich die Mopilahs ruhig verhalten, eine aufregende Zerstreuung.

Die Tigerjagden, welche in Indien meistens derart veranstaltet werden, daß sich die Jäger auf Elephanten oder Bäumen placieren, wobei sie wenig Gefahr laufen, finden hier zu Fuß auf dem Anstande statt. Hat man es mit Thieren zu thun, welche noch nicht Menschenblut gekostet haben, so ist auch hier für Jäger und Treiber verhältnismäßig wenig Gefahr; stößt man jedoch auf einen der glücklicherweise sehr seltenen Man-eater (Menschenfresser), dann kann man wohl von besonderem Glück sagen, wenn bei einer Jagd nicht mehrere Menschenleben verloren gehen.

Ein Besuch des alten Gouverneurpalastes, der zum Theile noch von Vasco da Gama herrührt, sowie des umliegenden Mopilahviertels war leider nicht möglich, da in diesem Theile der Stadt die Cholera so stark wüthete, daß sie sogar officiell als epidemisch erklärt wurde. Dies will in Indien schon etwas heißen, da sonst in größeren Städten, bei oft mehr als 100 Krankheitsfällen im Tage, nur der minder alarmierende Ausdruck „sporadisch“ angewendet wird. Wenn man das grünliche Wasser mancher Tanks sieht, in welchen Menschen und geheiligte Kühe baden, sowie Wäsche gewaschen wird, aus denen man aber auch noch das Trinkwasser beschafft, begreift man, daß die Cholera in Indien endemisch ist. Übrigens dürften die Kupfergeschirre, die nicht immer gewissenhaft gereinigt werden, sowie die Erkältungen in der kühlen Saison, welche bei der ungenügenden Bekleidung durch das beliebte Einfetten nicht verhindert werden können, auch ihren Theil dazu beitragen.

### Cochin.

Von Calicut gegen Süden zu ist die Malabarküste durchgehends niedrig. Die Berge treten zurück, und die denselben entströmenden Flüsse bilden, der Uferlinie folgend, langgestreckte Teiche (Backwater). Die Küste wird dadurch zu einer mitunter sehr schmalen Mehrung, welche aber dank der Nähe des Süßwassers durchgehends von der herrlichsten Vegetation bedeckt ist. Hie und da sucht das Süßwasser einen Ausweg in die See und ermöglicht dadurch den Verkehr mit derselben. Cochin liegt an einem solchen Ausflusse, doch von der See aus lassen nur der Leuchtturm und einige durch das dichte Grün schimmernde Häuser das Vorhandensein einer größeren menschlichen Niederlassung errathen. Gelangt man jedoch über die Barre in das

Bachwater, so hat man ein äußerst anmuthiges Bild vor sich. Im Süden zeigen sich die alterthümlichen, von den Holländern herrührenden Häuser und Factoreien der Stadt. Letzteren gegenüber, sowie ab und zu am inneren Ufer des Bachwaters präsentieren sich von den Portugiesen herrührende Kirchen und Klöster, zum Theile als Wohnhäuser verwendet, deren sorgsam weißgetünchte Facaden sich reizend von dem schönen Grün der sie umgebenden Palmen und des dichten Buschwerkes am Ufer abheben. Auf dem Wasser herrscht reges Leben. Da das Bachwater die Hauptverkehrsader zwischen den Orten an diesem Theile der Küste bildet, sieht man häufig die mit einem Dache versehenen Boote für den Personenverkehr, sowie schwere Lastbarren und zierliche Canoes verkehren. Auch sprechen die am Ufer häufig zu sehenden ziehbrunnenartigen Hebenege für einen ergiebigen Fischfang.

Die Stadt Cochin hat von ihrer früheren Wichtigkeit viel eingebüßt und zählt gegenwärtig nur 22.000 Einwohner. Die große Kirche auf dem Hauptplatze ist das einzige, was von der ausgedehnten portugiesischen Niederlassung übrig blieb, und sie ist nur insoferne sehenswert, als man aus den daselbst aufgestellten Grabtafeln die wechselnden Schicksale der Stadt entnehmen kann. Im Jahre 1505 von den Portugiesen erobert, wurde sie nach einem Jahrhundert von den Holländern besetzt und gelangte zu Ende des vergangenen Jahrhunderts in die Hände der Engländer.

Mit der Stadt, deren Bevölkerung hauptsächlich aus Hindus (Malabaren), Mopilahs und Goamännern besteht, ist die britische Besetzung zu Ende. Über einen kleinen Wasserarm gelangt man von dort in den Tributärstaat Cochin, welcher gleich dem weiter südlich gelegenen Travancore von eingeborenen Radjas beherrscht wird. Die an Britisch-Cochin anschließende Stadt Matancheri unterscheidet sich wenig von ersterer. Dieselben kleinen Häuser zwischen Palmen, sowie reine, gut erhaltene Straßen. Eine Eigenthümlichkeit Matancheris ist jedoch seine Judencolonie. Es gibt dort „weiße“ und „schwarze“ Juden. Erstere haben den weißen semitischen Typus vollkommen rein erhalten. Auch ist ihre Tracht, das lange weiße Hemd, die bunte Weste und das gestickte Käppchen ganz die gleiche wie jene der Juden der Levante, und die obligate Schmachlocke fehlt hier ebensowenig als am Salzgries in Wien. Die schwarzen Juden haben bei ausgesprochenen semitischen Gesichtszügen die gleich dunkle Hautfarbe wie die Eingeborenen und sollen sich schon in vorchristlicher Zeit in Cochin niedergelassen haben. Die weißen Juden dagegen behaupten sogar, daß ihre Vorfahren sich unmittelbar nach der Zerstörung Jerusalems hierher geflüchtet hätten. Ob dies der Wahrheit entspricht, ist schwer zu sagen;<sup>1)</sup> doch spricht für das hohe Alter der Colonie eine kupferne Tafel, die in der Synagoge verwahrt wird, und auf welcher

<sup>1)</sup> Daß die Juden schon im hohen Alter Handelsverbindungen mit Indien und Ceylon hatten, resultiert auch aus dem Umstande, daß für manche Gegenstände, welche Salomon durch die Flotte der Phönicier bezog, wie seltene Thiere, Elfenbein, Gold etc., die gleichen Worte noch jetzt in Ceylon im Tamul-Idiom gebräuchlich sind, welche im alten Testamente citirt vorkommen. So z. B.: Ibha, Kapi und Fukejim für Elfenbein, Affen und Pfauen. (Nach Tennent.)

die Privilegien aufgezählt sind, welche der Colonie von einem Hindusfürsten im 4. Jahrhundert n. Chr. ertheilt wurden.

Nach eine alte Christengemeinde, sogenannte Nazarener oder Syrier, befindet sich in Cochin, sowie in manchen Gegenden Süd-Indiens. Dieselben sollen Abkömmlinge der durch den heil. Thomas bekehrten Indier sein und haben trotz der energischsten Verfolgung seitens der Inquisition von Goa bis zum heutigen Tage ihren arianischen Ritus erhalten. Gegenwärtig herrscht zwischen ihnen und den römisch-katholischen portugiesischen Mischlingen das beste Einvernehmen, und mitunter soll sogar in einer und derselben Kirche arianischer und katholischer Gottesdienst abgehalten werden. Gleich den übrigen Eingeborenen sehr dürftig bekleidet und, Männer sowie Frauen, das Haar in einem Knoten nach rückwärts geschlungen tragend, meist unbedeckten



Cochin. Canaleinfahrt.

Hauptes oder durch den sonnenschirmartigen Palmstrohhut geschützt, sind sie leicht kenntlich, da sie ein Madonnen- oder Heiligenbild als Amulet um den Hals tragen.

Besonders interessant war der Besuch einer Factorie der Firma Volkart Brothers, deren Vertreter, Herr Klein, ein deutschsprechender Schweizer, uns in sehr liebenswürdiger Weise die Honneurs machte. Wir sahen in diesem Etablissement, welches über 800 männliche und weibliche Arbeiter beschäftigt, das Pressen des Cocosnußöles und das Füllen dieser klaren, farblosen Flüssigkeit in Fässer, ferner das Sortieren von Pfeffer und Brechnuß, welche letztere in den Djungeln der Umgebung wild wächst, dann das Zupfen der Cocosnußfasern, die auch zu Garnen gesponnen oder zu breiten Laufteppichen und Fußmatten gewebt werden. Dies alles wurde vor uns auch zur Verschiffung emballiert. Wenn man erfährt, daß der Taglohn der Arbeiter zwischen 2 und 8 annas (10 bis 40 Kreuzer) variiert und die Frauen meist

nur 2 annas erhalten, so versteht man auch, warum das Rohproduct so weit als thunlich an Ort und Stelle verarbeitet wird. Herr Klein ist, wie die meisten Europäer in Indien, auch ein großer Sportsman, und wir konnten seine Jagdtrophäen, darunter prachtvolle Büffelhörner, nicht genug bewundern. Auch mehrere lebende Alligatoren, die in einem Bassin eingeschlossen waren, interessierten uns nicht wenig; wir beobachteten an denselben, im Gegensatz zu jenen von Karatchi, ein sehr reizbares Temperament. Wir sahen ferner zwei junge, mittelgroße Tiger in einem Käfig beisammen, die in einer Fallgrube gefangen worden waren und die Verschiffung nach Europa gewärtigten.



Cochin. Vor der Stadt.

Ihre Fütterung mit Hunden, der wir einmal beiwohnten, besonders die Art, wie diese Bestien das Blut ihrer Opfer ausaugten, bot einen widerlichen Anblick.

Nach einem reichen Mahle machten wir in dem landesüblichen Pusch-Pusch, einem von Kulis geschobenen Karren, neuerdings eine Rundfahrt durch die Stadt und Mantancheri, wobei wir die große, mehr einem Magazin als einem Gotteshause ähnliche Pagode sahen. Als Unreinen wurde uns nur gestattet, beim Thor hineinzublicken. Von dort aus sahen wir in dem großen Hofe ein zweites niedriges Gebäude, in welchem sich das Heiligthum befinden soll; von den zahlreichen geheiligten Cobras, welche hier gezüchtet werden sollen, konnten wir jedoch nichts gewahren. Dagegen

sahen wir im Tempelhofe einige Prachtexemplare weißer Zebukühe, die sich offenbar bei der inbrünstigen Verehrung der Gläubigen und dem dabei nie ausbleibenden guten Futter recht wohl befinden. Der Brahmine, welcher dem Tempel vorsteht, war trotz seiner officiellen Unduldsamkeit sonst gegen uns recht freundlich. Als er bemerkte, daß sein rasches Schreiben mit dem Griffel auf Blättern der Talipotpalme — die früher in Indien ausschließlich gebräuchliche Schreibweise — unser Interesse erregte, gab er jedem von uns ein Blatt mit seinem Namen und dem Datum als Andenken. Doch hütete er sich, das Blatt direct zu überreichen, sondern ließ es bloß in unsere Hände fallen, damit er ja nicht durch eine Berührung mit uns unrein werde. Er ahnte wohl nicht, daß dies auch uns, und zwar deshalb ganz angenehm war, weil wir einen gewissen Abscheu vor zu großer Annäherung an die Eingeborenen von Cochin hatten, unter welchen viele Hautkrankheiten, darunter die widerliche Lepra und die Elephantiasis, herrschen.

Die wenigen Europäer, welche in Cochin wohnen, kaum ein halb Duzend Familien, führen wohl ein etwas einförmiges Leben und zählen die Tage bis zum Zeitpunkte, in welchem das runde Sümchen beisammen ist, das ihnen ermöglicht, sich nach dem Mutterlande zurückzuziehen. Doch gibt es zwei bis drei Familien, welche, von den Holländern abstammend, schon mehrere Generationen hindurch Cochin bewohnen. Aber auch bei solchen ist, wie der patriarchalische Chef einer dieser Familien, den seine Frau kürzlich mit einem kräftigen Baby Nr. 18 beschenkte, lächelnd uns gegenüber bemerkte, nur das „allmighty coin“ (allmächtige Geldmünze) die Ursache ihres Verbleibens. Auffallend ist es, gerade bei solchen Leuten eine außerordentliche Vertrautheit mit den europäischen Verhältnissen zu finden. In dem Gefühle, durch den geringen Verkehr mit der übrigen civilisirten Welt möglicherweise zu versumpfen, und die in den Colonien mehr als ein Adelsbrief geschätzte Berechtigung zu verlieren, unter die Europäer gezählt zu werden, pflegen sie eifrigst der Lectüre und erlangen dadurch einen Bildungsgrad, der meist jenen übertrifft, dessen sich die zeitweilig hier Aufhaltenden rühmen können. Traurig ist es jedoch für die Eltern, daß sie mit allen möglichen Opfern dahin streben müssen, einem großen Theil ihrer Kinder im Mutterlande oder sonstwo weit entfernt vom väterlichen Hause eine Stellung zu schaffen, da sie in Cochin keinen Lebensunterhalt finden können.

Da die Küste bei Cochin geradlinig in der Richtung Nordnordwest nach Süd-südost läuft, herrscht an derselben beim sommerlichen Südwestmonsun eine äußerst heftige Brandung, welche das Ankern von Schiffen, sowie den Verkehr mit dem Lande unmöglich macht. Infolge einer eigenthümlichen Naturerscheinung kann aber doch selbst während dieser Jahreszeit die Verschiffung der Waren aus Cochin ungestört vor sich gehen. In dem etwa zwei Meilen nördlich von Cochin gelegenen Parakel, sowie auch in dem südlich davon befindlichen Alipi bricht sich die mächtige, über den ganzen Ocean kommende See auf zwei bis drei Meilen Entfernung vom Lande; innerhalb der Brecher ist jedoch die Wasseroberfläche vollkommen glatt. Schiffe können

dort wie im sichersten Hafen ruhig vor Anker gehen und die aus dem Backwater dahin gebrachten Waren an Bord nehmen. Weder die Tiefenverhältnisse, noch die Beschaffenheit des Grundes — man glaubte, daß vielleicht ein Erdöl demselben entquelle und die See glätte — geben einen Schlüssel zur Erklärung dieser außerordentlichen Erscheinung. Es bleibt nur noch die Vermuthung übrig, daß die zu dieser Zeit hoch aufgestauten Wassermassen des Backwaters sich an diesen beiden Orten einen unterirdischen Ausweg suchen und durch den mitgeführten Schlamm die Consistenz des Wassers derart erhöhen, daß es an der Wellenbewegung nicht theilzunehmen vermag.

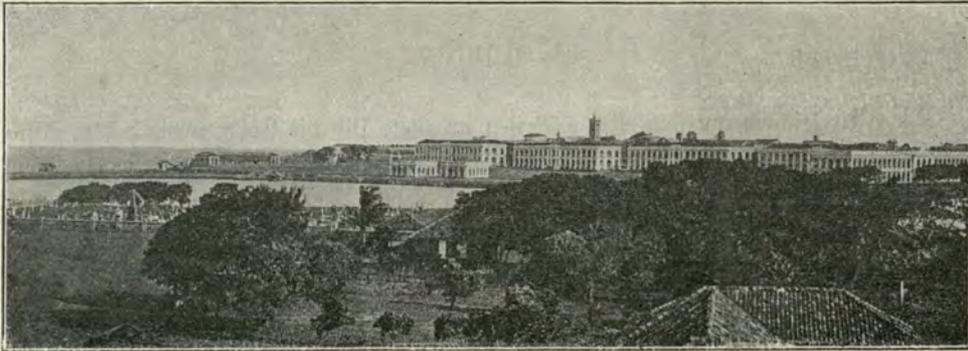
---

## Capitel IX.

### Colombo.

Mit leichten, veränderlichen Brisen arbeitete sich die Corvette nach dem Auslaufen von Cochin südwärts. Sehnsuchtsvoll wurde das Insihtkommen des Cap Comorin erwartet. Dort, an der südlichsten Spitze Indiens, mußte ja nach den Segelhandbüchern der Nordostmonsun in voller Frische fühlbar werden und es war somit zu rechnen, daß Colombo in rascher Fahrt erreicht werden würde. Die Statistif hat mit ihren außerordentlichen Erfolgen auch eine eigenthümliche Anmaßung beim Menschen hervorgerufen. In der Idee, die Gesetzmäßigkeit von Naturerscheinungen schon ganz erfaßt zu haben, ist er ungehalten, wenn die Wirklichkeit nicht den durch die Statistif berechtigt erscheinenden Erwartungen entspricht. Wenn Nervenreiz suchende Engländer sich am 31. December auf die Londonbridge begeben, um den auf das Jahresmittel fehlenden Selbstmorden beizuwohnen, findet man dies übertrieben. Und doch hat es noch weniger Berechtigung, wenn der moderne Seemann darüber ungehalten ist, daß Wind und Wetter sich nicht genau so ergeben, wie es das Segelhandbuch auf Grund mehrjähriger Beobachtungen für eine bestimmte Gegend angibt. Bei günstigen Abweichungen drückt er noch wohlwollend ein Auge zu, allein bei ungünstigen ist er unerbittlich. So hatte der arme Monsun schlechte Zeiten und mußte viel Böses hören, als er zwar nach dem Passieren von Cap Comorin sich pünktlichst einstellte, seine frischen Böen aber gegen die Regel eine ungünstige Richtung hatten, und wir statt der erhofften directen Fahrt im Angesichte des Adampeaks mühselig gegen Colombo aufkreuzen mußten. Übrigens dauerte dies nicht zu lange, und mit einer kurzen Inanspruchnahme der Maschine erreichten wir am 19. des Abends den nach Vollendung des langen Wellenbrechers nunmehr ganz sicheren Hafen von Colombo.

Wer auf den Umstand hin, daß Colombo der Sitz der Colonialregierung und in jeder Richtung die wichtigste Stadt Ceylons ist und 120.000 Einwohner zählt, sich darunter eine große Stadt in europäischem Sinne vorstellt, wird enttäuscht. Schon vom Hafen aus zeigen sich nur wenige einstöckige Gebäude in italienischem Stile, sonst nur kleine Hütten, deren hohe Ziegeldächer auf eine ausgiebige Regensaison schließen lassen. Aber auch bei näherer Besichtigung findet man, daß das, was Stadt genannt werden kann, eigentlich nur aus drei bis vier Straßen besteht, in welchen das herrschaftliche Gouverneurspalais, die Post, das Zollamt, Hotels, Kasernen, sowie einige Comptoirs und Kaufläden sich um den gleichzeitig als Uhrthurm dienenden Leuchthurm gruppieren. An dieses „Fort“ genannte geschäftliche Centrum schließt sich längs der Bucht das Eingeborenenviertel Pettah. Das übrige Colombo besteht aus einem ungeheuren tropischen Park mit Teichen und Inseln, woselbst sich hübsche Landhäuser und Eingeborenenhütten, in endlos langen, schattigen Straßen und Alleen



Colombo.

zerstreut, vorfinden. Man kann stundenlang in dieser, durch das häufige Vorkommen von Wasser zwischen üppiger Vegetation reizenden Villenstadt herumfahren, und stets gelangt man in einen neuen, noch nicht gesehenen Stadttheil.

Die Bevölkerung Colombos bietet im allgemeinen ein gleiches Bild wie jene einer indischen Stadt. Doch fehlen hier die grellen Farben; werden überhaupt Gewänder getragen, so sind sie meist weiß. Der Hauptstock der Bevölkerung besteht aus Singalesen, einer den Südindiern nahverwandten Rasse mit malaiischer Beimischung. Dieselben sind mittelgroß, von lichtbrauner Farbe und haben langes, dunkelschwarzes Haar, das in einem Knoten nach rückwärts gebunden wird. Seltsamerweise tragen die Männer einen runden oder einen kronenartigen Schildpattkamm, und dies in Verbindung mit einem unterrockartigen Lendenschutz und einer kleinen weißen Sacke, sowie einem Sonnenschirm, contrastiert sehr mit den meist starhbärtigen Gesichtern. Eurasier, die portugiesischen Mischlinge, sowie Burgher, Abkömmlinge der Holländer, tragen meist europäische Kleidung. Die aus Indien zur Arbeit herübergekommenen

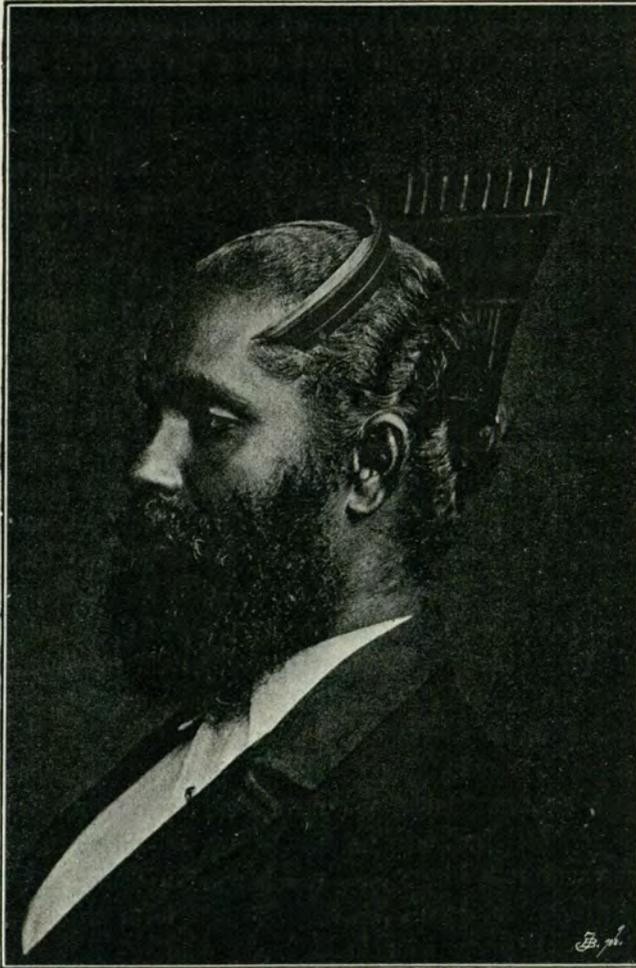
Tamuls halten jedoch an dem paradiesischen Charakter Ceylons auch im Punkte der Kleidung fest. Die arabischen Abkömmlinge, wie in Süd-Indien der raufstügigste Theil der Bevölkerung, sind an einer hohen, konischen, gelbrothen Mütze kenntlich.

Ganz eigentümlich nehmen sich die reichen Singalesen aus den entlegenen Theilen der Insel aus, wenn sie in ihrer Eigenschaft als Districtsvorsteher oder Gemeinderichter in der Stadt erscheinen. Sie legen dabei einen von der Zeit der eingeborenen Könige herrührenden Feststaat an. Ein breitkrämpiger Hut mit einer Nigrette aus Goldflitter, eine Jacke mit Puffärmeln und ein außergewöhnlich langes Lendentuch aus buntem Seidenstoffe verleihen ihnen ein Heiterkeit wachrufendes Aussehen. Ihre Frauen dagegen, obwohl auch mit Schmuck überladen, sind meist geschmackvoll und ähnlich wie die Malabarinnen gekleidet.

Ein Haupttypus in den Straßen des Forts von Colombo sind jedoch die Dampferreisenden. Die meisten Chinadampfer berühren auf ihren Fahrten Colombo, und begreiflicherweise benutzen die Passagiere den Aufenthalt, um wieder ein wenig Bewegung sowie Einkäufe am Lande zu machen. Das ist so recht ein Fest für die eingeborenen Händler und die zahlreichen Straßenlungerer. Kaum steigt ein solches meist an einen ungeheuerlichen Tropenhut kenntliches Individuum aus Land, so wird es auf das wärmste empfangen. Vor allem umringen ihn Geldwechsler, dann fahren gleich alle Lohnkutscher auf ihn zu. Führer aller Art bieten ihre Dienste an, und hat er endlich in einem Gefährte Platz genommen, so geben ihm rechts und links Straßenjungen das Geleite. Diese, theils Lotosblumen anbietend, theils die eingelernte Formel von „no father, no mother, have not eaten for two days“ (habe weder Vater noch Mutter, habe zwei Tage nichts gegessen) herplappernd, bringen einigermaßen Schwachnervige zur Verzweiflung. Dies ist aber erst die Einleitung, denn der Passagier wird nicht dorthin gefahren, wohin er will, sondern zu dem Händler, der den Kutscher für sich gewonnen hat. Kaum hält der Wagen, so ist er von einer Unmenge von Händlern umringt, die ihre Waren, von allen Gattungen Edelsteinen angefangen bis zu Stöcken und Zündhölzchen, anbieten. Der derart Angefallene muß ein sehr erfahrener Reisender sein und auch seinen Stock gut handhaben können, wenn er nicht, ohne sich dessen zu versehen, den Inhalt seiner Börse gegen allen möglichen „Schund“ eintauschen soll. Übrigens findet man in Colombo auch recht schönen Schmuck, besonders Rubine, Saphire, desgleichen eine große Auswahl von Mondsteinen und Ragenaugen. Doch wenngleich dies Producte Ceylons sind, ist es noch fraglich, ob man sie nicht in Europa billiger kauft; jedenfalls dürfte man dort weniger Gefahr laufen, übervorthelt zu werden.

In Colombo finden sich die verschiedensten Glaubensbekenntnisse zusammen. Die Singalesen sind Buddhisten, die Tamuls Brahmanen, die Mischlinge meist Katholiken, weiters ist eine Anzahl protestantischer Secten vertreten, besonders Wesleyaner. Selbst einige männliche und weibliche Officiere der Heilsarmee haben in Colombo ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Uns interessierte vor allem der Buddhismus. Bei

diesem, obzwar wie bekannt ein reformierter Brahmanismus,<sup>1)</sup> zeigt sich manche auffallende Ähnlichkeit mit dem Christenthum. So vor allem die Gleichheit aller Menschen, ohne Unterschied der Rasse, Farbe oder der Sprache, vor den religiösen Gesetzen.



Ceylon. Singalese des Mittelstandes.

Die Fleischwerdung, die unbefleckte Empfängnis, die Himmelfahrt findet man in der Buddhalehre ebenfalls, desgleichen die Versuchungen seitens des Teufels, sowie im Gegensatz zu letzterem auch Engel. Die Grundlehren dieser Religion zeichnen sich durch eine edle Moral aus; vor allem sind Duldsamkeit und Mildthätigkeit Hauptkennzeichen derselben. Jeder kann in die Buddhistengemeinde eintreten oder aus derselben austreten, wie es ihm beliebt. Andersgläubige erregen nicht Anstoß; wo der unverfälschte Buddhismus herrschte, gab es nie religiöse Verfolgungen.

Die große Toleranz der Buddhisten hat, abgesehen davon, daß sie an und für sich leicht zu einer Versumpfung und zum Indifferentismus führt, auch naturgemäß eine Veränderung ihrer Lehre mit der Ent-

<sup>1)</sup> Die Buddhisten streben durch einen moralischen Lebenswandel das Aufgehen in Nichts, das Nirwana, an; gelingt dies nicht in einem Lebenslauf, so muß die Seele so lange wandern, bis dieses Ziel erreicht ist. Gotama Buddha war eigentlich nur der letzte der Propheten, die nach der Buddhalehre — wie bei den Juden und Mohammedanern — in gewissen Zeiträumen erscheinen, um den Menschen ein gutes Beispiel zu geben, und zwar der Fünfundvierzigste. Er wird somit

Buddhismus stark verändert ist. Dabei äußert sich hier gegenüber den Belehrungsversuchen der Missionäre eine Reaction. Es hat sich sogar eine buddhistische Tractätchengesellschaft gebildet, die, wahrscheinlich im Zusammenhang mit der theosophischen Gesellschaft in Madras, ihrerseits Proselyten zu machen sucht und die Geduld des Papierees in Anspruch nimmt. Vom Standpunkte der Toleranz und ein wenig von dem des allmächtigen „Bachschisch“ gewähren die Buddhisten im Gegensatz zu den Hindus sehr gerne den Zutritt zu ihren Tempeln.

Der Haupt-Buddha-Tempel in Colombo, ein niedriges Gebäude mit Bogengängen, bietet äußerlich nichts Bemerkenswerthes; das Innere ist jedoch sehenswert. Das vorzüglichste Heiligthum desselben bildet ein 6 Meter langer, schlafender Buddha aus bemaltem Steine; ihm zur Seite steht ein blauer Wischnu, um auch die mehr am Brahmanismus hängenden Gläubigen zu befriedigen. Die Wände sind mit den Bildern der 80 Jünger Buddhas geziert. Ein anderes Tempelgemach enthält einen hockenden



Ceylon. Singalesischer Districtschef und Frau im Feststaat.

Buddha und ist ebenfalls gleich der Vorhalle mit Malereien bedeckt. Insgesamt sind diese Wandmalereien als Zeichnungen wenig kunstvoll, und die Personen sind meist

nicht als Gott verehrt; wie denn eigentlich die Buddhisten den personificierten Begriff Gott nicht kennen. Ihre Religion wurde daher von einem geistreichen Autor auch als ein „moralischer Atheismus“ bezeichnet. Freilich ist deshalb für das große Volk der Übergang zum Götendienste sehr nahe gelegen, obwohl man anscheinend gerade durch das Weglassen eines individualisierten Gottes dem Polytheismus vorbeugen wollte.

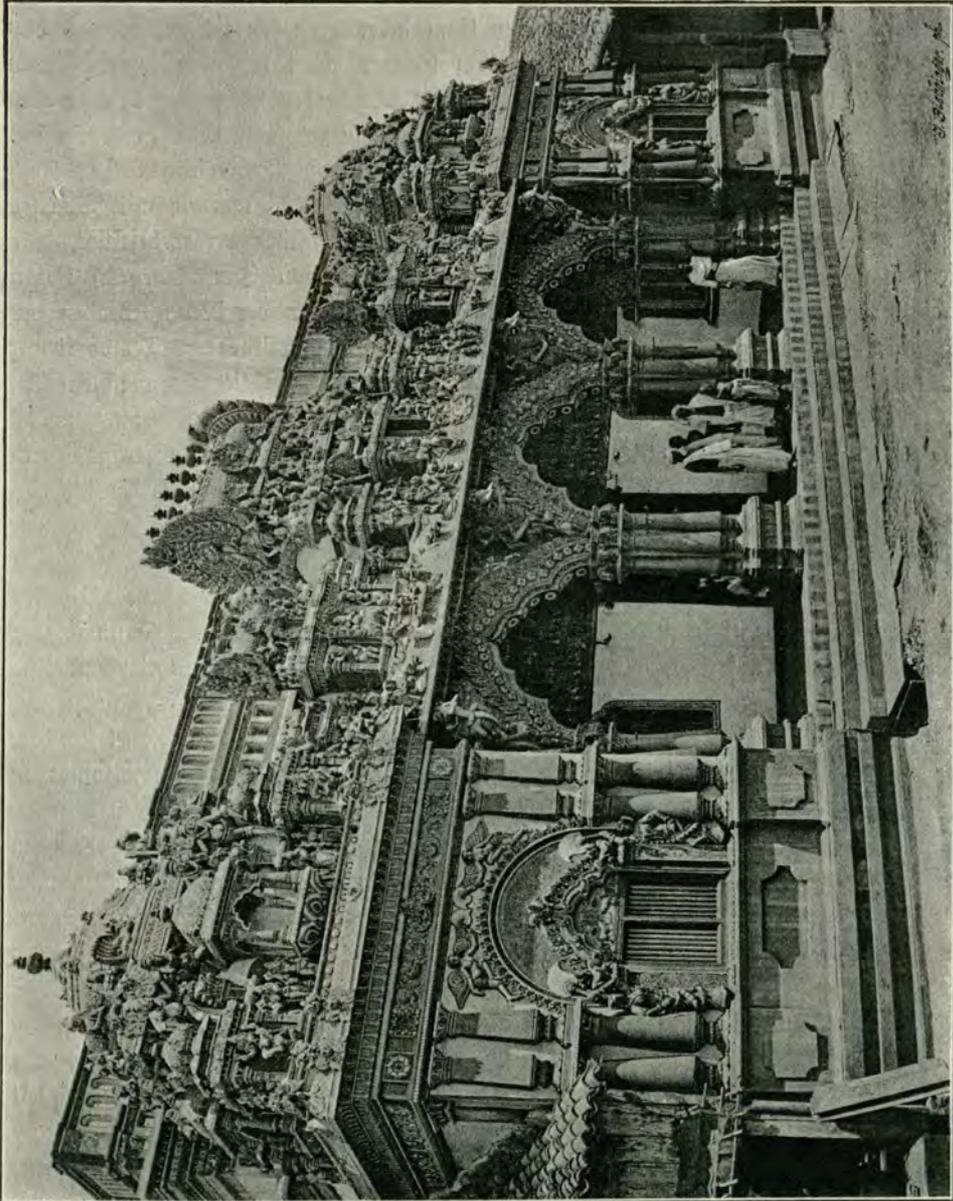
fragenhaft verzerrt dargestellt, doch ist das Colorit der Figuren, sowie die Farbenzusammenstellung im allgemeinen keine schlechte. Allerdings kann sich der christliche Besucher kaum eines Lächelns erwehren, wenn er die jämmerlichen Mienen der vierundvierzig Vorgänger Buddhas anblickt, oder die Darstellung der Versuchungen Buddhas, bei welcher letzteren ein durch Arrack angeheiterter Elefant den Versuchern die wohlverdiente Strafe in Form etwas unzarter Fußtritte zukommen läßt.

Während unserer Anwesenheit trat gerade der erste Vollmond im neuen Jahre ein, welches Ereignis von den Buddhisten gleichwie von den Hindus festlich begangen wird. Tagsüber zogen Processionen umher, wobei unter höllischem Tam-Tam eine Abbildung Buddhas oder eine Reliquie, von einer Dagoba (glockenförmiger Deckel) und einem Purpurbaldachin überdeckt, auf einem blumengeschmückten Wagen herumgeführt wurde. Des Abends versammelten sich die Gläubigen in den Tempeln und man sah sie entweder Blumen opfernd vor irgend einem Idol ausgestreckt, oder, Frauen und Männer getrennt, hockend der Predigt eines Priesters zuhören. Die bunten Fragen der Wandgemälde nahmen bei der mangelhaften Beleuchtung noch groteskere Formen an; dazu bildete das ungewohnte Aussehen der gläubigen Menge, die accentuierte Redeweise des glattgeschorenen Priesters in der gelben Toga, sowie das Rauschen des nahegelegenen Baches und die wundervolle Vegetation im hellen Mondscheine außerhalb, einen eigenthümlichen Gegensatz.

Ganz originell erwiesen sich jedoch die Teufelstänze, welche bei dieser Gelegenheit abgehalten wurden. In innigem Zusammenhange mit der Civilisationsstufe eines Volkes steht wohl der Raum, welcher dem bösen Princip im Cultus eingeräumt wird. Bei den Völkern des Alterthumes spielten die bösen Geister eine größere Rolle als heutzutage, auch gewannen sie, je mehr man gegen Osten fortschreitet, an Bedeutung. In der alten persischen Religion war Ahriman dem Ormuzd ziemlich gleichgestellt, bei den Indiern erfreute sich Siwa, der Zerstörer, stets einer ausgebreiteteren Verehrung als Wischnu, der Erhalter, und in Ceylon, wie noch jetzt bei den meisten Indianer- und Negerstämmen, bestand die Religion bei dem Mangel jedweder wohlthuenden Gottheit bloß aus einer Beschwörung der bösen Dämonen. Wenn nun auch die malabarischen Eroberer dem Buddhismus Eingang verschafften, konnten sie doch den alten Glauben nicht gänzlich ausrotten. Es entstand derart, wie bereits erwähnt, eine Verquickung beider Culten, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

So z. B. spielt beim Heilverfahren der Singalesen noch jetzt das Vertreiben des bösen Geistes, dem man die Entstehung der Krankheit zuschreibt, eine Hauptrolle. Zu diesem Zwecke haben die Beschwörer ein ganzes Arsenal gräßlicher Masken, von denen jede für eine bestimmte Krankheitsform dient und welche beim Beschwörungstanz angelegt werden. Ein Zusammenhang zwischen der Maskenform und der Krankheit ist wohl schwer herauszufinden, höchstens bei Augenübeln, Ohrenleiden und Zahnschmerzen, bei welchen Krankheiten die entsprechenden Gesichtstheile der Masken auffallend hergestellt sind.

Die Tänze, denen wir beiwohnten, waren allgemeiner Natur; wie es scheint, handelte es sich darum, die bösen Geister insgesammt in Schach zu halten. Die



Colombo. Hindutempel.

Stätte dieser eigenthümlichen Religionsübung war nicht schlecht gewählt. In einem Cocospalmenhain befand sich eine aus Bambusrohren und Palmblättern geflochtene Hütte; im Hintergrunde derselben ein Altar aus gleichem Material, wobei die Dreiecks-

form eine hervorragende Rolle spielte. Vor der Hütte waren ähnliche, kleinere Altäre, sowie ein hohes Bambusrohrgerüst mit einer Plattform aufgestellt. Die Verzierungen der Altäre mittels kunstvoll ausgeschnittener frischer Blätter und die aus ausgehöhlten Cocosnüssen und Bambusstäben erzeugten Candelaber verliehen im Vereine mit dem die Hütte überdeckenden Palmengefieder dem Ganzen einen reizenden improvisierten Charakter. Als wir uns durch die dichtgedrängte Menge den Weg zur Hütte gebahnt hatten, waren die Tänzer gerade im Begriffe Toilette zu machen. Diese war allerdings etwas einfach und bezog sich hauptsächlich auf die Extremitäten. Der Kopf wurde mittels Tüchern eigenthümlich grotesk geschmückt, es wurden mit Schellen bedeckte Gamaschen angelegt und an den Händen Palmenspiele derart befestigt, daß sie den Eindruck von Krallen machten. Nun begann zum Tam-Tam auf hohen indischen Trommeln und dem eintönigen Gesang mehrerer der Nebestehenden der Tanz. Vorerst gieng es langsam und gravitatisch zu, dann wurde das Tempo immer rascher und endlich rasten sowohl Trommler als Tänzer. Letztere machten Bewegungen, als ob sie mit unsichtbaren Wesen im Kampf begriffen seien; manchmal bewegten sich auch die Trommler gegen die Tänzer, wie wenn sie dieselben herausfordern würden. Den Schluss der Raserei bildeten einige Luftsprünge, wonach die schweißtriefenden Tänzer erschöpft zusammensaßen. Dies war die Einleitung, wie man uns sagte, eine Huldigung Buddhas, um dessen Nachsicht dafür zu erlangen, daß man den Dämonen noch Rechnung trage. Hierauf wurde der mit einem Tuche theilweise bedeckte Altar enthüllt und dadurch eine Darstellung Buddhas sichtbar. Dann folgten Tänze, ähnlich den früheren, wobei eine oder die andere indische Gottheit symbolisch dargestellt wurde. Auch nahmen die Tänzer mitunter Wasserkrüge oder Schaufeln mit glühenden Kohlen in die Hand, schließlich auch Fackeln. Der Fackeltanz, bei welchem öfters Colophonium auf die Fackeln gestreut wurde und die Tänzer mitunter in Flammen zu stehen schienen, war höchst wirkungsvoll. Überhaupt fehlte es den Tänzern nicht an Grazie, und vom choreographischen Standpunkte waren ihre Leistungen geradezu außerordentlich. Hier könnten unsere Ballettänzer lernen, daß das Repertoire eines Tänzers gerade so reichhaltig sein kann wie das einer Tänzerin. Der Hauptglanzpunkt des Teufelstanzes soll das Besteigen des hohen Gerüstes und eine mit Feuerwerk verbundene Tanzgymnastik daselbst sein, doch da dies erst zum Schlusse, gegen Sonnenaufgang, stattfindet, konnten wir demselben nicht mehr beiwohnen. Es genügte uns das Gesehene, um uns so recht eindringlich vorzuführen, wie verschieden doch die Wege sind, auf welchen die Menschen im Gefühle ihrer Nichtigkeit sich mit dem Schöpfer des Weltalls auf guten Fuß zu setzen trachten.

Trotz ihres Aberglaubens kann man den Singalesen eine gewisse Intelligenz, ja einen Bildungsdrang nicht absprechen. Vor allem ist der Umstand achtunggebietend, daß fast alle Singalesen lesen und schreiben können. Angesichts ihrer complicirten Schriftzüge bedeutet dies mehr als in Europa. Auch nehmen sie, wie ihre verbreiteten Tagesblätter es bezeugen, Antheil an politischen Ereignissen. Sodann bestehen singa-

lesische Übersetzungen der meisten englischen classischen Theaterstücke, die auch im Volkstheater aufgeführt werden. Uns wurde zwar nicht der Genuß zutheil, den „Kaufmann von Venedig“ oder „Richard III.“ von Singalesen aufgeführt zu sehen, doch war aus dem chinesischen Singspiel, dessen Aufführung wir bewohnten, zu ersehen, daß man sich redlich bemüht, die Localfarbe der Stücke möglichst getreu wiederzugeben. Letzteres auch wörtlich bezüglich der Personen. Die durch einen Singalesen dargestellte chinesische Heldin — es erscheinen nur Männer auf der Bühne — hatte ihr Gesicht ganz reizend weiß und roth gemalt. Doch störten leider die sichtbaren weißen Pinselstriche auf den züchtig über die Brust gekreuzten braunen Armen ein



Colombo. Kaufladen im Eingeborenenviertel.

wenig die Illusion der anspruchsvolleren Zuhörer, wenn eine solche angesichts des Gesanges in der Fistel und der eintönig jammernden Melodie überhaupt möglich gewesen wäre.

Mächtig zu diesem verhältnismäßig hohen Standpunkte der Singalesen dürfte der Umstand beitragen, daß manche der wohlhabenderen portugiesischen Abkömmlinge, obwohl auf ihre Abstammung stolz, sich doch einigermaßen mit den Singalesen identifizieren, ja dies selbst durch die Kleidung hervorheben, indem sie bei sonst vollständig europäischer Kleidung den Schurz der Singalesen tragen. Hervorragend ist ein gewisser De Souza, ein vielfacher Millionär, der nicht nur durch Errichtung mehrerer Spitäler, in großem Stile angelegter Schulen u. dgl. direct, sondern auch

durch sein Ansehen und seinen Einfluß indirect die Interessen des sinesischen Theiles der Bevölkerung fördert.

Herr de Sozza ist auch Besitzer vieler Pflanzungen, und dank seiner Liebenswürdigkeit war es uns möglich, eine Zimmtpflanzung und die Art und Weise der Gewinnung dieses Gewürzes zu sehen. Der Schnitt der Zimmtstöcke findet nämlich erst nach der Blüte, in den Monaten April und Mai, statt; allein um uns eine Idee zu geben, wurde der Vorgang dabei eigens für uns in kleinem Maßstabe durchgeführt. Derselbe ist höchst einfach. Es werden die entsprechend starken Äste geschnitten und geschält. Die derart gewonnene Rinde wird durch Abschaben äußerlich gereinigt, sodann werden mehrere Stücke so zusammengerollt, daß sie getrocknet die bekannten ellenlangen Röhrchen geben. Die Abfälle, sowie die Rinde stark knorpeliger Äste werden behufs Gewinnung von Zimmtöl destilliert. Durch das beständige Beschneiden behält die Pflanze in den Plantagen stets die Strauchform.

Sehr interessierte es uns, mehrere Elephanten zu beobachten, welche uns zu Ehren pflügten, sonst aber meist nur zum Tragen schwerer Lasten verwendet werden. Die sich beim Acker kundgebende Intelligenz der Thiere, sowie deren Gefügigkeit gegenüber den Führern übertraf alle unsere Erwartungen, ganz abgesehen von den choreographischen Kunststücken, welche dieselben leisteten, indem sie auf Geheiß der Führer in allen erdenklichen Weisen hüpfen und derart die gewöhnlichen Circusproductionen weitaus in Schatten stellten. Einer der Führer ließ sich vom Elephanten mittels des Rüssels schaukeln und sodann in den Sattel setzen, welcher Vorgang uns bei allem Vertrauen in die Gutmüthigkeit und Gelehrigkeit des Thieres immerhin einige Besorgnis für den Führer einflößte. Eines der Thiere zählte schon über 100 Jahre und war auch dementsprechend etwas unbehilflicher; die beiden jüngeren waren im Alter von 20 bis 30 Jahren und sollen sich besonders beim Einfangen wilder Elephanten äußerst geschickt erwiesen haben.

Bekanntermaßen kommen die Elephanten auf Ceylon wild vor. Allein bei der stets sich ausbreitenden Bodencultur haben sich diese scheuen Thiere in einige Wildnisse im Nordwesten Ceylons, sowie in die Gebirgsgegend in der Nähe des Adampeaks zurückgezogen. Dieselben werden, mit Ausnahme der wilden Ausgestoßenen einer Herde, nicht mehr geschossen, sondern es werden nur von Zeit zu Zeit einige eingefangen, um sie zu zähmen. Auch dies darf aber nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Gouverneurs geschehen. Das Einfangen der Elephanten bildet ein höchst aufregendes Schauspiel. An einem passenden Orte wird mittels eingerammter Pfähle ein Raum abgegrenzt, welcher noch von den Holländern her „Kraal“ benannt wird. Die Elephanten werden durch eine Anzahl, oft an die tausend Treiber, welche mit Gewehren, Spießen und Stöcken bewaffnet sind, hauptsächlich durch Trommeln und Abschießen von Gewehren gegen das Thor des Kraals getrieben, was oft Wochen in Anspruch nimmt. Sobald sich die Thiere innerhalb der Umzäunung befinden, wird das Thor geschlossen. Dies ist mitunter eine sehr schwierige Arbeit, da die Elephanten

oft gegen das Thor stürmen. In solchen Fällen verwendet man zahme Elephanten, vor denen sich seltsamerweise die wilden fürchten, um letztere zurückzutreiben. Nachdem die Elephanten durch 24 Stunden, oft auch länger zusammengesperret sind, wobei sie theils wegen Futtermangel, theils in dem Bewußtsein ihrer Freiheit beraubt zu sein, Zeichen von großer Unruhe von sich geben, werden sie gefesselt. Eingeborene, auf zahmen Elephanten reitend, begeben sich in den Kraal, und nun wird ein wilder Elephant von je zwei zahmen in die Mitte genommen und in der Nähe eines hinlänglich starken Baumes derart aufgestellt, daß die Hinterfüße demselben zugekehrt sind. Hierauf wird rasch einer der Füße oder auch beide mittels einer Schlinge aus starkem Tau an den Baum gebunden. Sobald das Thier merkt, daß es gefesselt ist, macht es natürlich die größten Anstrengungen um loszukommen, brüllt jämmerlich und zeigt sich überhaupt ganz verzweifelt, ja manche weinen sogar. Hierbei kommt es mitunter vor, daß ein Thier aus Herzeleid stirbt; bei Elephantenweibchen, welche eines ihrer Jungen so gefangen sehen, tritt mitunter auch der Tod aus Gram ein. Dies und der Anblick, wie die übrigen Thiere einen todten Kameraden wegzutragen trachten, soll so rührend und ergreifend sein, daß, wie uns Herr de Soyza bemerkte, man nicht wünscht, den Sport mehr als einmal mitzumachen. Hat sich das gefesselte Thier einigermaßen beruhigt, so wird ihm eine Schlinge um den Hals geworfen, sodann kettet man es an die beiden zahmen Elephanten. Ist dies gelungen, so ist eigentlich die Zähmung vollendet. Oft schon nach wenigen Tagen, nachdem der gefangene Elephant beständig in Gesellschaft der anderen gelebt und Arbeiten verrichtet hat, ist sein Widerstreben geschwunden, und er kann vom Führer allein weiter abgerichtet werden. Nur vereinzelte, besonders wilde Elephanten, die früher erwähnten, aus ihrer Herde ausgestoßenen, können auf diese Weise nicht gefangen werden und setzen sich, wenn sie überhaupt in den Kraal gelangen, derart zur Wehre, daß von einem Binden keine Rede sein kann. Aus diesem Grunde, und nachdem in neuester Zeit wieder eine Vermehrung des Elephantenstandes beobachtet wurde, dürfen solche Thiere geschossen werden. Auf Ceylon finden die Elephanten verhältnismäßig wenig Verwendung, dagegen werden viele derselben nach Süd-Indien ausgeführt. Intelligente junge Thiere, wie die jüngeren, die wir bei Herrn de Soyza sahen, werden ungefähr mit 1000 fl. das Stück bezahlt.

Das Museum von Colombo, obzwar klein, bietet manches Schenswerte. So vor allem die ethnographisch und historisch interessanten Sammlungen betreffend Ceylon und die Malediven, sodann sehr hübsche Zusammenstellungen über die Perlmuscheln und deren Wachstum, sowie überhaupt eine vollständige Sammlung der Fauna Ceylons. Wir fanden daselbst auch ein getreues Modell des Daladä, des Zahnes Buddhas, dessen Original, das große Heiligthum der Buddhisten, im Tempel zu Randy verwahrt wird. Bei allem Respecte für Buddha kann man die Ähnlichkeit dieser Reliquie mit einem Alligatorzahn nicht verkennen. In der Münzensammlung fallen hakenförmige Silbermünzen auf, welche, aus Persien stammend, durch die Araber in Süd-Indien und Ceylon verbreitet wurden.

Colombo beherbergt auch eine politische Persönlichkeit von Interesse, welche seinerzeit in dem Streben nach der Herrschaft in Ägypten nicht nur Tausende seiner Landsleute in den Tod gesandt, sondern fast auch zwei europäische Großmächte in einen Krieg verwickelt hätte. Arabi Pascha hat jetzt Gelegenheit, in seinem bescheidenen Bungalow inmitten der duftenden Zimmgärten über die Vergänglichkeit irdischer Größe nachzudenken. Auch wird er nun des unerhörten Glückes bewußt sein, durch welches er, als überwältigter Meuterer und Hochverräter, statt des nach allen Gesetzen ihm zukommenden lustigen Aufenthaltsortes, eine englische Pension von



Arabi Pascha und sein Secretär.

12.000 fl. jährlich zu genießen hat. Ob wohl der Schleier über die etwas dunkle Geschichte der englischen Occupation Ägyptens je gelüftet wird? Denn nach allem muß man doch annehmen, daß Arabi Pascha nur eine Puppe in den Händen der Engländer gewesen und auch jetzt noch als Schreckmittel für den Vicekönig bereit gehalten wird. Die Erscheinung Arabis, welchen wir gelegentlich sahen, ist übrigens keine unvortheilhafte. Der kräftige Mann zeigt in seinen Zügen nebst Entschlossenheit auch eine gewisse Gutmüthigkeit. Die gemüthliche Art, wie er mit seinen zwei jüngsten Kindern spielte, paßte schlecht zu der Vorstellung, die wir von dem Manne hatten, der aus Ehrgeiz oder schmutzigem Interesse so viel Blut nutzlos vergossen hat.

Jeder Tourist, der sich einige Tage in Ceylon aufhalten kann, besucht Kandy, die alte Hauptstadt der Insel. Auch wir thaten das gleiche.

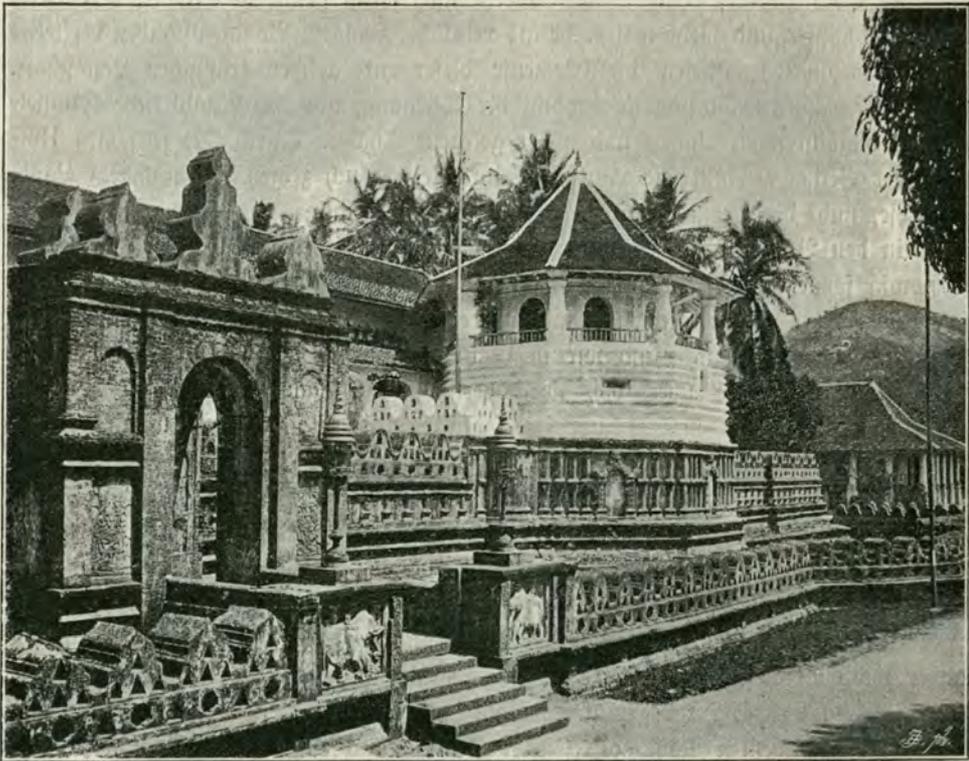
An einem prachtvollen, wohlthuend kühlen Morgen fuhren wir durch das in tiefen Schlaf versunkene Colombo und längs des reizenden Backwaters <sup>1)</sup> dem Bahnhofe zu. Bald nahm uns ein bequemer Waggon auf, den ein singalesischer Conductor, in Uniform und Unterrock und mit einem großen Kamme in dem nach rückwärts geknoteten Haare, schloß. Die Bahn führt bis Umbepussa durch Flachland. Reizende Cocoswälder, breite Canäle und Teiche, saftig grüne Reisfelder, vereinzelt nette Landhäuser und mehr malerische als reinliche, zwischen Bananenstauden versteckte Eingeborenenhütten bildeten die Elemente dieser entzückenden tropischen Landschaft. Von der genannten Station an beginnt die Steigung, und durch zahlreiche Tunnel gelangt man in immer höher und höher gelegene Thäler. Durch die seltsamen Umrisse der Berge gewinnt die Landschaft an Reiz. Auch zeigen sich nunmehr Laubgewächse, und die große *Ficus elastica*, die Brotbäume und Tamarinden treten mehr in den Vordergrund; in die Augen fallend ist die schön rothblühende Lagerstroemia sowie der Silkcottontree. Bei Kaduganava hat man schon fast 600 Meter Höhe über dem Meere erreicht, und nun geht es wieder ein wenig bergab, beim reizenden Peradenia vorbei; endlich sind wir in dem in einem engen Thale gelegenen Kandy.

Wenige Schritte über die, wie überhaupt auf ganz Ceylon, ausgezeichnet gehaltene Straße bringen uns zum Hotel auf dem Hauptplatze der Stadt. Vor uns liegt eine kleine Parkanlage mit der Statue des ersten englischen Gouverneurs von Ceylon, auf der einen Seite vom berühmten Buddha-Tempel und einigen kleinen Häusern, auf der anderen von einem großen, mit barockem Mauerwerk umrahmten Teich begrenzt. Dies ist der Glanzpunkt Kandys. Denn mit Ausnahme des in einem reizenden Park versteckten Gouverneurpalais, der Post und einiger Kirchen und Tempel, besteht die 20.000 Einwohner zählende Stadt meist nur aus niedrigen Hütten, in breiten, einander rechtwinkelig schneidenden Gassen. Doch überall, wohin sich das Auge wendet, zeigt sich ein schöner Hintergrund von dicht bewachsenen Hügeln. Das reizendste Bild, das man sich denken kann, bietet aber der Ausblick auf das Thal Kandys vom Lady Hortons Walk aus. Letzteres ist ein Weg, der in Serpentinaen um einen das Thal begrenzenden Hügel führt, und wo man stets im Schatten hoher Bäume wandelnd mit jedem Schritte in die Höhe einen immer schöneren Rundblick genießt. Einerseits das lachende Kandy-Thal, andererseits einsame Thäler mit Urwald, in welchen noch kürzlich wilde Elephanten hauseten. Hier begreift man, daß Ceylon von altersher als ein Paradies geschildert wurde, und daß die Mohammedaner es direct als Aufenthaltort des ersten Menschenpaares bezeichnen.

Die Hauptschenswürdigkeit Kandys ist der Tempel, in welchem der angebliche Zahn Buddhas, das größte Heiligthum der nahezu 400 Millionen zählenden Buddhisten,

<sup>1)</sup> So heißen hier, analog wie in Süd-Indien, die großen Teiche längs der Westküste Ceylons.

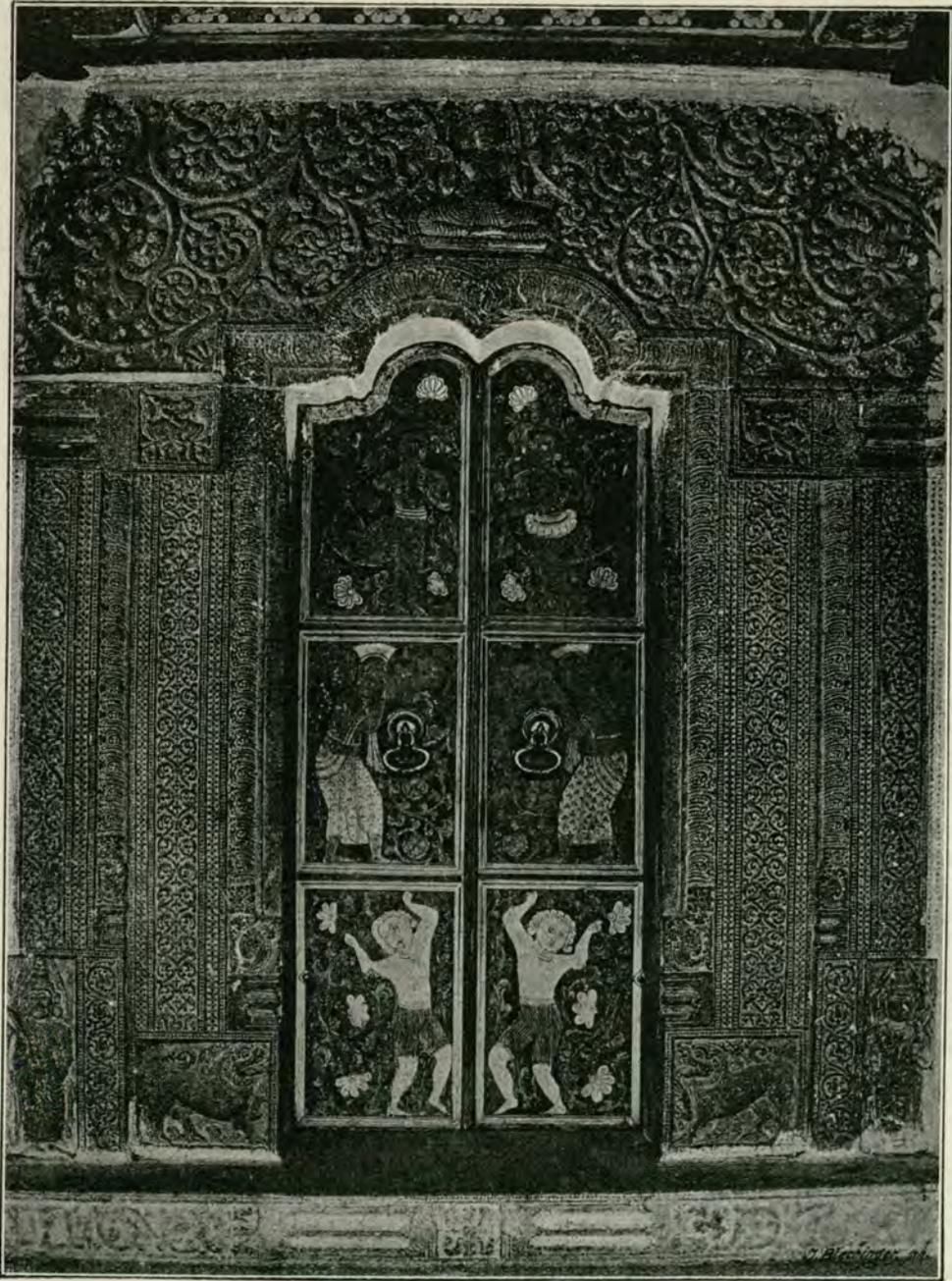
aufbewahrt wird. Die Baulichkeit entspricht weder in Bezug auf Stil noch betreffs ihrer Dimensionen dieser hohen Rolle. Ein kleines, einstöckiges Gebäude mit Säulenhallen bildet das eigentliche Sanctuarium, das von ähnlichen Bauten umschlossen wird. An der Ecke eines dieser Gebäude steht ein Pavillon mit einem chinesisch geschweiften Ziegeldach. Die Innenwände sind durchgehends mit Malereien bedeckt, die auf Buddhas Leben Bezug haben. Unmittelbar beim Eingange ist zum Frommen der Gläubigen



Sandy. Der Eingang zum Tempel.

das himmlische Strafgesetzbuch in sehr drastischen Bildern vorgeführt. Gezwickt und gebraten wird da nach Herzenslust, am schlechtesten kommen aber entschieden die reichen Gläubigen weg, welche dem Tempel kein Geld hinterlassen; auch jenen, welche die heiligen Bücher anzweifeln, ist kein beneidenswertes Los angekündigt. Bezüglich Besichtigung des Heiligthumes hatte man uns auf den Abendgottesdienst verwiesen.

Es war schon ziemlich dunkel, als mächtige Gongschläge, Trommeln und Flötenspieler die Gebetsstunde anzeigten. Wir passieren das greuliche Spalier von Blinden, Aussätzigen und Krüppeln, welche vor dem Eingange des Tempels die Mildthätigkeit der Gläubigen in Anspruch nehmen, und gelangen in die durch Ampeln geheimnisvoll



Sandy. Thür zum Heiligthum im Tempel.

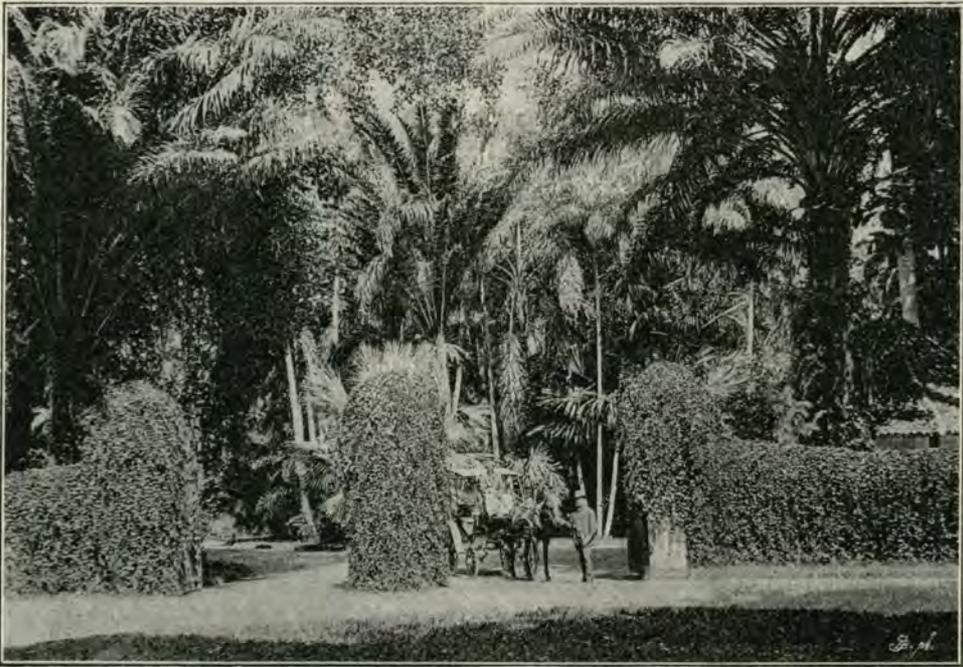


beleuchteten Tempelhallen. Eine große Menge zum Verkauf angebotener Opferblumen, brennendes Räucherholz und das Cocosnußöl der Lampen verbreiten einen betäubenden Geruch. Die Trommler und Flötenspieler bearbeiten ihre Instrumente mit Berjerkerwuth, so daß man kaum das eigene Wort versteht. Langsam finden sich die Gläubigen ein. Sie sind meist mit Tassen versehen, auf welchen sich die zum Opfer bestimmten Blumen befinden. Endlich verstummt der Höllenlärm. Es ist dies das Zeichen, daß die Priester nahen. In der That wackelt ein kleiner, feister, verzehmt aussehender Bonze daher. Wir haben den höchsten Buddhistenpriester vor uns. Ihm folgen mehrere andere Bonzen, gleich ihrem Chef glatt rasiert und mit der gelben Priestertoga umhüllt. Die Kirchendiener bringen den großen silbernen Schlüssel und öffnen die silber- und goldbeschlagene Thüre des Heiligthumes. Wir werden aufgefordert, einzutreten, und nachdem wir weitere drei Thüren und eine enge Treppe passiert haben, befinden wir uns in einem kleinen schmutzigen Gemach. Ein starkes Gitter schließt einen silbernen Tisch ab, auf welchem sich ein hoher glockenförmiger Metallsturz befindet, dessen Erzeugungsmaterial in Folge der umgehängten Goldketten und Edelsteine gar nicht zu erkennen ist. Hierin soll sich in mehreren silbernen und goldenen Umhüllungen der heilige Daladá befinden, d. h. jener Zahn, den die Buddhistenpriester in so wunderbar schneller Weise statt der ursprünglichen, von den Portugiesen verbrannten Reliquie zu substituieren wußten. Triumphierend sah uns die Bonzenschar an, überzeugt, daß wir von der Pracht des Gehehenen geblendet sein müssen, und hielt den Moment für angezeigt, einen Sammelsteller herzureichen, auf welchem duftende Opferblumen allein, keine wohlwollende Aufnahme gefunden hätten. Ueberhaupt macht es den Eindruck, als ob dieses heiligste aller Heiligthümer stark als einträgliche Sehenswürdigkeit für Fremde ausgenutzt würde. Denn auch bei den anderen Altären, sowie in der Bibliothek, in welcher neben äußerst nett ausgeführten Glas (Bücher aus Talipotpalmbllättern) sich auch englische wissenschaftliche Werke befinden, wird der Börse des Besuchers stark zugeseht. Wir waren schließlich froh, aus dieser moralisch und physisch verdorbenen Atmosphäre wieder in die frische Luft zu kommen und genossen nun doppelt einen Spaziergang an dem Ufer des Seiches. Auf der mit zartgefiedertem Bambus bedeckten Insel ließen einige Hochländer — auf Ceylon ist ein schottisches Regiment stationiert — ihre melancholischen heimischen Weisen ertönen, so recht im Einklange mit dem träumerischen Bilde der herrlichen Tropenlandschaft im Mondscheine.

Am nächsten Morgen besuchten wir die katholische Kirche, in welcher wir die ziemlich zahlreiche Katholikengemeinde im Feststaate versammelt sahen. Besonders die Frauenwelt war stark vertreten. Manche der in Andacht versunkenen Westizen, welche ein der spanischen Mantille entsprechendes, buntgefärbtes Kopftuch trugen, hätte durch ihre graziöse Erscheinung und die regelmäßigen Gesichtszüge einen schönen Vorwurf für einen Maler geboten. Zwischen den Katholiken Randys und den Buddhisten wäre es anlässlich des Papstjubiläums fast zu Feindseligkeiten gekommen. Einer der buddhi-

stischen Straßenprediger, welche, um den christlichen Missionären entgegenzuarbeiten, dem Volke die Bibel citieren und sie nach ihrer Weise auslegen, hatte sich nämlich zur begreiflichen Entrüstung der Katholiken den Umstand zunutze gemacht, daß papah im Singalesischen Sünder heißt, und hatte das santu papa der Portugiesen durch die Aussprache in „heiligen Sünder“ verwandelt. Durch rechtzeitige Bestrafung des Ärgernis erregenden Fanatikers wurde jedoch Handgreiflichkeiten vorgebeugt.

Ceylon war noch vor einigen Jahren ein Hauptproductionsort von Kaffee. Verschiedene Krankheiten, hauptsächlich der Bohrwurm und die Blattkrankheit, haben



Peradenia. Botanischer Garten.

jedoch die meisten Anpflanzungen verwüstet. Alle nur denkbaren Gegenmittel wurden angewandt, auch Neupflanzungen mit Liberiakaffee versucht, allein ohne Erfolg. Es wurden daher die meisten Kaffeeplantagen aufgegeben und im Theebau ein Ersatz gesucht. In der That gedeiht der Theestrauch auf den höher gelegenen Theilen der Insel ausgezeichnet und liefert ein Product, welches bereits jetzt in England höher geschätzt und gezahlt wird, als der chinesische Thee. Die Gewinnung des Thees ist eine höchst einfache. Das ganze Jahr hindurch werden die eben entsprossenen kleinen Blätter an den Astspitzen des Theestrauches gesammelt. Sie werden ausgebreitet und welken gelassen, hierauf in sehr sinnreichen Maschinen gerollt, ein bis zwei Stunden gähren gelassen und dann getrocknet, gesiebt und verpackt. Von dem Grade der Gähnung hängt das

Aroma ab, und es erfordert der Vorgang in dieser Richtung einige Erfahrung; im übrigen ist das ganze Verfahren, wie uns der Director der von uns besichtigten Pflanzung versicherte, so einfach, daß es selbst wenig intelligenten Eingeborenen überlassen werden kann.

Wir waren von der prachtvollen Vegetation, der wir überall in Ceylon begegneten, entzückt; doch das Schönste, was man sich in Bezug auf Pflanzenreichthum denken kann, wurde uns im botanischen Garten von Peradenia geboten. Diese parkartige Anpflanzung enthält alle in den Tropen vorkommenden Gewächse, in höchst geschmackvoller Weise gruppiert. Alle Palmgattungen, von der mächtigen Königs- und der Talipotpalme bis zur zierlichen bambusartigen Mauritiuspalme, alle Baumriesen der Ficusclasse, die für den Nordländer so interessanten Gewürznelken-, Muscatnuß- und Zimmbäume sieht man hier in wahren Prachtexemplaren vertreten, dazu eine Menge Farren-, Croton- und Schlingpflanzen in einer derart herrlichen Entwicklung, daß die Verwandtschaft mit ihren schwächtigen Vertretern in unseren Klimaten gar nicht zu erkennen ist.

In Peradenia bestiegen wir wieder die Eisenbahn. Unser weiteres Ziel war Nuwara Elia, ein in der Nähe des nahezu 2900 Meter hohen Pidurutalagala gelegener Erholungsort für die Bewohner des Tieflandes von Ceylon. Die Bahnfahrt dahin ist reizend. In unglaublich erscheinenden Windungen und mittels zahlreicher Tunnel und Viaducte wird, bei stets wechselnder Scenerie, die Reise von den Tropen in die gemäßigte Zone, wo des Morgens das Thermometer öfters unter 0° sinkt, vollführt. Obwohl Thee- und Cinchonapflanzungen die Waldungen immer mehr verdrängen, bieten sich doch hier sehr schöne Landschaftsbilder dar, wozu der Hauptfluß Ceylons, der Mahaveliganga, dem man bis zur Quelle folgt, durch seine Wasserfälle, sowie der Adamspeak mit seinen bizarren Umrissen viel beiträgt.

In Manu Oya, der Endstation der Bahn, 1800 Meter über dem Meerespiegel, athmeten wir schon frische Bergluft ein, und auf der weiteren Fahrt mit dem Postwagen fühlten wir seit langer Zeit das erstemal das Bedürfnis, uns durch Überzüge und Placids vor der kühlen Luft zu schützen. Auch die Vegetation nahm, trotz der Cinchona (Chinarinden-)bäume, ein unserer Alpenflora nahekommendes Aussehen an. Mit Freuden begrüßten wir Brombeersträucher inmitten von Farrenkräutern, sowie das an die Heimat mahnende Rhododendron, welches letzteres allerdings hier als hoher Baum auftritt. Nach einer einstündigen Fahrt waren wir im Hochthale von Nuwara Elia, und die Royal-Mail (königliche Post), welche durch unseren federlosen Marterfarren vertreten war, hielt mit schmetternder Fanfare vor dem äußerst heimlichen, durch Holzbau und scrupulöse Reinlichkeit an ein Tirolerhaus mahnenden Criterionhotel.

Die Ortschaft Nuwara Elia ist nicht sehr groß. Sie besteht aus einer Anzahl netter Landhäuser, welche die Anhöhen um einen See beherrschen, sowie aus einigen wenigen Eingeborenenhütten. In der warmen Saison Colombos — Februar-April — flüchtet sich, wer immer nur kann, hinauf, um die erquickende Gebirgsluft zu genießen. Dann

ist die hohe Saison für das sonst einsame Thal hereingebrochen. Elegante Equipagen und Spaziergänger beleben die Wege, und Bälle, Wettrennen, Picknicks aller Arten jagen einander. Jedenfalls scheint der Aufenthalt in Nuwara Elia der Gesundheit sehr zuträglich zu sein. Die Damen und Kinder, denen wir begegneten, hatten die gesunde rothe Gesichtsfarbe, welche man in den Tropen meist vergebens sucht. Auch wir glaubten uns mit jedem Athemzug neuverjüngt und genossen daher unseren Abendspaziergang inmitten der schönen Scenerie umsomehr. Im Hotel wurde uns auch der langentbehrte Anblick eines Feuers im Kamine zutheil, an dem sich die übrigen Gäste, offenbar durch einen langen Aufenthalt in den Tropen stark verweichlicht, mit großem Behagen wärmten. Bei uns in der Heimat hätten um diese Jahreszeit (Ende Jänner) wohl eher Anklänge an den Süden Beifall gefunden.

Am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang machten wir uns auf den Weg, um den von Nuwara Elia aus als bescheidenen Hügel erscheinenden Pidurutalagala wenigstens soweit zu besteigen, um einen hübschen Rundblick zu genießen. Ein kurzer Aufstieg auf vorzüglich erhaltenen Serpentinaen, woselbst man zwischen Rhododendron und den vom weiten Pinien ähnlichen Rubiaceen wandelt, gewährte uns bereits einen sehr lohnenden Ausblick über das Thal von Nuwara Elia und den fernliegenden Adamspeak, sowie anderseits auf den wegen seines gleichmäßigen Klimas äußerst ertragsfähigen District von Uwa.

Die Rückfahrt nach Colombo, welche wir ohne Unterbrechung machten, ließ den Reichthum der Tropenflora gegenüber der spärlicheren Vegetation des Berglandes wohl doppelt hervortreten, dabei aber auch die schwüle Hitze, welche uns nun in erhöhtem Maße lästig erschien. Sehr lieb war es uns, daß wir die über acht Stunden währende Fahrt in recht angenehmer Gesellschaft verbrachten. Die Theeepflanzer Ceylons, fast durchgehends Briten und meist Schotten, sind, soweit wir sie kennen lernten, sehr gebildete Leute, gänzlich frei von jener Steifheit, welche den Verkehr mit ihren Landsleuten mitunter erschwert. Da auch die Kaufherren Colombos sehr wohlhabend und gebildet sind, wären somit die nöthigen Elemente zu einem regen geselligen Leben vorhanden. Allein vielleicht wegen der großen Entfernungen, und theilweise auch wegen des Klimas, welches jeden Toilettenzwang doppelt empfindlich macht, sind gesellige Zusammenkünfte in Colombo doch selten. Ein paar Soireen im Queen's House (Gouverneurpalais) und im Club bilden außer den Meetings beim Wettrennen die einzigen Vereinigungsmomente, wenn man nicht den allabendlichen Corso am Meeresufer dazurechnet. Neuer hatte die längere Anwesenheit eines französischen Kriegsschiffes, des Transportschiffes „Shamrock“, allerdings das gesellschaftliche Leben Colombos etwas höher pulsieren gemacht. Übrigens war der Aufenthalt des „Shamrock“ durchaus kein freiwilliger. Das Schiff war in der Nähe von Point de Galle auf den Strand gerathen und konnte nur durch Mithilfe eines englischen Dampfers losgebracht werden. Beim Loswerden zeigte sich ein bedeutendes Leck in der Außenwand des Schiffes, und die vorderen Räumlichkeiten füllten sich bis zum wasserdichten Schott.



Ceylon. Scenerie bei Nuwara Eia.



Erst durch Unterschieben eines Segels, nachdem sich das Decktuch zu klein erwiesen, wurde der Wasserzufluß derart vermindert, daß die Pumpen ihn zu bewältigen vermochten und das Schiff mit eigener Maschinenkraft Zuflucht in Colombo suchen konnte. Hier wurde der Riß in den Blechen nach Thunlichkeit durch Auflegen von Außenplatten mit Cementeingüssen ausgebeffert. Die Colombo-Presse, wahrscheinlich durch den Namen „Shamrock“ (Kleeblatt) — bekanntermaßen die Wappenblume Irlands — der als Liebäugelei mit Irland aufgefaßt wurde, oder möglicherweise auch durch Zurückweisung eines interviewlustigen Reporters gereizt, machte sich in höchst ungeziemender Weise über diesen Unfall lustig. Ob nun überhaupt dem Commandanten des Schiffes eine Schuld beizumessen war, und wenn, bis zu welchem Grade, ist schwer zu sagen. Doch steht fest, daß während der Katastrophe trotz der 1100 Passagiere, worunter 500 Anamiten-Sträflinge, eine tadellose Ordnung an Bord geherrscht hat, was zum mindesten für eine musterhafte Disciplin spricht.

Das Auslaufen der „Fajana“ wäre fast durch einen leidigen Zwischenfall hinausgeschoben worden. Einer unserer Unterofficiere wurde beim Landgang von einigen Eingeborenen überfallen und beraubt. Nachdem er durch mehrere Stunden bewußtlos gelegen, wurde er erst um 2 Uhr Morgens aufgewacht. Da es überhaupt mit der öffentlichen Sicherheit in Ceylon nicht zu gut bestellt ist, war kaum zu hoffen, daß der Thäter noch vor der festgesetzten Abfahrtszeit zustande gebracht würde. Andererseits konnte Colombo nicht verlassen werden, ohne daß vorher durch Bestrafung des Thäters und der lässigen Polizeiorgane, welche den Beraubten so lange liegen ließen, Genußthuung gegeben wurde. Glücklicherweise fieng man noch am 28. Jänner zwei der Strolche ein und überlieferte sie den Gerichten. Es konnte sonach die Corvette am 29. des Morgens die Hauptstadt des paradiesischen Ceylon, das nach dem Vorhergehenden zu schließen, auch manchen gefallenen Engel beherbergt, verlassen. Der unglückliche Monsun erwies sich abermals nicht den Erwartungen entsprechend, und es mußte anfänglich wieder zur Maschine Zuflucht genommen werden. Nachdem wir uns entsprechend nach Nordost aufgearbeitet hatten, wobei die Corvette zufolge des hohen Seeganges das erstemal während der ganzen Reise sehr stark schlingerte, wurden die Segel gesetzt. Es folgten einige Tage schöner Segelfahrt, und am 7. Februar des Morgens wurde vor Pondicherry geankert.

## Capitel X.

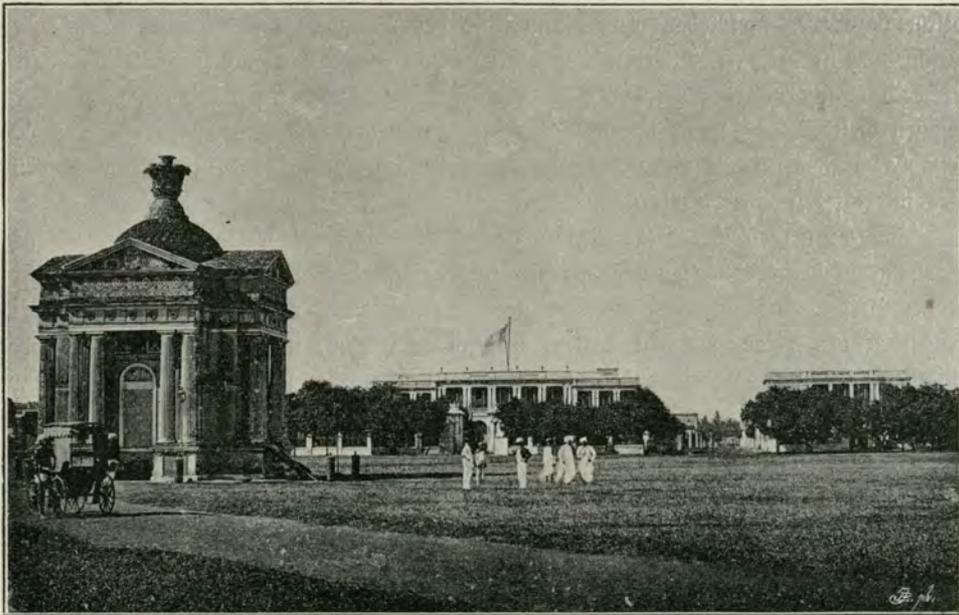
### Pondicherry – Madras.

#### Pondicherry.

„Vous trouverez un petit Paris dans la capitale de l'Inde française," so lautete der Ausspruch eines Franzosen, den wir in Colombo über Pondicherry befragt hatten. Dieser Ausspruch gibt trotz seiner Übertreibung oder vielmehr gerade wegen derselben, weil sie der französischen Nationalität entspringt, einen guten Anhaltspunkt zur Beurtheilung Pondicherrys. Bekanntermaßen besteht das, was pomphaft „l'Inde française" genannt wird, aus fünf kleinen, auf Hunderte von Meilen voneinander entfernten Enclaven, die kaum 8 Quadratmeilen Flächeninhalt und 285.000 Einwohner zählen. Und offenbar geschah es nur, um die Illusion von einem französischen Indien aufrecht erhalten zu können, daß die französischen Staatsmänner das ihnen beim Wiener Congresse gestellte, äußerst vortheilhafte Anerbieten ausschlugen, diese verhältnismäßig wertlosen Landstücke gegen die prachtvolle Insel Mauritius einzutauschen. Desgleichen verdankt die Stadt Pondicherry viel dem krampfhaften Bestreben, ihr zu einer Wichtigkeit zu verhelfen, obwohl dies weder durch die geographische Lage noch durch die Handelsverhältnisse begründet ist. Trotz dieser Anstrengungen, die in hübschen öffentlichen Gebäuden zum Ausdruck kommen, und von denen das Project, einen künstlichen Hafen zu bauen, Zeugnis gibt, bleibt Pondicherry eine todte Stadt, an welcher alle Galvanisierungsversuche vergebens sind. Die Grundbedingungen zum Aufblühen fehlen eben. Die Producte des reichen anglo-indischen Hinterlandes finden ihren Ausweg in Madras, und die geringfügige Ausfuhr von Erdpistazien, die über Pondicherry geht, ist kaum imstande, durch zwei Monate einige Schiffe außer den subventionierten Dampfern an diese gefährliche Küste zu locken.

Außerlich ist jedoch Pondicherry ein ganz freundliches Städtchen. Der an der See gelegene europäische Theil hat gerade, einander rechtwinkelig schneidende Straßen mit freundlichen, meist mit einem Vorgarten versehenen Häusern. Der große Platz

„Napoleon III.“ mit einem hübschen Brunnen und der Statue des Dupleix, von mächtigen Bäumen umrahmt, bildet den Mittelpunkt, zu welchem, wenn man vom lustigen Eisenmolo kommt, einige interessante altindische Säulen den Eingang bilden. Die Kathedrale Notre Dame des Anges mit ihren zwei abgestutzten Thürmen, das prunkvolle Gouverneurpalais und das Stadthaus verleihen diesem Stadttheil ein würdiges Gepräge. Die hiervon durch einen Wassergraben getrennte Eingeborenenstadt zeichnet sich gleich dem europäischen Stadttheil durch große Reinlichkeit der Straßen aus und gewährt mit ihren netten Häusern, sowie durch die vor denselben gepflanzten



Pondicherry. Hauptplatz Napoleon III.

Baumreihen ein anmuthiges Bild, welches äußerst vortheilhaft von jenem absticht, das die meisten Native Towns von Britisch-Indien bieten. Auch thut es wohl, im Gegensatz zur todten Europäerstadt, in welcher man nur hie und da einem fränklichen Europäer oder Mischlingen begegnet, hier ein äußerst lebhaftes Volkstreiben zu sehen, bei welchem die kleidsamen, farbenprächtigen indischen Volkstrachten recht zur Geltung kommen. An und für sich sind die Tamuls trotz ihrer schwarzbraunen Farbe ein schöner Menschen-schlag, und nebenbei scheint es fast, als ob sie von ihren französischen Beherrschern etwas Geschmack und Sorgfalt in der Toilette gelernt hätten. In keinem Orte Indiens sahen wir so rein und nett gekleidete Eingeborene wie hier.

Bei der Fahrt an Land lernten wir die hier sowie auf der ganzen Coromandelküste in Gebrauch stehenden Masula-Boote kennen. Es sind dies große flache, meist

zehnruderige Boote, deren Planken mittels Cocosnusgarn aneinander genäht sind. Infolge des letzteren Umstandes besitzen diese Fahrzeuge eine ungewöhnliche Elasticität und sind dadurch beim Landen in der hier fast beständig starken Brandung vor bedeutenden Beschädigungen geschützt. Die stämmigen, nahezu nackten Ruderer pflegen meist im Takte zu den Ruderschlägen zu singen und gewähren durch ihre grotesken Bewegungen einen seltsamen Anblick, besonders wenn sie in der Nähe des Zieles in der Hoffnung auf ein reichliches Backschisch ihre Anstrengungen verdoppeln und frenetische Hurrahs auf die Passagiere ausbringen.

Am Lande erwarteten uns ebenfalls ungewohnte Fortbewegungsmittel. Es sind dies die Pouffe-Pouffe, gleich den Push-Push in Cochin hübsche kleine Zeltwagen, welche von Kulis geschoben werden, und die der Passagier mittels der umlegbaren Deichsel selbst steuert. Allerdings erfordert letzteres einige Geschicklichkeit, da sonst leicht die Sicherheit der Fußgeher durch unerwartete Wendungen bedroht wird. Wir besaßen dieselbe wohl nicht im nöthigen Maße, und ein allgemeines *saue qui peut* beim Erscheinen unserer rasch daherausenden Colonne zeigte, daß die Eingeborenen dies im Interesse ihrer Behen rechtzeitig erkannt hatten.

Einer unserer ersten Wege gieng nach der Mission in der Ville noire — so heißt die Eingeborenenstadt — wo wir den von uns gesuchten, deutsch sprechenden Missionär in der Person eines biederen Elsäffers fanden. Nachdem wir unsere Angelegenheit mit demselben ins reine gebracht hatten, bestand er darauf, uns dem Erzbischofe vorzustellen. Es ist dies ein würdiger Priester, dem ein langer, grauer Bart ein sehr ehrwürdiges Aussehen verleiht. Bald entspann sich ein lebhaftes Gespräch, welches, da wir uns bei der drohenden politischen Lage begreiflicher Weise vorerst nach den neuesten Nachrichten aus Europa erkundigten, bald auf das politische Feld übergieng. Hier zeigte sich wieder das schon öfters beim französischen Clerus beobachtete, sehr scharf ausgeprägte Nationalgefühl. Der Haß gegen Deutschland überwog alles andere, und mit großer Bitterkeit erzählte uns der greise Prälat, wie „dieser Bismarck“ alle Leute anzuführen verstehe, und daß unbegreiflicher Weise selbst der Papst ihn einen großen Mann genannt habe. Allerdings, fügte er mit einer gewissen Befriedigung hinzu, wolle dies ja doch nicht viel heißen, da man schließlich auch unter Räubern Männer von Genie antreffen könne. Sonst entwickelte der deutschfeindliche Kirchenfürst eine sehr objectivische Anschauungsweise sowohl bezüglich der Wichtigkeit Pondicherrys, als auch betreffs des Erfolges der christlichen Missionäre in Indien. Er fand es in keiner Richtung gerechtfertigt, daß man Pondicherry mit großen Opfern künstlich heben möchte und glaubt, daß es sich selbst nach der projectierten Fahrbarmachung der Balksstraße <sup>1)</sup> nicht verlohnen würde, einen künstlichen Hafen zu bauen. Auch

<sup>1)</sup> Meerenge zwischen Ceylon und Indien, die jetzt nur für kleine Boote befahrbar ist. Durch eine Fahrbarmachung derselben würde die Route Aden-Pondicherry um 300 Meilen abgekürzt werden.

bezüglich der Verbreitung des Christenthumes in Süd-Indien warnte er vor zu optimistischen Erwartungen. Bekehrungen finden selten und überhaupt nur unter den Hindus statt, unter Mohammedanern aber nie; den einzig nennenswerten Zuwachs der Christengemeinde liefern die Missionschulen. Doch zeigte er sich mit seiner an 30.000 Seelen zählenden Katholikengemeinde sehr zufrieden und schilderte sie als glaubensfest und in jeder Richtung der christlichen Lehre würdig. Übrigens sahen wir in Pondicherry zum erstenmal beturbante Eingeborene und Frauen aus dem Volke in rothen Gewändern in größerer Anzahl in den Kirchen, während sonst in Indien das Haupt-



Pondicherry. Volkstypen.

contingent der Kirchenbesucher durch Mischlinge in europäischer Tracht gebildet wird.

Dieser Umstand, sowie die Eigenthümlichkeit, daß auch die nicht functionierenden Priester weißgekleidet sind, ferner die zur Kühlung angebrachten zahlreichen Pankas (Hängefächer), standen im seltsamen Gegensatz zu der sonst ganz an die Heimat mahnenden Einrichtung der Gotteshäuser.

Durch die vom Erzbischof citirten Telegramme über einen österreichisch-russischen Conflict begreiflicherweise höchst aufgeregt, eilten wir in die Redaction eines der zwei politischen Blätter Pondicherrys, um etwas Näheres zu erfahren. Wenn wir auch hier, nach der Quelle, aus welcher die Nachricht stammte, zur Überzeugung kamen, daß eine Sensations-Ente vorliege, so konnten wir doch sonst nicht viel in Erfahrung

bringen. Bei der Qualität dieser Journale muß dies nicht wundernehmen. Der Redacteur war seinerseits besonders erfreut, in uns Leute zu finden, welche ihm die Telegramme der Madrafer Zeitungen wörtlich übersetzen konnten, da er dieselben in der Regel seinen Lesern sehr beiläufig dem Sinne nach zu geben pflegt, weil er der Sprache der von ihm mit der Schere bearbeiteten englischen Journale nur in ganz beschränktem Maße mächtig ist.

Eine der Merkwürdigkeiten Pondicherrys ist die Maison dorée. Es ist dies ein nun unbewohntes Haus einer reichen Hindu-Familie, welches von einem der Vorfahren dieser Familie gebaut wurde, der einige Zeit am französischen Hofe gelebt hatte. Die Holzschnitzereien des Säulenganges im Hofe, nach altindischen Motiven, sind recht kunstvoll; auch zeigt die ganze Anlage des Hauses, daß wohlhabende Hindus sich ganz behaglich einzurichten verstehen. Die Malereien des Paradebettes verrathen jedoch, daß die Gedankenrichtung des Pompadour'schen Frankreich mehr als anderes ein eingehendes Verständnis seitens des indischen Notablen gefunden hatte.

Obwohl ganz flach, ist die Umgebung Pondicherrys doch sehr lieblich. Reisfelder, Cocoshaine, Palmyrapalmengruppen, sowie Nymbäume mit ihrem verschiedenen Grün zeigen sich in beständigem Wechsel unserem Auge, und die gut gehaltenen Straßen, mit Fahrzeugen und einer bunten Menge erfüllt, geben stets ein neues Bild indischen Lebens und Treibens. Auf dem Wege nach der ungefähr eine deutsche Meile von Pondicherry entfernten Pagode von Billenour hatten wir Gelegenheit, in kurzer Aufeinanderfolge einen Hochzeitszug und ein Leichenbegängnis zu sehen. Beide kündigten sich schon von weitem durch Musikproductionen lärmendster Art an. Das Orchester bestand aus ganz eigenthümlichen Instrumenten. Außer den hohen indischen Trommeln, welche mit der Handfläche bearbeitet werden, türkischen Tellern und Hirtenpfeifen, wies daselbe auch klasterlange Tubas und solche von einer fast kreisförmigen Krümmung auf, bei welcher letzteren sich der Bläser, wie es in den Tropen gewiß sehr angezeigt ist, während der Production gleichzeitig auch den Rücken ventilirt. Die sich nie auflösende Dissonanz war eine so gleichmäßige, daß wir keinen Unterschied zwischen dem Hochzeitsmarsche und der Trauerhymne wahrnehmen konnten.

Der Hochzeitszug gieng vom Hause der Braut aus, welches mit Blumen, Palmblättern und französischen Flaggen recht geschmackvoll geziert war. Eine Reihe schön bekränzter, zweirädriger Ochsenkarren nahm die Teilnehmer am Feste auf. Vorerst den glücklichen Bräutigam mit seinen nächsten männlichen Verwandten, alle mit Blumen geschmückt und in neuen Gewändern, dann die kleine hübsche Braut, mit Schmuck überladen, die Augenbrauen und Wimpern stark geschwärzt und gleich ihren Freundinnen im rothseidenen Festtagsgewand. In den übrigen Karren folgte die zahlreiche Verwandtschaft. Pöller wurden abgefeuert, die ohrenzerreißende Musik schlug ein, die zahlreichen Zuseher schrien um die Wette, so daß selbst die friedliebenden Zebus wild wurden und rasch ausgreifend die ganze Gesellschaft in unerwartet schnellem Tempo zum Hause des Bräutigams beförderten.

Der in eigenthümlichem Gegensatz kurz darauf folgende Leichenzug ließ in seiner Mitte den von zwei weißen, bekränzten Ochsen gezogenen Leichenwagen sehen. Auf diesem, unter einem mit Kränzen und Blumengewinden behängten Zelte, lag der Todte, vollkommen bekleidet und mit dem Turban auf dem Kopfe, auf Blättern und Blumen gebettet. Den Zug eröffnete die Musik, und vor derselben wurde ein langer Streifen Calico auf dem Boden ausgebreitet, auf welchen zwei Brahminen Reis streuten. Rechts und links geleiteten festlich geschmückte Knaben mit langen Palmblättern den Todtenwagen; demselben folgte ein Mann mit einer Vase, welche Lebensmittel enthielt, sodann die männlichen Anverwandten, sämmtlich weiß gekleidet. Mehrere Knaben besorgten das Aufrollen des Calicos nach dem Passiren des Zuges und das Ausbreiten eines zweiten Streifens vor demselben. Der Zug bewegte sich dem an der See gelegenen Verbrennungsorte zu. Der Vorgang bei der Verbrennung ist der gleiche, wie wir ihn in Bombay kennen gelernt hatten, doch darf in Pondicherry die Verbrennung erst 24 Stunden nach dem Tode stattfinden.

Die Pagode von Villenour ist für sich genommen architektonisch recht interessant, doch obwohl von ganz ähnlicher Bauart, kann sie sich mit den Pagoden von Condjiveram, deren Beschreibung später folgt, sowie mit den Prachtbauten von Tandjore und Madura nicht messen.

Es berührt angesichts des regen französischen Nationalgefühles eigenthümlich, auf den Gebäuden der wichtigeren öffentlichen Anstalten in Pondicherry, beim Postamt, bei dem Telegraphenbureau und am Bahnhofe auch englische Aufschriften zu finden, ja diese Anstalten ganz in Händen von Engländern zu sehen. Bei der geringen Ausdehnung des französischen Besitzes und der fast gänzlichen Abhängigkeit vom Hinterlande mit Bezug auf das Verkehrswesen war dies schwer zu vermeiden. Im Gegensatze dazu macht sich die Exterritorialität Pondicherrys gegenüber dem britischen Indien dadurch geltend, daß es ein Asyl für solche Bewohner Indiens bildet, welche sich den britischen Gesetzen entziehen wollen. Manche politische Verbrecher suchen Schutz unter der französischen Flagge, besonders häufig aber zahlungsunfähige Schuldner, und in ganz Süd-Indien versteht man unter „nach Pondicherry reisen“, sich den Verpflichtungen gegenüber seinen Gläubigern entziehen.

#### Madras.

Nur 90 Seemeilen trennen Pondicherry von Madras, somit genügte eine Fahrt mit halber Maschinenkraft die Nacht hindurch, um uns nach dem letztgenannten Hafen zu bringen. Bei Sonnenaufgang des 8. Februar entrollte sich auf der geradlinigen flachen Küste Madras vor unseren Augen. Zuerst St. Thomas, wo der Heilige dieses Namens seinen Märtyrertod gefunden haben soll, dann das mohammedanische Viertel Triplicane mit den prunkhaften, aber nicht durchweg geschmackvollen öffentlichen Gebäuden im Vordergrunde, weiters das bloß von Militärs bewohnte Fort mit der Signalstation und dem Leuchtturm in unmittelbarer Nähe, und endlich die Blac

Town, das Eingeborenenviertel und Sitz der Handelshäuser mit dem großen Postgebäude. Die außerordentlich ausgedehnte Villenstadt, welche landeinwärts die vorgenannten Stadttheile umgibt, entzieht sich von See aus den Blicken. Über  $1\frac{1}{2}$  geographische Meilen beträgt die Ausdehnung der Stadt längs der Küste, und da die Häuserreihen mitunter auch eine Meile weit ins Land reichen, kann man ermessen, welch große Fläche Madras einnimmt. Eine Übersicht über diese Verbindung von Ortschaften, welche theils durch die Windungen des Kumbflusses, theils durch das Glacis des Forts und ausgedehnte Parks getrennt sind, ist eben nur, und dies in beschränktem Maße, von See aus möglich.

Vor der Black Town befindet sich der künstliche Hafen, welchem wir zusteuerten. Derselbe wird durch zwei bogenförmige Wellenbrecher gebildet, die nur eine enge Einfahrt freilassen. In der Mitte des Hafens befindet sich der eiserne Landungsmolo mit seinen



Madras. Die Black Town mit dem Postgebäude.

Lauftrahnen und Eisenbahnen, eine achtunggebietende Leistung der Eisentechnik. Der nördliche Wellenbrecher konnte dem Andrang der Sturmwelle einer Cyklone nicht widerstehen und ist zum Theil tief unter die Wasserfläche gesunken. Wenn nun auch jetzt mit aller Macht gearbeitet wird, die Dämme zu verstärken, so ist doch schon die traurige Thatsache feststehend, daß der künstliche Hafen seinem Zwecke nicht entspricht, denn bei herannahendem schlechtem Wetter müssen alle Schiffe schleunigst den Hafen verlassen und in See gehen. Aus diesem Grunde dürfen auch nur Dampfer den Hafen benutzen, während Segelschiffe wie zuvor segelklar auf der Rhede bleiben müssen. Dieser Umstand verleiht dem Aufenthalt in Madras, für den Seemann wenigstens, etwas äußerst Ungemüthliches. In See ist derselbe gewöhnt, auf alle Ereignisse gefaßt zu sein; doch ist einmal der Anker gefallen, so findet er es hart, beständig auf dem qui vive sein zu müssen, und das Schiff nur mit der Sorge verlassen zu können, daß er möglicherweise auf Knall und Fall auf dasselbe zurückzukehren haben wird.

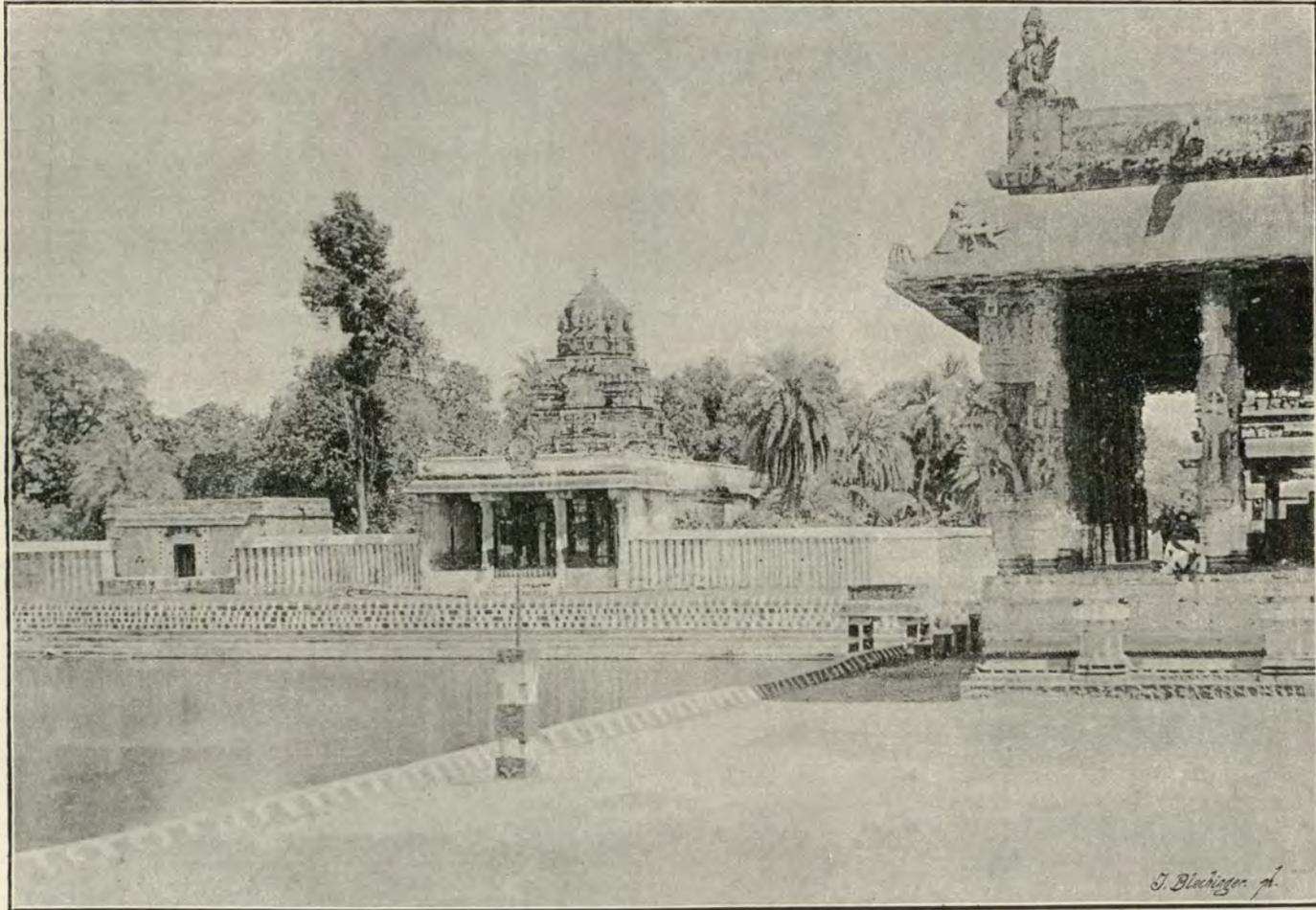
Aber auch am Lande empfängt man von Madras vorerst nur einen sehr unwirklichen Eindruck. Hat man sich über die zahlreichen Warenballen und zwischen den Krähen und Waggons des Molos bis zum Ufer gearbeitet, so gelangt man in die Black Town. Durch zahlreiche Fuhrwerke aufgewirbelter rother Staub erfüllt die Luft und lässt kaum die mit geringen Ausnahmen niedrigen Häuser und schmutzigen Tempel erkennen. Bei den meisten Gebäuden ist der Mörtelanwurf zum Theil heruntergefallen, die bloßstehenden Ziegel sind verwittert, manche Dächer eingefallen; man empfängt den Eindruck, als ob die Stadt kürzlich ein Bombardement bestanden hätte. Offene Unrathcanäle, die einen pestilentialischen Gestank verbreiten, dazu die Gerüche des Lebensmittelbazzars und mancher Warenniederlagen, eine dichtgedrängte, schweißtriefende Menge Waren transportierender Kulis, nach Schnaps riechende angeheiterte Matrosen, Auszügige und sonst widerlich franke Bettler vervollständigen den nichtsweniger als anmuthenden Eindruck der Black Town. Im Fort dagegen hat man eine wohl tadellos reine, aber wie ausgestorbene Festungsstadt vor sich, in welcher man zwischen Kasernen und Officierpavillons nur Kanonen und Schildwachen gewahrt. Triplicane und die übrigen Stadttheile, in denen Eingeborene wohnen, unterscheiden sich von der Black Town nur dadurch, daß sie einen mehr dorfsartigen Charakter haben. Doch kommt hier zwischen dem Grün der Bäume das kleine indische Haus, aus einem Erdgeschosse bestehend, mit der auf bunt angestrichenen, mitunter auf schön geschnitten Säulen ruhenden Veranda besser zur Geltung. Auch zeigt sich hier der an und für sich schöne Menschenschlag der Tamuls in der kleidsamen vielfarbigen Landestracht viel mehr zu seinem Vortheil, als in der einfachen Arbeitskleidung des Kulis. Selbst die Alleen und Wiesen, welche die genannten Stadttheile verbinden, gewähren dem Auge kein freundliches Bild. Das Gras ist verbrannt, das Laub der Bäume mit einer dichten Schicht rothen Staubes bedeckt, und Staubwolken benehmen auch häufig die Aussicht.

Dagegen findet man in der von den Europäern bewohnten Willenstadt zwischen Gärten mit der üppigsten tropischen Vegetation mitunter auch sehr schöne Landhäuser. Der Stolz von Madras ist jedoch die Beach. Es ist dies eine breite Straße längs des Strandes südlich vom Fort, wo die schöne Welt von Madras des Abends die kühle Seebriese genießt. Eine Reihe stattlicher öffentlicher Gebäude, verschiedene Collegien und Ämter, sowie das prunkhafte Senatshaus verleihen der Beach einen europäisch großstädtischen Anstrich. Auch fördern die schönen Equipagen und die zahlreichen elegant gekleideten Spaziergänger diese Illusion. Auffallend ist hier das Auftreten der reicheren Eingeborenen. Man gewahrt bei denselben bereits eine Annäherung an die europäische Tracht. Nicht selten begegnet man eine vollständige Hindufamilie lustwandelnd. Der Mann hat durch Anlegen einer weißen Bluse, die Frau durch ein lichtblaues oder ein sonstwie von Roth abweichendes Gewand sich vom althergekommenen Gebrauch losgesagt. Ab und zu sieht man auch einen jungen Hindu in europäischem Sportscostüm zu Pferde. Dagegen zeigt der überreiche Galawagen des

Nawab von Carnatic mit den scharlachroth gekleideten Lakaien und Vorreitern noch die unverfälschte indische Pracht.

Es ist unbestreitbar, daß in Madras viel zur Verschönerung der Stadt geschah und noch geschieht; leider aber mit entschiedenem Mißgeschick. Die kürzlich errichtete Jubiläumsstatue der Königin, an sich ein Werk höchster Geschmacklosigkeit und dabei noch vom Senatsgebäude förmlich erdrückt, sowie die neue Town Hall in unqualificierbarem Stile, geben den Beweis hiefür. Selbst der Peoples Garden von Madras, ein Thiergarten — in den meisten indischen Städten ein Glanzpunkt — ist recht verwahrlost; doch enthält er eine ziemlich große Anzahl schöner Thiere. Allerdings hat diese Anstalt eine Eigenthümlichkeit, die der unbewaffnete friedliche Besucher meist nicht recht zu würdigen verstehen dürfte. Frägt man nach der Ursache, warum das Nashorn sein Horn verloren, so hört man, daß es sich einmal losgerissen habe, in die Stadt gestürmt sei und, nachdem es einige Menschen zertreten, in blinder Wuth sein Horn an einer Mauer abgerannt habe. Dann zeigt der Wärter mit Befriedigung ein Loch in der Wand, welches von einer Kugel herrührt, mit welcher er einen der beiden losgekommenen Leoparden erlegte, der sich zuvor an dem Unterschenkel eines Aufsehers gütlich gethan. Der berühmte Löwe, dem ein freundnachbarlicher Tiger mit einem Tagenschlag den Schweif ausgerissen, war leider nicht mehr zu sehen, aber auch die Erwähnung dieses Vorfalles ist darnach angethan, den Reisenden im Glauben zu bestärken, daß im Peoples Garden die Zustände nicht ganz geordnete seien. Ein sehr hübsches und bequem eingerichtetes, von einem wohlgepflegten Park umgebenes Gebäude ist das Gouverneurpalais. Auch die Baulichkeiten des Madras Club sind ebenso gefällig wie praktisch angelegt. Alles, was man von einem solchen Vereinshause nur fordern kann, ist in demselben geboten. Abgesehen von den ausgedehnten Speise- und Besezimmern ist auch eine reichhaltige Bibliothek zum Gebrauche der Mitglieder vorhanden. Im Parke befinden sich entsprechende Plätze für die verschiedenen Spiele im Freien. Ein ungewöhnlich großes, gedecktes Schwimmbad, sowie zahlreiche Douche- und Wannenbäder stehen den Mitgliedern zur Verfügung. Endlich sind eine große Anzahl Wohnzimmer, sowie mehrere kleine Bungalows zur Unterkunft kürzlich zugereister bereitgestellt. Und für all diese Annehmlichkeiten entrichtet das Mitglied außer der allerdings beträchtlichen Eintrittsgebühr von 200 Rupien (180 fl.) bloß einen Monatsbeitrag von 6 Rupien.

Wir waren sehr erfreut, in dem österreichisch-ungarischen Vertreter, Herrn Thümler, und dessen Better, Herrn v. Clermont, gemüthliche Deutsche kennen zu lernen, welche uns sehr liebenswürdig entgegenkamen. Im Verkehre mit denselben lernten wir das Leben der Madraser Kaufherren kennen, welches für Junggesellen und Strohvitwer wohl etwas einförmig ist. Der Tag von 10 Uhr morgens bis 5 Uhr nachmittags wird im Comptoir in der Black Town zugebracht. Allerdings ist auch dort für das leibliche Wohlfsein gut gesorgt. Nun folgt eine Spazierfahrt an der Beach, und dann wird nach dem meilenweit entfernten Bungalow gefahren, wo der Abend, im besten Falle in Gesellschaft einiger Freunde, zugebracht wird. Ein Tag gleicht dem anderen



Conjiveram. Bassin und Mandapam des Vishnu-Tempels.



und daher ist es begreiflich, daß die Vertreter der Handlungshäuser eigentlich nur in der Erwartung des Zeitpunktes leben, in welchem sie zur Führung der Geschäfte des Londoner Hauses berufen werden. Dies findet regelmäßig in Zeiträumen von zwei bis drei Jahren statt, und somit machen die meisten dieser Kaufherren die Reise nach Indien und zurück nach Europa verhältnismäßig oft. So wir trafen sogar einen Deutschen, welcher diese Reise einmal jährlich macht; ein eigenthümliches Wanderleben, das bei dem Umstande, als die Fahrtdauer hin und zurück allein zwei Monate beträgt, eine große Vertrautheit mit allen Transportmitteln zu Land und zur See hervorbringt.

In Gales House, dem von den vorgenannten Herren bewohnten Bungalow, konnten wir sehen, wie, dank den wohlabgerichteten indischen Dienern, auch ein Junggesellenhaushalt in Indien sehr bequem und elegant eingerichtet sein kann. Als wir gelegentlich eines Diners die in ganz Indien gesammelten Merkwürdigkeiten des Herrn v. Clermont bewunderten, sahen wir auch eine größere Anzahl Cobras, Wasserschlangen und krebßgroßer Scorpione in Weingeist verwahrt. Auf unser Befragen erfuhren wir, daß dies Trophäen aus dem Hause und Garten seien, in welcher letzterem, wie überhaupt in der Umgegend von Madras, sich viele Schlangen vorfinden. Bei dieser Gelegenheit wurde uns auch versichert, daß die Erzählungen aus Indien, in welchen die Cobra eine interessante Rolle spielt, durchaus nicht in das Gebiet der Traveller Stories (übertriebene Reise geschichten) gehören. Auch Herr v. Clermont theilte uns mit, daß einer seiner Freunde eines Abends zu seiner unangenehmen Überraschung im Bette ein derartiges Reptil vorfand. Später wohnten wir in Moulmein einem Dejeuner bei, bei welchem die Frau des Hauses einen ähnlichen Fall erzählte. Derselbe hatte sie jedoch weniger berührt, als der Umstand, daß ihr Koch kürzlich in einer wenig gebrauchten Casserolle ein solches Thier gemüthlich aufgerollt fand. Auch wir fanden den Gedanken an ein Ragout de Cobra, trotz der unbestreitbaren Sensation, die ein solches Gericht auf der Speisekarte machen würde, nicht gerade verlockend.

Die in Indien vorkommenden Schlangen fliehen, wenn sie nicht gereizt werden, vor dem Menschen, und können, wenn man sie deutlich sieht, leicht getödtet werden; es kommen daher Schlangenbisse meist nur dann vor, wenn man unversehens auf diese Thiere tritt. Bei Europäern, welche vermöge ihrer Fußbekleidung ihre Annäherung auf eine gewisse Entfernung verrathen, kommen solche Unfälle selten, meist nur in der Dunkelheit vor. Anders jedoch bei den meist barfuß einhereschleichenden Eingeborenen. Von diesen fanden noch im Jahre 1882 an 20.000 durch Schlangenbisse den Tod.<sup>1)</sup> Die indische Regierung hat, um dieser Landplage zu steuern, einen Preis, der je nach der Provinz zwischen 2 und 4 Annas (10 bis 20 Kreuzer) variiert, für jede todt eingebrachte Cobra ausgesetzt. Zuerst hatte dies theils aus religiösen Gründen,

<sup>1)</sup> Durch Tiger und Leoparden fanden im gleichen Jahre 2600 Personen den Tod.  
Sedina, An Afien's Küsten zc.

theils wegen der Indolenz der Bevölkerung, wenig Erfolg. Nun aber werden jährlich bis über 100.000 Rupien an Prämien verdient, und hat sich auch die Anzahl von Todesfällen infolge von Schlangenbissen bedeutend herabgemindert. Anfänglich berührt es den Reisenden äußerst unangenehm, selbst im Zimmer nicht absolut sicher vor solchen Begegnungen zu sein. Doch gewöhnt man sich mit der Zeit an diese Idee, unterlässt es aber nicht, besonders Zimmer des Erdgeschosses genau zu untersuchen, bevor man sich zur Ruhe begibt. Übrigens kann man auch mehrere Jahre in Indien gewesen sein, ohne einer Schlange in gefährlicher Nähe zu begegnen. Immerhin lassen die Engländer ihre Kinder nie im hohen Grase spielen, denn in den wenigsten Fällen ist, selbst bei augenblicklicher ärztlicher Hilfe, das Leben eines von einer Cobra Gebissenen zu retten. Kurz vor unserer Ankunft in Bombay wurde ein Europäer, der auf eine Cobra trat, durch den Schuh gebissen. Man sah es als ein außerordentliches Glück an und schrieb es nur dem Umstande zu, daß das Leder einen großen Theil des Giftes auffog, daß die Ärzte den Gebissenen nach vierzehntägigem schweren Leiden als außer Gefahr erklären konnten. Seltsamerweise ist ein kleiner Ichneumon, hier *Mungus* genannt — der natürliche Feind der Cobra — gegen deren Gift vollkommen unempfindlich.

Madras besitzt sehr viele Schulen und Bildungsanstalten für Eingeborene, ja sogar eine Universität, die ziemlich stark besucht wird. Eigenthümlich ist es, daß die Mohammedaner hier, wie überhaupt in ganz Indien, diese Bildungsanstalten nur sehr vereinzelt besuchen und sich mit ihren Moscheeschulen begnügen, wo sie Lesen, Schreiben und Koransprüche in dem ihnen ganz unverständlichen Arabisch lernen. Wenn auch dadurch das Bildungsniveau der Mohammedaner gegenüber jenem der Hindus verhältnismäßig sinkt, so gewinnen erstere doch durch Bekehrung vieler Hindus an Zahl und Bedeutung — eine von den Engländern nicht gern gesehene Erscheinung. Denn der weiche Hindu, welcher, besonders als Kaufmann, die Wohlthaten der englischen Herrschaft nicht verkennt, ist im allgemeinen das leichter zu lenkende Element der indischen Bevölkerung, während der Mohammedaner schon vermöge des religiösen Fanatismus die Oberhoheit des Ungläubigen nur mit Widerwillen trägt.

Andererseits ist Madras auch der Sitz einer neuen Religionssecte. Es ist dies die sogenannte theosophische Gesellschaft, welche, im Widerspruche mit ihrem Namen, einen reformierten Buddhismus, also eine Moralphilosophie ohne Gott, als Universalreligion aufstellt, und seltsamerweise nicht bloß in Indien, sondern angeblich auch in Europa, vorzüglich aber in Nordamerika, bereits viele Zweiggemeinschaften besitzt. In erster Linie soll diese Secte sich zur Aufgabe gestellt haben, dem immer mehr um sich greifenden Materialismus zu steuern und Wahrheit und Humanität zu pflegen. Die gebotene gegenseitige Unterstützung aller Mitglieder der Secte, ihre Versammlungen auf parlamentarischer Grundlage, die Publicationen der einzelnen Vereine, wie deren mystische Namen, bekunden eine gewisse geistige Verwandtschaft mit der Freimaurerei.



Conjiveram. Gopura des Siwa-Tempels.



Eine ganz vorzügliche Unterrichtsanstalt ist die School of Arts in Madras. Es ist dies eine Kunstgewerbeschule, durch welche in erster Linie die Hebung der nationalen Hausindustrie angebahnt werden soll. Bei der außergewöhnlichen Begabung der Hindus für Arbeiten, welche eine geschulte Hand verlangen, werden in der Töpferei, Modelltischlerei, Schnitzerei und Kattundruckerei ganz außerordentliche Leistungen erzielt. Die bloß mit der Hand bewirkte Kattundruckerei wird in Madras besonders schwunghaft betrieben, und diese Kattune mit Darstellungen aus der indischen Mythologie sind in ganz Indien berühmt. Uns interessierte besonders die Zeichenschule, wo wir mitunter ganz junge Knaben mit den einfachsten Mitteln Ornamentzeichnungen nach altindischen Motiven ausführen sahen, welche jeder europäischen Gewerbeschule zur Ehre gereicht hätten.

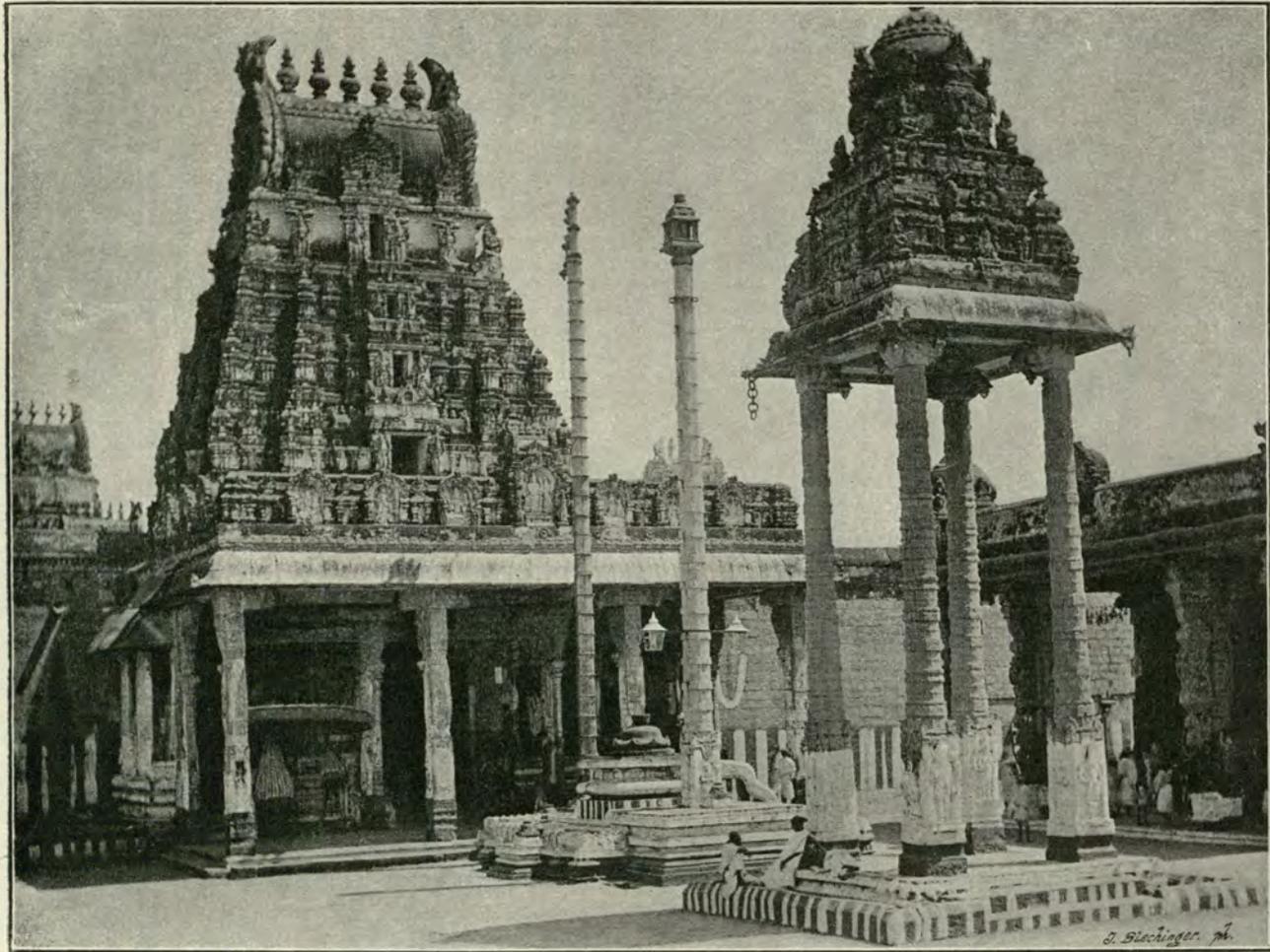
Madras besitzt keinerlei sehenswerte Hindutempel, dagegen sind in dem nahegelegenen, „Sieben Pagoden“ genannten Orte, besonders aber in dem 7 bis 8 geographische Meilen entfernten Condjiveram, sehr schöne Muster südindischer Tempelbauten zu sehen. Da der erstgenannte Ort nur durch eine mühselige Bootsfahrt zu erreichen ist, begnügten wir uns mit einem Besuche Condjiverams. Eine dreistündige Eisenbahnfahrt brachte uns dorthin. Die Gegend, welche wir durchfuhren, war reizend, obwohl zumeist eben. Zahlreiche Flüsse und Teiche liefern die nöthige Bewässerung für die Reiscultur und fördern auch einen üppigen Baumwuchs. Allerdings ist die oft zu sehende Palmyrapalme hier wegen ihrer Verstümmelung vielleicht die wenigst schöne Baumgattung, dafür aber entschädigen prachtvolle Banianenbäume, die hier häufiger als anderswo in Indien vorkommen. Die Dörfer, welche wir passierten, waren reinlich und bekunden einen verhältnismäßigen Wohlstand ihrer Einwohner. Auch sah man häufig große Herden schönen Viehes, und das für Indien typische Bild badender Büffel trat uns öfters entgegen, sowie das ungewohntere einer größeren Affenherde, die ein Reisfeld zu ihrem Spielplatz erkoren hatte. Wahrscheinlich nicht zur Freude des Feldbesizers, doch gewiß ungestraft, da die Affen für ihre Unterstützung Ramas und vielleicht in unbewusster Vorahnung der darwinischen Theorie in den Hindu-Olymp aufgenommen wurden und daselbst durch ihren König Hanuman vertreten sind. Mit Neugierde betrachteten wir auch die Bahnwächterhäuschen, welche tigerficher gebaut sind. Letzteres dürfte bei dem gegenwärtigen regen Zugverkehr nicht mehr eine Nothwendigkeit sein, und das berühmte Telegramm eines eingeborenen Stationschefs, welcher kurz nach Eröffnung der Bahn nach Madras um Hilfe telegraphierte, weil Tiger sich auf dem Perron seiner Station breit gemacht hatten, wird wahrscheinlich ein Unicum bleiben.

In Condjiveram erwartete uns bereits der von unserem Consul vorausgesandte Führer, und kurz darauf waren wir auf einem landesüblichen zweirädrigen Karren untergebracht. Dieses Fuhrwerk, das keine Federn besitzt, und in welchem sich der Fahrgast, in Ermangelung eines Sitzes unter dem halbkreisförmigen Dache der Länge nach ausgestreckt, durch krampfhaftes Anklammern vor dem Herausfallen bewahren muß,

war jedenfalls sehr geeignet, uns jede Sehenswürdigkeit, die das Aussteigen erforderte, freudigst begrüßen zu lassen. Doch benöthigen die Bauten Condjiverams ein derartiges Relief nicht. Als wir nach einer halbstündigen Fahrt durch die reinlichen breiten Straßen des über 60.000 Einwohner zählenden Ortes hielten, waren wir vom Anblick der vor uns befindlichen, fast 60 Meter hohen Gopura (Eingangsthurm) des großen Siva-Tempels sehr befriedigt. Es ist dies ein außerordentlich interessantes Bauwerk im eigenthümlichen dravidischen Stile. Letzterer ist nur in Südbindien und vereinzelt in Hinterindien vertreten, seltsamerweise bekunden jedoch auch die alten aztekischen Baudenkmäler Mexikos eine gewisse Verwandtschaft mit demselben. Es soll hier in kurzem eine Beschreibung des Tempels folgen, die für alle dravidischen Tempel gelten kann, da diese, nach einem Muster gebaut, sich nur durch Einzelheiten in der Ausführung unterscheiden.

Eine hohe Mauer, innen mit Säulenhallen versehen, umschließt den meist nach den vier Weltgegenden orientierten, rechteckigen Tempelhof. Der Eingang zu demselben wird durch eine oder mehrere Gopuras, je eine in der Mitte einer Seite gebildet. Es sind dies Thore mit gegen oben zu sich stufenförmig verjüngendem Thurmaufbau aus Stein oder Ziegeln, im letzteren Falle mit Mörtelanwurf, deren Außenseiten mit Götterstatuen und Sculpturen in Relief überdeckt sind. Meist sind sie durch einen Sarkophagartigen Aufbau gekrönt, dessen Stirnseiten fraßenhafte Gesichter in Hautrelief zeigen. So scheußlich verzerrt die einzelnen Statuen und Bilder sind, so macht doch das Ganze einen imposanten, nicht unschönen Eindruck. Im gepflasterten Hofe befindet sich der eigentliche Tempel, ein großes mit Stiegen umrahmtes Wasserbassin für die Waschungen, und verschiedene Säulenhallen, Mandapams, welche zur Ausstellung der jeweilig anzubetenden Gottheit dienen. Der eigentliche Tempel ist meist eine verkleinerte Nachbildung der ganzen Tempelanlage sammt Gopura und Bassin. In demselben befinden sich die Idole, der Tempelschatz und die Tempelglocke; nur Brahminen haben zu demselben Zutritt. Ferner gehört zu jedem Tempel ein Magazin von Fuhrwerken und Göttersymbolen, eventuell eine Ausbesserungswerkstätte für dieselben, und ein großer schwerer Wagen für Processionen, dessen meist sehr kunstvoll ausgeführte Schnitzereien durch ein pyramidales Strohdach vor den Unbilden der Witterung geschützt werden. Der Stab des Tempels besteht aus einer Anzahl Brahminen, welche gewöhnlich in der zum Tempel führenden Straße wohnen, ferner gehören mehrere Natch (Bajaderen) sammt Orchester dazu, welche die Tänze bei den religiösen Functionen besorgen, endlich ein Elephant für feierliche Umzüge.

Beim Eintritt in den Tempel wurden wir von einer Schar Brahminen empfangen, welche uns mit Kränzen betäubend riechender Blumen schmückten. Sodann wurden wir wie zum Triumphe herumgeführt. Allerdings unterließ man nicht, uns durch den Führer mittheilen zu lassen, daß solche Ehren nur Personen zutheil werden, welche den Tempel durch entsprechende Gaben unterstützen. Einige der Basaltmandapams,



Conjiveram. Mandapams im Vishnu-Tempel.

*S. Steinger. M.*



welche wir sahen, scheinen hohen Alters zu sein und sind gleich allen Bauten zwar barock, aber nicht unschön, besonders in der Detailausführung. Im großen Mandapam, welcher über 500 Säulen zählt, befindet sich das Magazin von Reservegöttern und Götterfuhrwerken. Hier sahen wir überlebensgroße Darstellungen einiger Verkörperungen Sivas aus lackiertem Holz, sowie aus gleichem Materiale erzeugte Elephanten, Drachen, ja auch ein regelrechtes Schaukelpferd, welche kennzeichnende Beigaben dieser Gottheit bilden. Zahlreiche Fledermäuse verbreiteten einen widerlichen Gestank, so daß wir ganz den Eindruck hatten, als ob wir uns in einem Stalle befänden. Bei den bezüglichen Festlichkeiten werden die Götter auf eines dieser Attribute gesetzt und in einem der kleinen Mandapams oder auf dem Djaganáthwagen ausgestellt. Umzüge mit letzteren sind nur selten, da sie große Kosten verursachen; auch kommt es nicht mehr vor, daß religiöse Fanatiker sich unter die Räder werfen, um so mit dem Tode zugleich das Wohlgefallen der Götter zu erlangen. Schön müssen die sogenannten Wasserfeste sein, bei welchen man die entsprechenden Götterstatuen in dem in der Mitte des Wasserbassins befindlichen Mandapam aufstellt und des Abends sowohl diesen, als den ganzen Tempelhof mit Lampions beleuchtet. Die bunte Menge, die zahlreichen im Wasser sich tausendfach wiederpiegelnden Lichter, sowie die mystischen Formen der Gopuras und Idole mögen wohl ein gläubiges Hindugemüth mit heiligem Schauer erfüllen.

Condjiveram besitzt außer dem großen Siwa-Tempel noch zahlreiche andere Tempel, darunter auch sehr alte, welche aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung stammen sollen. Wir besuchten nur noch den Wischnu-Tempel. Dieser ist zwar etwas kleiner, doch weitaus besser instand gehalten als der Siwa-Tempel auch besitzt er einen sehr reichen Tempelschatz. Das Interessanteste an demselben ist jedoch der Hauptmandapam, dessen Säulen, meist aus Reitern mit sich bäumenden Pferden oder Hippogryphen bestehend, wahre Cabinetstücke der Bildhauerkunst sind, und trotz der detaillirten Ausführung ein nicht unharmonisches Ganze bilden. Von der staunenswerten Geschicklichkeit, mit welcher die Erbauer Steine zu bearbeiten wußten, gibt eine aus einem Stück gemeißelte Kette, welche von der Ecke des Daches herunterhängt, das beste Zeugnis.

In Condjiveram fiel uns erst so recht auf, welche Wichtigkeit die Hindus ihren Kasten- und Sectenabzeichen beilegen. Die Brahminen des Siwa-Tempels und die Bewohner des umliegenden Stadttheiles trugen alle die drei weißen, horizontalen Streifen der Siwa-Berehrer auf der Stirne, den Armen und wo sonst der Körper entblößt ist, zur Schau. Die Wischnu-Berehrer malen sich dagegen sorgsamst einen Dreizack auf die Stirne, dessen mittlere Zacke roth ist. Dies beschränkt sich jedoch nicht bloß auf die Menschen, sondern auch Thiere, besonders viele Zebus, sahen wir mit dem Sectenabzeichen bemalt. Selbst Häuser und Bäume waren mit diesen Merkmalen versehen. Unter den Wischnuiten von Condjiveram war vor einigen Jahren eine wichtige Streitfrage entstanden. Die einen behaupteten, der Dreizack habe bei der

Nasentwurzeln zu enden, die anderen meinten, es müsse noch ein Strich auf dem oberen Theil der Nase markiert werden. Viel Blut ist schon infolge dieses Streites geflossen, und einigemal mußte sogar mit bewaffneter Macht die Ordnung zwischen den Streitenden hergestellt werden.



Indischer Tempelwagen (Djaganāthwagen).

Schiffe verlassen dann in aller Eile den ungestaltlichen Hafen oder die Rhyde, um den Sturm in See abzureiten. Manche, die bereits abzufegeln im Begriffe waren, machen infolge der genauen Kenntnis des regelmäßigen Verlaufes der Cyclone und durch diese begünstigt oft sehr schöne Fahrten. Nichtsdestoweniger zeigen einige Wracks im Hafen, daß die Sache nicht immer so glatt abläuft. Angesichts des eben Angeführten wird man es begreiflich finden, daß wir nach einem fünftägigen Aufenthalte

Eine ständige Plage von Madras ist die Cholera, welche in der Black Town nie aufhört; doch da sie nur ausnahmsweise größere Verheerungen anrichtet, und Europäer ihr selten zum Opfer fallen, kaum Beachtung findet. Abgesehen von dieser Krankheit ist übrigens Madras einer der gesündesten Orte Indiens. Eine zweite Landplage sind die Cyclonen, welche fast alljährlich ein- oder zweimal zur Zeit des Monsunwechsels über Madras hinweggehen. Das Wesen dieser Wirbelstürme ist nunmehr schon sehr genau erkannt, und in den meisten Fällen kann deren Eintreffen ziemlich genau vorausgesagt werden. Die

Madras nicht ungerne wieder verlassen. Und doch wird den meisten von uns Madras nicht in unfreundlicher Erinnerung bleiben. Abgesehen von dem herzlichen Empfange, welchen uns unser Consul und seine Freunde zutheil werden ließen, erwiesen sich auch die dort wohnenden Engländer uns gegenüber sehr entgegenkommend. Unter anderen wurden wir auch von den Junggesellen von Madras zu einem Balle geladen, der wie gewöhnlich den Glanzpunkt des Madraser Carnevals bildete.

Die große Banketthalle des Gouvernements wurde entsprechend decoriert, und im Garten vor demselben stellte man hübsche Zelte für das Souper und Buffet bereit. Bei unserem Erscheinen fanden wir die Gesellschaft schon vollzählig. In Indien lebt man hygienischer als in Europa. Man geht gewöhnlich früh zu Bette, um früh aufstehen, und derart den Morgen, in Indien die angenehmste, weil kühlste Tageszeit, genießen zu können. Deshalb fangen auch Festlichkeiten früher als bei uns an, dauern aber auch nicht so lange. Wir waren angenehm überrascht, im Kreise der Damen recht frische Gesichter zu sehen; bei manchen war allerdings der längere unausgesetzte Aufenthalt in den Tropen durch eine auffallende Blutleere gekennzeichnet. Übrigens ist es dank dem ausgebreiteten Eisenbahnnetze jetzt möglich, auch in Indien regelmäßig Sommerfrischen aufzusuchen. Von Madras geht man nach Utakamund in den Nilgherri-Bergen oder nach Bangalore, gleichwie man von Bombay nach Puna und Mahabeschwar zieht. Doch wenn dies auch genügt, um die Erwachsenen zu stärken, so erweist es sich als unzureichend bei Kindern. Niemand, wenn er es vermeiden kann, wagt es, seine Kinder in Südinien aufzuziehen. Letztere werden meist im Alter von 6 bis 7 Jahren nach Europa gesendet, von wo sie erst zurückkehren, nachdem sie ausgewachsen sind und ihre Erziehung beendet haben. Ein schweres Opfer mehr für die muthige englische Frau, welche alle die Gefahren und Unannehmlichkeiten des Aufenthaltes in Indien mit ihrem Manne theilt. Aber die Tropensonne, so verheerend sie auf den Körper wirkt, übt keinen schädlichen Einfluß auf die Herzeigenschaften aus; so viel wir bemerken konnten, fördert sie sogar entschieden die Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit. Herren und Damen waren auf die gewinnendste Weise bemüht, uns ihre Gastfreundschaft zu beweisen. Nun, an Empfänglichkeit für solches Entgegenkommen fehlt es bei Seeofficieren nie. Bald fühlten wir uns in dem Kreise unserer Gastgeber ganz heimisch, und man sah die blauen epaulettirten Uniformen sowohl auf den zahlreichen Schmachtplätzchen, als auch bei den Rundgängen im Garten vertreten. Letzteres mit einer gewissen Todes- oder vielmehr Rheumatismusverachtung, denn nicht jeder ist so abgehärtet, wie die schönen Anglo-Indierinnen, die scheinbar ungestraft nach dem rasendsten Galopp sich gleich in den Luftzug unter der Punta stellen, oder die frische, fast kalte Nachtlust aufsuchen. Aber die magische elektrische Beleuchtung, welche viele der Schönen feenhaft erscheinen ließ, hatte bei manchen von uns ein Flämmchen entzündet, das prosaische Vorsichtsgedanken nicht aufkommen ließ, umsomehr, als die dieser Beleuchtungsart eigenen Verdunkelungen dem Schwärmen gar so förderlich sind. Und dann die Liebenswürdigsten Herren, welche, als die Damen nach dem Souper sich zurückgezogen hatten,

uns im Chorus singend als „Jolly good fellows, which nobody can deny“ 1) erklärten, und die gar so gerne sichergestellt hätten, daß wir uns noch wenigstens tags darauf, wenn auch vielleicht in wehmüthiger Stimmung, lebhaft an ihre Gastfreundschaft erinnern. Im ganzen muß man bezeugen, daß die Madraser Junggesellen, trotz ihrer Verachtung des Ehejoches, Damen sehr gut zu unterhalten verstehen, und daß jedenfalls die Erinnerung an ihr Fest allen Theilnehmern angenehm bleiben wird.

1) „Lustige, gute Leute, was niemand bestreiten kann,“ lautet ein englischer Mundgesang. Im

## Capitel XI.

### Agra—Delhi—Benares—Calcutta.

#### Agra—Delhi—Benares.

Nach einer unerwartet raschen Fahrt — es hatten sich bereits die südwestlichen Bisen im westlichen Theile des Golfes von Bengalen eingestellt — zeigte am 19. Februar die gelbe Farbe des Wassers übereinstimmend mit dem Lothe, dass sich die Corvette in der Nähe der Huglymündung befand. Des Abends gelangte auch das Eastern Channel-Leuchfeuer in Sicht, der Lotse kam an Bord, und wir giengen, um die Flut abzuwarten, vor Anker.

Am 20. vormittags wurde mit eintretender Flut gelichtet und die Fahrt stromaufwärts begonnen. Mehrere Leuchtschiffe und zahlreiche Baken bezeichnen das Fahrwasser zwischen den Sandbänken, welche sich weit vom Lande hinaus erstrecken. Gegen Mittag kam letzteres in Sicht. Zuerst die flache, mit Djungeln bedeckte, tigerreiche Insel Saugur, dann das ebenfalls vollkommen platte, jedoch zumeist mit Reis oder Zute bebaute Festland. Bekanntlich ist der Hugly nur ein kleiner Mündungsarm des Ganges; der Hauptstrom ergießt sich nach der Vereinigung mit dem Brahmaputra, ostwärts vom Sunderbund genannten Delta, unter dem Namen Megna ins Meer. Trotz seiner großen Breite ist der Megna jedoch bloß für kleine Küstenschiffe schiffbar, während der Hugly bei vollem Hochwasser — der Unterschied zwischen Ebbe und Flut beträgt hier 5.5 Meter — auch den größten Schiffen Zutritt gestattet. Immerhin passierte die „Fajana“ bald nach dem Beginne der Fahrt einige Stellen, wo sie nur einige Centimeter Wasser unter dem Kiele hatte. Auch mußte sie in Diamondharbour, einem kleinen Orte 40 Seemeilen unterhalb Calcutta, mehrere Tage warten, bis bei zunehmendem Monde die Flut genügend ausgiebig wurde, um die berüchtigte James- und Marybarre passieren zu können. An dieser Stelle des Hugly münden in kurzer Entfernung voneinander, von Westen kommend, zwei kleine Flüsse, welche durch ihre Sandablagerungen das Fahrwasser stark einengen und gefährliche Wirbel erzeugen.

Die Tiefe des Fahrwassers beträgt bei Ebbe nur 2·4 bis 2·7 Meter, und somit müssen große Schiffe ausgiebiges Hochwasser abwarten, um die Passage wagen zu können. Infolge der mächtigen Strömung, die hier herrscht, ist ein Schiff, welches den Grund berührt, verloren. Die von der Seite kommende Strömung bringt es im Verlaufe von wenigen Minuten zum Kentern. Fast alljährlich gehen an dieser Stelle Schiffe zugrunde; auch wir sahen die Masten eines vor drei Monaten gesunkenen Dampfers. Derselbe war infolge des Reißens seines Steuerreeps auf den Grund gerathen und legte sich so schnell auf die Seite, daß zehn Personen seiner Besatzung dabei ertranken. Von der eigenthümlichen Natur dieser aus beweglichem Sand gebildeten Barre gibt folgender Vorfall den besten Begriff. Ein großes, 2000 Tonnen haltendes Segelschiff stieß unfern dieser Passage mit einem ähnlichen Fahrzeuge zusammen, worauf beide auf den Grund geriethen. Durch die unterwaschende Arbeit der Strömung sanken die Schiffe sofort in den Sand ein, und des nächsten Tages wurde nicht nur von ihnen keine Spur mehr gefunden, sondern an derselben Stelle eine Tiefe von 12·8 Meter gelothet.

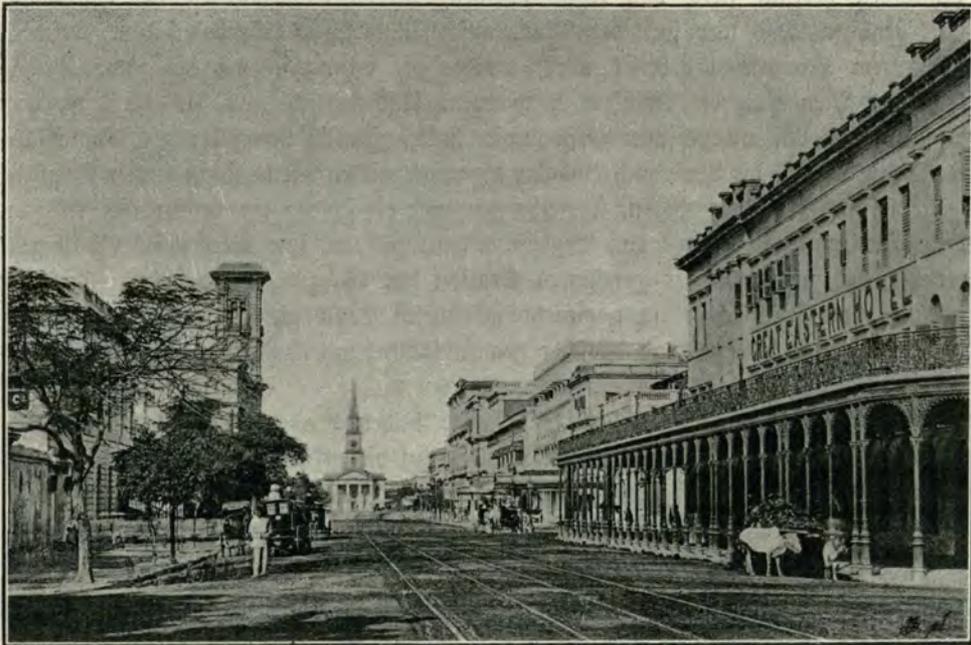
Angesichts dieser Umstände ist es begreiflich, daß die Hughy-Lotsen äußerst tüchtige Leute sein müssen. Denn es gehört außer der bei dem stets veränderlichen Fahrwasser schwierigen Localkenntnis noch eine große Kaltblütigkeit dazu, um ein Schiff, wie z. B. die „Jafana“, mit nur 7 bis 8 Centimeter Wasser unter dem Kiel über die so gefährliche Barre zu führen. In der That ergänzt sich auch das Lotsencorps nur aus den besten Zöglingen der englischen Schulschiffe. Die Lotsen sind daher fein gebildete Leute, welche durch hohe Bezahlungen — bis zu 6000 und 7000 Rupien jährlich — auch in der Lage sind, äußerlich als Gentlemen aufzutreten.

Da infolge der Verzögerung in Diamondharbour der ursprünglich auf zehn Tage festgesetzte Aufenthalt in Calcutta eine Abkürzung erfahren mußte, wurde der von dort aus geplante Ausflug in das Innere Indiens bereits vom erstgenannten Orte aus unternommen.

Es war ein nebeliger, nasskalter Morgen, als wir das Schiff verließen; mit Mühe fanden wir die Einbuchtung, an welcher der Bahnhof liegt. Man konnte sich eher auf der Themse als in der Nähe von Calcutta wähnen. Doch kaum am Lande angekommen, ließen die braunen, barhaupten Gestalten im weißen Überwurf wohl keinen Zweifel mehr darüber, daß wir uns in Bengalen befanden. Während der Bahnfahrt hob sich der Nebel. Die Gegend zeigte sich als durchaus flach und hauptsächlich mit Reis bebaut, doch sah man auch hie und da schöne Gruppen von Mangobäumen. Dorf reiht sich an Dorf, eine dichte Bevölkerung verrathend.

Allerdings machten die Lehm- und Palmstrohütten, aus welchen diese Ansiedlungen zumeist bestehen, einen armseligen Eindruck. Doch in dem Maße, als wir uns Calcutta näherten, zeigten sich auch Steinhäuser und hübsche Gärten. Endlich waren wir an unserem vorläufigen Ziele angelangt, und nach einer weiteren kurzen Fahrt zwischen den niedrigen, schmutzigen Häusern des Eingeborenenviertels befanden wir uns vor dem Great Eastern Hotel.

Die indischen Hotels stehen im allgemeinen auf keiner sehr hohen Stufe. Der Anglo-Indier benutzt dieselben nur sehr selten. Er findet meist Unterkunft bei Freunden oder in einem Club. Sonstige Reisende kommen zu unregelmäßig, um Etablissements im großen Stile einträglich zu machen. Das Great Eastern Hotel in Calcutta macht jedoch eine Ausnahme. Hier findet der Reisende ausgezeichnete Unterkunft und Verpflegung. Der elegant eingerichtete Speisesaal, in welchem über 100 Personen bequem Platz finden, bei den Mahlzeiten ebensoviele Diener in der kleidsamen Landesstracht sich geräuschlos hin und her bewegen, und eine Anzahl schwingender Pankas



Calcutta. Das Great Eastern Hotel.

an ein schwankendes Schiff mahnt, ist für Europäer geradezu eine Sehenswürdigkeit. In Indien reist jedermann mit seinem Diener, und dieser besorgt die Bedienung seines Herrn bei Tische, sei es im Hotel, in der Eisenbahnrestauration, oder im Hause des Gastfreundes. Als ob er im Hause seines Gebieters wäre, geht der „Boy“ in die Küche und holt die Speisen, wechselt die Bestecke, sorgt für die Getränke und dergleichen, ohne daß sich hierbei der geringste Anstand ergibt. Es wird eben in ganz Indien auf die gleiche Weise bedient. Auch die Speisekarte ist mit geringen Abänderungen beim Vicekönig, sowie beim letzten Beamten und in den Hotels ziemlich die gleiche.

Die nöthigen Erkundigungen und Vorbereitungen für die Weiterreise waren bald eingeholt und getroffen, und des Abends verließen wir mit dem Postzuge Calcutta.

Während der Fahrt bot sich dem Auge das wenig abwechslungsreiche Bild einer fruchtbaren, wohlbebauten Ebene. Auf der ganzen, 160 geographische Meilen langen Strecke Calcutta—Agra waren nur bei Patna und Chundra einige Hügel sichtbar.

Anfänglich zeigte sich vorherrschend tropische Vegetation, Indigo- und Reisfelder, Palmenhaine; später vorwiegend Weizen- und Hirsefelder, sowie Mangobäume. Die Dörfer bestehen meist aus Lehmhütten; die mageren Gestalten ihrer Bewohner sind spärlich bekleidet, und man vermisst an den Kleidern mit Bedauern die bunten Farben, welche den Schmutz weniger auffällig erscheinen lassen. Hier und da wird auf mächtigen Eisenbrücken ein schlammiger Fluss überschritten. Auf den schön gehaltenen Stationen herrscht stets das regste Treiben, da die Eingeborenen die Eisenbahn stark benutzen. Das hier statt der Glocke aufgehängte Stück Eisenbahnschiene, welches mit einem Hammer bearbeitet wird, mußte oft erklingen, um die unbehilfliche, schreiende Menge an die Abfahrt zu mahnen. Ursprünglich war der Zug, welcher Anschluß an den europäischen Postdampfer hatte, ziemlich überfüllt; doch von Allahabad an, wo sich die Linie nach Bombay abzweigt, reisten wir in einem großen Doppelwaggon nur mit einem Hindu. Derselbe war, wie es schien, ein bedeutender Mann; denn eine zahlreiche Menge von Begleitern hatte sich von ihm unter tiefen Bücklingen verabschiedet, als er in der genannten Station den Waggon bestieg. Auch führte er nebst anderer Dienerschaft einen vornehm gekleideten Babu mit sich, welcher im Coupe das Abendmahl bereitete und dasselbe gemeinschaftlich mit ihm auf dem Sopha hockend einnahm.

Es war ein eigenthümliches Bild, diese beiden braunen Gestalten im Halbdunkel der Waggonbeleuchtung. Einerseits bis auf die gestickte Kaschmirkappe elegant europäisch gekleidet, ließ andererseits der Umstand, daß sie mit den Fingern dem Curry-Reis zusprachen und Vasen als Trinkgefäße benutzten, sowie ihre Sitzweise nicht den geringsten Zweifel über ihren orientalischen Ursprung zu. Übrigens erwies sich mein Nachbar, welcher sehr gut englisch sprach, als ein sehr intelligenter und dabei gesprächiger Mann, und es kam mir sehr erwünscht, von solcher Seite Ansichten über die jetzt Indien bewegenden Fragen zu hören.

Eine der wichtigsten darunter ist jene des indischen Nationalcongresses. Seit einiger Zeit geht von den Bengalis eine Agitation aus, um eine Art Volksvertretung von der Regierung Indiens zu erreichen; zu diesem Behufe wurden sämtliche Volksstämme Indiens eingeladen, Vertreter zu einer Versammlung in Madras zu entsenden, wo diese Frage besprochen werden soll.<sup>1)</sup> Es ist augenscheinlich, daß diese Bewegung den Engländern sehr ungeliebt ist. Denn sollte es je dazu kommen, daß sämtliche Bewohner Indiens sich als eine Nation fühlen, dann dürften auch die Tage der englischen Herrschaft gezählt sein. In erster Linie ist es den Engländern jedoch darum

<sup>1)</sup> Die Hauptforderungen der Bengalis sind: 1. Theilnahme der Eingeborenen an der Regierung durch Einführung parlamentarischer Institutionen; 2. Ersatz der englischen Truppen durch eine aus Eingeborenen gebildete Miliz; 3. Reform der Steuergesetze.

zu thun, daß die Mohammedaner nicht ebenfalls von dieser Idee ergriffen werden. Die Bengalis repräsentieren zwar die Intelligenz unter den Eingeborenen Indiens, doch betrachtet man sie als Schreier, denen es an Muth gebricht, und legt somit ihrem Thun kein besonderes Gewicht bei. Ganz anders die Mohammedaner. Diese repräsentieren die Energie und bilden mit den Sikhs, Radjputen und Mahräten den kriegerischen Theil der Bevölkerung; sie sind daher auch imstande, für eine Idee mit den Waffen in der Hand einzutreten. Es kam somit den Engländern sehr erwünscht, daß ein hervorragender Mohammedaner, Sir Sajid Achmed, in einer Versammlung mohammedanischer Notabeln, wo berathen wurde, ob der Einladung nach Madras Folge zu leisten sei, sich energisch dagegen aussprach.

Vom mohammedanisch feudalen Standpunkte aus betonte er, daß ein indisches Parlament, in welchem die überwiegende Anzahl der Hindus gegenüber den Mohammedanern erst recht zur Geltung käme,<sup>1)</sup> den Interessen der letzteren nur schädlich sein könne. Unter wuchtigen Hieben auf die Bengalis und andere Hindus erklärte er offen, daß er es in jeder Richtung als vortheilhafter und würdiger erachte, sich von den Engländern als von den ersteren beherrschen zu lassen. Er warnte selbst vor der bloß moralischen Unterstützung dieser Bewegung, denn, meinte er, wenn die Engländer auch das Treiben der feigen Bengalis mit Verachtung ignorieren können, so dürfen sie dies nicht — wie er mit charakteristischem Stolze betonte — gegenüber Männern thun, welche, wie die Mohammedaner, durch Jahrhunderte bereits in Indien geherrscht haben.

Naturgemäß erregten diese Äußerungen, denen selbst viele Mohammedaner nicht gänzlich zustimmten, unter den Hindus große Entrüstung. Auch mein Reisegefährte sprach sich über Sir Sajid Achmed etwas erbittert aus, scheint jedoch, wie alle wohlhabenderen Hindus, den radicalen Bestrebungen der Bengalis auch nicht unbedingt Beifall zu zollen. Denn daß die englische Herrschaft Ordnung und gesicherten Besitz verbürgt, darüber sind selbst die meisten Feinde der Engländer im klaren. Aber immerhin klang aus seinen Reden durch, wie die Eingeborenen, besonders der höheren Classen, es stark fühlen, daß sie weniger im officiellen als im privaten Verkehr als untergeordnete Wesen behandelt, ja manchmal rücksichtslos vergewaltigt werden.

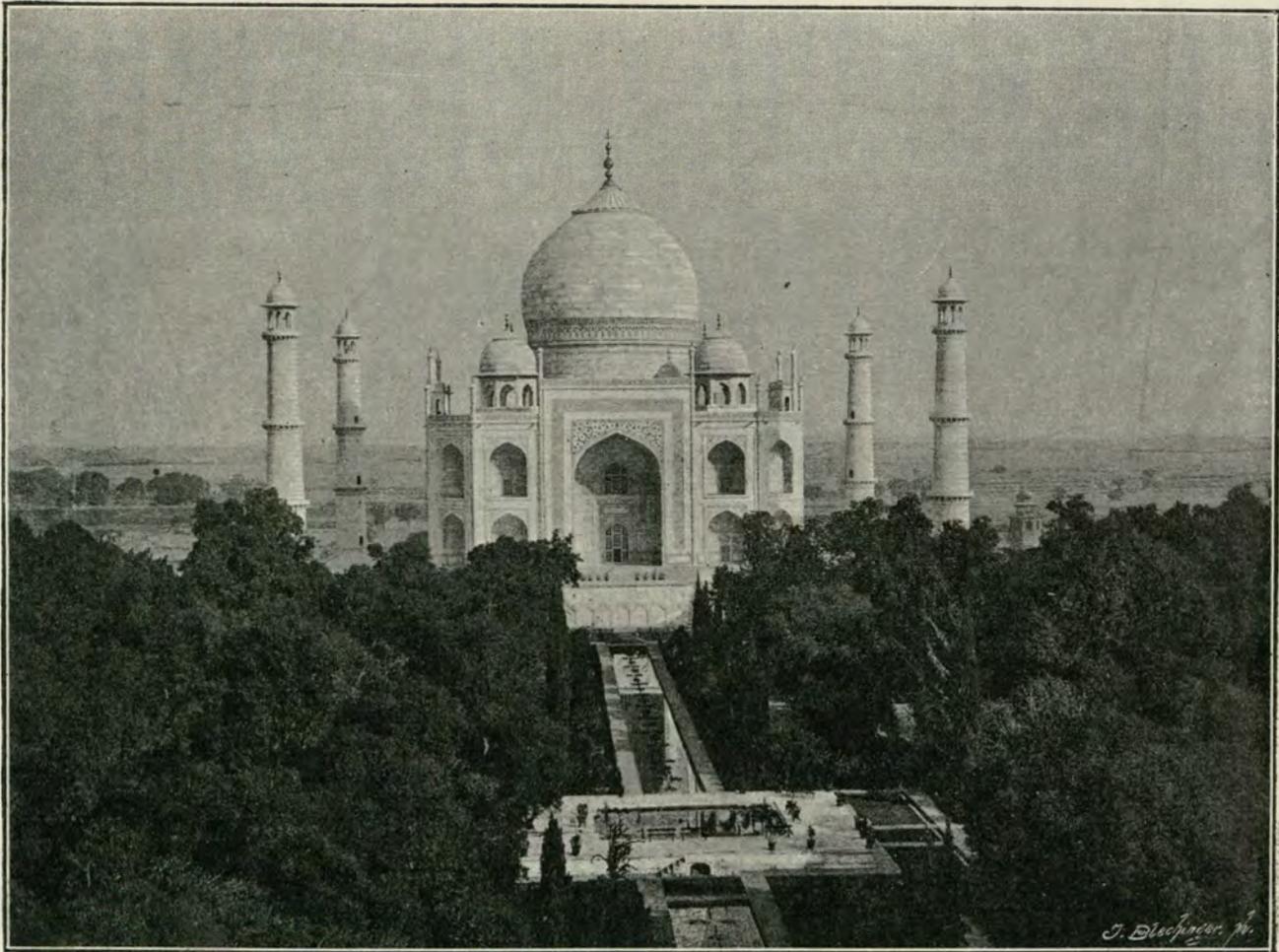
Dieser Meinungsaustrausch kostete mich die Nachtruhe. Im Monate Februar ist es auch in Indien die Nacht über recht kalt, und mein Gefährte hielt auf seiner Seite die Fenster offen. Obzwar er scheinbar die Kälte fühlte und sich unter mehreren dicken Kaschmirdecken verkroch, vermied ich nach dem vorhergehenden Gespräche ein möglicherweise als PreSSION aufzufassendes Ersuchen, die Fenster zu schließen, und froh unter meinem dünnen Plaid ruhig weiter. Als ich dies später einem Engländer erzählte, meinte er lachend, daß gewiß umgekehrt der Hindu aus Rücksicht für mich sich nicht getraut habe, das Fenster zu schließen, weil die Engländer

<sup>1)</sup> Von den 265 Millionen Einwohnern Indiens sind 180 Millionen Hindus, 75 Millionen Mohammedaner und 2 Millionen Christen, der Rest entfällt auf Fetisch anbetende Ureinwohner (6 Millionen) Djains zc. Die englische Bevölkerung zählt 90.000 Seelen, die europäische Armee 60.000.

meist bei offenen Fenstern reisen. Nachträglich erschien mir die letztere Auffassung, welche das Verhältnis der Eingeborenen zu den Engländern kennzeichnet, auch recht wahrscheinlich, umso mehr, als ich erfuhr, zu welcher energischen und nicht immer rechtlichen Mitteln europäische Reisende oft greifen, um sich der ihnen lästigen Gesellschaft Eingeborener von was immer für einem Range zu befreien. Übrigens muß ich hervorheben, daß sich diese Bemerkung durchaus nicht auf die in Indien angestellten englischen Beamten oder Militärs, sondern auf Touristen, Kaufleute u. dgl. bezieht. Bei ersteren habe ich im Gegentheil stets die größte Höflichkeit im Verkehr mit eingeborenen Standespersonen, sowie im allgemeinen eine höchst gewissenhafte Rücksichtnahme auf religiöse und nationale Gebräuche beobachtet. Der englische Beamte in Indien macht überhaupt gleich dem Officier den angenehmsten Eindruck. Er verbindet mit der Pünktlichkeit eines Bureaukraten eine diplomatische Gewandtheit und die Energie eines Militärs. Als unparteiischer Richter und unbestechlicher Machthaber imponiert er auch dem Eingeborenen in hohem Maße, ja genießt von diesem Standpunkte aus oft mehr Sympathien als die eingeborenen Würdenträger.

Nach 36stündiger Fahrt, nur durch die allerdings reichlich bemessenen Aufenthaltzeiten unterbrochen, langten wir, die Djumna überschreitend, in Agra an. Hier erwartete uns bereits Herr Weyland, ein in Agra ansässiger Deutscher, dem wir anempfohlen waren. Durch seine gütige Vermittelung waren wir zu zeitweiligen Mitgliedern des Agra Club ernannt worden und fanden in den bequemen Gastzimmern desselben eine ausgezeichnete Unterkunft.

Agra ist eine große Stadt von mehr als 160.000 Einwohnern, wovon die überwiegende Mehrzahl Hindus, obwohl sich auch der energische Typus des Mohammedaners nicht selten zeigt. Unter den Mogulen war Agra eine Zeitlang die Hauptstadt Indiens, bis diese Ehre wieder, und zwar endgiltig, Delhi zufiel. Aus dieser verhältnismäßig kurzen Zeit politischer Wichtigkeit stammen jene herrlichen Bauten, welche Agra noch heutzutage zu einer der merkwürdigsten, wenn nicht sogar zur sehenswürdigsten Stadt Indiens machen. Die Stadt liegt am westlichen Ufer des heiligen Flusses Djumna, eines Nebenflusses des Ganges, in einer zwar gut bebauten, aber höchst einförmigen Ebene. Wie die meisten größeren Orte Indiens und insbesondere des nordwestlichen Theiles davon, besteht Agra aus einem Fort in der Nähe des Flusses, der sich um dasselbe gruppierenden Eingeborenenstadt und dem Cantonment — von den Europäern bewohnte Villenstadt — dessen Element das Compound, ein Wohnhaus mit ausgedehntem Garten, bildet. Im Cantonment befinden sich auch die Kasernen für jenen Theil der englischen Garnison, welcher nicht im Fort Unterkunft findet. Aber weder die Stadt mit ihren engen Gassen, flachgedeckten Häusern und deren mitunter schön durchbrochen gearbeiteten Steinbalkonen und Thoren, noch die bequemen Landhäuser mit den gut gepflegten Gärten und die mit einer bei uns unerhörten Raumverschwendung gebauten Kasernen fanden unsererseits viel Beachtung. Vor allem war es uns darum zu thun, die Tadj zu sehen, die den Glanzpunkt Agras



Agra. Die Tadj.



bildet, ja allgemein als das schönste Bauwerk Indiens und der ganzen Welt gepriesen wird. Und was ist diese Tadj eigentlich? Ein Mausoleum, welches Schah Jehan seiner vielgeliebten Gemahlin Arjumund Banu Begum bauen ließ, und wo neben deren irdischen Resten auch die seinen beigelegt wurden.

Bekanntlich ist es ein charakteristischer Zug der Mohammedaner, daß sie ihren Grabstätten eine ganz besondere Sorgfalt zuwenden. In der unsicheren Zeit der Mogulenherrschaft, in welcher die Regenten und Großen des Reiches selten eines natürlichen Todes starben, ließen die meisten noch bei Lebenszeit die eigene Grabstätte bauen. Inmitten eines Gartens wurde ein entsprechendes Gebäude aufgeführt, das oft zum Aufenthaltort und zu Familienfesten diente, und wo später die Leiche des Besitzers beigelegt wurde. Die Einrichtung dieser Mausoleen ist überall ziemlich die gleiche. Eine hohe Mauer umschließt im Viereck den Garten. In der Mitte der einen Seite befindet sich ein monumentales Thor, an den übrigen Seiten meist entsprechende symmetrische Bauten. Im Mittelpunkte des Gartens, wo die breiten Wege einander senkrecht schneiden, erhebt sich auf einer quadratischen Plattform das Hauptgebäude von viereckigem oder achteckigem Grundrisse und meist von einer birnförmigen Kuppel überdeckt. Im Erdgeschoße des Gebäudes befindet sich ein Kenotaph und darunter in einem unterirdischen Gewölbe das eigentliche Grab.

Die Tadj ist insoferne abweichend von dieser Regel gebaut, als das Hauptgebäude nicht im Mittelpunkte des Gartens, sondern an dessen Ende, am Ufer der Djumna liegt. Schah Jehan beabsichtigte nämlich ursprünglich sich am entgegengesetzten Ufer des Flusses ein symmetrisch gelegenes Mausoleum zu bauen, doch nachdem er frühzeitig seines Thrones beraubt wurde, kam diese Idee nicht zur Ausführung. Das Hauptgebäude der Tadj besteht aus einem octagonalen Bau mit persischen Bogenportalen und ähnlichen Fensternischen, in der Mitte von einer mächtigen Kuppel überragt.<sup>1)</sup> An den vier Ecken der Plattform befinden sich hohe Minarets. Rechts und links vom Hauptgebäude, an die Umfassungsmauer angebaut, erheben sich ebemäßig zwei Kuppelbauten. Die eine derselben ist eine Moschee, die andere eine leere Halle; letztere heißt bezeichnend „die Antwort“. Dazwischen, sowie im Centrum des Gartens und auf der ganzen Linie vom Portale zum Hauptgebäude spielen mächtige Springbrunnen. Das Material des Hauptgebäudes ist durchweg rein weißer Marmor. Die übrigen Baulichkeiten sind aus rothem Sandstein aufgeführt. Um die Portale und Fensternischen des Mausoleums, sowie auf den Wänden und in allen Passagen sind Koransprüche in eingelegten schwarzen Marmorlettern ersichtlich. Im Erdgeschoße befinden sich in einem Lichte, das durch Polarisation an den durchbrochen gearbeiteten Fenstern mysteriös rosig erscheint, das Kenotaph

<sup>1)</sup> Um sich einen richtigen Begriff von der Größe des Bauwerkes machen zu können, füge ich folgende Angaben bei: Die Plattform hat über 95 Meter im Gevierte, der Flächenraum des Hauptgebäudes nimmt nahezu 57 Meter im Gevierte ein, und die Höhe der Kuppel über dem Boden beträgt 92 Meter; die Kuppel selbst hat 15·2 Meter Durchmesser und ist 24·5 Meter hoch.

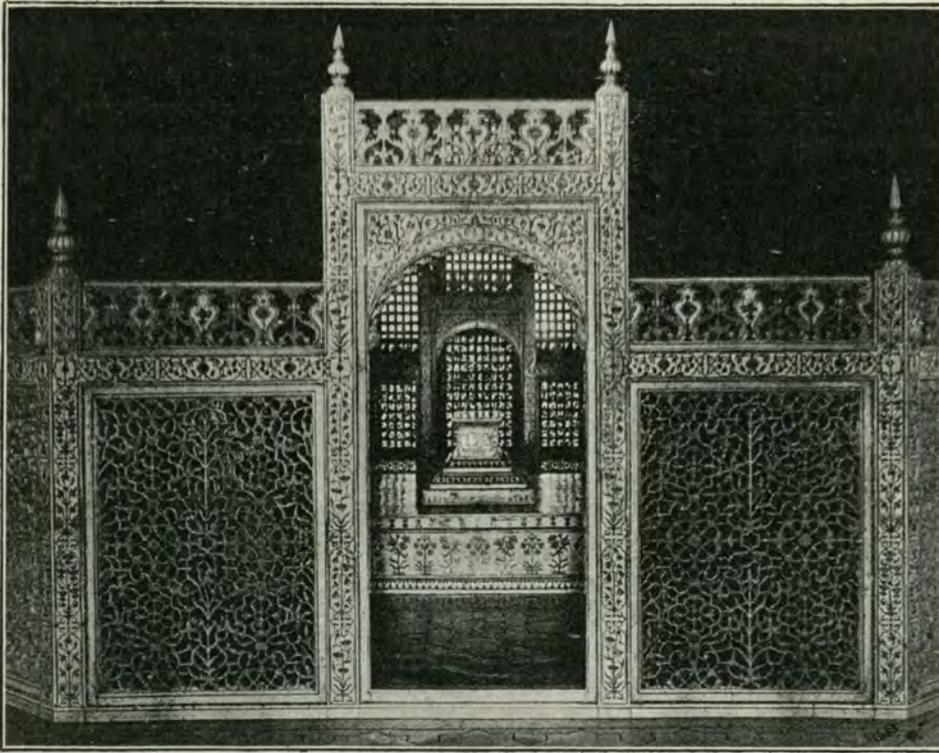
der Banu Begum und jenes des Schah Jehan. Beide, aus tadellosem weißen Marmor erzeugt, mit Blutstein, Lapis lazuli, und Carneol eingelegt, und von einem achteckigen, in schönster Ornamentik durchbrochenen Marmorschirm umgeben, sind Meisterstücke der Steinschneidekunst. Die eigentlichen Gräber im Gewölbe unterhalb sind vollkommen gleich den Kenotaphen; höchst effectvoll fällt das von der Thüre einfallende Licht allein auf sie.

Wir besuchten die Tadj dreimal. Zuerst in der grellen Mittagssonne, als die blendende Weiße des Gebäudes dasselbe kaum anzublicken gestattete, dann des Abends bei Mondbeleuchtung, endlich des Morgens in den rothigen Strahlen der kaum aufgegangenen Sonne. Unter allen Umständen ist der Eindruck, den das Bauwerk macht, ein überwältigender. In demselben sind großartige Grundzüge mit außerordentlich feiner Detailausführung vereinigt. Der geniale persisch-arabische Architekt und der in der Detailsculptur unübertroffene Hinduarbeiter haben hier zusammengewirkt. Dies kann man nur bei Tage so recht würdigen.

Die Tadj steht jedoch höher als ein gewöhnliches Bauwerk, das man nur nach den Regeln der Baukunst beurtheilt. Gleich wahrhaft schöner Musik, gleich einem tiefgefühlten Gedichte ist sie der Ausdruck eines poetischen Gedankens, der zu jedermanns Gemüth spricht, auch wenn er nichts von den Gesetzen der Kunst versteht. Den Beschauer ergreift unwillkürlich ein Gefühl träumerischer Melancholie, wenn er im Hintergrunde des üppigen Gartens, am Ende der von hohen Cypressen eingerahmten Fontänenreihe das schneeweiße Gebäude erblickt. Diesem Charakter entsprechend, ist der Besuch bei Mondschein der dankbarste. Die Umrisse verschwimmen, die Nischen und Portale werden dunkler, das ganze Gebäude dadurch ätherischer; im bleichen Lichte erscheint es so recht wie ein Traumgebilde. Dazu die Ruhe der Nacht, nur vom Rauschen des Flusses und dem Murren der Springbrunnen unterbrochen, das eigenthümliche Echo, mit welchem jeder Ton wiederhallt, die dunklen Schatten der mächtigen Bäume; und der Wohlgeruch der Blumen, alles vereint sich zu einem Eindrucke von unsagbarem Reize, welcher jedem unvergeßlich bleibt, der ihn einmal empfunden hat. Übrigens soll auch die Tadj einem Traume ihre Entstehung verdanken. Banu Begum hatte vor der Geburt ihrer letzten Tochter häufig Todesahnungen, zum großen Schmerze ihres sie zärtlich liebenden Gemahls. Da träumte sie einst, daß ihr zum Aufenthalte nach dem Tode ein wunderbar schönes Mausoleum gebaut werden würde, und diese Idee gewährte ihr großen Trost. Schah Jehan, davon unterrichtet, ließ alsogleich die berühmtesten Baumeister zusammenkommen und deren Pläne der Begum vorlegen. Doch keiner entsprach dem Traumgebilde. Schon verzweifelte man daran, das Gewünschte zustande zu bringen, als die Begum eines Tages im Sande des Gartenweges die Umrisse der Tadj gezeichnet fand, welche sie sofort als jene erkannte, die ihr im Traume vorgeschwebt. Sie stammten von einem jungen persischen Architekten, der wegen seiner Jugend gar nicht zur Bewerbung zugelassen worden war, und nun derart seinen Plan zur Kenntniß der Kaiserin bringen wollte. Als Banu

Begum wirklich im Wochenbette starb, beeilte sich Schah Jehan, den Plan zur Ausführung bringen zu lassen. Über 20 Jahre bauten Tausende von Arbeitern an dem Meisterwerke, und das Material dazu soll allein über 20 Millionen Gulden gekostet haben. Dafür sind aber auch 250 Jahre — so lange steht die Tadj — spurlos über das herrliche Bauwerk hinweggegangen.

Zwei weitere Mausoleen erregen die Bewunderung des Besuchers von Agra. Es ist dies die Grabstätte des Kaisers Akbar, des Erbauers von Agra, und jene von



Agra. Das Kenotaph in der Tadj.

Etmaudaula, des Großvaters der Banu Begum. Ersteres befindet sich,  $1\frac{1}{2}$  geographische Meilen von der Stadt entfernt, in Sikundra. In der Anlage, der allgemeinen Regel folgend, ziemlich gleich, sind die beiden Mausoleen in der Ausführung gründlich voneinander verschieden. Akbars Grab, zu dem gleichwie bei der Tadj ein Thor führt, welches für sich betrachtet, schon ein bewundernswerter Bau ist, besteht aus mehreren Stockwerken von Säulengängen aus rothem Sandstein. Dieselben, stufenförmig gegen oben an Umfang abnehmend, tragen schließlich eine Plattform, auf welcher, von einem prachtvoll durchbrochenen Schirm aus weißem Marmor umgeben, das Kenotaph Akbars unter freiem Himmel ruht. Zahlreiche Kioske zieren die einzelnen Stockwerke;

das eigentliche Grab befindet sich auch hier unterhalb in einem hohen, durch alle Stockwerke reichenden Gewölbe. Die Idee, das Kenotaph so hoch aufzustellen, ganz abzuschließen und nur gegen den Himmel offen zu lassen, ist wohl sehr poetisch; doch macht das ganze Gebäude durchaus nicht den Eindruck eines Grabmals, sondern den eines zu heiterem Lebensgenuss einladenden großartigen Gartenpavillons. In der Mitte jeder der vier Gartenmauern befindet sich je ein kleines Mausoleum; in diesen sind die vier mohammedanischen Frauen Akbars beigesetzt. Die Grabhalle seiner christlichen Frau liegt abseits, außerhalb der Umfassungsmauer.

Das Grabmal Etmauddaulas, ganz aus weißem Marmor hergestellt, ist zwar in einem barocken Stile gebaut, doch der Detailausführung nach ein wahres Juwel. Was da an eingelegerter, sowie an durchbrochener Steinarbeit geleistet wurde, ist ganz unglaublich. Die denkbar schönsten Ornamente sind auf das zierlichste ausgeführt, und durch den rosigen Schein, welchen das Licht beim Passieren der spitzenschleierartigen Steinschirme annimmt, entsteht im Innern der Halle eine höchst wirkungsvolle, magische Beleuchtung.

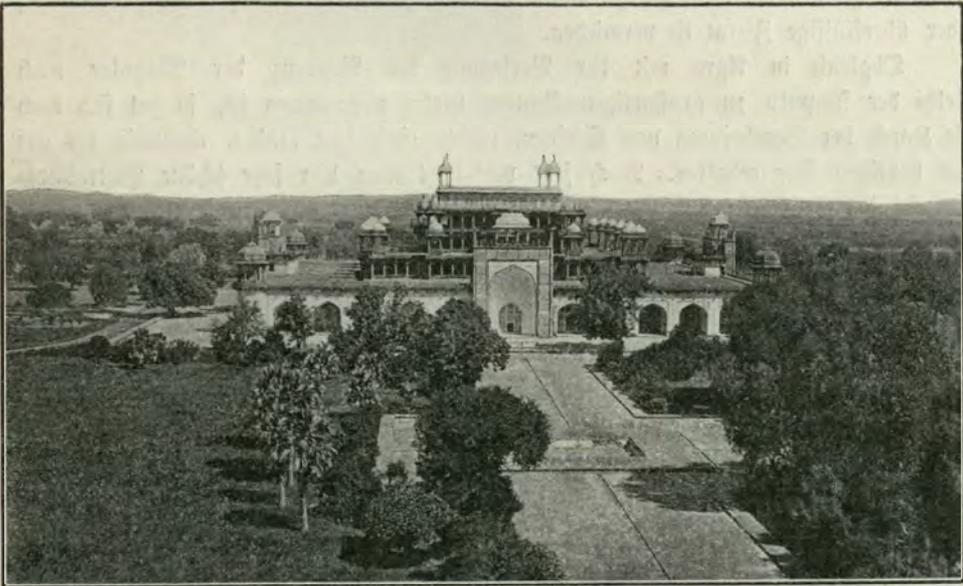
Doch die Abkömmlinge Djinghis Khan und Lamerlans, welche, trotzdem sie mit Feuer und Schwert die friedfertigen Hindus unterjochten, ihnen doch erst das goldene Zeitalter einer herrlichen Kunstentwicklung brachten, hatten, bei aller Vorsorge für ihre Ruhestätten nach dem Tode, ihre weltlichen Interessen nicht vergessen und auch für eine standesgemäße Behausung während ihrer irdischen Laufbahn gesorgt. Das von Akbar gebaute Fort von Agra mit den darin enthaltenen Palästen und Moscheen gibt ein beredtes Zeugnis hiesür.

Das Fort, aus rothem Sandstein gebaut, ist mit seinen Gräben, Bastionen, crenelierten Mauern und Thoren ein ausgezeichnetes Muster eines saracenischen Castelles aus dem Mittelalter. Der kaiserliche Palast besteht, wie alle ähnlichen mohammedanischen Bauten in Indien, aus dem Zenana oder Haremsgebäude, den Privatgemächern des Großmoguls mit der kleinen Audienzhalle, Divan i Khas, der großen Durbar- (Kronrath-) Halle mit der Thronloge, Divan i Am, den Bädern und der Hausmoschee. In Agra, gleichwie in Delhi, liegen alle diese Gebäude auf der längs der Djumna befindlichen, kühlsten und sichersten Seite des Forts. Das aus rothem Sandstein gebaute Zenana, obwohl halb verfallen, lässt noch die frühere Pracht errathen. Man staunt über die reiche Phantasie des Baumeisters. Nirgends wiederholt sich das Motiv der Ornamente, und fast jeder Raum hat ein anders geformtes Gewölbe. Hier befinden sich auch die mehr politisch als vom Kunststandpunkte bemerkenswerten Somnaththore.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Es sind dies zwei Thorflügel, welche von der alten Hindustadt Somnath stammen sollen, von wo aus sie Mahmud Gazi nach Kabul brachte. Am letzteren Orte wurden sie von den Engländern im Jahre 1842 erbeutet und sind nun in Agra aufgestellt. Nach dem Volksglauben ist der Besitz der Thore ein Beweis der rechtskräftigen Herrschaft über Indien. Dieser Glaube wird zwar aufrecht erhalten, aber es wurde bereits nachgewiesen, dass die vorliegenden Trophäen gar nicht die Thore von Somnath sind. Unter anderen Beweisgründen spricht auch jener für die letztere Ansicht

Die Divan i Khas, eine schöne Säulenhalle mit saracenischen Bögen und gleich den übrigen Bauten aus weißem Marmor, gibt mit ihren Intaglien aus kostbaren Steinen und durchbrochenen Steinarbeiten, den zur Kühlung unter dem Boden geführten Wassercanälen und den Fontänen und Gärten im Vorraume, einen ziemlich guten Anhaltspunkt zur Beurtheilung der Pracht, welche hier geherrscht haben mag.

Mit wahrhaft raffiniertem Luxus sind die Bäder eingerichtet. Hier sind die Wände des Gewölbes mit Steinarabesken geschmückt, deren Hintergrund von kleinen gewölbten Spiegeln gebildet wird, in denen sich der Besucher tausendfach wieder spiegelt. Um schöne Lichteffecte zu erzielen, ist der Zulauf des Wassers derart ein-



Sikandra. Das Grabmal Akbars.

gerichtet, daß dasselbe breite Cascaden bildet, hinter welchen Lampions zur Beleuchtung aufgestellt werden. Auch der vor den Privatgemächern befindliche Hof, dessen Boden aus einem Damenbrett aus Marmor besteht, auf welchem schöne Sclavinnen die Rolle der Figuren übernahmen, bezeugt, daß am Hofe der Großmogulen wahrhaft orientalischer Luxus geherrscht hat.

Die Divan i An, zwar ebenfalls eine schöne saracenische Säulenhalle, vermag nach Besichtigung der früher erwähnten Herrlichkeiten, und obwohl die Thronloge schöne Einlegearbeiten aufweist, den Besucher nicht zu fesseln. Dies umsomehr, als einen beim Ausblick von der Loge statt einer Versammlung von Notabeln in prachtvollen daß die vorhandenen Stücke aus Deodaraholz sind, während die ursprünglichen Thore Somnaths aus Sandelholz erzeugt waren.

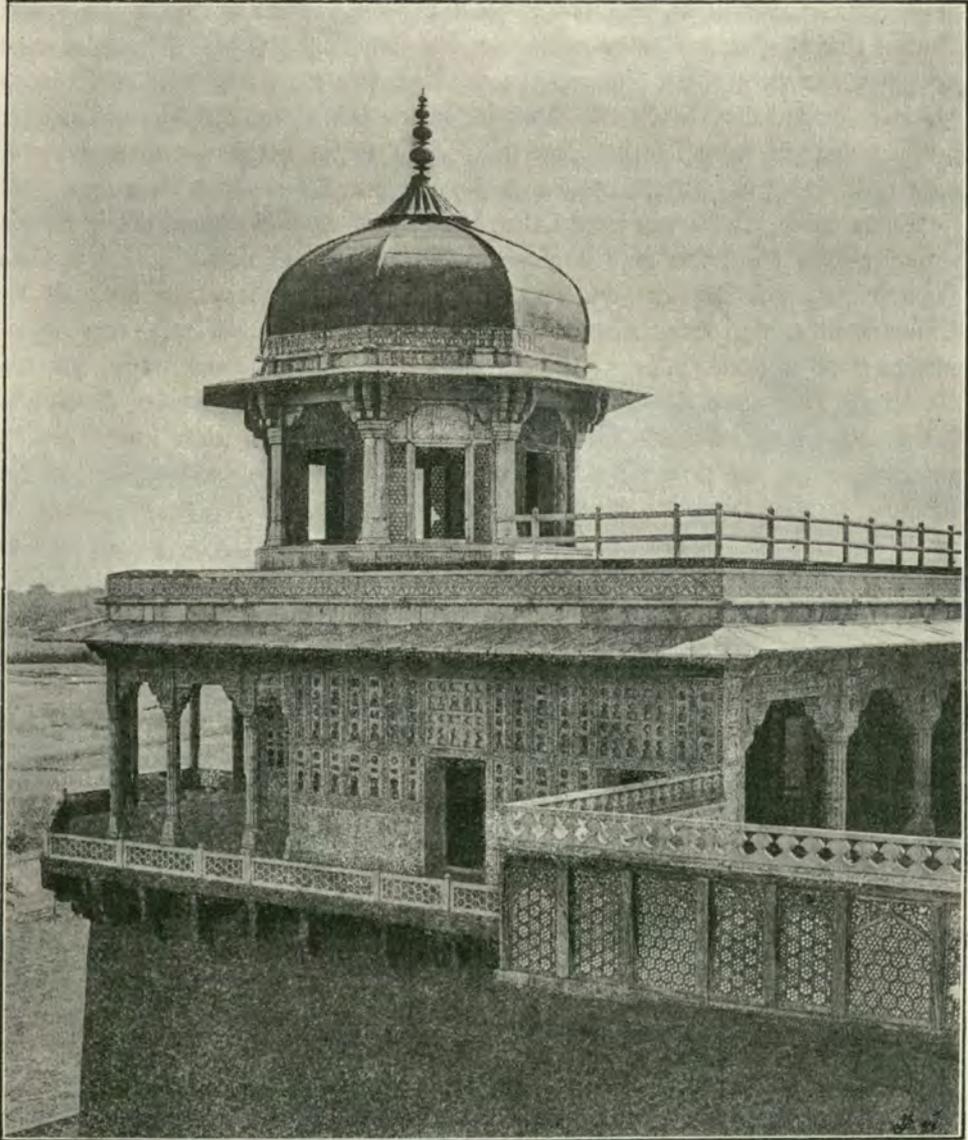
phantastischen Costümen, die langen Reihen von Kanonen und Mörsern des gegenüberliegenden englischen Artilleriedepots angähen. Auch die Hausmoschee erscheint trotz des prachtvollen Materiales, insolge des beschränkten Raumes, der ihr zugewiesen wurde, plump. Das hervorragendste Bauwerk des Forts ist entschieden die Perlmoschee (Moti Mesdjid). Dieselbe verdient ihren Namen in vollem Maße. Wenn man durch das monumentale Thor in den viereckigen, von Bogenhallen gebildeten Tempelhof gelangt, gewahrt man sich gegenüber das aus einer Halle mit saracenischen Bogen gebildete und von drei kühngeschwungenen Kuppeln überragte Hauptgebäude. Dasselbe, durchgehend aus schneeweißem Marmor, hebt sich höchst wirkungsvoll vom blauen Himmel und dem rothen Sandstein des Bodens ab; unwillkürlich wird der Besucher feierlich gestimmt. Hier wirkt bloß die Harmonie der Anlage und die Reinheit des Materiales; jeder überflüssige Zierat ist vermieden.

Ogleich in Agra mit der Verlegung der Residenz der Mogulen nach Delhi der Impuls zu großartigen Bauten verloren gegangen ist, so hat sich doch die Kunst der Bearbeitung von Steinen, welche einst hier blühte, theilweise bis auf den heutigen Tag erhalten. Noch jetzt verfertigt man hier sehr schöne Pietraduragegenstände, Schüsseln, Tischplatten u. dgl., auch zeigen manch kunstvolle Balkone in der Eingeborenenstadt, sowie die Verfertigung sehr netter Gegenstände aus Seifenstein, daß der Sinn für Sculptur noch immer vorhanden ist.

Die Betrachtung der architektonischen Wunder Agras beschäftigte uns vollauf während unseres kurzen Aufenthaltes; trotzdem fanden wir doch auch Gelegenheit, recht angenehme Stunden im gastfreundlichen Hause unseres lebenswürdigen Führers zuzubringen. In dessen Gemahlin begrüßten wir mit Vergnügen eine Österreicherin, und es war uns doppelt interessant, auf Grundlage heimischer Anschauungen Urtheile über das gesellige Leben in Agra zu hören. Nach allem scheinen hier ähnliche Verhältnisse wie unter Gutsnachbarn auf dem Lande zu herrschen. Angesichts der Absonderung gegenüber den Eingeborenen schließen sich die Europäer recht enge aneinander, und jeder Anlaß zu einer geselligen Zusammenkunft wird mit Vergnügen ergriffen. Und an solchen fehlt es nicht. Alle out of doors-Sports werden betrieben, desgleichen finden Polotourniere<sup>1)</sup> und Wettrennen statt, und da in Agra eine Regimentsmusik stationiert ist, wird in der kalten Zeit auch dem Tanzvergnügen sehr fleißig gehuldigt. Tagsüber bleibt man allerdings auch im Winter zu Hause; der Mann in seiner Kanzlei oder auf dem Comptoir, die Frau im Bungalow. Um 5 Uhr nachmittags aber beleben sich die Straßen des Cantonments mit Equipagen, und in dem öffentlichen Garten, woselbst die Musik spielt, beginnt ein reges Leben und Treiben. Unter den Lustwandelnden herrscht die europäische Kleidung und der Rothrock der englischen Soldaten vor, so daß man kaum glauben kann, sich im Herzen Indiens zu befinden.

<sup>1)</sup> Ballspiel zu Pferd, welches eine große Geschicklichkeit der Reiter und gut folgende, kräftige Pferde voraussetzt.

Daß die Lebensweise in den indischen Städten nicht unangenehm ist, erhellt auch daraus, daß so manche alte Junggesellen und Witwer unter den Officieren und Beamten,



Agra. Schapavillon der Privatgemächer im Mogulpalast.

statt ihren Ruhegehalt in England zu verzehren, es vorziehen, ihre Tage in Indien zu beschließen. Viel dürfte dazu der niedere Cours der Rupien beitragen, durch welchen die an sich eigentlich hohen Bezüge in England geschmälert erscheinen. Mehr

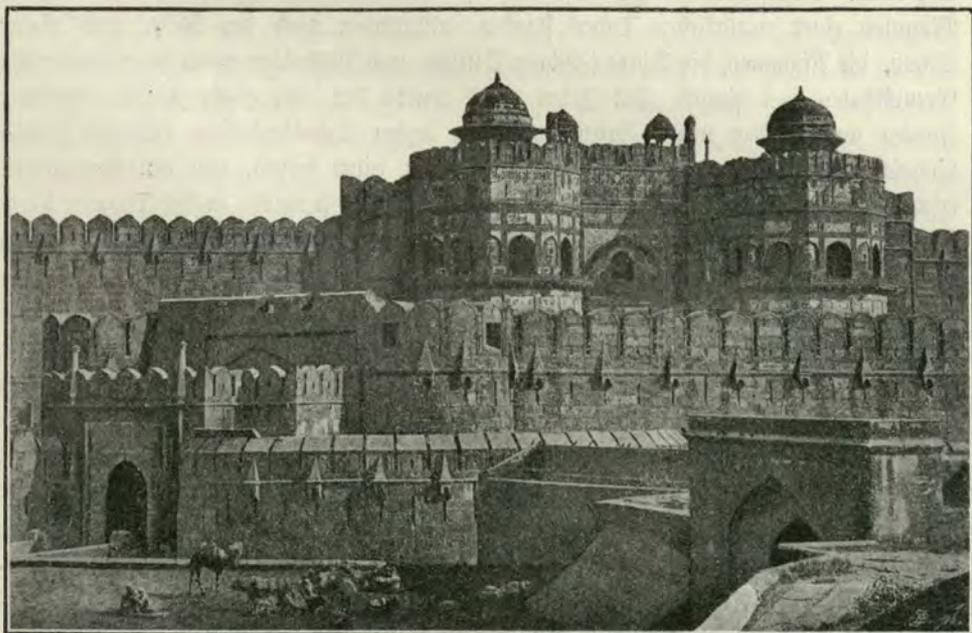
aber noch dürfte hier der Umstand bestimmend sein, daß die Betreffenden gewohnt sind, eine hervorragende Rolle zu spielen, einen prunkvollen Haushalt zu führen, Equipage und Pferde zu halten und den Jagdsport zu betreiben, was alles dem „Old Indian“, der in Bayswater (Vorstadt Londons), sowie in vielen Clubs von London eine häufige und daher wenig beachtete Erscheinung ist, im Heimatslande zu beschaffen und zu genießen nicht möglich ist. Auch dürfte das feuchte Klima Englands für jene Junggesellen, welche ihr Leben in Indien zubrachten, und die während der heißen Jahreszeit daselbst in der Lage sind, in die kühlen Bergstationen zu wandern, nicht verlockend sein. Anders verhält es sich mit den Verheirateten, besonders wenn sie Kinder haben. Selbst von jenen Orten, deren Klima es nicht absolut nöthig machen würde, werden die Kinder nach England geschickt, obwohl es in den großen Städten Indiens ganz gute Schulen gibt. Der Engländer fürchtet eben nichts mehr als die Entnationalisierung. Seine Kinder müssen Engländer bleiben und nicht etwa anglo-indische Creolen werden. Er selbst aber muß dann nach England zurück, um den für die Zukunft seiner Söhne so nöthigen Einfluß bei den maßgebenden Persönlichkeiten aufrecht zu erhalten. Die Überzeugung, für das Wohl seiner Kinder gewirkt zu haben, wird ihn sicherlich trösten, wenn er von Rheumatismus geplagt an den blauen lachenden Himmel Indiens zurückdenkt und beim Anblicke der Equipagen in Rottenrow an die schönen Tage erinnert wird, in denen er nahezu als Gleichberechtigter mit Herrschern über Millionen verkehrte, seine Staatscarosse die allgemeine Bewunderung erregte, und ein Duzend „Boys“ in orientalischer Unterwürfigkeit seinem Rufe folgten.

Eine achtstündige Bahnfahrt brachte uns von Agra nach Delhi. Diese Stadt ist der erstgenannten sehr ähnlich angelegt. Auch hier bietet sich nach der Überfahrt über die Djumnabrücke vor allem das große Fort aus rothem Sandstein dem Auge dar, sodann die Eingeborenensstadt und das Cantonment. Doch zeigt sich auch auf den ersten Blick, daß Delhi nach der Bauart und durch seine Bewohner weit mehr einen mittelasiatischen Charakter hat als Agra.

Das Fort, auch dem Stile nach jenem von Agra fast gleich, enthält den berühmten Palast der Großmogulen, von welchem aber die Engländer einen großen Theil zu Magazinen verwendeten. Nur die Divan i Khas, die Divan i Am, das Bad und die Palastmoschee sind durch eine sorgfältige Ausbesserung dem Außern nach beiläufig in dem Zustande, wie sie zur Zeit gewesen sein mögen, wo Aurengzeb von hier aus ganz Indien beherrschte. Obwohl im großen und ganzen von den analogen Gebäuden in Agra wenig verschieden, übertrifft doch noch besonders die mächtige, wenn auch vielleicht etwas gedrückte Säulenhalle der Divan i Khas jene Agras an Pracht. Zu den schönen sculpturalen Verzierungen der Pilaster, welche die feingeschweiften maurischen Bogen tragen, sowie den Intaglio-Verzierungen der Wände gesellen sich noch überaus reich und geschmackvoll gemalte Ornamente auf der Decke. In der Divan i Khas stand seinerzeit der berühmte Pfauenthron. Zwei Pfauen, aus ein-

gelegten Edelsteinen dargestellt, bildeten den Hintergrund des aus massivem Golde geschmiedeten Thrones, welcher von einem gleich kostbaren, mit Edelsteinen und Perlen besetzten Baldachin überragt war. Nadir Schah schleppte denselben mit anderen Kostbarkeiten — man schätzte seine Beute aus Delhi auf 800 Millionen Gulden — im vorigen Jahrhunderte nach Persien. Ein prachtvoll durchbrochener Marmorschirm trennt einen Theil der Halle ab; von diesem aus konnte die Kaiserin ungesehen den Empfängen beivohnen.

Man schreibt die wundervollen Pietradura-Arbeiten des Palastes einem französischen Goldschmiede, Antoine de Bordeaux, zu, obwohl neuere Forschungen dafür sprechen



Delhi. Das Eingangsthor zum Mogulenfort.

sollen, daß die Steineinlegekunst in Indien zu Hause ist, und wir sie von dort nach Europa bekamen.

Ein wahres architektonisches Juwel ist die Palastmoschee, ebenfalls Perlmoschee genannt. Gleich jener in Agra ist sie aus dem reinsten weißen Marmor erzeugt, doch hat sie bedeutend kleinere Dimensionen als jene. Ihre Thore aus getriebenem Metall sind für sich wahre Kunstwerke. Die große Durbarhalle, Divan i Am, aus rothem Sandstein, zeigt noch in ihren geschmackvollen Ornamenten Spuren alter Herrlichkeit.

Stellt man sich nun vor, wie diese Gebäude in ihrer Glanzperiode ausgesehen haben mögen, und daß bei der Einrichtung des Palastes die schönsten indischen Stoffe Verwendung fanden, hält man sich ferner den Reichthum und die Farbenpracht in der Kleidung der Palastbewohner vor Auge, so begreift man wohl, wie die wenigen

Reisenden, denen es vergönnt war, an den Hof der Großmogule zu kommen, ganz geblendet wurden und seiner Pracht zu einem sprichwörtlichen Ruf verhalfen. Betrachtet man aber die Bestimmung der einzelnen Bauten näher, so zeigt sich, daß die eigentlichen Wohnräume des Beherrschers so vieler Millionen sich nur auf wenige kleine Gemächer und Pavillons beschränkten. Überhaupt war das Glück dieser Machthaber, unter denen sich wenigstens anfänglich äußerst markige und geniale Männer befanden, wohl nur meist ein äußerliches und häufig gestörtes. Die Aufschrift auf der Divan i Akhas: „Wenn es auf Erden gibt ein Paradies, so ist es dies, ist es dies!“ klingt fast ironisch, wenn man bedenkt, welche Schauderszenen sich im Fort von Delhi abspielten. Abgesehen davon, daß infolge von Palastrevolutionen die wenigsten Mogulen eines natürlichen Todes starben, plünderten auch der Reihe nach Nadir Schah, die Afghanen, die Djats (jetzigen Sikhs), und Mahräten unter haarsträubenden Greuelthaten den Palast. Im Jahre 1857 wurde hier eine große Anzahl englischer Frauen und Kinder unter Zustimmung des letzten Schattenkaisers Bahadur Schah hingschlachtet; dafür mußte dieser die Leichen seiner beiden, von den Engländern erschossenen Söhne in Delhi ausgestellt sehen, und er selbst wurde in der Divan i Akhas feierlich zum Tode verurtheilt. Letzteres Urtheil wurde allerdings nicht vollzogen, sondern in lebenslängliche Gefängnishaft zu Rangun umgewandelt.

Überhaupt ist die Gegend um Delhi eigentlich ein großes Schlachtfeld. Das gegenwärtige Delhi ist von der ersten arischen Niederlassung an gerechnet die neunte Stadt in dieser Gegend. Jeder Eroberer zerstörte die vorgefundene Stadt und baute eine neue in ihrer Nähe. Noch jetzt sieht man die mächtigen Überreste ihrer Vorgängerinnen als Festen an der Djumna. Dies spricht für die Wichtigkeit der Lage des Ortes, und wenn auch die Engländer die Stadt officiell ihrer politischen Rolle entkleidet haben, indem sie dieselbe dem Pendsjab, dessen Hauptstadt Lahore ist, zuschlügen, so betrachtet doch das Volk noch immer Delhi als die Hauptstadt Indiens. Die Engländer selbst haben diesem Umstande Rechnung getragen, indem sie hier die feierliche Ausrufung der Königin Victoria zur Kaiserin von Indien vornehmen ließen.

Die in der Nähe des Forts befindliche große Moschee von Delhi, Djama Mesdjid, wird allgemein als das schönste Bauwerk dieser Art in Indien bezeichnet. Großartig ist sie jedenfalls. Breite Freitreppen führen von drei Seiten zu der hohen viereckigen Plattform, von welcher man durch monumentale Thore in den von saracenischen Bogengängen umrahmten Vorhof gelangt. Auf der Westseite befindet sich die Tempelhalle, von drei hohen Kuppeln gekrönt und mit je einem hohen Minaret auf jeder Seite versehen. Das Material des Gebäudes ist vorzugsweise rother Sandstein, nur ein Theil der Fassade, die Kuppeln und der Boden des Tempels sind aus weißem Marmor. Der Eindruck, welchen das Gebäude macht, ist, wie erwähnt, gewaltig, doch trotz schöner Verhältnisse läßt es eher kalt. Hier sieht man deutlich den Einfluß des Materiales und der Farbe bei einem Bauwerke. Hätte beim Bau der Djama Mesdjid durchgehends dieselbe Steingattung, besonders

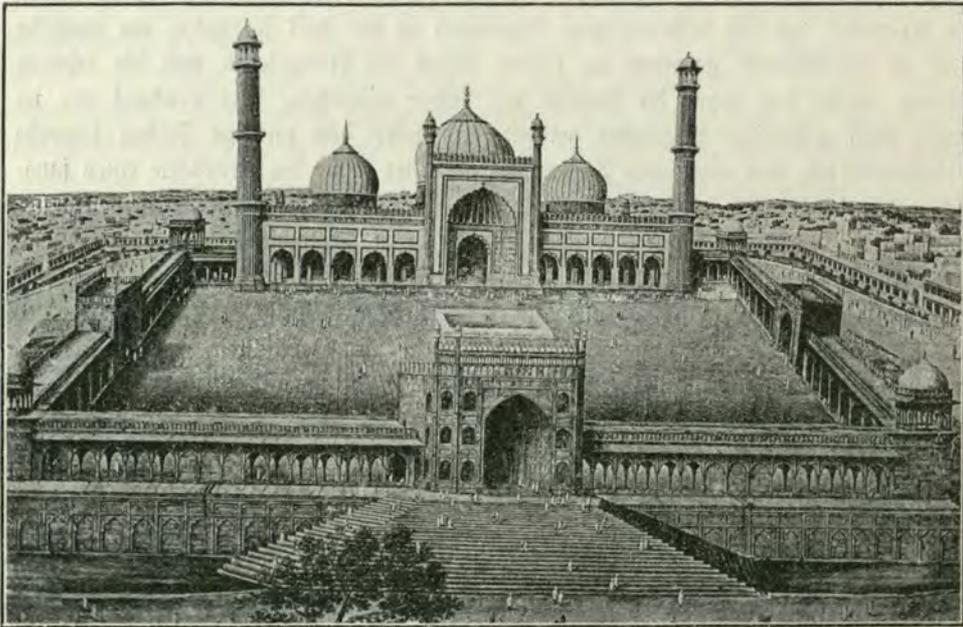
aber weißer Marmor Anwendung gefunden, so würde sie gleich der Perlmuschel hinreißen. Die Zusammenstellung von rothen und weißen Steinen ist aber entschieden für den Gesamteindruck ungünstig.

Einen prachtvollen Rundblick genießt man von der Spitze der Minarets. Doch begegnet man allseits Anklängen an Kampf und Streit, Spuren von Willkür und Tyrannei. Im Osten das Fort mit seinen Zinnen und Pavillons und dem mächtigen Lahorethor, das bei dem großen Aufstande den Engländern so viel Blut gekostet; längs der Djumna das Ruinensfeld der früheren Niederlassungen, wo besonders Tamerlan wüthete, und als Markstein im Südwesten davon die Siegessäule, Kutub Minar; im Westen die flachen Dächer der Stadt, durch Wälle abgegrenzt, die noch heute Spuren der Belagerung zeigen. Und gegen Norden, hinter den Überbleibseln des Arsenalcs, wo sich heldenmüthige Engländer in die Luft sprengten, um dasselbe nicht in Feindeshand gerathen zu lassen, liegen die Bungalows und die schönen Gärten, welche sich gegen die Anhöhe des Ridge hinziehen, vom Denkmal der im Jahre 1857 gefallenen Engländer gekrönt. Ja selbst das uns zu Füßen liegende Gotteshaus mit dem erhabenen Außern ist in erster Linie die Brutstätte eines fanatischen Glaubenshasses, der mitunter noch jetzt in blutigen Schlägereien seinen Ausdruck findet, und entstand unter Flüchen und Seufzern Frohdienste leistender Hindus. In Delhi ist die so blutige Geschichte des herrlichen Indiens verkörpert. Es sind eben die schönsten und fruchtbarsten Länder der Erde gewöhnlich auch die am meisten mit Blut getränkten, und außergewöhnliche Pracht und Herrlichkeit, sowie viele der so bewunderten Monumentalbauten, bilden oft nur Wahrzeichen der tyrannischen Unterjochung eines Volkes.

Unter solchen Eindrücken verließen wir die Djama Mesdjid, ohne uns bei den so hochverehrten Reliquien — darunter Barthaare des Propheten, denen wir übrigens in Indien schon mehreremal begegnet — aufzuhalten. Eine Fahrt durch die Stadt versetzte uns rasch in eine andere Welt. Die Stadt hat trotz vieler mit breiten, kunstvoll geschnitzten Balkonen gezierten Häuser im Hindustile jenen unverkennbaren und doch schwer zu beschreibenden Charakter mohammedanischer Städte, welcher alle einander ähnlich macht, ob sie nun im fernen Magreb (Marokko) oder in Centralasien liegen. Doch zeichnet sich Delhi durch zumeist breite, lange und gerade Straßen aus. Ganz besonders gewährt die Chandni Chowk, in welcher sich die meisten Kaufläden befinden, mit der Allee von Banianenbäumen in der Mitte und dem regen Treiben auf den Gehwegen einen interessanten Anblick. Hier sieht man wieder die Vielfarbigkeit und Mannigfaltigkeit in den Trachten und Typen, welche man in Bengalen so ungern vermißt. Neben dem weißgekleideten Hindu mit der goldgestickten Mütze zeigen sich die energischen Gestalten der Mohammedaner im Raftan und grellfarbigen Turban. Da reitet selbstbewußt auf einem prachtvollen Rosse ein Pathan (Afghane) im schwarzen, gestickten Oberrocke und in Pump hose, und wirft dem ihn begegnenden Europäer einen Blick tiefer Verachtung zu. Er findet sein Gegengewicht in den baumlangen, kriegerischen

Gestalten der Sikhs, die ihre langen Haare unter einem ungeheuren weißen Turban verbergen, und als beurlaubte Soldaten jeden Europäer respectvoll grüßen. Dazu Fahrzeuge aller Art: zierlich bemalte Palanquins, zweiräderige, indische Zeltwagen, in denen die Insassen Steigbügel benutzen müssen, und die meist mit Zebus bespannt sind, große Karren von Kameelen gezogen, sowie die modernen, englischen Kutschwagen der europäischen Geschäftsleute. Selbst Elephanten fehlen nicht.

Dazu welcher Lärm, welches Geschrei! In den verschiedensten Sprachen preisen die unter kleinen Zelten befindlichen Verkäufer ihre Waren an; hier producieren sich in Mitte der Straße mehr ungezwungene als schöne Bajadere zu den Klängen des ohren-



Delhi. Die Djama Messjid.

zerreißenden indischen Orchesters, da feilschen zwei Hindus mit einem Gezeter und mit Gesten, als ob sie sich in die Haare fallen wollten. Und gar erst die Agenten der größeren Karitätenläden, die neben den Wagen herlaufen und fast mit Gewalt ihre Adresskarten aufdrängen. Dem besonders Wissbegierigen kann ich mittheilen, daß die Firma mit dem im Deutschen etwas bedenklich klingenden Namen „Tschund“ offenbar die beste sein muß, denn die meisten Händler nennen sich so und erklären alle anderen als Usurpatoren dieses Namens. Doch zu ergründen, wer der richtige ist, lohnt sich wohl nicht der Mühe. Da in Delhi alles Provision verlangt, der Agent, der Führer, der Hotelbesitzer und selbst der Kutscher, wodurch die Waren sehr vertheuert werden, ist es am besten, niemanden zu fragen und allein in den ersten besten Laden zu treten.

Um ein Drittel des ursprünglichen Angebotes dürfte man, allerdings nach langem Feilschen, ohne welches es in Indien überhaupt nicht geht, die gewünschten Gegenstände preiswürdig erstehen. Übrigens findet man in Delhi wirklich sehr schöne Artikel, besonders Goldstickereien, Kaschmirstoffe, Schmuck und Elfenbeinmalereien. Die Miniaturmalerei auf Elfenbein hat sich von der Mogulzeit her vom Vater auf den Sohn vererbt, und wahre Meisterstücke, auch nach Photographien, sind um einen verhältnismäßig billigen Preis zu erlangen. Nach den Porträten, die man bei dem traditionellen Ursprung und der vollständigen Übereinstimmung in der Darstellung einer und derselben Person als dem Original ähnlich vermuthen darf, muß Banu Begum, die in der Tadj beigesezte Gemahlin Schah Jehans, wirklich bezaubernd schön gewesen sein. Doch ist ihr auffallend weißer Teint einigermaßen verdächtig, und es scheint fast, als ob die Künstler damit den Geschmack ihrer europäischen Kunden berücksichtigen würden. Möglicherweise liegt aber der Grund auch darin, daß im Orient die lichte Farbe als Zeichen der Bornehmheit, in Indien insbesondere als Beweis der hochgeschätzten reinen arischen Abstammung gilt.

Wir besuchten noch den im Mittelpunkt der Stadt gelegenen hübschen Queens Garden mit seiner Menagerie und dem großen Elephanten aus Stein, das unbedeutende Museum, ferner die kleine goldene Moschee. Letztere ist so genannt nach ihren vergoldeten Kuppeln, und historisch interessant, weil auf den Bäumen vor derselben durch Wochen hindurch Tag für Tag der Henker an jenen Meuturern sein Handwerk übte, die während des großen Aufstandes sich an der Niedermezelung der englischen Frauen und Kinder theilhaft hatten.

Schließlich besichtigten wir noch den in einem schmutzigen Gäßchen versteckten Djaintempel, <sup>1)</sup> welcher prachtvolle feine Marmorsculpturen aufweist, und mit einem erneuten Rundgang durch das Fort, bei welchem sich die Perlmoschee und die Divan i Rhas im Vollmondscheine wahrhaft feenhaft ausnahmen, beschloffen wir den an Einzdrücken überreichen Tag.

Der nächste Tag war der Besichtigung der Ruinen von Delhi gewidmet. Dieselben sind eine wahre Fundgrube für den Archäologen und Architekten. Über 2½ geographische Quadratmeilen sind mit den Überresten früherer Niederlassungen bedeckt. Alt-Delhi mit Seeri, Ferozabad und Toghluclabad sind durch ihre Befestigungen noch gut zu unterscheiden. Manche Gebäude, hauptsächlich aber viele Mausoleen, sind noch ausgezeichnet erhalten; Kaiser Humajuns Grab, in den Umrissen stark an die Tadj mahnend, doch an Schönheit ihr nachstehend, und das Mausoleum der Könige von

<sup>1)</sup> Die Djains bekennen sich zu einer Abart des Brahmanismus, die durch manche Grundsätze an den Buddhismus mahnt, jedenfalls aber an Reinheit den gegenwärtigen Fetischdienst der Hindus weit übertrifft. Ursprünglich gehörten die Djains zur Kriegerkaste der Radjputen. Jetzt sind sie meist Kaufleute, die eine ähnliche Stelle in Indien einnehmen, wie die Juden bei uns. Infolge ihrer Wohlhabenheit und als getreue Anhänger des englischen Regimes genießen sie ähnliches Ansehen und haben gleichen Einfluß wie die Parsis.

Dudh ragen unter den vielen hervor. Ganz reizende Sculpturen, meist in feinst durchbrochenem Marmor, zieren die vielen Gräber, welche die Ruhestätte Nizamuddins — für sich gleich der nebenstehenden Moschee ein sehr schönes Bauwerk kleineren Umfanges — umgeben.

Unter diesen Gräbern verdient jenes der Jehanara, der würdigen Tochter Schah Jehans und der oft genannten Banu Begum, besondere Erwähnung. Schon wegen des hervorleuchtenden Charakters der Jehanara. Dieselbe, gleich ihrer Mutter eine vielumworbene Schönheit, entsagte, als ihr Vater durch seinen grausamen Sohn Aurengeeb des Thrones beraubt und geblendet wurde, freiwillig der Welt, um sich ausschließlich der Pflege ihres Vaters widmen zu können. Auf ihrem Grabmal, dem die Deckplatte fehlt und das mit Rasen bedeckt ist, verkündet eine Aufschrift ihren Wunsch, daß nur grünes Gras ihre Überreste decken solle, sowie daß Gott vor allem ihren Vater wohlgefällig aufnehmen möge, den sie allein als ihren weltlichen Herrn, gleichwie Christus als ihren Heiligen anerkenne. Ob nun letzteres bedeuten soll, daß sie Christin war, oder ob sie zu einer Secte der Mohammedaner gehörte, die Christus als Propheten Mohammed gleichgestellt hatte, scheint nicht festgestellt, obgleich letzteres wahrscheinlicher ist. Seltsam ist es jedoch, daß sich ein so edles, hingebungsvolles Herz bei der Schwester des Wütherichs Aurengeeb zeigte, welcher letzterer, wie bekannt, seinem unersättlichen Ehrgeize alles opferte.

Der Hauptanziehungspunkt der Ruinen Delhis, wenigstens von Reisehandbüchern und Führern als solcher bezeichnet, und unbestreitbar das eigenthümlichste und auffallendste Bauwerk dieser Gegend, ist das Kutub Minar. Es ist dies eine große 70 Meter hohe, thurmartige Säule, vorwiegend aus rothem Sandstein, in der Nähe einer Moschee, welche man mit den wunderbar schönen Überresten eines Hindutempels zu bauen anfieng, aber nie vollendete. Die Gelehrten sind über den Ursprung und die Bestimmung des Minars im unklaren. Die meisten neigen der Ansicht zu, daß es ursprünglich eine indische Siegessäule war, die Kutub bei der Einnahme von Delhi im 13. Jahrhundert umbaute und erhöhte. Dem Laien will es beinahe scheinen, als ob es das Minaret zu einer großartigen Moschee sei, deren Bau beabsichtigt war, aber nicht zur Ausführung gelangte. Der vorhandene Ansaß zu einer gleichen solchen Säule, sowie zu einem monumentalen Thore würde vielleicht hiefür sprechen. Vereinzelt, wie er gegenwärtig steht, ist dieser an sich schöne und kunstvolle Bau ein Räthsel; man fragt unwillkürlich, warum und wozu? In der Nähe des Kutub Minars befindet sich eine ungefähr 8 Meter hohe, eiserne Säule, welche insofern merkwürdig ist, als dieses gewaltige Stück zu einer Zeit geschmiedet wurde — ungefähr im 3. Jahrhundert — als sich die Eisentechnik auf der halben Welt noch in der vollsten Kindheit befand.

Die nächste Nacht über rollten wir wieder gegen Osten, und am folgenden Tage mittags befanden wir uns in Benares. Auf die Tage ungetrübten Kunstgenusses und staunender Bewunderung in Agra und theilweise auch in Delhi, in welcher letzterem

uns jedoch mehr das historische Interesse fesselte, folgte die Ernüchterung und gründliche Enttäuschung in Benares.

Der Leser hat gewiß schon eine Abbildung von Benares gesehen. Fast in einer jeden illustrierten Geographie ist eine solche enthalten. Man sieht den Ganges im Vordergrunde und charakteristisch — in der heiligen Hindustadt — als Hauptfache über einigen kleinen Hindutempeln thronend die Moschee Aurengzebs mit ihren zwei schlanken Minarets. Das Ganze macht einen recht guten, interessant orientalischen Eindruck.

Zieht man in Betracht, daß die Stadt der gefeiertste Wallfahrtsort Indiens, des Landes der Prachtbauten ist, daß man dort über 1500, nach einigen sogar 2000 Tempel zählt, daß jeder indische Fürst daselbst einen Palast hat, so erwartet man unwillkürlich, selbst wenn man weiß, daß Indien seine schönsten Bauwerke den Mohammedanern verdankt, in Benares ein indisches Rom zu finden, wo der Besucher aus der Bewunderung nicht herauskommt. Dazu noch die hohe Vorstellung von den sprichwörtlich weisen Brahminen, von den an Perlen und Diamanten strotzenden Prachtcostümen der Radjas und Nawabs, ein leichtes Schaudern über das Verbrennen der Witwen, und Benares steht in der Phantasie als eine märchenhafte Wunderstadt fest.

Lieber Leser, versuche nicht die Wirklichkeit zu schauen, denn dein Traumgebilde wird unzart zerrissen werden, und nach dem Zertheilen des Nebels bleibt oft bloß der Straßenkoth als einzige Spur davon zurück. Doch ich will nicht vorgreifen, sondern vorerst zur Orientierung einige Anhaltspunkte über die Stadt geben und dann unsere persönlichen Eindrücke zu schildern trachten.

Benares liegt in einer Ausdehnung von nahezu einer halben geographischen Meile am linken Ufer des Ganges, der hier, nicht viel breiter als die Donau bei Wien, in einem Bogen von Südsüdwest kommend, nordöstlich fließt. Während das gegenüberliegende Ufer ganz flach ist, erhebt sich das Stadtufer in einer ziemlich steilen Böschung ungefähr 10 Meter über den mittleren Wasserstand. Das Ufer wird durchgehends von Tempeln und den Palästen indischer Fürsten eingenommen, welche im Westen mit dem Affentempel beginnen und im Osten mit der auf dem höchsten Punkte der Lände befindlichen Moschee Aurengzebs enden. Die Uferböschung selbst ist meist mit Treppen belegt, wodurch man von den einzelnen Theilen der Stadt leicht zum Ganges gelangen kann. Dies sind die berühmten Ghats (Treppen), die meist nach den in ihrer Nähe gelegenen Tempeln benannt sind. Vom Ufer landeinwärts gegen Norden befindet sich vorerst die eigentliche Stadt mit hohen, flachgedeckten Häusern und äußerst schmalen Gassen. Dieselbe geht, nach allen Seiten sich ausdehnend, in die dorffartigen Vorstädte über, und weit gegen Nord schließt das ausgedehnte Cantonment mit den Military und Civil Lines den Stadtrayon ab.

Raum, daß wir den Reifestaub abgeschüttelt und uns eines Führers versichert hatten, verließen wir Clarkes Hotel und fuhren zur Besichtigung der Stadt. Der

Weg führte uns vorerst zwischen den, wie überall in Indien, schönen Gärten des Cantonments, beim prunkvollen Benares College vorbei, dann durch die endlosen Gassen der Vorstadt, zwischen Häusern, deren Wände mit dem landesüblichen Brennmaterial (getrockneter Kuhdünger) bedeckt sind, zum Affentempel. Hier muß ich erwähnen, daß, wenn man in Benares von Tempeln spricht, darunter der Mehrzahl nach nur Heiligenschreine und Altäre verstanden sind. Selbst der Affentempel, welcher einer der größten ist, aus dem Umfassungsgebäude mit Bogengängen und viereckigen Fenstern, und dem im Mittelpunkte des Hofes befindlichen eigentlichen Tempel mit dem Heiligthum besteht, hat nicht 30 Meter im Gevierte. Die einzelnen Details, Säulen, Bögen, Thore u. dgl., weisen oft wundervoll fein und zierlich ausgeführte Sculpturen auf, doch das Ganze, sowie die zuckerhutförmigen niedrigen Thürme machen meist den Eindruck der Plumpheit.

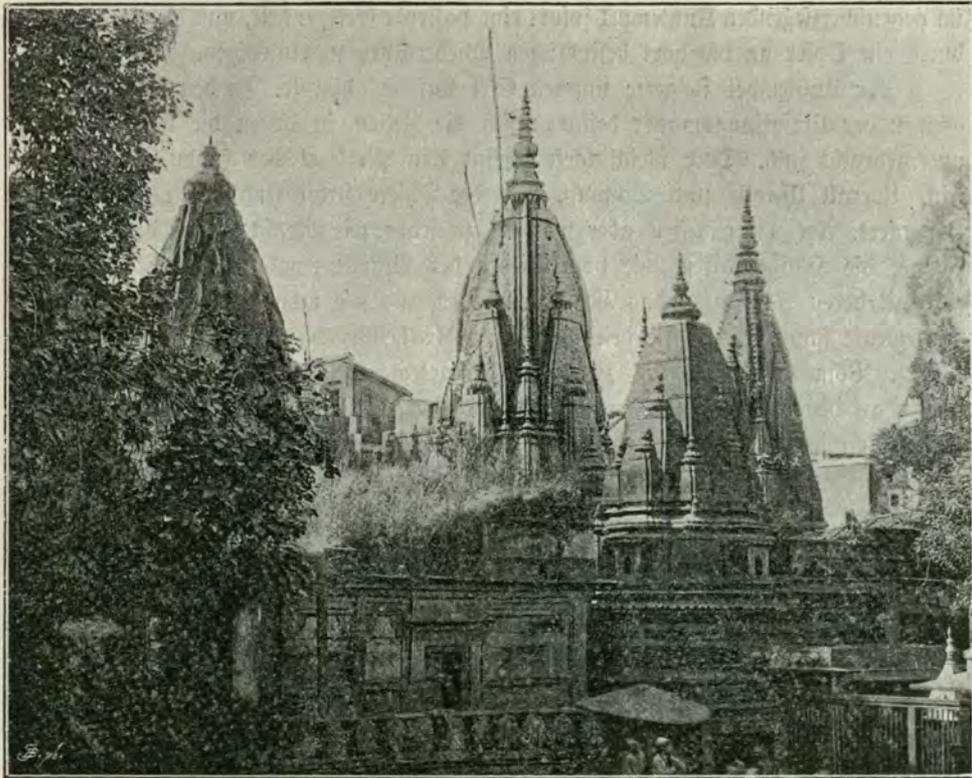
Im Affentempel, welcher der Durga, der indischen Rache- und Vernichtungsgöttin gewidmet ist, deren in Silber ausgeführte Fraße aus dem Heiligthum herausleuchtet, gieng es verhältnismäßig ruhig her. Höchstens 20 bis 30 Affen umringten uns und erwarteten von uns, wie von den Gläubigen, ein Opfer an Bäckereien, welche ein berechnender Brahmine zu diesem Zwecke am Tempelthore feilbietet.

Noch vor kurzem befanden sich Hunderte dieser Thiere im Tempel. Doch da sie die Umgebung durch ihre Raubzüge unsicher machten, wurde es selbst ihren gläubigsten Verehrern zu viel, und man brachte die Mehrzahl über den Ganges in ein eigens hierzu gebautes Affenhaus. Auch der Opfertisch vor dem Tempel Eingang, wo der blutdürstigen Göttin und den nach einem Braten lüsternen Brahminen oft Ziegen geopfert werden, schien ein wenig vernachlässigt. Zur nicht geringen Enttäuschung des habgierigen Tempelwächters lehnten wir ebenfalls die Zumuthung ab, unsererseits ein derartiges Opfer zu bringen.

Mit den Affen war der Reigen der göttlichen Menagerien eröffnet. Wir gelangten zum Schlangentempel, einem Gerümpel, wo zum Glück nur in Stein gehauene Cobras mit allen möglichen Salben beschmiert und bekränzt werden. Hier gab es auch schon mehr Gläubige. Dann folgten wir dem immer mehr anschwellenden Strome derselben über den Hunde- und Blatterntempel in das Labyrinth der engen Gassen und gelangten auf einen Platz, auf welchem dicht neben einer den Hindus zum Trost gebauten Moschee sich das größte Heiligthum von Benares befindet. Es ist dies der Bischeschwar, auch goldener Tempel genannt, nach dem vergoldeten Blech, mit welchem die spitzen Dächer seiner drei Thürme belegt sind. Hier ist man im Mittelpunkte der Pilgerbewegung, denn wer immer nach Benares kommt, eilt vor allem, um den Bischeschwar, sowie die vor demselben befindlichen Verehrungsobjecte zu besuchen. Ein tolles Treiben, das jeder Beschreibung spottet, bot sich uns dar.

Von allen Seiten drängten abgehärmte Pilger und Gossens (Fakire) heran. Letztere, meist nur mit einem Blumenhalsband bekleidet und den Körper mit Asche beschmiert, sehen mit ihren glänzenden, dummen Augen wie berauscht aus. Alles

murmelte Gebete und schleppte Gefäße mit Gangeswasser, sowie Blumenkränze herbei. Vorerst gieng es zum Mandi, einem Stier aus Stein, welcher Siwa vorstellt. Er wurde geherzt, begossen und bekränzt. Dann kam der Brunnen der „Erkenntnis“ an die Reihe. Es ist dies ein Brunnen, angeblich entstanden durch Bergießen einiger Tropfen Ambrosia bei einer kleinen handgreiflichen Meinungsverschiedenheit im Hindu-Olymp; in Wirklichkeit ein Schacht mit Wasser, welcher letzteres sich infolge fortwährenden Hineinwerfens von Blumen und Reisopfern trotz einer



Benares. Der goldene Tempel, Vishveshwar.

Schutzdecke in einem halbfaulen Zustand befindet. Ein alter Brahmine reicht mit einer Hand den Silberlöffel mit dieser Sauche hin, mit der anderen empfängt er vom andächtig schlürfenden Pilger die entsprechende Münze. Je näher wir zu dem Vishveshwar gelangen, umso mehr steigert sich der Lärm. Man hört Glocken und Gongs schlagen. Durch ein Loch in der Tempelmauer sehen wir im dunklen Innern Goffeins eine Art Rundtanz um das Idol ausführen; dabei stoßen sie ein thierisches Geheul aus. Plötzlich stiebt alles auseinander, und wir werden in der kaum meterbreiten Passage an die Wand gedrückt. Eine weiße Kuh mit vergoldeten Hörner Spitzen stürmt daher,

ihr nach eine Rote Fakire mit Flöten und Posaunen. Die Pilger machen achtungsvollst Platz und bekränzen beim Vorbeigehen das dumme Thier. Endlich sind wir am Eingange des Tempels. In einer dunklen Zelle zeigt sich ein ungeheures Siwa-Symbol in einem förmlichen Meer von Opferwasser und zerlassener Butter schwimmend. Überhaupt ist alles naß und schlüpfrig, man wadet zwischen zertretenen Blumen und Unrath. Obwohl wir die Schwelle des Heiligthumes nicht überschreiten dürfen, wonach wir übrigens nicht das geringste Verlangen haben, werden wir gleich von backschisch-lüsternen Brahminen umringt, die uns Blumenkränze umhängen. Doch finden wir im gegenüberliegenden Kuhltempel sofort eine passende Gelegenheit, uns dieses Schmuckes durch ein Opfer an die dort befindlichen Wiederkäuer zu entledigen.

Der Kuhltempel steigerte unseren Ekel auf das höchste. In den Marmorbögen gängen der Umfassungsmauer befinden sich die Zellen, in denen die heiligen Rinder untergebracht sind. Doch Reinlichkeit scheint kein Merkmal der Hindu-Gottheiten zu sein. Überall Unrath und Schmutz, und die Thiere selbst sind mit allerlei Salben beschmiert. Am widerlichsten aber war es, zu sehen, wie Menschen, vor diesen Thieren kniend, die Hände falten, wie vom Fieber des Glaubenswahnes ergriffene Gossens sich mit deren Schwänzen das Gesicht einreiben und wie man sorgsamst deren flüssige Excremente sammelt, um sie den Gläubigen als heilbringenden Trank theuer zu verkaufen. Vom Kuhltempel bis zu den nächstgelegenen Ghats reiht sich ein Götzenschrein an den anderen. Das menschliche Selbstbewusstsein erhält hier Faustschlag um Faustschlag ins Gesicht. In dem einen Tempel sieht man eine würdige alte Frau vor Darstellungen erotischer Natur in Andacht versunken, die einen Wüfling erröthen machen würden. Dort kommt eine Rote Pilger triefend aus dem Bassin, dessen Wasser dem Schweiß Vishnus entstammt und von allen Sünden befreit. Letzteres sehr wahrscheinlich, da in diesem Spüllicht mancher Cholerakeim enthalten sein mag. Weiter oben sieht man wieder zwei junge, hübsche Frauen ein ungeheures Siwa-Symbol umkreisen. Sie murmeln inbrünstig Gebete, und von Zeit zu Zeit herzen sie das widerliche Idol und begießen es mit dem heiligen Gangeswasser. Doch genug von diesem Treiben; man glaubt sich in einem Narrenhause und möchte fast darüber erröthen, Mensch zu sein. Und dies in der Stadt, deren einstige Beherrscher<sup>1)</sup> den Wahlspruch führen: „Es gibt keine höhere Religion als die Wahrheit!“

An der gegenwärtigen Hindureligion ersieht man die Gefahren der weitgehenden Symbolik. Durch diese ist aus der einst so reinen Brahmalehre mit der Zeit — wohl mag die Einverleibung der Culten der Ureinwohner Indiens auch dazu beigetragen haben — der widerlichste Fetischdienst geworden. Angesichts dessen begreift man erst, warum Mohammed so strenge jedes Symbol in den Gotteshäusern verbot. Er erkannte, welche Gefahren von dieser Seite der Lehre von einem allmächtigen Gotte bei den mit einer glühenden Einbildungskraft ausgestatteten Orientalen drohten.

<sup>1)</sup> Maharadsja von Benares.

Andererseits läßt sich nun die gründliche Spaltung zwischen den Mohammedanern und den Hindus, selbst bei jenen von gleicher Abstammung, sowie deren verschiedene Stellung in Indien leicht erklären. Der erstere haßt den letzteren nicht nur als Ungläubigen, sondern er verachtet ihn auch als Gözendiener. Ferner hat der mächtige Einfluß der Religion eine große Verschiedenheit im Charakter der Anhänger der beiden Glaubensrichtungen hervorgerufen. Der Islam — es läßt sich dies nicht leugnen — verleiht seinen Bekennern meist einen männlichen, energischen Charakter, dafür macht er dieselben jedoch unduldsam und vermöge des von ihm großgezogenen Fatalismus



Goffets.

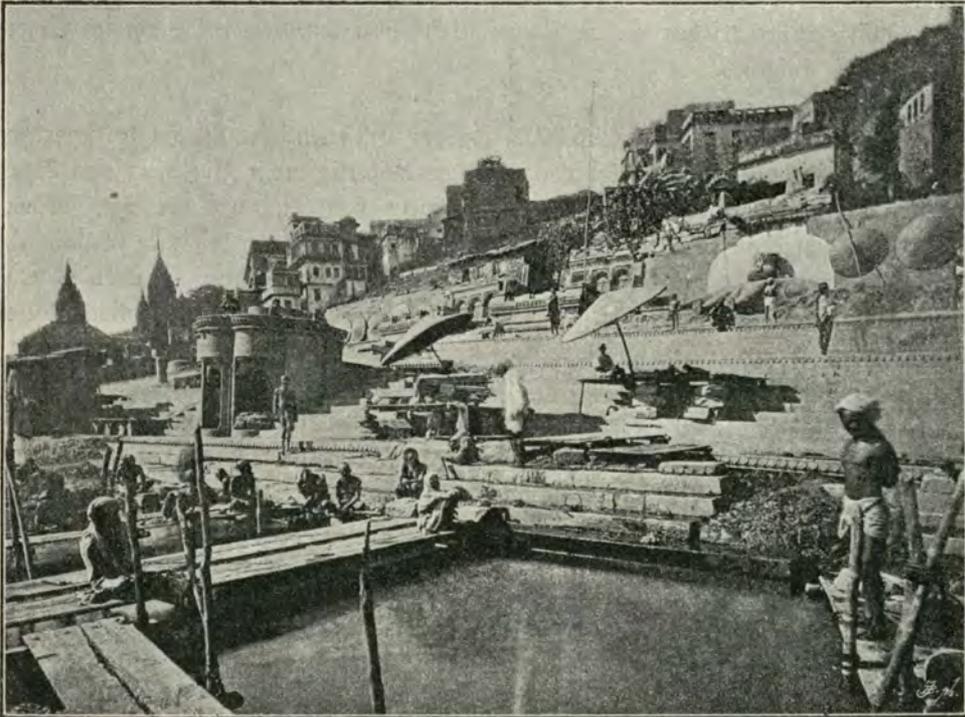
zu culturellen Fortschritten minder geeignet. Die Brahmabekenner dagegen gleichen im allgemeinen ihren Tempeln. Durch zu starkes Hervortreten der Einzelheiten geht der Hauptgrundzug verloren. Ihre natürliche Intelligenz, durch die von der Religion begünstigte Grübelelei geschärft, macht sie strebsam, aber sie verlieren sich in Kleinigkeiten, während die leitende Idee, der feste Grundzug meist fehlt. Sie sind daher schmiegsam und unselbständig, und doch wieder in Hunderte von Secten geschieden. Charakter geht aber vor Wissen, wie bei dem Einzelnen, so auch bei Nationen, und Einigkeit ist Macht. Derart hat die Minderheit von Mohammedanern fast ganz Indien durch Jahrhunderte beherrscht, obwohl es den ihnen dreifach an Zahl überlegenen Hindus im allgemeinen

und besonders den Mahräten und Radjputen durchaus nicht an hohem physischen Muthé fehlt. Dafs Aurengzebs Moschee, obwohl für sich genommen kein besonderes Bauwerk, noch heutzutage das schönste und größte Gotteshaus in Benares, dem Rom der Hindus, ist, wo unter 250.000 Einwohnern kaum 10.000 Mohammedaner gezählt werden, ist in dieser Beziehung bezeichnend.

Auch von den Ghats waren wir enttäuscht, wenn auch nicht so sehr, als von den Heiligthümern von Benares. Eine Bootsfahrt längs derselben ist recht interessant; doch schön präsentiert sich die Stadt auch von hier nicht. Die vielgerühmten Paläste der indischen Fürsten sind vielsensterige Häuser ohne ausgeprägten Stil und stark vernachlässigt; die kleinen Tempel verschwinden neben denselben, und selbst das berühmte Observatorium von Djai-Singh, gleich jenem in Delhi ursprünglich ein Prachtbau, sieht, wenigstens vom Ganges aus, schon sehr ruinenhaft aus. Zwischen den Gebäuden findet sich manche Lücke, theils durch Einstürze infolge der unterwaschenden Arbeit des Flusses, theils weil schon von Haus aus gewisse Theile des Ufers zu Stein- und Brennholzniederlagen bestimmt wurden. Die Treppen sind ebenfalls ungleich und häufig unterbrochen, durchgehends aber verwahrlost und schmutzig. Wir sahen sie noch unter günstigen Umständen, bei Abendbeleuchtung und von einer Menschenmenge übersät. Es war nämlich der letzte Tag des Holifestes, ein unseren letzten Faschingstagen entsprechendes Fest. In endlosen Scharen strömte das weißgekleidete Volk zu den Ghats, um einander zu necken und mit rother Farbe zu bespritzen. Musik, Gaukler, Bajaderen, Ringelspiele und Schaukeln förderten die allgemeine Unterhaltung. Die Wohlhabenderen fuhren mit großen Booten spazieren, und der rege belebte Ganges mit dem bunten Volksgetümmel am Ufer im Hintergrunde bot, besonders als die einbrechende Dunkelheit den Verfall der Gebäude und den allgemeinen Schmutz nicht mehr erkennen ließ, ein Bild, das eines gewissen Reizes nicht entbehrte.

Unstreitig interessanter zeigten sich jedoch die Ghats am nächsten Morgen beim allgemeinen Bade. Alles eilt zum Flusse, zu den Badestellen, welche von den Brahminen vermietet werden. Hier sieht man einen kränklichen Greis nach inbrünstigem Gebete sich den Fluten anvertrauen, dort übergießt eine Mutter mit liebevoller Vorsicht ihr Kind. Schweigsam und ernst läßt sich eine Gruppe wohlgenährter Brahminen in den Fluß gleiten. Dann sieht man wieder eine Schar junger Mädchen untertauchen, die trotz des heiligen Ortes einen regen Gedankenaustausch nicht unterlassen können. Doch herrscht durchgehends der größte Anstand, man sieht, daß die Leute einer religiösen Pflicht nachkommen. Die weißen Gewänder der Männer und die rothen Überwürfe der Frauen, welche auch im Wasser nicht abgelegt werden, sowie die zahlreichen in der Sonne glitzernden Metallvasen, die man zum Übergießen gebraucht, verleihen dem an und für sich lebhaften Bilde auch einen Farbenreiz. Am Ufer, über dem Gewimmel der Badenden, sieht man die Brahminen unter großen Sonnenschirmen heilige Bücher lesen und Farbstoff zum Malen der Kastenzeichen verkaufen. In der

Nähe der Manikarnika Ghats steigen dichte Rauchwolken auf. Ein alter Mann auf einer Plattform hütet hier ein stets erhaltenes Feuer, das zum Anzünden der Scheiterhaufen dient, auf welchen die Leichen verbrannt werden. Wir sehen gerade, wie ein Leichnam in den Ganges getaucht wird, der vorbereitende Schritt zur Verbrennung; ein anderer befindet sich bereits halbverkohlt auf dem wüsten Strande. Obwohl Tausende und darunter zumeist Wohlhabende hier verbrannt werden, ist der Platz in keiner Weise seiner Bestimmung entsprechend hergerichtet. Nur eine dichte Schicht von Asche



Benares. Badestellen an den Ghats.

und Kohle und zahlreiche herum schnuppernde Hunde kennzeichnen denselben. Etwas oberhalb dieses Platzes sieht man die Gedenksteine jener Witwen, welche seinerzeit, als dies noch erlaubt war, das Sati vollzogen, d. h. auf dem Scheiterhaufen, wo sich die Leiche ihres Mannes befand, den Verbrennungstod suchten.

Auch auf den Ghats macht sich eine widerliche Ascese bemerkbar. Jeden Augenblick begegnet man einem skelettmageren Goffein mit dem charakteristischen stieren Blick. Der eine kauert bei der plumpen liegenden Bhimstatue; er hat das Gelübde gemacht, deren Antlitz mit seinem Leib vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Andere hocken halbeingegraben in elenden Erdlöchern, Gebete murmelnd; ihre eingefallenen Wangen

bekunden, daß sie, ihrem Gelöbniß getreu, sich schon mehrere Tage jeder Nahrung enthalten haben. Wieder andere winden sich unter Schmerzen infolge der widerlichen Verstümmelungen, welche sie sich selbst beigebracht haben. Und daß gerade diese Wahnsinnigen, wegen der sie bedeckenden Schicht von weißer Asche, die arische Verwandtschaft der Indier mit den Europäern am deutlichsten veranschaulichen, und zwar in einer Weise, daß man manche entschieden für Europäer halten möchte!

Mit einem Besuche der Moschee Nurengzebs, die, wie erwähnt, als Gebäude, abgesehen von ihrer schönen Lage, nichts besonderes bietet, von deren Minarets man jedoch eine schöne Rundschau über Benares genießt, beendeten wir unseren Aufenthalt. Am nächsten Morgen sahen wir die Sonne bereits über Calcutta, der mächtigen Stadt der Paläste, aufgehen.

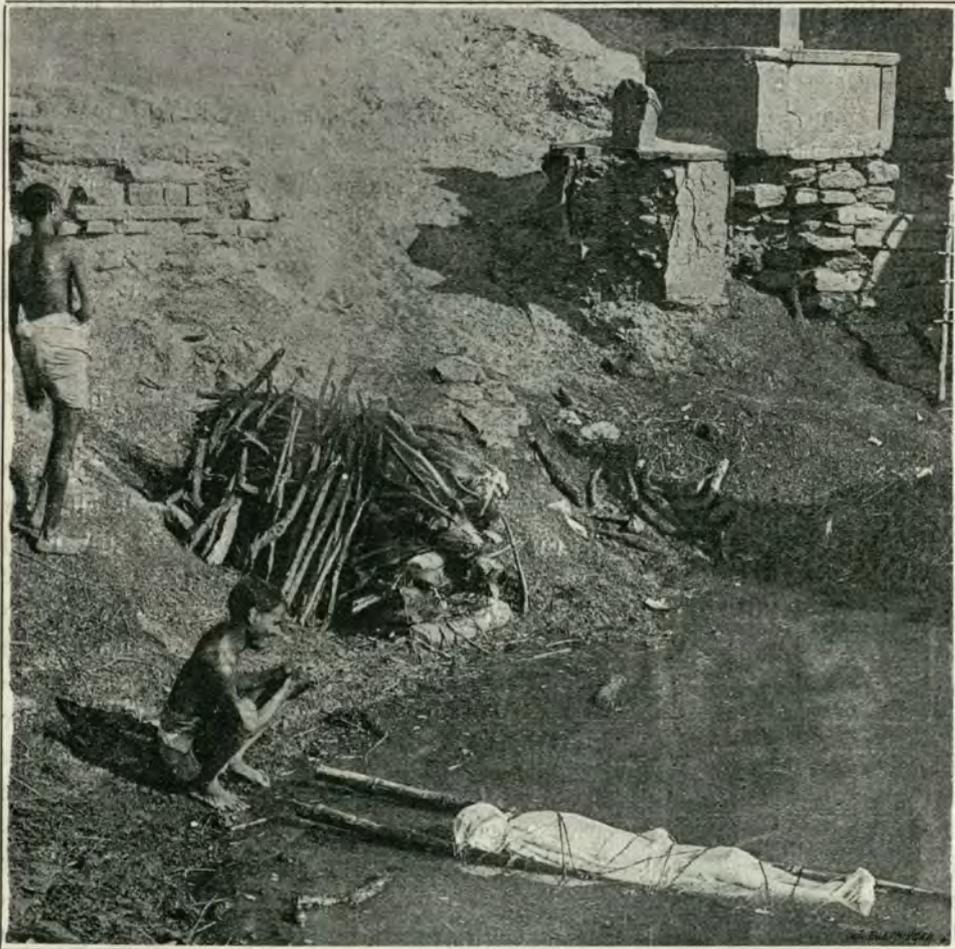
#### Calcutta.

Der Anblick Calcuttas von Haurah, der am westlichen Ufer des Hugly liegenden Schwesterstadt aus, ist großartig. Längs des gegenüberliegenden Flußufers eine Reihe monumentaler europäischer Gebäude, von Kuppeln und Thürmen überragt, sodann von Grün umgeben das Fort William mit den mit Kanonen bespickten Bastionen, endlich die Villenstadt des Garden Reach, mit den barocken Palästen des Königs von Dudd abschließend. Vor den Gebäuden ein Wald von Masten, dessen hauptsächlichstes Element der sprichwörtlich schöne Ostindienfahrer bildet, einer der wenigen Segler, welche die Einführung der Dampfkraft im Seewesen überdauert haben. Auch in der Mitte des Flusses das regste Leben. Schlepddampfer mit Warenbooten und Dampffähren schwirren auf und ab, zahlreiche Gangesfahrzeuge mit dem hohen Hintertheile und oft einer schwimmenden Scheune gleich mit Stroh beladen, sowie gondelartige Passagierboote kreuzen den Fluß oder lassen sich von der starken Strömung treiben.

Gelangt man über die schöne Pontonbrücke — angeichts der schwierigen Stromverhältnisse ein Meisterwerk moderner Technik — in die Stadt, so kann man sich bezüglich der Gebäude in einem der schönsten Theile Londons wähen. Das in einem großen von Bäumen umrahmten Wasserbassin sich spiegelnde Postgebäude — bezeichnend, wie überall in Indien, eines der schönsten Gebäude der Stadt — das Regierungspalais und der in einem schönen Garten gelegene Palaß des Vicekönigs würden zweifellos jeder europäischen Hauptstadt zur Zierde gereichen. An Raumverschwendung übertrifft der europäische Theil Calcuttas noch die meisten anglo-indischen Niederlassungen. Der ziemlich im Mittelpunkte der Stadt befindliche, Meidan genannte Platz, eine Erweiterung des Glacis des Fort William, ist nahezu eine halbe geographische Meile lang. Er wird von der schönsten Häuserreihe Calcuttas, der Chowringhi, begrenzt und enthält den Edengarten — ein prachtvoller Park am Huglyufer — den Wettrennplatz und zwischen schattigen Alleen eine Menge Statuen. Es ist dies ein wahres Pantheon der Anglo-Indier. Man sieht da alle die großen Männer, welche dem ungeheuern anglo-indischen Reich zu seiner gegenwärtigen Blüte und Größe verholfen, in Stein oder Erz abgebildet, zu Pferde, stehend oder sitzend. Die kolossale,

wenn auch nicht gerade schön zu nennende Säule, welche dem General Dchterlony gesetzt wurde, überragt, dem London Monument ähnlich, die ganze Stadt.

Am Meidan, sowie in den umliegenden Stadttheilen herrscht der regste Verkehr. Zahlreiche Equipagen, Miethfuhrwerke aller Art und infolge der großen Entfer-



Benares. Verbrennungsplatz auf den Manikarnika Ghats.

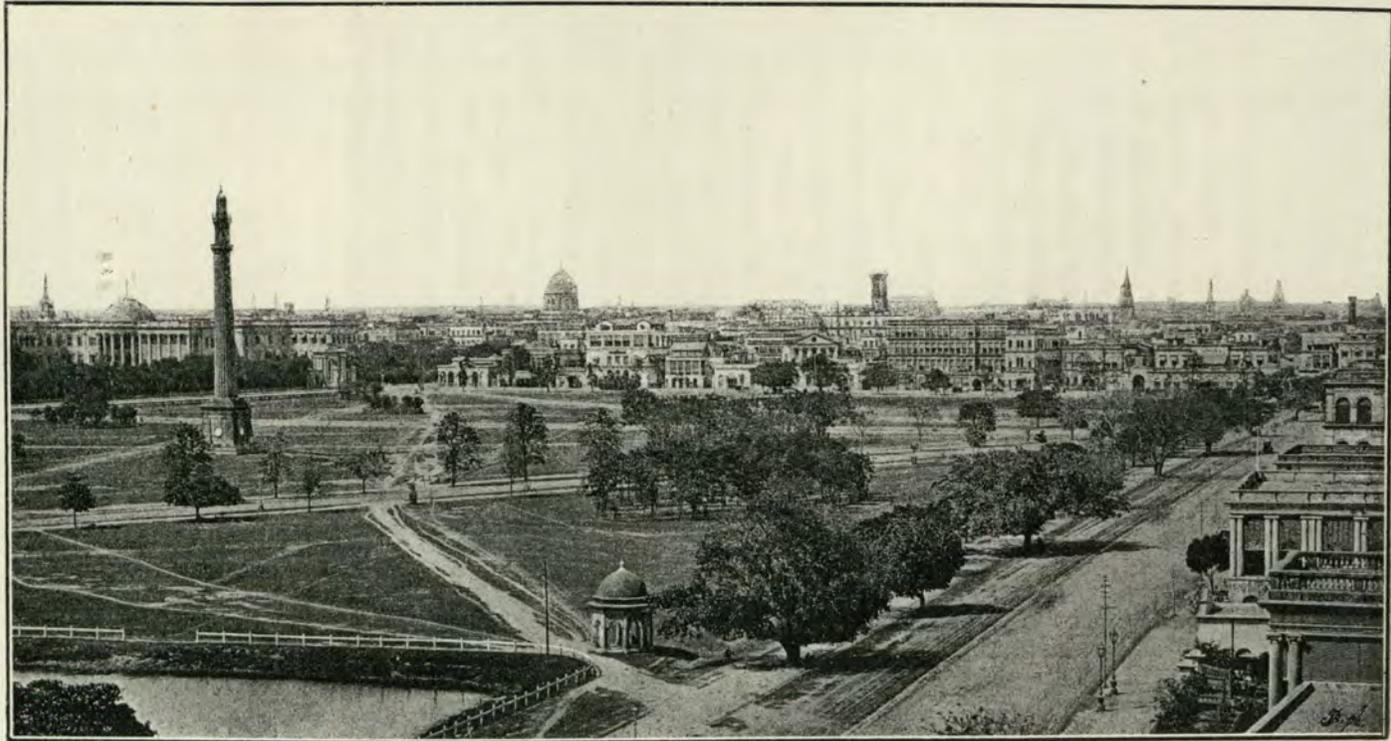
nungen überfüllte Pferde- und Dampftramways durchziehen die Straßen. Das zahlreiche europäische Publicum in tadelloser Toilette kennzeichnet den aristokratischen Charakter der Stadt. In Calcutta kleidet man sich, wenigstens in der kalten Saison, wie in London. Cylinder und schwarzer Gehrock, denen man sonst in Indien sehr selten begegnet, kommen hier wieder zur Geltung. Der unter der Tropensonne so praktische Korfhelm ist förmlich geächtet. Ganz besonders ist dies des Abends der Fall, wo sich

die schöne Welt bei der Corsofahrt längs des Edengarten begegnet und bei einer reichen elektrischen Beleuchtung den Klängen der Militärmusik lauscht. Da gibt es entschieden Anklänge an Rotten-row und den Prater, wenn auch ab und zu ein indischer Radja in seiner Staatscarosse und mit grellgekleideter Dienerschaft, oder ein reicher Bengali, dessen einfache weiße Toga und das entblößte glattgeschorene Haupt seltsam mit seiner eleganten englischen Equipage contrastiert, nicht vergessen lassen, daß man sich in der officiellen Hauptstadt Indiens befindet.

Ein ganz anderes Bild gewährt die Eingeborenenstadt. Enge, schmutzige Straßen, niedrige Häuser, meist nur ein Erdgeschosß enthaltend, ja mitunter selbst Strohhütten. Hier und da wohl das Palais irgend eines indischen Notabeln, allein auch dieses halb verfallen und meist des Anwurfes bar, schmutzige Läden und ein Gewühl von Menschen, deren lichtbraune Hautfarbe nur wenig von den weiß sein sollenden Überwürfen absticht. Wenn man bezüglich des europäischen Stadttheiles im Zweifel sein kann, ob Calcutta oder Bombay die schönste Stadt Indiens sei, so entscheidet man sich augenblicklich für die letztgenannte Stadt, wenn man die Eingeborenenstadt mit in Betracht zieht. Auffallend ist, daß in ganz Calcutta bei einer Unzahl von Kirchen und einigen recht hübschen Moscheen eigentlich kein Hindutempel zu finden ist, wenn man nicht den Tempel der reformierten Hindus <sup>1)</sup> hinzuzählt.

Von den zahllosen öffentlichen Anstalten Calcuttas ist das äußerst reichhaltige Indian Museum ganz besonders hervorzuheben. Im ethnographischen und industriellen Theil desselben lernt man erst so recht kennen, welche verschiedenartige Völker, welche mannigfaltige Gewerbszweige in dem indischen Riesenreiche zu finden sind. Eine weitere Zierde Calcuttas ist der botanische Garten. Derselbe umfaßt ein Grundstück von mehr als einem Quadratkilometer auf dem westlichen Ufer des Hughly und enthält alle tropischen Gewächse in geschmackvoller Weise angeordnet. Obwohl er dem wundervollen Garten von Peradenia auf Ceylon nicht gleichkommt, so dürfte er doch eine der schönsten Anlagen dieser Art sein. Imposant ist ein Banianenbaum daselbst, welcher mit seinen Nebenstämmen eine ungeheure Laube von mehr als 300 Meter im Umfange bildet. Auch der zoologische Garten Calcuttas zeichnet sich durch eine große Reichhaltigkeit und schöne Exemplare aus. Kaum anderswo dürfte eine gleich große Menge von Schlangen zu finden sein, welche auf einem gemauerten Hügel, zwar von einem Graben und einem feinen Gitter eingeschlossen, aber doch sozusagen im Freien gehalten werden. Calcutta ist nicht bloß als Residenz des Vicekönigs, sondern auch vom intellectuellen Standpunkte aus die Hauptstadt Indiens. Letzteres ganz besonders in Bezug auf die Eingeborenen. Hier ist der Hauptsitz der schon öfters genannten Babus.

<sup>1)</sup> Der Radja Ram Mohun Rai gründete im Jahre 1830 eine religiöse Secte, welche die Tendenz hat, die Hindureligion zum reinen Theismus zurückzuführen, und die eine allgemeine Duldsamkeit gegen Andersgläubige zum Dogma erhob. Diese Secte fand hauptsächlich unter den Bengalis, welche die Hochschulen absolviert hatten, Anhang. Sie wird mit dem Namen Brahmä Somaj bezeichnet.



Calcutta. Der Meidan.



d. i. der gebildeten Eingeborenen des Mittelstandes, welche in Indien, manche auch in England die Hochschule absolviert haben und nun als die Träger fortschrittlicher Ideen eine Reform des indischen Volkes und seiner Regierung anstreben. Es ist nicht zu leugnen, daß sie dem Hinducharakter entsprechend ihre hohe Intelligenz mehr in dialektischer, sowie philosophisch grübelnder Weise bethätigen, dagegen im praktischen Leben, trotz ihres Wissens und ihrer Geschicklichkeit, in Folge ihres weichen, unselbständigen Charakters doch nur meist unter europäischer, d. i. energischer, zielbewußter Leitung Ersprießliches leisten. Den Engländern werden sie aber durch eine scharfe Kritik ihrer Maßnahmen, die in den Blättern der Eingeborenen oft einen maßlosen Ausdruck findet, sowie durch das in letzter Linie der englischen Herrschaft gefährliche Bestreben, eine Einigung sämtlicher Stämme Indiens, sowie eine constitutionelle Regierung herbeizuführen, unbequem. Daher wird in neuerer Zeit das ganze Arsenal des Spottes über die „feigen“ Babus ausgegossen, Mohammedaner, sowie die conservativen Mahräten und Radjputen werden gegen sie gehetzt, und manches andere Rüstzeug aus dem feudalen Mittelalter ihnen gegenüber in Anwendung gebracht. Vom specifisch englischen Standpunkte wohl erklärlich. Auch läßt sich kaum zweifeln, daß die Indier bei einem self-government nie jenen bewundernswerten materiellen Aufschwung des Landes, die so ausgezeichneten Verkehrsmittel, jene staunenswerte Sicherheit des Eigenthumes und Verkehrs erreicht hätten, welche Indien jetzt vor manchem europäischen Lande voraus hat. Allein wenn man unparteiisch urtheilt und es den Indiern nicht verargt, daß sie in erster Linie auf die Interessen der eigenen Nation bedacht sind, so kann man nicht bestreiten, daß die Babus schon manches Anerkennenswerte geleistet haben. Von dem richtigen Standpunkte ausgehend, daß die gegenwärtige Hindu-Religion mit ihrem grotesken Olymp in erster Linie jedem Fortschritte hinderlich ist, haben sie eine religiöse Reform in monotheistischer Richtung angebahnt. Ferner haben sie schon manchem nationalen Vorurtheile stark zugefetzt. Sie setzen sich über den Rastenunterschied, über das Verbot, Reisen außer Landes zu machen, und ähnliches praktisch genommen hinaus. Sie sind der widersinnigen Behandlung der Witwen, welche, wennzwar auch das Sati verboten ist, doch vom orthodoxen Hindu als moralisch todt betrachtet werden, dadurch wirksam entgegengetreten, daß sie gelegentlich nicht Anstand nahmen, solche zu heiraten. Auch der altherkömmlichen frühzeitigen Verlobung — oft mit 8 Jahren — sowie der Abgeschlossenheit der Frauen wirken sie entgegen, um deren Stellung zu heben. Wenn man bedenkt, daß sie mit diesen Neuerungen sich ihrem eigenen Volke entfremden, ja die eingeborenen Fürsten, die Zemindars (Großgrundbesitzer), sowie die mächtige Brahminenschar, welche sich durch dieses Streben in ihren Interessen bedroht sehen, zu Feinden machen und ins Lager der Engländer treiben, welche von jeher die Gebräuche und Religionsübung der Eingeborenen auf das gewissenhafteste geduldet haben, so kann man den Babus ein gewisses Maß moralischen Muthes und der Ausdauer nicht absprechen. Daß sie mit dem Einberufen eines indischen Nationalcongresses, welcher über die Schritte zur Er-

langung einer Volksvertretung zu berathen hatte, etwas verfrüht waren, unterliegt keinem Zweifel. Allein die, trotz aller moralischen Gegenarbeit der Engländer und der hervorragenden Mohammedaner ziemlich rege Betheiligung an dem Congresse, und zwar aus allen Theilen Indiens und selbst seitens eines Theiles der Mohammedaner, zeigt doch, daß die Babus nicht ganz auf der unrichtigen Fährte sind und schon einen nicht unbedeutenden Einfluss unter den gebildeteren Classen Indiens erlangt haben. Sedenfalls dürfte die Bewegung, wenn sie auch momentan gehemmt wird, auf die Dauer doch nicht mehr aufzuhalten sein. <sup>1)</sup> Gleichwie Napoleon III. mit seinem Nationalitätenprincip, dürften die Engländer mit ihrem gewiss edlen, aber für ihre Sonderinteressen vielleicht nicht praktischen Princip, die Volksbildung in Indien radical zu heben, die Moral des Goethe'schen Zauberlehrlinges an sich in unangenehmer Weise als richtig erkennen lernen. Eine gründliche Umkehr auf dem einmal eingeschlagenen Wege dürfte nicht mehr möglich sein. Da aber die Indier keine energischen Anglo-Sachsen sind, und die Einigung von 270 Millionen, selbst wenn sie nur momentan zu einem besonderen Zweck geschehen soll, ein bis jetzt noch nie gelöstes Problem ist, so dürften noch einige Generationen vergehen und mag noch viel Wasser den Ganges herunterfließen, bevor die indische Goldquelle für die Krösusse an der Themse versiegt.

Wie immer sich auch die Zukunft Indiens gestalten möge, eines wird unvergänglich bleiben: der Ruhm, welchen sich die Engländer als Soldaten und Civilisatoren hier erworben. Wenn man das Riesenreich auch nur gleich uns im Fluge bereist, so kann man schon ermessen, welche ungeheure Schwierigkeiten bei dessen Colonisation zu überwinden waren, und weiß nicht was man mehr bewundern soll, die Handvoll Soldaten, von welchen die 270 Millionen unterworfen wurden, oder die Verwaltung, welche aus dem durch beständige Fehden verwüsteten und trotz seiner Naturreichthümer infolge der theilweisen Indolenz seiner Bewohner fast verarmten Lande einen in jeder Richtung blühenden, modernen Staat gebildet haben. Es läßt sich nicht bestreiten, daß der „allmighty coin“ (allmächtige Goldmünze) die Engländer in erster Linie bei der Erwerbung Indiens leitete, wie dies ja für jeden Staat der Hauptbeweggrund bei Colonisationsbestrebungen ist; doch in der Art, wie die Engländer Indien regieren, zeigt sich, daß sie neben ihren Interessen auch edle humanitäre Gesichtspunkte nicht außeracht lassen. Wie bereits erwähnt, ist die ganze jetzige Bewegung nur eine Folge der hohen Auffassung der Engländer bezüglich der moralischen Pflichten gegenüber dem von ihnen beherrschten Volke. Hätten sie, gleich den Holländern auf Java, ausschließlich nur ihre Geldinteressen vor Auge gehabt, und statt die Hebung des geistigen Niveaus der Indier mit allen Kräften einzuleiten, dieselben sich selbst überlassen, oder höchstens nur in agricoler und industriell-technischer Beziehung die Volksbildung

<sup>1)</sup> In der That fanden erneut in Allahabad und Bombay Congresse statt, welchen nun auch schon Engländer, darunter Sir William Wedderburn als Vorsitzender, beiwohnten. Letzteres zeigt offenbar das Bestreben der Regierung, die nicht mehr aufzuhaltende Bewegung wenigstens in ihrem Sinne zu leiten.

gehoben, so würden sie wahrscheinlich nicht auf dem Standpunkte stehen, daß die Fortdauer ihres Regimes eine fast offen besprochene Frage in der Eingeborenen-Presse und, was mehr sagen will, in den anglo-indischen Kreisen selbst ist.

Trotz der Größe Calcuttas — mit Haurah zusammen zählt es nahezu eine Million Einwohner — und trotz des bedeutenden Schiffsverkehrs daselbst, erregte die Ankunft der „Jasana“ ein gewisses Aufsehen. Kriegsschiffe sind äußerst seltene Erscheinungen im Hugly, besonders aber österreichisch-ungarische. Die „Jasana“ war das zweite vaterländische Kriegsschiff, welches dort Anker warf. Überdies erhielten wir einen sehr günstigen Vertäuungsplatz ganz nahe am Ufer in der Nähe des Edengarten. Eine große Menschenmenge betrachtete diesen seltenen Gast, und wenn des Abends die Schiffsmusik spielte, hielt auch manche Equipage mit schönen Frauen, um die im Auslande stets sehr gewürdigten Leistungen österreichischer Tonkunst aus nächster Nähe zu genießen.

Auch das Schiff selbst war stets von Besuchern überfüllt. Bei der anglo-indischen Gastfreundschaft fehlte es auch nicht an Einladungen, und zwar in einer solchen Anzahl, daß es absolut unmöglich war, denselben nur einigermaßen nachzukommen, obwohl uns die Ausfüllung des Datums auf den Einladungskarten



Calcutta. Das Postgebäude.

überlassen war. Besonders unser liebenswürdiger Consul, Herr Heilgers, sowie seine reizende Gemahlin waren auf das eifrigste bestrebt, uns den Aufenthalt in Calcutta so angenehm wie möglich zu machen. In derselben Weise bemühten sich die Mitglieder der österreichischen und der deutschen Colonie, welche, in bester Eintracht lebend, in Calcutta eine sehr angesehene Stellung einnehmen. Schon hier beginnt jene hervorragende Rolle der Deutschen im Handel, die sich in Ostasien fast zur ausgesprochenen Suprematie über die Kaufherren aller Nationen, mit Ausnahme der Engländer, steigert.

Um nur einen Begriff zu geben, von welcher Bedeutung solche Firmen sind, sei hier angeführt, daß die Firma Heilgers in Calcutta, deren Chef unser Consul ist, allein an 120 Beamte in den Comptoirs beschäftigt, einen Warenumsatz im Werte von vielen Millionen jährlich vermittelt und in einem Jahre nur allein für Telegraphenspesen das runde Sümmdchen von 150.000 fl. ausgibt.

Selbst seitens Eingeborener wurden uns Aufmerksamkeiten zutheil. Der Radja Sir Sourindro Mohun Tagore stattete dem Schiffscommandanten einen Besuch ab, und als er zufällig erfuhr, daß sich ein Prinz an Bord befinde, beeilte er sich, eine Audienz bei Sr. k. u. k. Hoheit zu erbitten. Diese konnte ihm des Incognitos wegen nicht gewährt werden, doch sagte der Herr Erzherzog zu, an der Soiree theilzunehmen, welche Radja Tagore zu Ehren des Stabes der „Fasana“ veranstaltete.

Radja Tagore, ein sehr gelehrter und steinreicher Bengali, ist Musikliebhaber, spricht sehr gut englisch und hat auch in dieser Sprache schon viele Werke veröffentlicht. Obwohl der Brahminenkaste angehörend, huldigt er den fortschrittlichen Ideen der Babus, soweit dies mit einer ausgesprochenen Loyalität gegenüber den Engländern vereinbar ist, und verkehrt sehr gerne mit Fremden.

Als wir nach langen Irrfahrten — die Kutscher Calcuttas haben die etwas unangenehme Eigenschaft, zu jeder Ortsangabe „very well, I know“ zu sagen und dann irgendwohin, aber gewiß nicht nach dem bezeichneten Ort zu fahren — endlich das Palais des Radja erreichten, wurden wir feierlich empfangen.

Die zahlreiche Leibwache mit ihren scharlachrothen Uniformen und den mit dem Hauswappen versehenen Szafos präsentierte peinlich genau; der Officier senkte den Säbel, der Radja, von Edelsteinen strotzend und mit dem Comthurkreuz des Franz Josef-Ordens geschmückt, umgeben von einer großen Suite in tadellos weißer Toga, empfing seine k. u. k. Hoheit auf der Treppe und geleitete höchsteden selbst in die Appartements, wohin auch wir folgten. Letztere, besonders geräumig und lustig, sind elegant europäisch eingerichtet, doch findet sich daselbst auch manches höchst wertvolle Musterstück indischer Textil- und Goldschmiedekunst. Die Wände sind mit theilweise recht guten Gemälden bedeckt, doch stört eine etwas bunte Zusammenstellung — zwischen der Leda und der So wird man plötzlich einer Madonna ansichtig — das Auge Interessant ist die Sammlung der Orden des Radja, welche in einem Glaskasten ausgestellt ist.

Es dürfte kaum ein Staat bestehen, von welchem kein Ehrenzeichen daselbst vorhanden ist, selbst Liberia und Guatemala sind vertreten, wie ja auch die gelehrten Gesellschaften zu Dutzenden zu zählen sind, welche den literarisch so fruchtbaren Radja zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt haben.

Die größte Merkwürdigkeit in dem Palais des Radja ist jedoch eine Sammlung der musikalischen Instrumente Indiens. Hier findet man all die zahlreichen Gongs und türkischen Teller, die gitarreartigen Instrumente mit der Vina als Hauptrepräsentantin, die verschiedenen Trompeten, von der langen Posaune bis zu der so häufig zu sehenden Tempelmuschel herab, Hörner und Pfeifen aller Art, die Pfeife des Schlangenbändigers inbegriffen, und endlich die zahlreichen Trommelarten, welchen man in verschiedenen Combinationen bei den indischen Orchestern begegnet. Doch nicht bloß die Besichtigung der Instrumente war uns ermöglicht, sondern unser musikalischer Hausherr gewährte uns auch das seltene Vergnügen, auf mehreren dieser Instrumente

theils indische Nationallieder, theils von ihm selbst componierte Weisen, von eingeborenen Künstlern vorgetragen, hören zu können. Sa, auf dem vollkommensten der indischen Instrumente, der Vina — unserer Guitarre sehr ähnlich, doch mit sieben Metallsaiten versehen — ließ sich Radja Tagore selbst hören, um uns von der Zartheit der indischen Musik zu überzeugen. Die Hindus sind nämlich sehr stolz auf ihre Musik und behaupten, dieselbe sei weit ausgebildeter als die europäische. Als Beweis dafür geben sie an, daß sie, statt wie die Europäer die ganzen Töne in halbe zu theilen, sogar Vierteltöne unterscheiden. Eine Octave zählt bei ihnen in der chromatischen Scala 22 Töne oder Srutis. Die Rasteneintheilung findet auch bei den Tönen Anwendung, indem die Töne der natürlichen Scala, welche drei Unterabtheilungen zulassen, zu den Brahminen, jene mit zwei unter die Rishatrias u. s. w. des Tonreiches gehören. <sup>1)</sup>

Auch sonst scheint das musikalische System der Hindus etwas compliciert zu sein, denn infolge der vielen Zwischentöne sind zahllose Tonarten vorhanden, und da diese wieder mit der Tageszeit der Production übereinstimmen müssen, so gehört ein gründliches Studium dazu, um nach indischen Begriffen correct zu spielen.

Bei aller Achtung vor diesem Jahrtausende alten System, welches möglicherweise auch die Grundlage der musikalischen Leistungen der alten Griechen und Ägypter gebildet haben mag, und vollkommen zugegeben, daß auch mancher unserer Kunstgenüsse bloß dem Eingeweihten verständlich ist, konnten wir doch nur in den wenigsten Vorträgen eine Melodie nach unseren Begriffen herausfinden, während die Mehrzahl derselben unseren ungebildeten Ohren den Eindruck einer höchst künstlichen, aber nichtsdestoweniger sehr grellen Dissonanz machten. Also auch in der Hindu-Musik findet man das Indien kennzeichnende Gepräge, nach welchem über kunstvolle Nuancierungen der Einzelheiten die Grundzüge und die Harmonie des Ganzen außeracht gelassen werden.

<sup>1)</sup> C=Sa, Geblöte des Kalbes (3 Srutis); D=ri, Gebrüll des Ochsen (2 Sr.); E=ga, Medern der Ziege (1 Sr.); F=ma, Geheul des Schakals (3 Sr.); G=pa, Gezwickler der Vögel (3 Sr.); A=da, Gequale des Frosches (2 Sr.); H=ni, Stimmlaut des Elephanten (1 Sr.). Die Hindus haben drei Octaven: die erste und höchste vom Kopfe, tara grama = voce di testa, die zweite vom Halse, madhia grama = falso, die dritte von der Lunge, mandra grama = voce di petto, ausgehend.

Die Noten werden geschrieben, indem man die Anfangsilbe ansetzt und durch einen Punkt oben oder unten die höchste oder tiefste Octave bezeichnet. Begleitung gibt es keine.

Sitas Klage.<sup>1)</sup>

ध ध ध ध प प प म प ध प म ग ग | ञै ञै  
 आ या त न य हृ दि त व कि मि दं स्थि त म ह  
 ञै ग ग प म ग ञै सा | नि सा म ग म प ध  
 ह क दा पि न जा । ने क चि दि । ह ज ग  
 नि सा नि ञै सां सां नि ध प प | नि ञै सां सां नि ध  
 ति न ख लु भ व द । प्रि य म ह म क र ।  
 ध नि सां नि सां ञै सां नि सां नि ध प म ग म ||  
 व मि ति जा । । । । । ने । । । । ।

Ar yya ta - na ya hri di ta ba ki mi dañ sthi ta ma ha ha ka  
 dá pi na já - ne kva chi di - ha ja ga ti na kha lu bha ba  
 da - pri ya ma ha ma ka ra - ba mi ti já - - - -  
 ne - - - -

## Freie Übersetzung des ganzen Liedes.

„Als Sita, die Tochter des Janakas, von den Lippen Kalschmans die furchtbare Nachricht von ihrer lebenslänglichen Verbannung hörte, neigte sie ihr Haupt und brach in folgende Klage aus: Oatte! Dafs es zu dem kommen sollte! Wehe mir! Ich träumte nicht von solch einem Ereignis. Ich gab dir nie eine Ursache, warum mufs ich so leiden? Bester aller Männer, o Stolz der Sonnenlinie, o Freund der Elenden, erscheine noch einmal vor mir. Ich will noch diese Augen mit deinem Anblick segnen und dann dir für immer den Scheidegruf geben.“

Es ist dies eine Episode aus dem berühmten indischen Epos „Ramajana“, welches bezüglich Sitas manñ Ähnlichkeit mit der Genovefa-Sage aufweist.



<sup>1)</sup> Von Radja Sir Sourindro Tagore als Muster der Karuna Rasa (Drama der Bärtlichkeitsgeföhle) notiert und mit dessen Erlaubnis reproducirt. Der obere Absatz sind die Hindu-Noten und der dazugehörige Text in Sanskrit von der ersten Strophe dieses Liedes. Das Bild stellt Sita und Kalschman nach einer indischen Zeichnung dar.

Der europäische Theil der Gesellschaft — außer den Officieren der „Fasana“ waren auch noch mehrere Herren und Damen aus der hohen Gesellschaft Calcuttas zugegen — schien ziemlich der gleichen Meinung über die musikalischen Vorträge zu sein. Denn man löste sich sozusagen im Anhören derselben ab, und unverkennbar war mehr Neigung vorhanden, den im centralen Hofe des Gebäudes sich producierenden Gauklern und Nätch (Bajadere) zuzusehen. Die Gaukler boten uns zwar nichts Neues, allein wir konnten nicht genug ihre außerordentliche Geschicklichkeit bewundern. Das Kunststück, dafs drei verschiedenfarbige Pulver in Wasser gelöst und gemischt in den Mund genommen werden und aus demselben wieder getrennt der Reihe nach zum Vorschein kommen, verblüffte uns auch hier wieder auf das höchste. An der Bajadere, welche eine Koryphäe sein soll und die, wie man uns versicherte, zum mindesten 1000 Rupien für den Abend erhielt, erregte jedoch mehr die reiche Kleidung und die Fülle an wertvollem Schmuck, als der einförmige Tanz und noch einförmigere Gesang, wiewgleich derselbe ein ganzes Liebesdrama in allen seinen Phasen zum Ausdrucke brachte, unsere Aufmerksamkeit. Trotz des Hinausgehens über nationale Vorurtheile, welches sich auch in einem reichen europäischen Buffet bekundete, nahmen doch seitens der Hindus nur Männer an der Unterhaltung theil, während die Frau und die Töchter des Hausherrn von einer vergitterten Gallerie aus das Treiben betrachteten. Die österreichisch-ungarische Volkshymne, von Radja selbst ins Sanskrit übersetzt und von einigen Eingeborenen nicht schlecht gesungen, bildete den Schluss des Festes. Beim Abschiede mit Blumensträußen und Betelpriemchen beschenkt, verließen wir, von dem interessanten Abend höchst befriedigt, das Palais des gastfreundlichen Radja.



Indische Bajadere

Unser Erkenntlichkeitsbesuch bei Radja Tagore war insofern nicht uninteressant, als beim Empfange, unter Wiederholung des ganzen Pompes vom vorhergehenden Tage, auch noch der Hausbrahmine mit einem feierlichen Segensspruche mitwirkte. Hierbei überreichte er uns Cocosnüsse und Reis und malte jedem von uns ein Zeichen auf die Stirne. Letzteres scheint jedenfalls ein Abzeichen der höchsten Kaste gewesen

zu sein, denn bei unserer Rückfahrt an Bord waren wir Gegenstand des Staunens, aber auch zugleich der ehrerbietigsten Begrüßung seitens der Eingeborenen, denen wir begegneten. Wahrscheinlich dürften Marine-Brahminen, trotz der Mannigfaltigkeit der indischen Typen, doch keine ganz gewöhnlichen Erscheinungen in Calcutta sein.

Ein Diner bei dem Vicekönig, Earl of Dufferin, gab uns Gelegenheit, das prunkvolle Innere des viceköniglichen Palais kennen zu lernen. Die Tafel — es wurde nur auf Silber serviert — bot eine höchst interessante Ausstellung von kunstvollen Erzeugnissen der indischen Silber- und Goldschmiedekunst. Leider bestand jedoch die Gesellschaft nur aus Europäern, und es fehlten die Radjas und Nawabs, für welche im allgemeinen dieser kaiserliche Prunk berechnet sein dürfte, und deren so reiche und unbestreitbar meist auch geschmackvolle Costüme das Bild orientalischer Pracht und Herrlichkeit vervollständigt hätten. Hingegen konnten wir, abgesehen von der um eine leichte Schattierung geringeren Steifheit, wieder die Beobachtung machen, daß die Engländer, sei es am Nordpol oder unter den Tropen, es stets verstehen, die Atmosphäre des Mutterlandes um sich zu schaffen. Man hätte sich mit Bezug auf Toiletten, auf Musik und Conversation ebensogut in einem Drawing Room von Belgravia wähen können. Auffallend war hier, wie überhaupt in Calcutta, das außerordentlich gute Aussehen der Damen, welches bedeutend von dem sonst in Indien häufig beobachteten blassen Tropenteint abstach. Allerdings befanden wir uns noch in der kalten Saison Calcuttas, wo die Temperatur, wenn auch um die Mittagszeit ganz respectabel, doch im ganzen recht erträglich ist, ja des Morgens als kühl bezeichnet werden kann. Der Hauptgrund des so guten Gesundheitszustandes der Damenwelt Calcuttas ist jedoch darin zu suchen, daß sie sich den — wie ein neidischer Bewohner Bombays erklärte — Hauptvorteil von Calcutta, nämlich daß man sich rasch von dort entfernen könne, zunutze macht. Ende März verläßt, wer nur immer kann, Calcutta, um bis October in einer Sommerfrische am Himalaya zu verweilen. Früher folgte man zumeist dem Vicekönig in seine officielle Sommerresidenz nach Simla, welches beiläufig auf dem Meridian von Delhi im Gebirge liegt. Heutzutage, nachdem mittels einer kunstvollen Bergbahn das an der tibetianischen Grenze gelegene Dardjiling in 24 Stunden von Calcutta aus zu erreichen ist, strömt die Mehrzahl dorthin. Auch der Lieutenantgouverneur von Bengalen bringt dort den Sommer zu. In Dardjiling, welches 2100 Meter über dem Meere liegt, kann man oft im März das Vergnügen haben, einen Schneefall zu erleben; auch kalte Gebirgsnebel sind zu dieser Zeit noch häufig. Dafür hat man im Sommer durchgehends eine sehr angenehme Temperatur und eine herrliche Aussicht auf die Höhenkette des Himalaya mit dem Kundjindjunga (8500 Meter). Ob sich das Panorama daselbst mit jenem in den höher gelegenen Theilen der Schweiz an Großartigkeit und Schönheit messen kann, darüber wird viel gestritten. Daß man aber in diesem abgelegenen Winkel, wo man den auf primitivster Stufe stehenden Leptschas und Butias, tibetianisch-mongolischen Völkerschaften, begegnet, einen Comfort findet, welcher sich mit jenem der europäischen

Touristenpilgerorte in jeder Richtung messen kann, darüber besteht kein Zweifel. Es sind eben vorwiegend Engländer, und dabei wohlhabende, welche dort ihren Aufenthalt nehmen.

Am zweiten März des Morgens verließ die Corvette, von dem Hafenlotjen — einem Österreicher — bewundernswert gesteuert, das Schiffsgewirr vor Calcutta. Die Stadt war noch in Nebel gehüllt, dagegen zeigte sich das vorwiegend grüne Gardenreach mit dem Palast des Königs von Dudy, sowie der gegenüberliegende botanische Garten bei der milden Beleuchtung in vollster Farbenpracht. Bald war die gefährliche James and Mary-Barre, sowie Diamondharbour passiert, die Ufer traten immer mehr und mehr zurück, und am 4. März gelangten wir wieder in blaues Wasser und setzten bei günstigem Winde mit allen Segeln in den Kurs nach Rangun.

## Capitel XII.

### Birma.

Eine auffallende Ungleichheit äußert sich beim Studium der Geographie. Auch dort werden Licht und Schatten nicht gleich vertheilt. Über manche Länder der Welt herrscht ein gewisses Dunkel, welches nur ausnahmsweise gelichtet wird, und welches weder durch ihre ungenügende Erforschung noch durch geringe Wichtigkeit begründet ist. Über Indien ist jeder Gebildete wohl unterrichtet, doch bezüglich des am Wege dahin liegenden Persien und Arabien dürften genauere Kenntnisse selten anzutreffen sein. Die Vorgänge in China und Japan werden bei uns mit Interesse verfolgt, auch die Geschichte und Geographie dieser Länder ist allgemein geläufig; dagegen dürfte das näher liegende Hinterindien wohl manchem eine terra incognita sein. Man weiß zwar, daß Frankreich kürzlich Anam und Tonking eroberte, doch von der Bedeutung und Größe dieser Länder, sowie des nachbarlichen Siam machen sich viele keinen richtigen Begriff. Desgleichen ist allgemein bekannt, daß England im Jahre 1886 einen Krieg mit Birma führte, welcher mit der gänzlichen Unterwerfung dieses Landes endete. Aber England führt so häufig Kriege mit wilden und unbekanntem Völkern und annectiert so oft, daß dies in Europa im großen Publicum gar keine Beachtung findet. Und doch hat England in diesem Falle seinem indischen Reiche ein Land einverleibt, das an Größe fast Frankreich gleichkommt, mit dem bereits früher eroberten Unter-Birma einen Flächeninhalt von über 13.000 Quadratmeilen hat, 8 bis 9 Millionen Einwohner zählt und an Fruchtbarkeit und natürlichem Reichthum sogar viele Theile Vorderindiens übertrifft. Es wird daher vielleicht nicht unerwünscht sein, wenn ich der Beschreibung der von uns besuchten Häfen Birmas einen kleinen Auszug aus den letzten officiellen Publicationen über dieses Land voraussende.

Das jehige, nun gänzlich britische Birma nimmt bekanntlich den Nordwesten Hinterindiens ein und erstreckt sich vom Patkoigebirge auf 27° nördl. Breite, wo es

an die indische Provinz Assam und das chinesische Yünnan grenzt, bis auf 10<sup>o</sup> nördl. Breite, und anderseits vom Golf von Bengalen bis an den Salwinfluß, welcher die Grenze mit Siam bildet. Im Nordosten, wo es nominell an Anam grenzt, dürfte wahrscheinlich der Kiulongfluß bis zu seinem Eintritte in das siamesische Gebiet als Grenze festgesetzt werden, da die Absicht vorliegt, zwischen dem englischen und französischen Gebiete einen kleinen unabhängigen Staat bestehen zu lassen.

Der nördliche und nordöstliche Theil Birmas ist wildes Gebirgsland, das sich gegen Süden allmählich verflacht und in reiche, fruchtbare Ebenen übergeht. Zahlreiche mächtige Flüsse durchziehen meist in nord-südlicher Richtung das Land; deren Gebiete werden durch parallel laufende Höhenzüge getrennt. Der Irrawady, Sittang, Salwin und der bei Myab mündende Koladain sind die wichtigsten dieser Ströme. Das Klima gleicht dem von Vorderindien; doch ist es im allgemeinen feuchter und gleichmäßiger, und an der Küste nicht ungesund. Die Vegetation ist im ganzen Lande, mit Ausnahme der höchsten Gebirgsregionen, eine tropische. In den gebirgigen Theilen findet man schöne Wälder, welche ausgezeichnetes Nußholz, vorzüglich Teak und Ebenholz liefern. In den Niederungen gedeiht infolge des Wasserreichthumes besonders der Reis sehr gut, übrigens wird auch Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak und Pfeffer mit bestem Erfolge gebaut.

Das Thierreich ist nahezu gleich wie in Vorderindien vertreten, doch sind Elephanten, Nashorne und Krokodile hier häufiger anzutreffen als dort. In Bezug auf das Mineralreich ist Birma sehr günstig bedacht. Zinn, Blei, Kupfer, Platin, Steinble, ferner Edelsteine, besonders Rubine sind in großen Mengen vorhanden. Auch Gold und Silber wäre bei entsprechendem Vorgange in bedeutender Menge zu gewinnen; dergleichen harren Steinkohlenlager der Verwertung.

Die Bevölkerung zerfällt in die eigentlichen Birmanen (Mramau) und in Talains, Karens, Kakyen und Schan. Alle diese Stämme gehören mehr oder minder zur mongolischen Rasse, doch im Westen und im Süden des Landes haben sie theils indische, theils malaiische Beimischung, während man die Schan für die Mischlingsrasse hält, welche aus der Vermengung der Ureinwohner mit den mongolischen Einwanderern entstanden ist.

Die Birmanen sind meist unter der Mittelgröße, jedoch kräftig und gut proportioniert gebaut, je nach der Kreuzung verschieden braun, jedoch manche auch ganz licht gefärbt, haben schwarzes steifes Haupthaar und spärlichen Bartwuchs, und mahnen im ganzen viel an die Chinesen. Sowohl Männer als Frauen, mit Ausnahme der Mönche und Nonnen, welche stets glattgeschoren sind, tragen das Haar lang, gegen den Scheitel gekämmt und geknotet. Die Frauen stecken gerne Blumen in dasselbe. Die Kleidung ist bei beiden Geschlechtern ziemlich ähnlich und besteht aus einem unterrockartig geschürzten, meist rothgefärbten Lendentuch, und bei den Frauen, sowie auch bei den wohlhabenden Männern aus einer weißen Jacke mit engen Ärmeln. Hierzu kommt noch ein leichtes gelbes oder rothes Seidentuch, welches die Männer

turbanartig um den Kopf schlingen, wobei aber der Scheitel frei bleibt, die Frauen dagegen über die Schultern werfen. Bei den Männern ist das Tätowieren in Gebrauch, und zwar wird der Unterkörper von den Hüften bis zu den Knien meist dicht schwarz tätowiert, während auf der Brust und um den Hals vereinzelt Ornamente mit rother Farbe eingeritzt werden. Die Karenen sind vollständiger gekleidet und tragen außer einem Hemd noch eine chinesische Jacke mit Schnüren und die Frauen Überwürfe. Ledersandalen sind durchgehends gebräuchlich. Im allgemeinen sind die Birmanen, besonders die Frauen, betreffs der Körperpflege reinlich und nett.

Die Birmanen werden als indolent, doch nicht unfleißig, höflich und gutmüthig, aber auch als lügnerrisch und voll Verstellung geschildert. Obwohl nicht feige, sind sie als Soldaten doch nur hinter Deckungen gut zu gebrauchen. Mäßigkeit zeichnet den Birmanen aus. Der Reiche lebt und kleidet sich für gewöhnlich fast ganz so wie der Arme, höchstens daß sich die Frau des ersteren durch reichen Schmuck hervor-  
 thut. Die Nahrung besteht meist aus Reis, getrockneten Fischen und eingemachtem Gemüse, mitunter auch aus Fleisch. Geistige Getränke werden nur ausnahmsweise genossen, dagegen ist das Rauchen der großen, selbstgerollten Cigarren allgemein, auch bei Frauen und kleinen Kindern; desgleichen das Betelkauen. Auch das Opiumrauchen hat durch die Chinesen in Birma Eingang gefunden.



Birmanenpaar aus wohlhabender Familie.

Die meisten Bewohner Birmas bekennen sich zum Buddhismus.<sup>1)</sup>

Obzwar nicht fanatisch, ist der Birmane doch sehr religiös, wozu der Umstand, daß die meisten Schulen von Mönchen geleitet werden, sowie daß jeder Birmane wenigstens sieben Tage selbst Mönch gewesen sein muß, viel beiträgt. Ihre Priester oder Mönche, gemeinhin Spungjis genannt, an den kahlgeschorenen Köpfen und gelben Überwürfen kenntlich, erfreuen sich allgemeiner Achtung. Manche Stämme des Nordostens bekennen sich zu einer monotheistischen Religion mit Traditionen, die stark an das Judenthum, ja mitunter auch an das Christenthum erinnern. Im Nordwesten, in den an Assam grenzenden Wildnissen, ist der Dämonencultus noch im Schwunge. Das Christenthum macht im allgemeinen langsame, aber immerhin merkbare Fort-

<sup>1)</sup> Unter den 3,700,000 Bewohnern Unter-Birmas zählte man 70,000 Christen, 80,000 Brahmanen, 170,000 Mohammedaner; der Rest waren Buddhisten.

schritte, besonders im Wege der Missionschulen. Verhältnismäßig rasch geht die Bekehrung bei den über ganz Birma zerstreuten Karens vor sich. Während der langen Jahrhunderte ihrer Unterjochung durch die Birmanen haben dieselben christliche Traditionen bewahrt, sowie den Glauben, daß ihre Nation mit der Rückkehr zum Gott ihrer Väter mit Hilfe der Weißen zu Freiheit und Wohlstand gelangen wird. In der That bilden nun die Karens den loyalsten und mit Bezug auf Gesittung und Fortschrittsgeist den versprechendsten Theil der birmanischen Bevölkerung. In den Küstenstädten, wo Indier, meist Bengali und Madrafi, als Handwerker, Arbeiter und Diener häufig vertreten sind, finden sich ziemlich oft Mohammedaner und Brahmanen.

Die birmanische Sprache ist einsilbig und lehnt sich dem Klange nach an die chinesische. Die Schriftzüge sind durchgehends aus Kreisbögen gebildet und den Pali-Charakteren sehr ähnlich. Die heiligen Bücher werden wie jene der Singalesen mittels eines Stichels auf Palmblättern geschrieben. Doch findet bereits der Buchdruck zur Vervielfältigung von Büchern und birmanischen Zeitschriften Anwendung. Die Kenntnis des Lesens und Schreibens ist sehr verbreitet, wie überhaupt die Volksbildung, dank den energischen Bestrebungen der Engländer, auf einer höheren Stufe steht, als man glauben sollte.<sup>1)</sup> Auch die Kenntnis der englischen Sprache verbreitet sich rasch. In vielen Regierungskanzleien, sowie bei Handelshäusern stehen Birmanen als Beamte oder Dolmetsche in Verwendung.



Bornehme Birmanin und Kind.

Die Birmanen rechnen nach Mondmonaten; das gewöhnliche Jahr hat 12, jedes dritte Jahr 13 Monate. Vollmond, Neumond und die beiden Viertel scheiden den Monat in 4 Wochen und bestimmen die religiösen Pflichttage.

Die Birmanen haben eine große Vorliebe für Musik; doch ist ihre Musik, wenigstens im Orchester, wo Trommeln, Gongs und Bambuscastagnetten die Hörner und Flöten übertönen, sehr lärmend, immerhin aber für europäische Ohren melodischer.

<sup>1)</sup> In Unter-Birma allein bestehen 5200 Volksschulen mit 98.000 Schülern und 13.000 Schülerinnen; 71 höhere Schulen mit 8500 Schülern, sodann das Rangun College (Universität) mit 21 Hörern, eine Geometer- und zwei Ingenieurschulen, sowie mehrere Gewerbeschulen. Mehrere Birmanen haben schon in Madras und Calcutta die medicinische Facultät mit Erfolg besucht. Im neuereilebten Theile Birmas wird das Volksschulwesen in gleicher Weise organisiert.

als die indische Musik. Auch Theatervorstellungen, Bootswettfahrten, Hahnenkämpfe, Boxkämpfe und Büffelgefechte sind sehr beliebt. Bei der Neigung zum Wetten, wie überhaupt zu jeder Art Hazardspiel bieten die meisten dieser Spiele oft Anlässe zu blutigen Kaufhändeln, und werden daher von den Engländern nur ausnahmsweise erlaubt.

Die gewerbliche Thätigkeit der Birmanen beschränkt sich zumeist auf Seidenweberei, Lacksarbeiten ordinärer Art und Metallarbeiten. Auch werden in Birma schöne Holz- und Elfenbeinschnitzereien gefertigt. An der Küste, sowie in den größeren Städten ist das Handwerk zum Theile, der Handel aber vorwiegend in den Händen von Chinesen und Indiern. Auch bezüglich des Ackerbaues zeigt sich die Indolenz der Birmanen. Den meisten ist nur darum zu thun, das zum Leben absolut Nöthige zu gewinnen, der Reichthum wird wenig angestrebt, und so kommt es, daß kaum ein Zehntel des cultivierbaren Grundes bebaut ist. Bis jetzt waren auch die Ackergeräthe sehr urwüchsig, doch ist die englische Regierung bemüht, durch Einführung moderner Geräthe, sowie durch Errichtung von Musterfarmen auch in dieser Richtung einen Aufschwung zu erzielen.

Birma hat bereits jetzt einen bedeutenden Handel, der zur See über Rangun, Bassein und Moulmein und zu Lande mittels Lastthierkarawanen über die chinesische Grenze seinen Weg nimmt. Die Hauptausfuhrproducte sind: Reis, Teakholz, Baumwolle, Katechu, Erdöl, Tabak; dagegen werden europäische Industrie-Erzeugnisse, Zucker, Rohseide, Öl eingeführt.<sup>1)</sup>

An Verkehrsmitteln besitzt Birma bereits zwei Eisenbahnen: eine von Rangun nach Prome (ungefähr 33 geographische Meilen), und eine zweite vom gleichen Orte ausgehend über Pegu nach Mandaleh (nahezu 70 Meilen). Sonst findet der meiste Verkehr auf den Flüssen statt. Straßen gibt es nur wenige. Der Irrawady wird bis Bhamo, einige 40 Meilen nördlich von Mandaleh, mittels Dampfern regelmäßig befahren.

Von Bhamo trachtet man nun eine entsprechend leichte Verbindung mit China herzustellen, und wenn es gelingt, einen beträchtlichen Theil der Ausfuhr des Reiches der Mitte in diese Bahn zu lenken, so ist ein Factor mehr zum Aufblühen Birmas und seiner commerciellen Hauptstadt Rangun vorhanden. Mehr als 100 Post- und Telegraphenämter sind über ganz Birma verbreitet; die Länge der Telegraphenleitung beträgt bereits 1200 geographische Meilen.

Die Sitten und Gebräuche variieren natürlich bei den verschiedenen Stämmen. Im allgemeinen halten selbst die festansässigen Birmanen, die schon lange unter englischer Herrschaft stehen und bereits viel mit Fremden in Berührung kamen, zäh an ihren althergekommenen Gebräuchen.

<sup>1)</sup> Der Gesamtwert der Aus- und Einfuhr betrug inbegriffen Regierungseigenthum im Jahre 1887 300 Millionen fl.; darunter zählt Reis mit 55 Millionen fl. [ungefähr 1 Million Tonnen], und Teakholz mit 14 Millionen fl. [beiläufig 180.000 Tonnen].

Wird ein Kind geboren, so hält man die Mutter möglichst warm und reibt sie mit Safran ein. Nach dem siebenten Tage nimmt sie ein Dampfbad mit darauffolgender Abkühlung, wonach das Wochenbett beendet ist. Beiläufig zwei Wochen nach der Geburt erhält das Kind unter großen Festlichkeiten einen Namen, und zwar wird dieser meist vom Spungji ausgewählt, zu dessen Sprengel die Familie gehört. Die Wahl des Namens ist nicht ganz willkürlich, indem derselbe mit einem der auf den Geburtstag fallenden Consonanten beginnen muß. Das Alphabet ist nämlich auf die sieben Wochentage gleichmäßig vertheilt, und somit gehören zu jedem Tage bestimmte Buchstaben. Bei der ersten Namensvertheilung wird vom Spungji der Geburtschein ausgestellt. Doch ist es gestattet, bei Veranstaltung einer Festlichkeit und entsprechender Bekanntschaft an alle Verwandten, späterhin den Namen zu wechseln.

Mit acht bis neun Jahren beginnt der Schulbesuch, und wenn Knaben die entsprechende Auszubildung erlangt haben — im Alter von 12 bis 15 Jahren — treten sie als Novizen (Scheng) in ein Kloster (Kaying) ein. Es ist



Birmanische Familie auf der Reise.

dies ein großer Feiertag. In Festtagskleidung und mit einem Schirm versehen, wird der Knabe auf einem Pony reitend durch den Ort geführt, um allerorts dieses wichtige Ereignis bekannt zu machen. Im väterlichen Hause versammeln sich alle Familienmitglieder und die Mönche des betreffenden Klosters, letztere mit großen Fächern versehen, um den Anblick der weiblichen Familienmitglieder vermeiden zu können. Nun wird dem Novizen das Haar abgeschritten. Dasselbe soll dem Kloster als Opfer gewidmet werden, doch in neuerer Zeit erhält es auch oft eine Schwester zur Ausfüllung der Thurmfrisur. Sodann wird der Kopf glatt geschoren, mit Safran eingerieben, der Scheng nimmt ein Bad, und nachdem er vor seinem zukünftigen Prior kniend das Gelöbniß abgelegt, überreicht ihm dieser den gelben Überwurf und den irdenen Topf zum Sammeln der milden Gaben. Die buddhistischen Priester oder Mönche sollen nämlich nur von Almosen leben und dürfen nichts zu eigen haben. Das Sammeln wird wohl auch

gegenwärtig als Act der Demuth ausgeübt, doch die derart erhaltenen Lebensmittel werden zumeist armen Klosterschülern geschenkt, während die Schengs und Hpungjis aus reicheren Familien von ihren Freunden und Auserwählten direct die besten Speisen zugesandt erhalten. Jeder Birmane, der Anspruch auf die Achtung seiner Mitbürger macht, muß zum mindesten sieben Tage Scheng gewesen sein. Die meisten bleiben es jedoch so lange, bis sie eine entsprechende Lebensstellung gefunden haben. Der Scheng hält jedoch den Verkehr mit der Familie aufrecht, nur die Nacht über darf er das Kloster nicht verlassen. Nach dem Austritt aus dem Kloster findet die Tätowierung statt, welche gradatim und wegen der großen Schmerzen unter Anwendung von Opiumnarke stattfindet. Für Mädchen bildet das feierliche Bohren der Ohren behufs Aufnahme der Ringe das Zeichen der eingetretenen Reife.



Altbirmanische Staatsstracht.

Die Verehelichung findet bei Männern meist im Alter zwischen 19 und 24, bei Mädchen vom 14. Jahre aufwärts statt. Die Bewilligung der Eltern ist eine Grundbedingung dazu, und auf deren Verlangen kann eine gegen ihren Willen geschlossene Ehe selbst dann noch getrennt werden, wenn derselben schon mehrere Kinder entsprossen sind. Im allgemeinen wird jedoch die Neigung der Mädchen entsprechend berücksichtigt, und um Übereilungen vorzubeugen, mußte früher der Bräutigam drei Probejahre durchmachen, bevor er in den Besitz seiner Auserwählten gelangte. Die Hochzeit findet, wie alle wichtigen Handlungen, an einem vom Sterndeuter als günstig bezeichneten Tage statt. Die Ceremonie besteht im wesentlichen darin, daß unter Segnung des Hpungjis die Brautleute einander die rechte Hand geben, und aus einer und derselben Schüssel einander

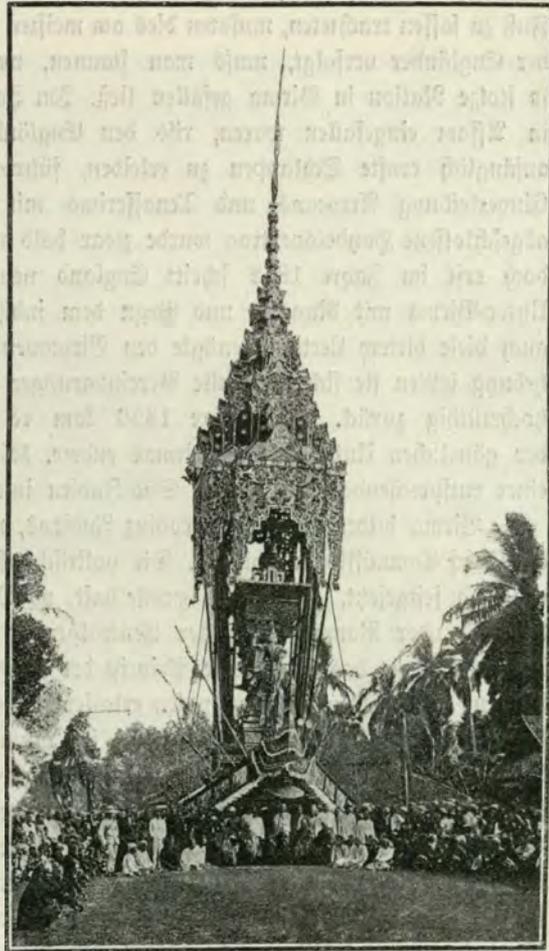
gegenseitig Bissen reichen, ferner, daß der Braut Juwelen und Kleider feierlich überbracht werden. Hierauf folgt ein Festmahl, und unter allseitigem Bewerfen mit Safranreis wird das Paar in das Brautgemach geleitet. Seinerzeit durfte dies durch volle sieben Tage nicht verlassen werden, doch die gegenwärtige Generation scheint nicht mehr zu dieser „Honigwoche“ verurtheilt zu werden. Obwohl eine Scheidung keinen Schwierigkeiten unterliegt, so kommt sie doch selten vor. Einerseits ist das Familienleben der Birmanen meist ein sehr herzliches, und anderseits ist auch die Frau der rührige und fleißigere Theil des Haushaltes und bestreitet denselben nicht selten allein durch ihre Arbeit.

Stirbt ein Birmane, so wird der Leichnam gewaschen und mit den besten Kleidern angethan. Die großen Zehen werden zusammengebunden, ein Gold- oder Silberstück zwischen die Zähne gesteckt, und nachdem der Hpungji ein Gebet gesprochen, wird der Leichnam in den einfachen Holzsarg eingeschlossen. Der Leichenzug wird von

zwei Spungjis und der Musik eröffnet, dann folgt der Sarg, je nach dem Reichtume des Verstorbenen auf einem mehr oder minder prächtvollen Gestelle getragen, endlich kommen sämtliche Anverwandten. Beim Friedhofe angelangt, segnen die Spungjis nochmals den Sarg ein, dieser wird ein paarmal hin und her geschwungen, um den Geist des Ortes zu begrüßen, sodann in das Grab gesenkt. Nachdem jeder Theilnehmer seine Scholle geworfen, findet noch eine Art Beschwörung für den Fall statt, daß der Verstorbene unter die bösen Geister eingereicht worden wäre. Grabsteine sind nicht gebräuchlich.

Bei Spungjis und sehr vornehmen, reichen Leuten wird der Leichnam vorerst einbalsamiert, um die nöthigen Vorkehrungen zu dem mit großem Pompe stattfindenden Leichenzuge treffen zu können. Bei diesem kommt ein prunkvoll gezielter, thurmartiger Trauerwagen in Anwendung, sodann findet die Verbrennung auf einem großen Scheiterhaufen statt, der mittels Raketen angezündet wird. Die Asche und die Knochenüberreste werden in Vasen aufbewahrt.

Die Geschichte Birmas bietet wenig Interesse. Fortwährende Kämpfe mit den Nachbarländern und im Innern füllen die Zeit von Christi Geburt bis zum Momente der Einverleibung in das britisch-indische Reich aus. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts erreichte Birma unter dem vom gemeinen

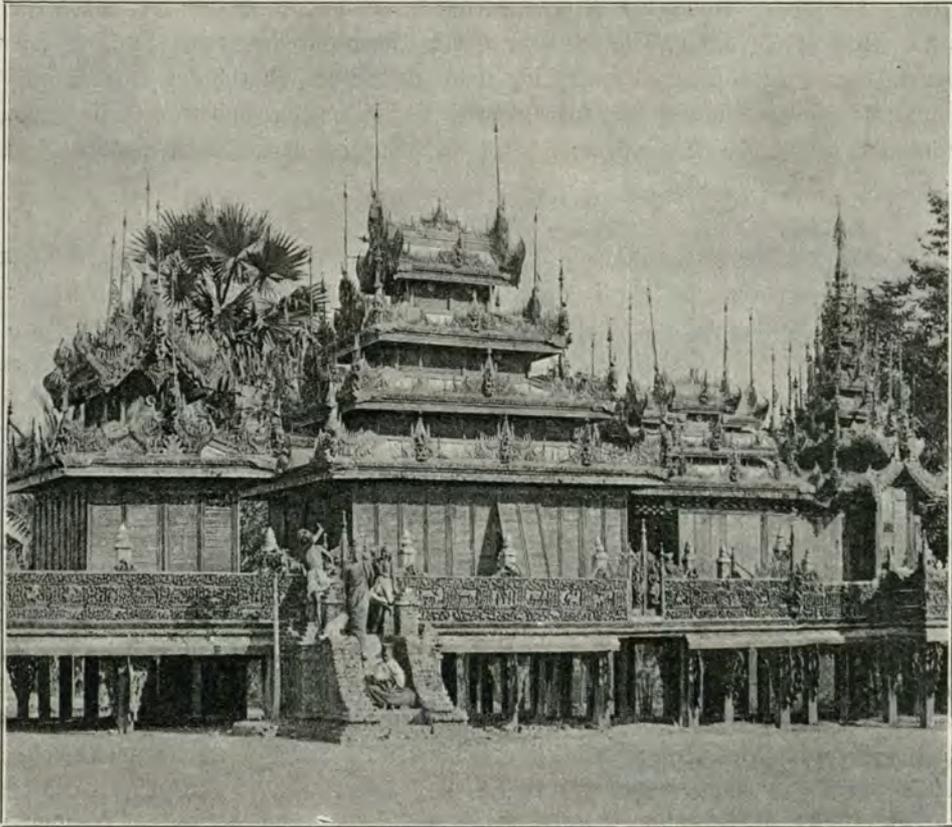


Soldaten zum Kaiser emporgekommene Maung Burra die größte Ausdehnung und Macht. Pegu und Martaban waren vollständig unterworfen, ja vorübergehend auch Siam und Theile von Bengalen; selbst mit China wurde erfolgreich Krieg geführt. Den Europäern gegenüber erwiesen sich die Birmanen stets wenig entgegenkommend. Die Portugiesen hatten schon im 16. Jahrhundert Handelsbeziehungen mit Birma angeknüpft, auch in Pegu Factoreien errichtet; doch wurden sie gleich den Engländern und Franzosen, die später

famen, wiederholt verjagt. Viel zu diesem feindseligen Verhalten trug das schmählische Benehmen der Europäer selbst bei, indem die Angehörigen der einzelnen Nationen einander bekriegten und bei Gewaltthaten, die gegen eine andere Nation gerichtet waren, sich stets mit Eifer betheiligten, ja diese oft veranlassten. Kein Wunder, daß die Birmanen dadurch gegen alle Europäer ohne Unterschied äußerst übermüthig wurden; die Engländer, welche wegen des nahen Indiens stets wieder von neuem Fuß zu fassen trachteten, mußten dies am meisten fühlen. Wenn man diese Bestrebungen der Engländer verfolgt, muß man staunen, welche Demüthigungen sich diese sonst so stolze Nation in Birma gefallen ließ. Im Jahre 1824, als die Birmanen sogar in Affam eingefallen waren, riß den Engländern doch die Geduld. Nicht ohne anfänglich ernste Schlappen zu erleiden, führten sie einen Krieg, welcher mit der Einverleibung Arracans und Tenasserims mit Moulmein endete. Der gleichzeitig abgeschlossene Handelsvertrag wurde zwar bald wieder von den Birmanen gebrochen, doch erst im Jahre 1852 schritt England neuerdings zum Kriege, wonach ganz Unter-Birma mit Rangun und Pegu dem indischen Reiche einverleibt wurde. Doch auch diese bittere Lection genügte den Birmanen nicht; mit einer beispiellosen Überhebung setzten sie sich über alle Vereinbarungen hinaus und wiesen alle Beschwerden hochmüthig zurück. Im Jahre 1886 kam es nun zum dritten Kriege, der mit der gänzlichen Unterwerfung Birmas endete. König Thibaw wurde abgesetzt und mit einer entsprechenden Pension in Süd-Indien interniert.

Birma bildet nun eine Provinz Indiens, welcher in Vertretung des Vicekönigs ein Chief Commissioner vorsteht. Die politische Eintheilung des Landes ist noch nicht endgültig festgesetzt, auch ist es zweifelhaft, ob Mandaleh, die frühere Hauptstadt des Reiches, oder Rangun Sitz der Centralgewalt sein wird. Die Unterabtheilung in Districte, sowie das allgemeine Princip der Verwaltung ist ganz das gleiche wie in Indien; auch haben die für Indien erlassenen Gesetze hier Geltung. In Unter-Birma hat sich dies alles bereits eingelebt; im kaum annectierten Theil geht es mit der Organisation der Verwaltung verhältnismäßig rasch vor sich. Die Bevölkerung zeigt sich, mit Ausnahme der Karens, den Engländern feindselig und widerspenstig. Bei der beispiellosen Willkür und Erpressung, die unter den eingeborenen Königen herrschte, wo der Gouverneur einer Provinz, der bezeichnend den Namen „Esser der Einkünfte“ führte, alles thun konnte, was ihm beliebte, vorausgesetzt, daß er die geforderte Steuersumme nach Mandaleh abführte, ist dies nur durch national-religiöse Motive zu erklären. Wenn auch die Engländer hier wie in Indien mit einer gewissenhaften Schonung der nationalen und religiösen Gebräuche und Eigenthümlichkeiten vorgehen, können ihnen die Birmanen die Absetzung ihres Königs doch nicht verzeihen, welchen sie trotz aller Erpressungen als ihr nationales Oberhaupt und als Schirmherrn des buddhistischen Glaubens verehrten. Ferner waren früher die meist gewaltsamen Thronwechsel stets mit einem mächtigen Blutbade und einer gründlichen Stellen säuberung behufs Versorgung der neuen Günstlinge verbunden. Mit dem Zeitpunkte, in welchem

König Thibaw durch die Engländer der Regierungsjorgen enthoben wurde, ist diese den Abenteurern günstige Gelegenheit zur Bereicherung für immer dahin. Derlei Enttäuschte, verbunden mit den von Spungjis aufgehetzten Fanatikern, bilden eine Art Brigantaggio und geben der Polizei und den Truppen viel zu schaffen. Nach kühnen Raubzügen verschwinden sie in den Djungeln, wo ihnen schwer beizukommen ist. Wenn auch bereits viele solcher „Dacoits“ (Räuber) eingefangen und justifiziert



Birmanisches Kloster.

wurden, oder zu den 8000 Sträflingen der Gefängnisse Birmas zählen, so bleibt doch noch viel zu thun übrig. Es dürfte somit die jetzt in Birma stationierte Truppenmacht von ungefähr 30.000 Mann, wovon über die Hälfte Indier, abgesehen von der an 9000 Köpfe zählenden militärisch organisierten Polizeimannschaft, nicht so bald vermindert werden können. Übrigens finden die Engländer bei Bekämpfung dieser Landplage eine nicht zu unterschätzende Unterstützung seitens des besonneneren Theiles der Bevölkerung, besonders aber durch die lange verkannten Karens, welche die Birmanen als ihre früheren Unterdrücker hassen. In den einzelnen Orten werden freiwillige

Schutzwachen gebildet, und diese, sowie die von den Missionären organisierte freiwillige Polizei der Karens, haben sich mitunter recht gut bewährt. Gründlich wird der Übelstand jedoch erst dann beseitigt werden können, wenn die unter den einheimischen Herrschern ganz vernachlässigten Verkehrsmittel, speciell die Straßen, auf einen besseren Standpunkt gebracht sein werden. Bei der Energie, mit welcher die englische Regierung diese Angelegenheit in die Hand genommen, dürfte das Ziel bald erreicht werden. Gelingt es endlich, jene öffentliche Sicherheit und Ordnung zu erzielen, welche in Indien die Bewunderung des Reisenden erweckt, so wird auch bald ein materieller Aufschwung des Landes, ähnlich wie jener Unter-Birmas, welches trotz aller Neuanlagen bereits finanziell activ ist, nicht ausbleiben. Bezeichnend für die Hoffnungen in dieser Richtung ist das schon jetzt in der birmanischen Presse<sup>1)</sup> zum Ausdruck gelangende Streben nach einer selbständigen, von Indien unabhängigen Stellung als Kroncolonie.

#### Rangun.

Die Fahrt vom Hugly nach Rangun gieng bei günstigen nördlichen Winden anstandslos von statten. Am 9. März des Morgens wurde das auf einer flachen, kleinen Insel befindliche Leuchtfeuer von Aguada gesichtet; auch verkündete die gelbliche Färbung des Wassers bereits die Nähe der Irrawady-Mündung. Wir passierten der Reihe nach den Basseinfluß, sowie die übrigen Mündungsarme des großen hinterindischen Stromes und erreichten am 10. März nachmittags den östlichen Arm, den Rangunfluß. Ein Lotse wurde an Bord genommen, und unterstützt von der mitunter 5 Seemeilen starken Flußströmung, wurden die 25 Meilen bis nach der Stadt Rangun in kurzer Zeit zurückgelegt. Um 6 Uhr warf die „Fasana“ vor derselben die Anker.

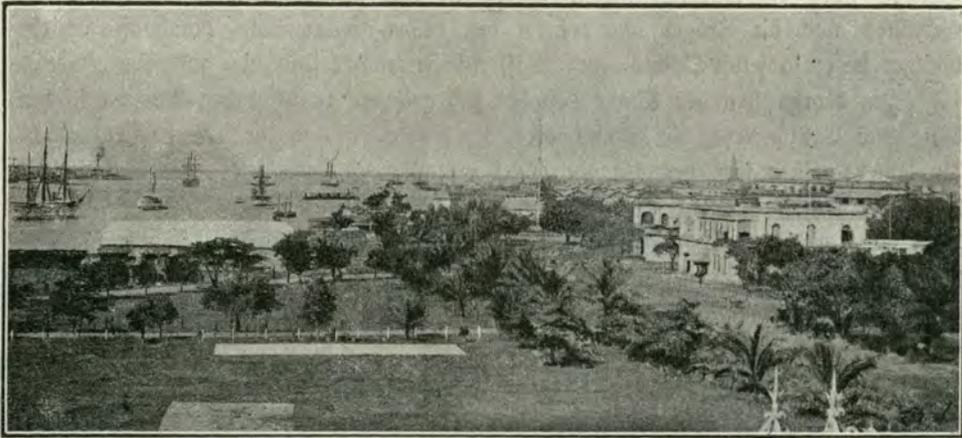
Die Fahrt auf dem Flusse bot nichts besonders Interessantes. Die Ufer sind, wie überhaupt das ganze Irrawady-Delta, vollkommen flach und nur zum Theile bebaut; meist ist die weite Fläche mit dichten Djungeln bedeckt. In der Nähe von Rangun, wofelbst ein Verbindungs canal des östlichen mit dem westlichen Arme des Irrawady einmündet, ist der Strom ziemlich belebt. Große Heckraddampfer mit seitlich angehängten Warenschlepps, kleine Dampfbarassen und die eigenthümlich geformten, vielruderigen birmanischen Flußboote zeigen sich in den verschiedensten Modellen. An den Ufern bekunden in Bau befindliche Batterien und Minenstationen, welche die Engländer wie in ganz Indien auch hier mit großer Hast anlegen, die Nähe einer wichtigen Stadt. Nach einer westlichen Wendung des Flusses, welcher sich hier bis auf  $\frac{3}{4}$  Seemeilen verengt, gelangten wir endlich, uns durch eine Menge von Dampfern und Segelschiffen hindurchwindend, unter welchen die deutsche Flagge stark vertreten war, auf den uns zugewiesenen Ankerplatz.

Rangun verräth beim ersten Anblick seine Geschichte. Aus einem im Halbschlaf versunkenen birmanischen Wallfahrtsort ist eine amerikanisch fieberhaft thätige Handels-

<sup>1)</sup> In Birma erscheinen 17 Zeitschriften, davon vier Tagesblätter, drei in englischer und eines in birmanischer Sprache.

stadt geworden. Unmittelbar am Flusse sieht man zu beiden Seiten inmitten einer reichen Vegetation noch die alten birmanischen Holzhäuser; doch die davor befindlichen modernen Landungsplätze mit ihrem regen Waren- und Bootsverkehr und die zahlreichen dampfenden Schloten strafen das idyllische Aussehen derselben Lügen. Im Centrum der Stadt, die sich hauptsächlich am nördlichen Ufer ausbreitet, zeigen sich auch schon einige schöne Steinbauten im anglo-indischen Stile und ragt der in englischen Niederlassungen unvermeidliche, pyramidale Sandsteinthurm einer Kirche empor, während hinter der Kirche, wo das Terrain sanft ansteigt, zwischen reicher Vegetation die immense glockenartig geformte Schwai Dagon-Pagode mit der im Sonnenschein glitzernden reichvergoldeten Spitze sichtbar ist.

Auch bei näherer Betrachtung Ranguns empfängt man den gleichen Eindruck



Ansicht von Rangun.

einer rasch aufblühenden Handelsstadt. Lange, gerade und breite Straßen, rechtwinkelig von engeren Gässchen durchschnitten, für die man noch keine Namen gefunden, sondern die durch Nummern bezeichnet sind; in überwiegender Mehrzahl einstöckige Holzgebäude mit Ziegeln oder gewelltem Bleche gedeckt, denen man es ansieht, dass sie in Eile entstanden. Europäische Kaufhallen und Warenniederlagen, Eingeborenenbazar, chinesische Läden überall; eine Dampfstraßenbahn, Fuhrwerke aller Art und eine dicht gedrängte, geschäftige Menge vervollständigen den Eindruck reger Handelsthätigkeit. Doch vor allem fesseln den vom Westen kommenden Touristen die Trachten und der Typus der Bevölkerung. Kein Zweifel, dass man sich in Hinter-Asien befindet. Vor allem zeigt dies der mandeläugige, gebräunte Birmane und die kleine, fast weiße Birmanin mit dem rothen, unterrockartigen Lententuch, der blendend weißen Tasse, und den Blumen im fett hinaufgekämmten Haar. Sodann Chinesen in schwarzer Bluse und kurzen, weiten Beinkleidern gleicher Farbe; sie tragen mit Vorliebe, trotz

des Poppes, einen grauen europäischen Filzhut. Alles ohne Unterschied mit dem obligaten Papiersonnenschirm. Allerdings mischen sich unter Birmanen und Chinesen auch viele schwarzbraune Indier, zumeist Tamuls aus Madras, in den bunten Trachten ihrer Heimat, einige Araber, europäische Matrosen und englische Soldaten, doch die mongolische Rasse herrscht entschieden vor. Dies ist in noch erhöhtem Maße der Fall, wenn man in den westlichen Theil der Stadt gelangt. Hier wohnen fast ausschließlich Chinesen. Da dieselben meist Birmaninnen zur Frau haben, trifft man hier unter der Jugend einen Volksschlag, welcher rücksichtlich der Nationalität schwer zu classificieren ist, der aber kein unvortheilhaftes Muster der mongolischen Rasse bildet. Mit Bezug auf das Aussehen der Häuser und Läden, die sich besonders des Abends mit ihren Lampions und hellbeleuchteten Hausaltären sehr gut ausnehmen, glaubt man sich ganz nach China versetzt. Es fehlen weder die grotesk ausgestatteten Tempel, noch die charakteristischen Garküchen mit den unzähligen undefinierbaren Gerichten, noch die Träger mit der an den beiden Enden eines Bambusstabes vertheilten Last; ja selbst Opium- und Wasserpfeifenraucher sind hier zahlreich vertreten.

Im Nordwesten der Stadt befindet sich mit der gewöhnlichen Raumverschwendung das Cantonment, die Wohnhäuser der Europäer und die Kasernen enthaltend. An letztere reihen sich, den Pagodenhügel umschließend, prachtvolle Parkanlagen an, welche nach ihren schönen Teichen „Royal Lakes“ genannt werden.

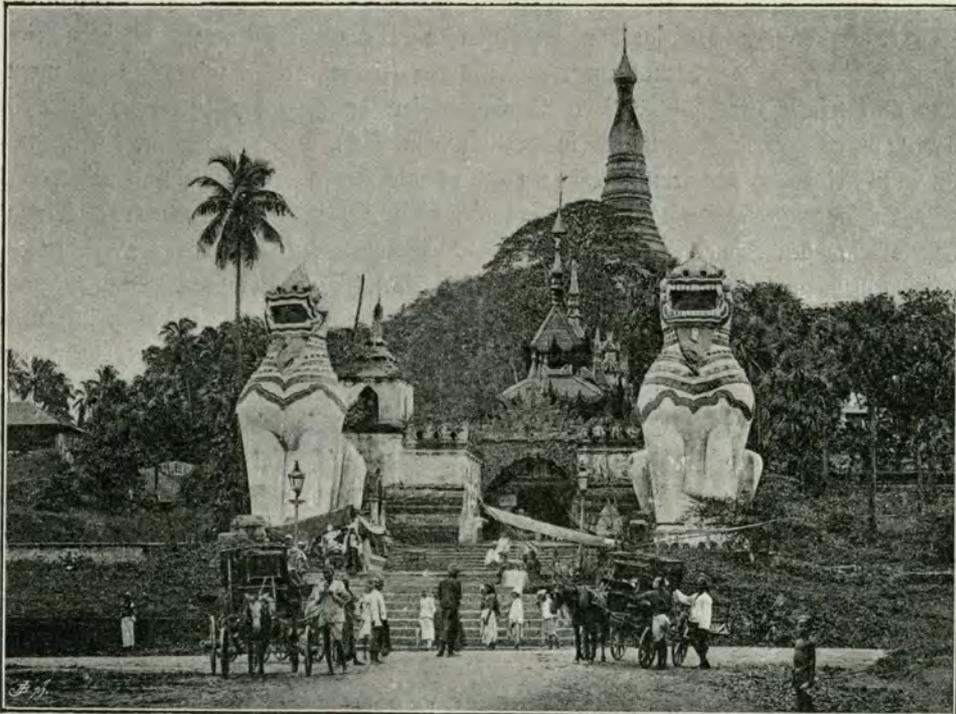
Im ganzen den analogen Stadttheilen der indischen Städte ähnlich, haben doch die Häuser der verschiedenen Viertel Ranguns, besonders die aus Holz erbauten, den speciell birmanisch-malaiischen Charakter. Sie stehen nämlich auf Pfählen, so daß der Fußboden des einzigen Geschosses meist mehr als klasterhoch über das Terrain erhöht ist. Oft dienen die derart entstehenden Räumlichkeiten als Remisen u. dgl., meistens sind sie aber leer und gestatten der Luft den freien Durchzug, was, verbunden mit den jalousieartigen Wänden der Wohnräumlichkeiten, diese zu einem verhältnismäßig kühlen, jedenfalls aber lustigen Aufenthaltsort macht.

Der Glanzpunkt Ranguns ist die Schwai Dagon-Pagode. Dieselbe ist das größte Gotteshaus in Birma und einer der besuchtesten Wallfahrtsorte der Buddhisten, welche ihr ein hohes Alter zuschreiben. Dieselbe bietet zugleich ein gutes Muster aller birmanischen Pagoden, welche mit geringen Abweichungen in gleichem Stile gebaut sind.

Die Dampfstraßenbahn führt unmittelbar zum Fuße des Tempelhügels, dessen Abhänge mit reichem Baumwuchse bedeckt sind. Zwei 12 Meter hohe Ungethüme in sitzender Stellung, aus Mörtelwerk, stehen zu beiden Seiten des gedeckten Stiegenaufganges. Dieselben sollen wohl Löwen vorstellen, können aber ebensogut für Hunde gehalten werden. Rechts und links von der Treppe befinden sich Verkaufsläden und Hütten zur Unterkunft von Pilgern. In den ersteren werden die verschiedensten Gegenstände feilgeboten. Räucherkerzen, Opferblumen, bunte Zettel mit darauf gedruckten Gebeten, welche die Gläubigen der Mühe des Betens entheben, wenn sie auf dem Altare

niedergelegt werden, Früchte und Lebensmittel aller Art, heilige Bücher und Kinderspielzeuge harren hier im bunten Durcheinander der Käufer. Auf den Wänden des Treppenhauses haben sich birmanische Frescomaler verewigt. Erbauliche Szenen aus dem Leben Buddhas und die höchst drastischen Höllenstrafen sind hier ersichtlich gemacht.

Hat man endlich die durch häufige Benutzung gefährlich glatten Treppen erklimmen und die ausgedehnte viereckige Tempelplattform erreicht, so zeigt sich vor



Rangun. Aufgang zur Schwai Dagon-Pagode.

allem die imposante Stupa. Mit diesem Namen bezeichnet man in Birma die über Reliquienschrinen <sup>1)</sup> aufgeführten thurmartigen Bauten, deren Form am besten mit jener einer Handglocke zu vergleichen ist, bei welcher der Griff in eine unendlich feine Spitze ausläuft. Die Stupa der Schwai Dagon-Pagode ist ein weißgetünchter Ziegelbau von achtunggebietenden Dimensionen. Von einer 350 Meter im Umfang messenden Grundlage ausgehend, erhebt sich der Bau bis auf 100 Meter Höhe. Der obere Theil der Stupa ist solid vergoldet; auf der Spitze ist eine birmanische Krone, Stih,

<sup>1)</sup> Dieselben enthalten stets die „sieben kostbaren Dinge“: Gold, Silber, Korallen, Lasurstein, Bergkrystall, Achat und Perlen, sodann mitunter eine eigentliche Reliquie.

aufgesetzt, an deren Reifen kleine Glöckchen mit blätterartigen Klöppeln<sup>1)</sup> hängen, die sich beim leisesten Luftzug bewegen. Gold und Edelsteine sind reichlich zur Ausschmückung der Stih verwendet, und dieselbe — ein Geschenk des früheren Königs von Birma — soll über 600.000 fl. gekostet haben.

Rund um die große Stupa sind zwei Reihen ähnlicher Stupas in kleinem Maßstabe, sowie Opferbäume aus stark vergoldetem Silberblech gruppiert. Ferner lehnen sich, den Hauptweltgegenden entsprechend, symmetrisch vertheilt, vier reich ausgeschmückte Tempel an die große Stupa. In diesen sind meist aus Metallblech ausgeführte, stark vergoldete Buddha-Figuren in zwei- bis dreifacher Lebensgröße enthalten. Gegen die Ränder der sorgsam gepflasterten Tempelplattform zu befinden sich zwischen den geheiligten Ficusbäumen und Palmen kleinere Kapellen mit Buddha-Figuren und Ruhehäuser für die Gläubigen. Letztere weisen im Gegensatz zu der Einfachheit der Stupas, deren Haupteffect in dem kühnen Schwung der Umrisse liegt, auf ihren übereinander gethürmten Dächern prachtvolle Details von Holzschneidereien auf. Große Flaggenstangen mit allerlei Tand behangen, niedrig gehängte Glocken, oft von sehr bedeutenden Dimensionen, die statt durch Klöppel mit einem darunter liegenden Hirschgeweih geläutet werden — ein sehr gottgefälliges Werk —, Statuen von Elephanten und betenden Priestern füllen die Zwischenräume aus. Überall blinkt und glitzert es, die einzelnen Objecte sind an sich oft wahre Prachtstücke, doch bleibt der Blick nicht an ihnen haften, sondern richtet sich unwillkürlich nach der in den blauen Lüften sich verlierenden Spitze der Stupa. Eine Mahnung an etwas Höheres als der uns umgebende irdische Glitter durchschauert uns, ein Gefühl der Andacht bemächtigt sich unser mit unwiderstehlicher Gewalt. Ob dies von dem Architekten bei der Wahl der eigenthümlichen Stupaform beabsichtigt wurde, ist fraglich; sicherlich dürfte jedoch nicht bald ein Andachtsort so geeignet sein, den Gläubigen wehevoll zu stimmen, als diese mächtigen, nach oben weisenden Regel, welche überdies sich meist auf alleinstehenden, die Umgebung beherrschenden Hügeln befinden. In dieser Richtung stehen die birmanischen Tempel unseren Meisterwerken der Gothik nicht nach.

Wir fanden die Plattform des Tempels sehr belebt. Es war gerade Neumond, somit religiöser Pflichttag, und eine Menge von Gläubigen wogte hin und her, um in den einzelnen Tempel ihre Andacht zu verrichten. Zahllose Räucherkerzen und Gebetzettel, sowie duftenden Blumen, allerlei Statuetten, Puppen, Wägelchen, Kinderbettchen u. dgl. vor den Altären hinterlegt, bezeugten die Opferwilligkeit der Menge.

Doch nicht alle Gläubigen knieten mit gefalteten Händen, mit der Stirne den Boden berührend, vor einer Verehrungsstätte, viele pausierten offenbar und sammelten durch leibliche Stärkung und Zerstreuung Kräfte zu erneuerter Andacht. Für Hungerige und Durstige war genügend gesorgt. Früchte, Reis, eingemachte Gemüse und Thee wurden allerseits feilgeboten. Die hockende kleine Birmanin, mit einer ungeheueren Cigarre im

<sup>1)</sup> Den Blättern des Böbaumes (*Ficus religiosa*), des heiligen Baumes der Buddhisten nachgebildet, welche auch ungemein leicht beweglich sind.

Munde, hinter einem mit Eiswaren bedeckten Tischchen, von einer Menge Käufer



Nangun. Ruhehaus auf der Tempelplattform.

umringt, die vielleicht auch durch die neckische, hübsche Gestalt angezogen werden, ist eine typische Figur auf der Pagodeplattform. Eine andere Gruppe umringt einen

Wahrsager. Alle Birmanen sind sehr abergläubisch und befragen gerne das Schicksal. Ein Quadrat ist durch vier Linien in neun kleinere Felder getheilt. Auf acht derselben werden, bei stets wechselnder Einschaltung des freien Feldes, die verschiedenen Wochentage mit den regierenden Planeten verzeichnet. Das Alter des Fragenden, in Jahren ausgedrückt, wird durch 8 dividirt; geht dies gerade aus, so ist der Planet des Geburtstages maßgebend. Bleibt ein Rest, so wird dieser vom Wochentage der Geburt ausgehend abgezählt. Wehe, wenn man dabei auf den bösen Mittwoch trifft, dies bedeutet schweres Unglück. Offenbar muß ähnliches den Fragesteller getroffen haben. Denn er findet es nicht nöthig, für so schlechte Kunde auch noch ein Honorar zu entrichten, und will sich unter dem Gelächter der Umstehenden trotz der von heftigen Geberden begleiteten Rede des Wahrsagers nicht von seinem Unrecht überzeugen lassen.

Die Jugend wieder benützt den glatten Steinboden der Plattform, um sich dem beliebten Ballspiele hinzugeben. Von der Kleidung wird möglichst viel abgelegt, so daß nur mehr ein kleiner Gürtel übrig bleibt, wenn man nicht die Tätowierung, welche, von ferne gesehen, kurzen, schwarzen Beinleidern gleicht, zur Kleidung zählen will. Nun wird der große elastische Ball geworfen und darf nicht den Boden berühren, wobei jedoch die Hände außer Spiel bleiben müssen. Es ist erstaunlich, mit welcher Geschicklichkeit, allerdings bei oft höchst possierlichen Sprüngen, der Ball mittels der Knie, Beine, Fußballen oder Schultern aufgefangen und weitergeschleudert wird.

Gelegtere Leute, welche den heiligen Charakter des Ortes mehr vor Auge haben, lauschen den melancholischen Weisen eines alten blinden Mannes, der die Tjung — birmanische Harfe mit Seidensaiten — erklingen läßt. Andere lagern in einem der Zayats (Ruhehäuser), wo ein Spungji mit monotoner Stimme aus einem Palmblattbuche heilige Geschichte vorliest.

Lange konnten wir uns von diesem uns so fremden, aber doch mächtig anziehenden Treiben nicht trennen. Und wenn wir die Blicke momentan vom Tempel abwandten, so glitten sie über das zu unseren Füßen liegende, von reicher Vegetation durchschossene Rangun, mit dem einem Silberband gleich sich durch das Grün windenden Flusse — im rothigen Abendsonnenschein ein doppelt herrliches, tropisches Landschaftsbild.

Mit dem Eintritt der Dunkelheit lichteten sich rasch die Reihen der Gläubigen. Ehe wir uns dessen versahen, war die Plattform fast leer. Auch wir wandten uns zur Heimkehr. Vor der großen Stupa sahen wir noch eine Frau mit zwei kleinen, drei- bis vierjährigen Knaben knien. Die beiden Kleinen hatten weiße Blumen zwischen den gefalteten Händchen, beugten sich, etwas murmelnd, in den Staub, so oft sie dies die inbrünstig betende Mutter thun sahen, und blickten dann wieder ehrfurchtsvoll die Stupa hinan, wo die zahlreichen Glöckchen, durch die Abendluft bewegt, leise, aber wundervoll harmonisch erklangen. Nun kam ein Mann, offenbar der Vater, welcher an einem nahen Altare seine Andacht verrichtet hatte, und mahnte, das kleinere Kind auf den Arm nehmend, zur Heimkehr. Der ältere Knabe legte andächtig seine Opferblume auf die Stufen und eilte dann zur nächststehenden Glocke. Mit aller Anstrengung

das Hirschgeweih hebend, gelang es ihm nach einigen Versuchen, endlich der Glocke einen lauten Ton zu entlocken. Stolz lief er dann zu den ihn mit Wohlwollen beobachtenden Eltern, und die ganze Familie begab sich heimwärts. Für jene, die da hochmüthig meinen, daß alle, welche nicht ihres Glaubens und ihrer Hautfarbe sind, sich wenig vom Thiere unterscheiden, wäre es vielleicht nicht unerapriefflich gewesen, dieser unbedeutenden, aber charakteristischen Episode beizuwohnen.

Überhaupt zeigt sich der Buddhismus, welcher, wie wir bereits in Ceylon sahen, was moralische Principien betrifft, von allen anderen Religionen der Christenlehre am nächsten kommt, in Birma in keinem unvortheilhaften Lichte. Welch gewaltiger Unterschied aber zwischen dieser Religionsausübung und dem vom Brahmafetischismus und Dämonencultus durchtränkten Cultus in Ceylon oder gar dem widerlichen Götzendienst in Benares! Seltamerweise stand gerade nahe der letztgenannten Stadt die Wiege des Buddhismus, und dieser, welcher bereits in ganz Indien herrschend war, wurde dort wieder von der entarteten Brahmalehre gänzlich verdrängt. Den Brahminen behagte eben die Stellung des Buddhapriesters oder vielmehr Mönches nicht, dem Entsagung aller irdischen Genüsse und Fernhalten von jedem Eingriffe in weltliche Verhältnisse geboten ist. Sie arbeiteten daher mit der ganzen Macht ihres durch Jahrhunderte festgewurzelten Einflusses, um die alte Lehre mit der ihnen dabei zufallenden maßgebenden Stellung und Epikuräerrolle wieder zur Herrschaft zu bringen. Und sie wendeten sich nicht umsonst an die Masse des Volkes, welchem der Hinduolymp mit den durch Opfer leicht zu befriedigenden, zahlreichen Gottheiten verständlicher und bequemer erschien, als die Buddhalehre, laut welcher die große Weltkraft anzubeten ist und die befiehlt, in Buddha eigentlich nur den erleuchteten und mustergiltigen Propheten zu verehren und dessen strengen, sittenreinen Lebenswandel nachzuahmen. Bei den Buddhisten entfällt auch der Mysticismus, mit welchem die Brahmabekenner ihren Cultus umgeben, damit ja nicht der dürftige Schleier, welcher unter der Flagge der Symbolik den Fetischismus hie und da noch verdeckt, gänzlich zerrissen werde. Erstere sehen es gar nicht ungern, wenn man ihre Andachtsstätten besucht, und geben bereitwillig auf Fragen, die sich auf ihre Religion beziehen, Aufschluß.

Wie in allen orientalischen Städten, ist auch in Rangun der Abend die geeignetste Zeit, um das Volkstreiben zu beobachten. Sämmtliche Kaufläden der Eingeborenen bleiben bis tief in die Nacht offen, und eine Menge von Leuten, deren Beschäftigung mit Sonnenuntergang zu Ende geht, füllt die Straßen. Die einen strömen den Gotteshäusern zu; die Pagoden und Tempel beleben sich. Auch die verhältnismäßig zahlreichen Moscheen sind beleuchtet, und man sieht darin die Gläubigen ihr Abendgebet verrichten. Andere lassen sich vor den zahlreichen Garlküchen nieder und nehmen meist in Form von Reis und Curry, sowie von Fischen ihr Abendbrot ein. Auch in den Läden herrscht reges Leben und bei der guten Beleuchtung derselben läßt sich dieses Treiben gut überblicken. Man bemerkt hier deutlich die ordnende Hand der Engländer. Abgesehen von der großen Markthalle, welche, wie in jeder anglo-indischen

Stadt, ein wahrer Musterbazar ist, sind auch in der übrigen Stadt die Läden mit gleichen Verkaufsgegenständen aneinandergereiht. Ganze Gassen enthalten bloß Porzellan- und Glaswarenhandlungen, andere nur Niederlagen von Metallwaren, weitere bloß Läden, in denen Kleidungsstücke feilgeboten werden. Uns interessierten hauptsächlich die Läden, wo birmanische Erzeugnisse aufgestapelt waren. Dort nehmen Lackwaren einen hervorragenden Raum ein. Schüsseln aller Art, die großen Dgs — Vasen, um Speisen warm zu halten — sowie die verschiedensten Büchsen, bis zur kleinen zierlichen Betelbüchse, sind da vertreten. Und wenn auch dieselben der Ausführung nach sich nicht mit chinesischen Erzeugnissen dieser Art vergleichen lassen und deren eintönige rothe Färbung dem europäischen Geschmack wenig zusagt, so erweisen sie sich doch recht zweckentsprechend. Schirme, ähnlich den chinesischen, sind auch ein häufig gesehener



Shwai Dagon-Pagode. Einzelheiten von der Plattform.

Artikel, da der Birmane, besonders aber die Birmanin, nie ohne einen solchen das Haus verläßt. Je nachdem sie für den Regen oder für die Sonne zu dienen haben, sind die Schirme einfarbig schwarz oder gelb; auch stark vergoldete, vermuthlich für Hpungjis, sieht man viele. Die Seiden- und Baumwolltücher, welche zur einfachen birmanischen Toilette nöthig sind, trifft man in großer Auswahl, doch sind dies nur noch ausnahmsweise die dauerhaften Erzeugnisse der birmanischen Hausindustrie, während die meisten schon eine verdächtige Schutzmarke tragen. Die allgemein gebräuchlichen Sandalen haben auch den Stempel fabrikmäßiger Herstellung. Dagegen sieht man in den dreieckig geschweiften, silbertönigen Gongs und in sehr hübschen Palmstrohmatteu eigenthümlich birmanische Erzeugnisse. Auffallend für den aus Indien kommenden Reisenden ist der Umstand, daß die Verkäufer, meist Frauen, wenig überhalten, ja oft feste Preise haben.

Doch auch in Rangun ist, wie überall, der Abend hauptsächlich der Erholung und den Vergnügungen gewidmet. Indische Gaukler finden ein dankbares Publicum. Das Kartenspiel war eine der ersten Errungenschaften der Civilisation, welche die Birmanen von den Europäern übernahmen und mit Leidenschaft betreiben. Ins-

Artikel, da der Birmane, besonders aber die Birmanin, nie ohne einen solchen das Haus verläßt. Je nachdem sie für den Regen oder für die Sonne zu dienen haben, sind die Schirme einfarbig schwarz oder gelb; auch stark vergoldete, vermuthlich für Hpungjis, sieht man viele. Die Seiden- und Baumwolltücher, welche

geheim wird wohl auch ein Boxkampf veranstaltet, welcher weniger der Kämpfenden halber — sie kämpfen bloß auf das erste Blut, und der geringste Kraker beendet den Gang — als wegen der Wetten und der daraus oft entspringenden Kaufereien der Zuseher verboten ist. Ein Hauptvergnügen der Birmanen ist jedoch das Theater. Wir verabsäumten nicht ein solches zu besuchen. Schon von weitem wurden wir durch zahlreiche Eiswarenverkäufer, welche sich vor einer hellbeleuchteten Hütte niedergelassen hatten, und durch die Klänge einer ungemein lärmenden Musik aufmerksam gemacht, daß wir uns in der Nähe eines öffentlichen Vergnügungsortes befinden müssen. Eine Silbermünze verschaffte uns das Recht zum Eintritt in den zwar ausgedehnten, aber niedrigen Raum, der sich durch eine ebenso niedrige, lange, schmale Bühne und den davor befindlichen Orchesterplatz als Theater kennzeichnete.

Sonst hätte man sich wohl ebenfogat in einem Massenquartier wähen können.

Für die Fremden sind allerdings einige Stühle an der Seitenwand vorhanden; das übrige Publicum, wenn auch durch Schranken in verschiedene Abtheilungen getheilt, lagert jedoch durchgehends am Boden, und da die Theatervorstellung die ganze Nacht währt, richtet man sich dort ganz häus-



Schwai Dagon-Pagode. Einzelheiten von der Plattform.

lich ein. Jeder Besucher bringt eine Matte oder einen Teppich mit, die Frauen auch die vierkantigen birmanischen Polster; überdies wird für einen entsprechenden Vorrath an Lebensmitteln und Rauchmaterial, sowie für Beleuchtung vorgesorgt. Die einen essen, die anderen rauchen, manche, besonders die mitgenommenen kleinen Kinder, schlafen. Letzteres spricht jedenfalls für Gesundheit und starke Nerven, denn von dem Lärm, welchen ein birmanisches Orchester entwickelt, kann man sich keinen Begriff machen. Dessen Zusammensetzung macht dies jedoch erklärlich. Die zwei Hauptinstrumente, welche von den Dirigenten bearbeitet werden, sind das Tschaing und das Kywaing. Ersteres besteht aus einer Anzahl verschieden gestimmter Trommeln, welche an der inneren Wand eines kreisförmigen Gestelles angebracht sind, in dessen Mittelpunkt sich der Spielende befindet. Das Kywaing ist dem Tschaing ähnlich, doch sind die Trommeln durch Gongs ersetzt. Denkt man sich hierzu schmetternde

Ruhhörner, Hirtenpfeifen, große indische Trommeln, türkische Teller und die klappernden Castagnetten aus gespaltenem Bambus, so wird man begreifen, daß wenn auch nicht eine Wagner'sche Götterdämmerung, so doch ein Höllenlärm hervorgebracht wird. Nichtsdestoweniger konnte man nicht verkennen, daß der musikalischen Aufführung doch eine gewisse Melodie zugrunde lag, und daß dieselbe unseren Begriffen von Musik — Sir Sourindro Tagore möge dies verzeihen — mehr entsprach, als die indischen Musikproductionen mit all ihren feinen Nuancierungen.

Die theatralische Aufführung war eine höchst einfache und geschah mittels Marionetten. Ein Teppich mit dem in Gold gestickten birmanischen Pfau und ein kleines Tischchen mit Früchten und Gemüse bildete die ganze Scenerie. Zwei Damen in einer Art Hofcostüm waren während des Actes, dem wir beiwohnten, die einzigen Personen, welche auf der Bühne erschienen. Was diese beiden zu verhandeln hatten, war uns bei der gänzlichen Unkenntnis der Sprache schwer zu errathen. Jedenfalls hegten sie, nach der ausgezeichneten Mimik der sehr kunstvoll erzeugten und geschickt bewegten Puppen zu schließen, keine freundlichen Gefühle für einander. Ob es sich aber um den Besitz der verlockend schönen Früchte oder eines nicht sichtbaren Herzens handelte, konnte uns selbst unser birmanischer Begleiter in seinem gebrochenen Englisch nicht erklären. Jedenfalls gieng der einen die Sache sehr zu Herzen und sie fiel, wie es — zum Troste der Leserinnen sei es gesagt — auch im fernen Birma Mode zu sein scheint, bei dieser passenden Gelegenheit in Ohnmacht. Dies schien das ganze Publicum, besonders aber das Orchester sehr zu rühren, und es war gewiß nicht Schuld des Gongschlägers, daß die Dame nicht alsogleich erwachte, selbst wenn sie in einen Todesschlaf verfallen gewesen wäre. In der Regel sollen die Stücke des birmanischen Theaters Scenen aus dem Leben der Könige und Königinnen, oder Episoden aus dem Leben Buddhas zum Gegenstande haben. Letztere werden jedoch meist nur durch Schauspieler und nicht durch Marionetten dargestellt, und es befinden sich im Gegensatz zu den indischen Bühnen hier auch Frauen unter den Darstellern.

Das Theater in Rangun, welches wir besuchten, war ein öffentliches. Bei der großen Vorliebe der Birmanen für derlei Aufführungen werden jedoch auch oft Privatvorstellungen veranstaltet. Ja diese bilden oft das Mittel, um einem in Geldnöthen befindlichen Individuum wieder auf die Beine zu helfen. Dasselbe läßt durch Übersendung einer kleinen Büchse mit Thee seine Bekannten zu einer solchen Abendunterhaltung einladen, wonach diese durch Geldspenden einen Beitrag zu den Kosten liefern. Da die Gesamtsumme der Beiträge die bescheidenen Theaterauslagen meist bedeutend übertrifft; so bleibt ein Überschuss, der dem Gastgeber zugute kommt. Also auch das Princip der Wohlthätigkeitsvorstellungen, wenn auch in etwas anderer Art als bei uns, ist an den Ufern des Irrawady nichts Neues.

Als Muster birmanischer Musik füge ich hier das Kayah Than bei, welches ich der gütigen Vermittelung des Colonial-Secretärs von Birma, Mr. Smeaton, verdanke.

Kayah Ihan  
(der Trompetenschall).  
Birmanisches Volkslied.

The musical score is written for piano and consists of five systems of two staves each (treble and bass clef). The key signature has one flat (B-flat major) and the time signature is 2/4. The first system begins with a forte (*f*) dynamic. The second system includes a forte (*f*) dynamic and a trill (*tr*) in the right hand. The third system features trills (*tr*) in the right hand. The fourth system includes a piano (*p*) dynamic. The fifth system includes a forte (*f*) dynamic and a trill (*tr*) in the right hand. The music is characterized by rhythmic patterns and melodic lines typical of Burmese folk music.

The first system of music features a treble and bass clef. The treble clef part begins with a trill (tr) over a series of eighth notes. The bass clef part provides a steady accompaniment of eighth notes.

The second system continues the piece. The treble clef part has a piano (p) dynamic marking. The bass clef part features a long, sustained chord in the left hand and a melodic line in the right hand.

The third system shows a change in dynamics. The treble clef part has a forte (f) dynamic marking. The bass clef part consists of a rhythmic accompaniment of eighth notes.

The fourth system features a piano (p) dynamic marking in the treble clef. The bass clef part has a forte (f) dynamic marking. The music includes various rhythmic patterns and rests.

The fifth system includes a forte (f) dynamic marking in the bass clef. The treble clef part has a trill (tr) over a melodic line. The bass clef part has a steady eighth-note accompaniment.

The sixth system concludes the piece. It features a forte (f) dynamic marking in the bass clef. The treble clef part has a trill (tr) over a melodic line. The bass clef part has a steady eighth-note accompaniment.

The musical score is written for piano and consists of six systems. Each system contains a treble staff and a bass staff. The key signature is one flat (B-flat). The piece features a variety of textures, including rapid sixteenth-note passages in the treble and more rhythmic accompaniment in the bass. Dynamics range from piano (*p*) to forte (*f*). A first ending and second ending are marked in the second system. The notation includes many slurs, ties, and repeat signs, indicating complex phrasing and structure.

Text des Liedes.<sup>1)</sup>

Sôn myāing gyē J'wē dwe lè kyā sin : Hmôn ngwē hnin : T'ôn chiōe thin : Hnyin pyān kywé.	Ein dichter Wald. Silberner Dunst fällt in weiten Kränzen, Ruft die Blumen herbor Und verursacht deren Wohlgeruch, Welcher den ganzen Wald erfüllt.
Hngēt maung mé Pyawbwé le p'antha Ma po kyme: Ya so ye: Swe lu hwe.	Ein Vogel und sein Genosse Erschetnen und beleben die Scenerie. Sie singen sich gegenseitig Traurige Lieder vor, Welche zum Herzen sprechen.
Macha: ta nē Kayā: sa bé Myaing lè hewāndwin: hmā. Ingyin le pin mijin. P'u: pwin sī a yī.	Minusop und Jasmin Rauken zusammen; Und im dichten kühlen Wald Erhebt der Sugibaum Sein blumengekröntes Haupt.
Patabyā pata'vi Matrā nadī. Paiklī saikkā than: dè Daung, dan: le k'wegyo. Yitso. byangè byī.	Dieses herrliche Waldland Ist umschlungen Von einem schönen Flusse, Welcher durch seinen Mäanderlauf Endlos zu sein scheint.
Medani nge Swemyī le kayan sà Yaik chôn: than tha Shit kwin lôn; Yit sin hmôu: Kyôn: hau ehi.	Der Himmel ist mit Regenwolken bedeckt, Donner und Blitz folgen einander, Die Regentropfen rauschen darnieder, Mit harmonischem Klang Erfüllen sie die Welt. Doch kommen noch weitere Wolken.
Myaing nan Kyaing lan Kaing pan: ngôn dausi. Saw' le byī thwin: thwin: Yanan hlaiksisī hnyin: hnyin.	Der erhabene Wald ist Mit wunderbarem Duft erfüllt, Welcher den Reihen von Knospen Und Blüten entspringt. Der Zephyr, Der über sie streift, saugt sich an mit Wohlgeruch.
Myaing min: le: hnaw 'kive thā dè pôn zeyôn Ngwe hmôn Shwe bôn Myan, taing: thein ta gôn.	Dies ist das Bild der herrlichen Gegend, Des Landes der Eroberer, Des Landes des Silberdunstes, Des Landes des Goldes, Derart ist das Heim des Birmanenvolkes.

<sup>1)</sup> Der einfache Punkt nach einem Worte bezeichnet das kurze Abbrechen des Lautes; der Doppelpunkt zeigt an, daß der Laut guttural ausstönen gelassen werden soll.

Unter den öffentlichen Anstalten Ranguns, welche, wie bei dem raschen Anwachsen der verhältnismäßig jungen Stadt begreiflich, vorwiegend praktischen Bedürfnissen Rechnung tragen, ist, wie in so mancher indischen Stadt, das Gefängnis von ganz besonderer Bedeutung und zufolge seiner Größe und praktischen Einrichtung eine Sehenswürdigkeit. Wir besichtigten dasselbe unter der Führung des liebenswürdigen Directors, eines englischen Arztes, der mehrere Jahre in Wien verweilt hatte und auch recht gut deutsch spricht. Der sehr ausgedehnte Complex ist von einer hohen Mauer umgeben, über welche hie und da Wachtthürme hervorragen. Im Mittelpunkte befindet sich ebenfalls ein Pavillon mit einem Wachtthurm, von welchem aus die Unterkunftsräumlichkeiten der Häftlinge radial auslaufen, und daher sehr gut übersehen werden können. Jede einzelne der zehn Parcellen enthält die Schlafräume, sowie einen kleinen Spielraum für 300 Gefangene. Außerhalb dieses Kreises befinden sich die Werkstätten. Schöner und zweckmäßiger angelegte Tischlereien, Holzschnitzereien, Zimmermanns-, Wagner- und Schmiedewerkstätten, sowie Webereien trifft man nicht so leicht anderswo an. Die neuesten Werkzeuge und Hilfsmaschinen stehen dort in Verwendung und werden durch eine große Tretmühle in Bewegung gesetzt. Den Stolz der Anstalt bildet jedoch die Druckerei, welche sowohl englische als birmanische Druckwerke liefert und mit Ausnahme einiger Setzer von Beruf nur durch die als sehr gelehrig geschilderten birmanischen Sträflinge bedient wird. Für europäische Soldatensträflinge ist ein abgesondertes Haus vorhanden, desgleichen ein Zellengefängnis für Strafverschärfungen und besonders gefährliche Verbrecher. Ferner befindet sich auch ein lustiges Spital in einem freundlichen Gärtchen innerhalb der Umfassungsmauern. Mehrere Galgen mit Fallbrettern auf einem von jedem Theile der Anstalt leicht auszunehmenden Orte fehlen nicht. Dafs im Gefangenhause eine eiserne Disciplin gehandhabt wird, ist bei dem Umstande, als die Mehrzahl der Inhaftierten zu mehr als fünf Jahre Kerker verurtheilt ist, begreiflich. Sämmtliche Sträflinge sind an den Füßen gefesselt und dürfen nur paarweise gehen; auch sonst sind strenge Überwachungsmaßregeln in Anwendung. So sahen wir eine ganze Abtheilung paarweise längs der Mauer ihrer Parcellen hocken. Es war dies die für die Ruhepause nach dem Frühstück vorgeschriebene Stellung. Damit die Zellensträflinge sich während des Tages nicht dem Schlafe hingeben, müssen sie die Kurbel eines Zählwerkes drehen, dessen außen befindlicher Zeiger der Reihe nach auf Frühstück und Mittagmahl zeigt; erst wenn der Zeiger an dem bezüglichen Punkte angelangt ist, wird die Mahlzeit verabfolgt. Einen peinlichen Eindruck machte auf uns der Gebrauch, dafs die Sträflinge beim Passieren des Aufsichtspersonales, wahrscheinlich birmanischen Respectsbegriffen entsprechend, auf die Knie fallen und die Hände vor der Stirne falten müssen. Hieraus zu schließen, dafs die Sträflinge unnötig hart oder brutal behandelt werden, wäre jedoch ein Irrthum. Im Gegentheile wird angestrebt, das Ehrgefühl der Leute möglichst zu wecken. Marken für gute Aufführung, die gewisse Erleichterungen mit sich bringen, sind im Gebrauch, ja Sträflinge von entsprechender Aufführung werden zur Beauf-

sichtigung anderer mit gutem Erfolg verwendet. Daß bei manchem Sträfling ein reges Ehrgefühl vorhanden ist, konnten wir selbst bemerken. Als während unserer Anwesenheit in der Druckerei ein Sträfling in der flehendsten Weise dem Director eine Bitte vortrug, handelte es sich darum, daß er von der Correctionsstrafe, einen leichten, sackartigen Kittel zu tragen, befreit werde. Das ständige Aufsichtspersonale, welches fast durchgehends aus Indiern und Goa-Mischlingen besteht und 100 Personen zählt, ist angesichts der zahlreichen Werkstätten und des Spitals ein verhältnismäßig geringes zu nennen. Erwähnenswert ist noch, daß wir im Spital zwei in Calcutta promovierte Hinduärzte ordinieren sahen, welche, allerdings unter der Oberaufsicht des Directors, gute Dienste leisten sollen.

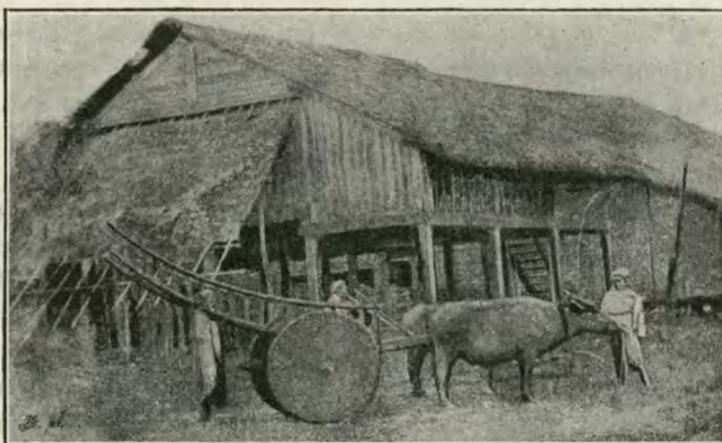
Das gesellige Leben in der europäischen Colonie von Rangun — außer Engländern sind auch mehrere Deutsche dort ansässig — ist weniger rege, als in den gleich großen indischen Städten. Man hat zu wenig Zeit, um dem Vergnügen nachzugehen. Von 10 Uhr morgens bis 5 bis 6 Uhr abends wird im Bureau oder im Comptoir gearbeitet; erst mit dem Diner um 8 Uhr abends beginnt die Erholungszeit. Nichtsdestoweniger besteht ein hübscher Club, wo hie und da ein Tänzchen Abwechslung unter die „Dinnerparties“ bringt. Die Deutschen besitzen ebenfalls ein ganz nettes kleines Vereinshaus. Der tägliche Corso in Halpins Road oder bei den Royal Lakes, wo zeitweise die Militärmusik concertiert, ist vorwiegend nur von Damen besucht. Überhaupt sind Strohwitwen keine seltene Erscheinung in Rangun. Der Officier oder Beamte, welchen sein Beruf in das noch unsichere Ober-Birma führt, läßt gerne seine Familie in Rangun zurück. Wie auch in Indien, nimmt diese nicht Aufenthalt in einem Hotel, sondern bei irgend einem Freunde des Mannes, selbst wenn dieser Junggeselle oder Witwer ist. Doch wenn man auch mit Erstaunen hört, wie diese oder jene junge, schöne Dame erzählt: „als ich beim Obersten K. wohnte“ und „während ich bei Mr. T. die Honneurs machte“, so wird man doch gut thun, selbst wenn man weiß, daß die beiden Genannten unverheiratet sind, den englischen Wappenspruch<sup>1)</sup> nicht zu vergessen. Daß die Berufsgeschäfte, welche die Herrenwelt ganz erfüllen, auch bei den Dinern, besonders unter Herren, häufig den Gesprächsstoff bilden, ist natürlich und für den Fremden, der sich zu orientieren wünscht, auch recht lehrreich. Bei den Beamten sind die Festsetzung der Grenze, die Organisation der Verwaltung in Ober-Birma, die häufigen Raubzüge der Dacoits, Punkte, auf welche stets gerne eingegangen wird. Besonders im Hause des gastfreundlichen Mr. D. M. Smeaton, eines gründlichen Kenners von Land und Leuten, fanden wir stets die anregendste und lehrreichste Unterhaltung. Bei der Handelswelt sind Reis und Teakholz, sowie die zu bauenden Eisenbahnen und Straßen nie versiegende Gesprächsstoffe. Übrigens handelt es sich beim Reis um keine Kleinigkeit, denn wie bereits erwähnt, beträgt der Wert der Reisausfuhr Birmas, die hauptsächlich über Rangun geht, im Durchschnitte jährlich

<sup>1)</sup> Honny soit qui mal y pense.

50 bis 60 Millionen Gulden. Bis jetzt wurde der nach Italien, Osterreich-Ungarn und Deutschland bestimmte Reis meist ungehülst versandt, und nur jener, welcher nach Süd-Amerika und China bestimmt war, und in jüngster Zeit auch jener für England und Holland, vorher in den Reismühlen von Rangun theilweise geschält. Letzteres erwies sich natürlich den in Europa befindlichen Reischälffabriken sehr unangenehm, und dieselben vereinigten sich in der Drohung, falls dies nicht abgestellt würde, ihren Reis nicht mehr aus Rangun zu beziehen. Doch in Rangun, wo man sich mit Recht auf die ausgezeichnete Qualität der Ware stützt, wird man wahrscheinlich antworten, daß man nur mehr geschälten Reis versendet, und somit dürften die europäischen Reismühlen bei dem Streite den kürzeren ziehen.

Leider gestatteten die Verhältnisse es nicht, die Hauptstadt Birma, Mandaleh, zu besuchen, welche, nach der bald zu gewärtigenden Vollendung der Bahn von Rangun in

24 Stunden zu erreichen sein wird. Um aber doch einen Begriff von einer mehr unverfälschtbirmanischen Stadt, als Rangun es ist, zu erhalten, suchten wir das nur 10 geographische Meilen entfernte Pegu auf. Seinerzeit die



Birmanischer Bauernwagen.

glänzende Hauptstadt des unabhängigen Talain-Königreiches gleichen Namens, ist es gegenwärtig ein kleiner Ort von 6000 Einwohnern, von denen aber die Hälfte Chinesen sind, so daß, obzwar nur zehn bis zwölf Europäer dort wohnen, auch schon viel von der Eigenthümlichkeit als birmanische Stadt verloren gegangen ist. Eine verwahrloste Pagode von ganz gleicher Anlage wie die Schwai Dagon-Pagode in Rangun, aber mit einer Stupa, die noch höher als jene der erstgenannten Pagode sein soll, ferner Theile der starken Umfassungsmauer, und eine außerhalb der Stadt befindliche kolossale Buddha-Figur sind die einzigen Überreste der früheren Herrlichkeit.

Die erwähnte, aus Ziegelstein gebaute Figur, welche den Propheten liegend darstellt, ist wahrhaft achtunggebietend. Die Arbeiter, die gerade mit der Ausbesserung des Gesichtes beschäftigt waren, nahmen sich wie Fliegen aus; eine Schätzung, wonach die Figur 70 Meter lang und 30 Meter hoch sein soll, ist gewiß nicht übertrieben.

Die Eisenbahnfahrt zwischen Rangun und Pegu bietet wenig Interesse. In der unabsehbaren Ebene wechseln Reisfelder mit undurchdringlichen Djungeln. Die Ortschaften bestehen aus elenden Holzhütten mit Palmmattenwänden und machen nicht den Eindruck der Wohlhabenheit. Dagegen sahen wir Herden sehr schönen Viehes und besonders Büffel von seltener Größe. Auf den Landstraßen fiel uns ein Umstand auf, der auf einen gewissen Gemeingeist unter der Bevölkerung schließen läßt. Bei den Brunnen findet man Trinkvasen und Schöpflöffel zur allgemeinen Benutzung, und wo fließendes Wasser fehlt, sind auch Behälter mit Trinkwasser aufgestellt. Nicht selten sind letztere in einer Halle mit Ruhebänken untergebracht, auch eigene Rasthäuser zur Unterkunft müder Wanderer trifft man mitunter. Diese wohlthätige Einrichtung soll den Stiftungen wohlhabender Menschenfreunde zu verdanken sein und wird — trotz der sonstigen Unsicherheit im Lande — von jedermann respectiert und thunlichst gefördert.

Am 15. März des Morgens verließ die „Tasana“ Rangun. Vor der Flussmündung wurde abermals geankert, um die günstige Strömung abzuwarten, und nächsten Tags nachmittags lief die Corvette in den Salwinfluß ein und warf die Anker vor der Stadt Moulmein.

#### Moulmein.

Die Fahrt auf dem Salwinflusse ist sehr ansprechend. Hat man das an der Mündung liegende, zwischen üppigem Baumwuchs kokett hervorlugende Amherst passiert, so verengt sich der Fluß, und man fährt oft nur auf wenige Meter Entfernung von den reichbewaldeten Ufern und Auen. Hier und da belebt eines der charakteristischen birmanischen Holzhäuser, eine Holzsäge, eine weiße Stupa auf einem Hügel, sowie ab und zu ein Floß oder eines der plumpen siamesischen Flußboote das Bild.

Ganz besonders reizend gestaltet sich der Rundblick, wenn man auf dem nur von wenigen Segelschiffen und vereinzelt Dampfern besuchten Ankerplatz vor Moulmein angelangt ist.

In unmittelbarer Nähe ergießen sich von Osten kommend zwei Flüsse in den Salwin, während dieser selbst sich in zwei Arme theilt, welche die große Insel Bilugywon bilden. An der Lehne am südöstlichen Theile des Festlandes liegt die Stadt; eine Reihe von Holzhäusern mit vereinzelt Ziegelbauten, dicht mit Grün versehen und von blendend weißen Stupas mit schlanken, vergoldeten Spitzen gekrönt. Am entgegengesetzten Ufer des Salwin zeigen sich am Fuße eines Hügels die Überreste des einst so mächtigen Martaban. Dazwischen befindet sich die reizende kleine Insel Gungtsai Kainwin, ganz mit Tempeln und Klöstern bedeckt, von welchen einst die birmanischen Könige das Wasser zur Krönungswaschung bezogen. Wohin man blickt, üppiger Baumwuchs in allen Schattierungen von Grün, bizarre Bauten und von eigenthümlichen Fahrzeugen belebte Wasserstraßen. Mit Ausnahme des modernen Landungsplatzes, der in unmittelbarer Nähe davon befindlichen Backsteinhäuser und der wenigen europäischen Schiffe, trägt alles hinterindisches Gepräge.

In der That hat Moulmein, obwohl bereits seit dem Jahre 1825 im Besitze der Briten, weit mehr seinen ursprünglichen Charakter bewahrt als Rangun. Seine Handelsthätigkeit, welche sich auf die Ausfuhr von Teakholz und Reis, zum Theile aus dem benachbarten Siam stammend, beschränkt, hat mit dem Aufschwunge Ranguns jede weitere Anregung verloren. Es herrscht daher eine Atmosphäre der Stagnation über dem Orte, die sich mit dem birmanischen Charakter besser verträgt als der fieberhafte Verkehr Ranguns.

Demungeachtet entbehrt die Stadt nicht jedes Lebens. Die Hauptstraße, welche, vielleicht eine halbe geographische Meile lang, sich längs des Ufers hinzieht, sowie zwei weitere gleichlaufende Straßen und die kleinen senkrecht darauf gegen die Pagodenhügel aufsteigenden Gäßchen sind sogar bis spät in die Nacht mit Menschen gefüllt; doch ist dies nur eine Folge des Straßenlebens der Orientalen und nicht ein reger geschäftlicher Verkehr. Auch sieht man fast nur Chinesen, Birmanen und Indier, selten Mischlinge und ganz ausnahmsweise Europäer in den Straßen. Die Häuser sind, mit Ausnahme weniger Kirchen und öffentlicher Gebäude, der sehr bescheidenen Hotels und einiger Bungalows der Europäer, durchgehends aus Holz. In den Hauptverkehrsadern, wo die Chinesen und Indier haufen und ihre Bazars und unzähligen Läden haben, sind die Gebäude dem betreffenden Heimatlande entsprechend gebaut; längs des Ufers aber und in dem östlich vom Pagodenhügel befindlichen Stadtviertel Dingwankweng findet sich ausschließlich das birmanische Haus vor. Dasselbe ruht meist auf Holzpfehlern, welche 2 bis 3 Meter über das Terrainniveau hervorragen, doch in den Hauptstraßen befinden sich auch viele Häuser, bei denen durch Einschließung dieser Pfehle ein Erdgeschoss gebildet wird, das man nur als Arbeitsraum, nie aber zum Schlafen benützt. Das zeltartig hohe Dach ist mit Ziegeln, gespaltenem Bambus oder mit Palmblattmatten gedeckt. Bei ärmlicheren Behausungen werden auch die Wände des Hauses durch Matten gebildet.

Besichtigen wir das Innere eines Hauses. Wir betreten die Gstraße, woselbst sich die männlichen Mitglieder der Familie ihrer Beschäftigung hingeben, und der kleine Laden oder die mit einfachen Werkzeugen ausgestattete Werkstätte sich befindet, wo aber auch oft der Herr des Hauses auf einer Matte ausgestreckt seine Siesta hält. Obwohl wir nur durch Zeichen unseren Wunsch zum Ausdruck bringen können, hat man sichtlich nichts dagegen, daß wir ins Innere des Hauses vordringen. Im großen Raume des Erdgeschosses finden wir den weiblichen Theil der Familie in reger Beschäftigung. Da wird auf dem Boden hockend genäht — in den Städten hat sich bei den fleißigen Birmanenfrauen, die oft den Lebensunterhalt der ganzen Familie bestreiten, sogar hie und da die Nähmaschine Eingang verschafft — und gewebt, oder es werden Cigarren gerollt, in welcher letzterer Beschäftigung die Birmaninnen eine besondere Geschicklichkeit bekunden. Dazu wird die unvermeidliche, große Cigarre geraucht oder Betel gekaut. Die Hausfrau ist in der Küche beschäftigt. Ein großer, viereckiger Holzkasten, mit Erde oder Asche gefüllt, bildet den Herd, einige irdene Gefäße und Löffel aus Cocosnuß-

schale machen das einfache Kochgeschirr aus, mittels dessen die Fischsuppe und der Curry bereitet, sowie der Reis gekocht wird. Ein mit Kohlen bedecktes Blech, welches auf eine Pfanne paßt, dient zur Bereitung des beliebten, unseren Pfannekuchen ähnlichen Gebäckes. Einige fast meterhohe Wassergefäße und der Reismörser mit dem langen Hebelstößel vervollständigen das Küchengeräth. In den aus lackiertem Holz erzeugten Ogs, vasenförmigen Büchsen, werden die bereiteten Gerichte warm gehalten, während kleine Schalen die Stelle unserer Teller bei der Mahlzeit vertreten. Ein junges, hübsches Mädchen, vermuthlich die älteste Tochter des Hauses, beschäftigt sich mit der Toilette der jüngsten Geschwister, welche in adamitischem Costüm, oder manche wohl auch mit einer Art Feigenblatt aus Silberblech bekleidet, einer Waschung unterzogen werden. Eine zweite mandeläugige Schöne wiegt das jüngste Glied der

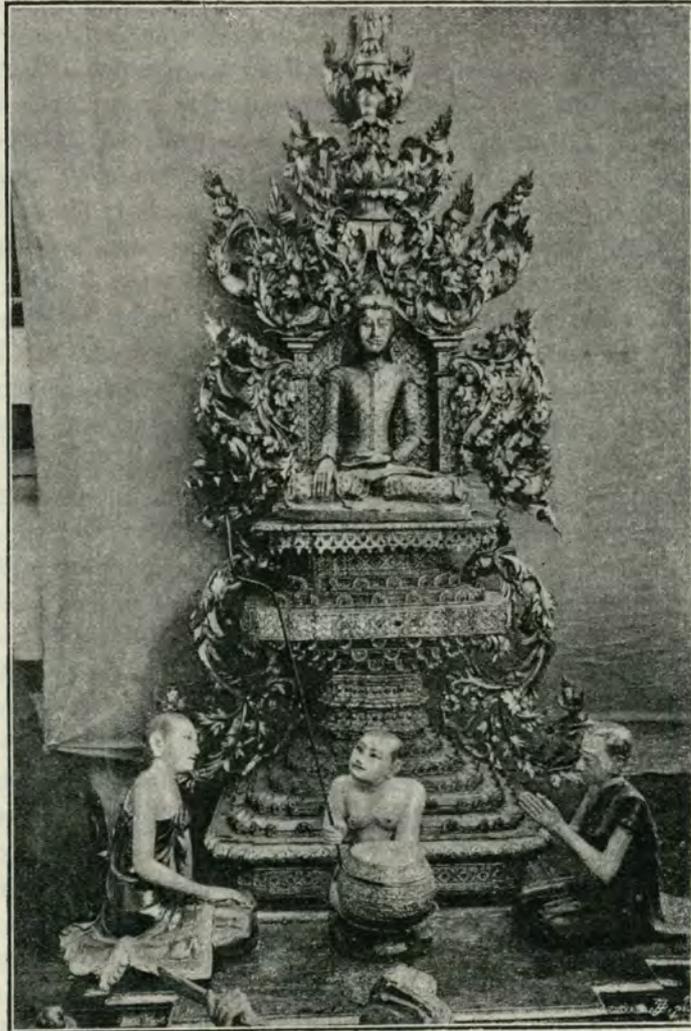


Birmanisches Mädchen.

Familie in den Schlaf. Wie allgemein gebräuchlich, ist das Kind in mehr einfacher als kühler Weise in einem mit den vier Enden an einem Tragbalken befestigten Leintuch untergebracht. Überall herrscht die größte Keilichkeit und Nettigkeit. Die Sacken der Frauen und Mädchen sind blendend weiß und heben sich gut vom rothen Kampoy (unterrockartiges Leinentuch) ab, und bei keiner der jüngeren Frauen fehlt die Blume im Haar. Sichernd betrachtet man den neugierigen Fremden, doch man begreift, was er wünscht, und deutet gutmüthig auf die Stiege, welche zum eigentlichen Wohn- und Schlafgemach führt. Dieses nimmt das ganze erste Stockwerk ein. Mit Recht sind die Bewohner auf dasselbe stolz. Es hat entschieden einen Anstrich von Gemächlichkeit. Hier findet man Kästen und Truhen, manche gar nicht übel geschnitzt; da befinden sich die als Schlafstätten dienenden hübschen Matten mit den schlummerrollenartigen, vierkantigen Pölstern, deren Kopfsenden oft sehr schöne, bunte Stickereien aufweisen. Hier und da trifft man auch Mosquitoneze, ja bei Reicheren sogar europäische Eisenbettstätten. Nirgends fehlt jedoch ein kleiner Hausaltar, wo vor einer kleinen Buddha-Figur Lampen, allerlei Flitterkränze und Opfergaben aufgestellt sind. Auch liebt man die Ausschmückung der Wohnräumlichkeiten mit Bildern. Dies offenbar ohne Rücksicht auf den Gegenstand der Darstellung; wir fanden zu unserem freudigen Erstaunen in einer Hütte die Bildnisse unserer Majestäten. Auch ist man bezüglich der Ausführung nicht wählerisch, und meist sind es nur schlechte Holzschnitte oder Bilder aus illustrierten Zeitschriften, welche die Wände bedecken. Im ganzen herrscht im Hause eine wohlthuende Atmosphäre von Anspruchslosigkeit.

Bestere Eigenschaft erstreckt sich auf alle Classen der Bevölkerung, und mit kleinen Unterschieden im Hausrath, dem selten getragenen Schmuck und den Festtagsgewändern

der Frauen, lebt der Arme und der Reiche gleich. Den Überschuss seines Einkommens verwendet der letztere, ohne viel der Zukunft seiner Familie Rechnung zu tragen, zum Bau eines Tempels oder zur Dotirung eines Klosters. Mitunter findet man allerdings einen modernisierten Birmanen, der sich eine Equipage hält und auch sein Menu, besonders mit Bezug auf geistige Getränke, reichhaltiger gestaltet, doch dies sind seltene Ausnahmen. Diese Anschauungsweise hat zur natürlichen Folge, daß der Birmane sich meistens darauf beschränkt, gerade soviel zu verdienen, als er zur Bestreitung seiner bescheidenen Lebensweise bedarf, daher Ackerbau und Industrie nur lässig betreibt und den Handel und die schweren Arbeiten, wenigstens in den Küstenstädten, den emsigen Chinesen und den arbeitsgewohnten Indiern überläßt. Diese, durch den verhältnismäßig sehr hohen Tagelohn von 1 bis 2 Rupien angezogen, strömen massenweise zu.



Birmanischer Hausaltar.

(Die unteren Figuren stellen betende Schöngs dar.)

Trotz der geringen Mührigkeit gebriecht es dem Birmanen doch nicht an Geschicklichkeit. So z. B. werden in Moulmein sehr hübsche Gegenstände, wie Statuetten, Griffe zu Messern und Dolchen u. dgl., aus Elfenbein geschnitzt. Diese Schnitzereien zeigen oft innerhalb einer kunstvoll durchbrochenen Elfenbeinhülle vollkommen plastisch

geformte Figuren. Desgleichen erzeugt man in Moulmein, weniger im Detail als dem Gesamteindruck nach, schöne Holzschnitzereien, Möbel, Consolen u. s. w. Einen besonderen Geschmack entwickeln jedoch die Birmanen beim Bau ihrer Tempel, bei deren Ausschmückung Schnitzwerk aus Holz, sowie Mosaiken aus farbigem Spiegelglas eine große Rolle spielen.

Die zwei großen Pagoden Moulmeins, welche mit den zwischenliegenden älteren Stupas sich auf der Hügelkette zwischen der eigentlichen Stadt und Dingwankweng befinden, sind zwar bedeutend kleiner und nicht so reich, wie die große Pagode von Rangun, unterscheiden sich aber im Wesen wenig von derselben. Die Aussicht von dort auf die Stadt und das herrlich grüne, von fünf Wasserstraßen durchzogene Flachland, durch grotesk geformte Berge begrenzt, ist wohl von unübertroffener Schönheit. Außer diesen Gotteshäusern fehlt es auch nicht an zahlreichen Pagoden und Rayungs (Klöster) inmitten der Stadt, von denen unstreitig die Rayung Thanlan-Pagode die schönste ist. Deren Stupa, sowie die umliegenden schönen Tempel zeigen durch die reichen Opfergaben, welche sich vor den einzelnen Altären befinden, daß sie sich einer besonderen Verehrung seitens der Gläubigen erfreuen. Die übrigen zur Pagode gehörenden Baulichkeiten scheiden sich in das eigentliche Kloster, wo die Puitschengs und Schengs<sup>1)</sup> wohnen, und in die Klosterschule. Ersteres besteht aus einem geschmackvollen Pavillon, in dessen Centrum sich ein Heiligenschrein und rund herum die Wohnräumlichkeiten der Mönche befinden. Obgleich diese ausschließlich von öffentlicher Mildthätigkeit leben sollen, scheint es ihnen durchaus nicht schlecht zu gehen, wie wir aus ihren schönen, mit Mosquitonezen versehenen Betten und der gut ausgestatteten Küche schließen konnten. Allerdings dürfte ihre Hauptbeschäftigung, das Lesen und Copieren der heiligen Ola(Palmbblatt)bücher, etwas eintönig sein. Die Klosterschule ist minder anspruchsvoll in Holzhütten untergebracht. Hier sahen wir die kleinen Böglinge, mit schwarzen Tafeln und Kreide versehen, die Schwierigkeiten der birmanischen Schriftzeichen überwinden, während die größeren sich gedruckter Bücher bedienen und außer dem Religionsunterricht noch eine Unterweisung in Arithmetik und Geographie genießen. Auch die englische Sprache wird den weiter Fortgeschrittenen gelehrt. Auffallend ist die Ehrerbietung, welche die Böglinge den Spungjis zollen. Auch seitens der Bevölkerung erfreuen sich, wie uns von einem katholischen Missionär bestätigt wurde, die Spungjis in Birma im allgemeinen der größten Hochachtung, was eine Folge ihres meist untadelhaften Wandels und ihres nützlichen Wirkens als Lehrer ist. Mächtig dürfte zu dieser Sachlage, welche den großen Einfluß der Spungjis auf das Volk erklärt, der Umstand beitragen, daß eben nur derjenige Spungji wird, der in sich den Beruf hierzu fühlt; während anderseits ein Priester, welcher den schweren, durch den heiligen Stand auf-

<sup>1)</sup> Schengs sind, wie erwähnt, die Novizen, welche nur zur Vornahme ihrer Studien in ein Kloster getreten sind, während die Puitschengs angehende Priester sind, welche die niederen Mönchsgelübde abgelegt haben.

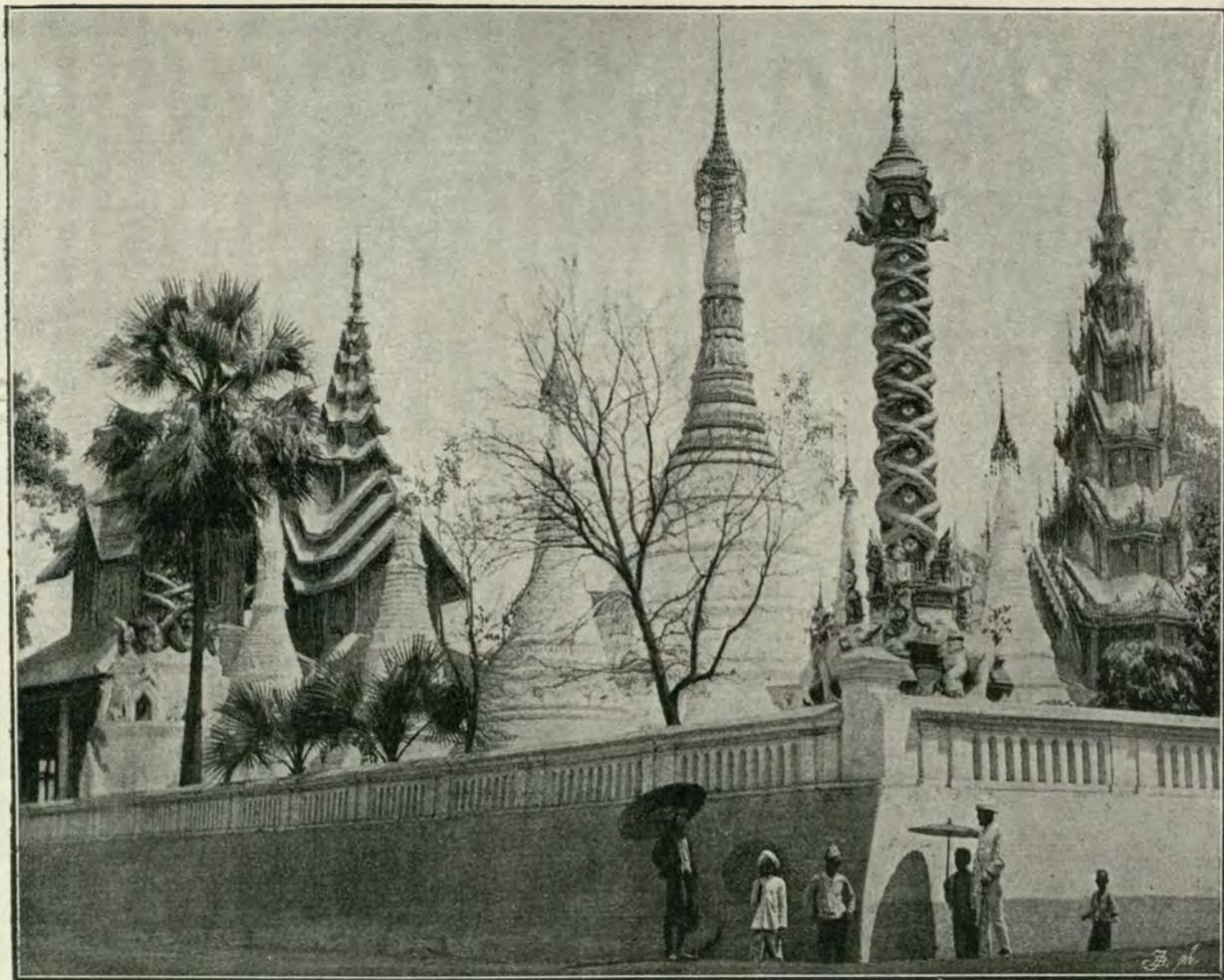
erlegten Entfagungen nicht gewachsen ist, jederzeit in den Laienstand zurücktreten kann. Dafür ist man aber auch in der Beurtheilung eines groben Fehltrittes seitens eines Spungjis unerbittlich. Er kann in einem solchen Falle vom Volke die härteste Behandlung, wenn nicht den Tod gewärtigen. In Bezug auf den moralischen Standpunkt, sowie auf die Rolle, welche sie spielen, stehen somit diese buddhistischen Priester dem christlichen Clerus wenig nach. Doch ist zwischen beiden der große principielle Unterschied vorhanden, daß jene in erster Linie bestrebt sind, sich selbst durch einen frommen Lebenswandel ein Anrecht auf das Nibban (Nirvana, Aufgehen in nichts) zu erwerben, während der christliche Priester die Aufgabe hat, nicht nur sich, sondern auch anderen zum Seelenheil zu verhelfen. Auch kennt die Buddhalehre, mit Ausnahme kurzer Gebete, im Tempel keinen besonderen Gottesdienst, da das Vorlesen aus den heiligen Büchern seitens der Spungjis doch nicht als ein solcher betrachtet werden kann.

Ein Zeugnis von der Verehrung, welche die Birmanen für ihre Spungjis haben, geben die feierlichen Bestattungen derselben. Der Leichenzug, sowie die Vorbereitung zur Verbrennung eines kurz vor unserer Ankunft in Moulmein gestorbenen Spungji kostete über 30.000 Rupien, welche durch freiwillige Beiträge beschafft wurden.

Die tiefe Religiosität der Birmanen hindert nicht, daß sie trotzdem oft von dem ärgsten Aberglauben erfüllt sind. Dies äußert sich ganz besonders bei der Behandlung Kranker. Ein solcher gilt stets als von einem bösen Geist besessen. Nur selten wird die Hilfe eines europäischen Arztes in Anspruch genommen. Gewöhnlich greift man zu allerlei Geheimmitteln, und wenn diese nicht helfen, so kommt die Reihe an den Herendoctor. Dessen Mittel sind außerordentlich energisch, und es dürften somit eingebildete oder simulierte Krankheiten in Birma selten vorkommen. Dem Patienten wird ein Strick um den Hals gelegt und derart zusammengezogen, daß er ganz blau wird. Nun wird der böse Geist befragt, was für ein Mittel er zu seinem Entweichen benötige. Gibt der Kranke keine befriedigende Antwort, so werden die verschiedensten Torturen angewandt, um eine solche zu erzielen. Es wird ihm Chillywasser in die Augen geträufelt, er wird mit Nadeln gestochen u. dgl., was natürlich nur den bösen Geist angeht, bis dieser endlich ein Mittel angibt, welches sich immerhin manchmal durch das passive Moment des Aufhörens der Tortur wirksam erweist. Sollte auch dies nicht die Heilung bewirken, dann bleibt nur übrig, daß eine gesunde Person den Geist zu sich zu locken trachtet, was besonders bei kranken Kindern seitens der Mütter öfters geschieht. Die arme Frau wird auf das wunderbarlichste gekleidet und hat nun so lange zu tanzen, bis der Kranke gesund wird oder sie selbst sich unwohl fühlt. Tritt letzteres ohne das erstere ein, was wohl häufig stattfinden dürfte, so wird jede Hoffnung aufgegeben.

Auf dem gegen die Stadt zugekehrten Abhange des Pagodenhügels, welchen die Seebrise bestreicht und der somit kühler als die Niederung ist, befinden sich die

öffentlichen Gebäude und die Wohnungen der Europäer von Moulmein. Von der seinerzeit zur Beherrschung von Martaban angelegten Batterie, den Kasernen, dem Gefängnis, dem Hospital und dem Gerichtshofe — letztere beide große, aus Holz erzeugte und auf Pfählen ruhende Gebäude, welche Bauart in seltsamem Gegensatz zu ihrer Ausdehnung steht — ziehen sich die, ebenfalls dem Klima entsprechend, möglichst lustig gebauten Bungalows hin, zumeist von gut gepflegten Gärten umgeben. Wenn auch Moulmein vermöge seiner Abgelegenheit und bei dem Umstande, daß trotz der 50.000 Einwohner kein einziger europäischer Kaufladen vorhanden ist, seinen europäischen Bewohnern wenig bietet, so haben diese dafür die Annehmlichkeit, Wohnungen zu besitzen, die an reizender Lage, schöner Aussicht und bequemer Einrichtung meist nichts zu wünschen lassen. Hier sieht man, wie sich die Erzeugnisse Indiens, im Vereine mit denen Chinas und Japans, wenn eine entsprechende Auswahl zu Gebote steht, sehr vortheilhaft zu einer geschmackvollen Ausschmückung der Wohnräumlichkeiten, bei vollster Wahrung der Bequemlichkeit, verwenden lassen. Manche Interieurs der Landhäuser Moulmeins sind in dieser Richtung Sehenswürdigkeiten, ohne daß dabei die jetzt in Europa beliebte Überladung zu Tage tritt. Dagegen ist das gesellige Leben in Moulmein nicht recht entwickelt. Die rein europäische Colonie ist so klein, daß sogar — was bei Engländern sehr viel bedeutet — einige Mischlinge Zutritt in deren Salons erhalten. Allerdings geschieht dies mit einer auffallenden, den gesellschaftlichen Ton störenden Duldung. Die Gleichheit der menschlichen Natur unter allen Verhältnissen bekundet sich auch in Moulmein. Es herrschen hier unter der Tropen Sonne ebensolche gesellschaftliche Eiferfuchteleien wie in irgend einer nordischen Kleinstadt. Uns gegenüber kam dies allerdings nur dadurch zum Ausdruck, daß man sich gegenseitig an Liebenswürdigkeit überbot. In Rangun waren uns bereits telegraphisch Einladungen zugekommen, und in Moulmein angekommen, konnten wir kaum all den an uns ergehenden freundlichen Aufforderungen entsprechen. Am heimlichsten fand sich jedoch der Stab der „Fasana“ unter dem gastlichen Dache der Mrs. Ferrars, einer Nürnbergerin, die lange in Oesterreich gelebt hat, Frau eines ebenfalls in Deutschland erzogenen englischen Forstbeamten. An ihr sahen wir, daß eine deutsche Frau ebensogut wie eine Engländerin imstande ist, ihrem Manne in die entlegensten Gegenden, wohin ihn sein Beruf führt, zu folgen und dabei doch einen feinen Ton und Sinn für gemüthliche Häuslichkeit zu bewahren. Mrs. Ferrars begleitete seinerzeit ihren Mann auf seinen dienstlichen Reisen im Innern Birmas. Dabei hatte sie mit ihren zwei ältesten Töchtern ein volles Jahr auf einem birmanischen Flußboote ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Dieses an Strapazen gewiß sehr reiche Leben, sowie überhaupt ein Aufenthalt von vielen Jahren im entnervenden Tropenklima hat Mrs. Ferrars nicht gehindert, ihren Töchtern eine ausgezeichnete Erziehung zu geben, sowie ihr Hauswesen auf einem Standpunkte zu erhalten, der uns von dem entlegenen Birma ganz und gar in die Heimat versetzte. Die trauten Stunden, welche wir im anregenden Gedankenaustausch auf der lustigen Veranda oder um den Kamin — welcher



Moulmein. Die Rajung Chanlan-Pagode.



jedoch statt einer Feuerstelle die Öffnung eines Ventilators enthielt, dem ein äußerst angenehmer, kühler Luftstrom entquoll — zubrachten, werden gewiß nicht so bald unserem Gedächtnisse entschwinden. Wie wiederholt in entlegenen Orten fiel uns auch in Moulmein bei den gebildeten Europäern eine ganz außerordentliche Vertrautheit mit europäischen Verhältnissen und mit den neuesten Errungenschaften auf allen Gebieten des Wissens und der Künste auf. Man hält sich durch eine fleißige, fast ängstlich gepflegte Lectüre von Zeitschriften und neu erschienenen Büchern stets im Laufenden über das, was in Europa vorgeht. Umgekehrt mußten wir oft staunen, bei den Europäern in den Colonien, allerdings vorwiegend in den commerciellen Kreisen, eine sehr geringe Vertrautheit mit den ethnographischen und historischen Merkwürdigkeiten ihres Aufenthaltsortes und des betreffenden Landes zu finden. Was nicht unmittelbar in den Kreis der Berufsgeschäfte fällt, wird gar keiner Beachtung gewürdigt, und nur selten weiß man über Sehenswürdigkeiten des Ortes, über das Leben und die Eigenthümlichkeiten der Eingeborenen, soweit es nicht den geschäftlichen Verkehr berührt, Aufschluß zu geben.

Wie erwähnt, bildet Teakholz, das mittels großer Boote oder Flöße auf dem Salwin heruntergebracht wird, den Hauptausfuhrsartikel Moulmeins. Hier geschieht die Sortierung und Zubereitung desselben zu Balken, Bohlen und Brettern, je nachdem es für den Schiff- und Häuserbau oder zu Tischlerzwecken Verwendung finden soll. Beim Transport der Stämme ans Land, zur Säge und zum Rücktransport der zum Versenden bereiten Stücke in die Lastboote sind meist Elephanten in Verwendung. Wir konnten nicht genug die Geschicklichkeit und Folgsamkeit bewundern, mit welcher diese Thiere die ihnen bezeichneten Stämme oder Bretterlagen zwischen die Stoßzähne und den Rüssel nahmen und mit dieser Last ziemlich große Entfernungen zurücklegten. Fast bei jedem Landgang war der Besuch einer größeren Säge im Programm, um die Elephanten bei der Arbeit zu sehen. Besonders possierlich war ein kleiner vier Monate alter Elefant, welcher seine Mutter bei ihren Gängen begleitete und hierbei seinen jugendlichen Übermuth zum Ausdruck brachte. Den bei der Einschiffung beschäftigten Kulis die abgelegten Kleider wegzuschleudern, sie mit Wasser zu bespritzen oder irgend ein leerstehendes Boot mittels seines Taues ans Land zu ziehen, war dem kaum 1 Meter hohen Thiere ein sichtlich Vergnügen. Eigenthümlich ist es jedoch, daß selbst im Heimatslande die von gefangenen Elephanten geborenen Jungen nicht alt werden, sondern meist im Alter von drei oder vier Jahren zugrunde gehen sollen.

Man hatte uns in Rangun in Aussicht gestellt, daß in Moulmein oder in dem wenig davon entfernten Amherst birmanische Volksvergnügungen, beziehungsweise Hahnenkämpfe, Stiergefächte oder Bootsregatten zu sehen sein werden. Die um Moulmein ansässigen Talains lieben nämlich derartige Zerstreungen sehr, und die Regierung gewährt ihnen öfters die Erlaubnis hierzu, da bei ihnen weniger als bei den übrigen Birmanen zu befürchten ist, daß Händel daraus entstehen. Leider wurden

wir in diesem Punkte enttäuscht. Ein unter der Hand vorgenommenes Hahnengefecht, welches wir von weitem sahen, wurde bei unserem Herannahen schleunigst abgebrochen. Vermuthlich glaubte man einen Wächter des Gesetzes unter uns. Bezüglich der übrigen Sports waren wir gerade in der todten Saison. Die Büffelgefechte schilderte man uns als höchst drollig. Es handelt sich nämlich bei diesen nicht wie bei den spanischen Toros um einen Kampf zwischen Menschen und Büffel, sondern es werden zwei Büffel durch ihre Reiter, sowie durch Flaggen und andere Reizmittel aufeinander gehetzt. In vielen Fällen lauft ein Thier direct davon und ist nicht zum standhalten zu bringen; dabei, sowie wenn die zwei Thiere doch zu kämpfen beginnen, müssen die Reiter schleunigst abspringen, was meist in sehr possierlicher Weise geschehen soll. An dem edleren und nützlicheren Sport des Wettruderns theilhaftig sich das ganze Volk mit leidenschaftlichem Interesse. Meist rüstet je ein Dorf oder eine Gemeinde eine der langen, mit 16 bis 20 Mann bemannten scharfgebauten Praos aus und setzt alles daran, um derselben den Sieg zu sichern. Die tüchtigsten Bootsleute werden ausgesucht, und schon Wochen vorher wird fleißig geübt. Die Regatta erstreckt sich in der Regel auf ziemlich große Distanzen, 6 bis 8 Seemeilen, und die Kampfrichter, aus den Notabilitäten der daran theilhaftigen Orte gewählt, erkennen die vorwiegend aus Seidentüchern oder Geld bestehenden Preise zu. Außerdem werden die Sieger bekränzt und von ihren Gemeindeangehörigen im Triumph herumgeführt; auch sind sie die Helden der darauffolgenden Schmausereien und Festlichkeiten.

Die herzliche Aufnahme, welche wir in Moulmein gefunden, und die große Gastfreundschaft, welche der Stab der „Fajana“ allerseits genossen, ließ eine Aufmerksamkeit unsererseits gegenüber der dortigen Gesellschaft geboten erscheinen. Es wurde beschlossen, eine kleine Unterhaltung an Bord zu geben.

Eine solche Festlichkeit, selbst wenn in bescheidenem Maßstabe, bringt an Bord immer eine kleine Aufregung hervor. Vor allem ist die Feststellung der Einladungen und die Art und Weise des Arrangements nicht so leicht. Die Auffassungen bezüglich würdiger Vertretung sind auch sehr verschiedene. Sind diese Klippen überwunden, so kommt die schwierige Vertheilung der Ressorts. Sobald jedoch alle diese Fragen entschieden sind und jeder seine Rolle zugewiesen hat, geht es flugs an die Arbeit. Das Achterdeck wird mittels Zelten, Flaggen, tropischen Pflanzen und Blumen in einen Salon umgewandelt. Die unvermeidlichen Kronleuchter aus Bajonetten werden erzeugt, die blanken Geschütze und vor allem die Landungskanonen in herkömmlicher Weise zur Ausschmückung herangezogen. Auf dem Hüttendeck wird das Buffet eingerichtet und in der Officiersmesse die Flaschenbatterie bereitgestellt. Doch das ganze Schiff muß in einen besonders glänzenden Zustand versetzt werden, denn jede derlei Zusammenkunft an Bord wird, wenn nicht aus einem anderen Grunde, so um das peinliche Abwarten, bis die Gesellschaft vollzählig ist, zu verkürzen, mit einer Schiffsbesichtigung eingeleitet. Das Deck wird derart gescheuert, daß selbst die strengste Hausfrau nicht ein Fleckchen darauf finden kann, die Metallbestandtheile funkeln wie

ebensoviele Spiegel, und in dem Aufschließen (Zusammenlegen) des Tauwertes bekundet sich oft ein, beim Stolpern über dieses nicht recht gewürdigter Sinn für Ornamentik.

Auch in den Cabinen herrscht große Rührigkeit. Ist es doch bekannt, daß Damen bezüglich derselben einen besonderen Wissensdrang entwickeln und gar so gerne ehen wollen, wie es in den Zellen des schwimmenden Klosters aussehen mag, welche selbstverständlich gänzlich einer weiblichen Oberaufsicht entbehren. Da kommen nun all die persischen Teppiche und indischen Stoffe zur Verwendung. Im Handumdrehen wird aus der sonst meist nüchternen Cabine eines viel in See befindlichen Schiffes



Moulmein. Elefant bei der Arbeit.

ein blendendes Raritätencabinet gemacht, in welchem es nicht an dieser oder jener schönen Photographie fehlt, und wo gewiß die schönst eingebundenen Bücher im Vordergrunde stehen. Langsam nähert sich dies alles der Vollendung; nun heißt es noch selbst sorgsam Toilette machen, denn heute muß man ja — immer nur zu Ehren der Flagge — unwiderstehlich sein.

Endlich ist Material und Personal im höchsten Glanze. Die bezeichnete Anfangsstunde ist nahe gerückt, die Boote gehen an Land. Besonders liebenswürdige, zur Kategorie der „Salonmaier“ gehörige Mitglieder des Stabes beeilen sich, beim Empfange am Lande mitzuwirken.

Der Reihe nach werden nun von den Booten die Gäste gebracht, wobei vorerst das schöne Geschlecht vorherrschend ist; die gesetzteren Familienväter, die schon oft derlei Schiffsbesuche mitgemacht, kommen in der Regel erst später, nach Beendigung ihrer Geschäfte.

Mit dem unvermeidlichen Protest, nicht auf ein so großartiges Fest gerechnet und dementsprechend nicht genügend glänzende Toilette gemacht zu haben, beginnt die Schiffsbesichtigung. Alles wird natürlich sehr schön gefunden, viel schöner als auf irgend einem der bisher besuchten Kriegsschiffe. Alles erregt mehr oder minder Interesse, vor allem aber die Schiffsküche. Diese wird mit strenger Kennermiene geprüft. Doch hiefür ist bereits vorgesehen. Heute blinkt und glänzt alles noch heller als sonst. Selbst der etwas beleibte Koch und seine Gehilfen erfreuen sich eines vollkommen tadellosen weißen Anzuges, wie derselbe angesichts der Bordverhältnisse nicht immer zu verlangen ist. Nun kommt die nie fehlende Vorstellung mit einer Hängematte, bei welcher ein flinker Matrose mit raschem Schwung deren Benutzung zeigt. Auch für einen Kleidersack, der keine schmutzige Wäsche enthält, ist bei der Neugierde, welche dieses eigenthümliche Ausrüstungsstück stets erregt, bereits vorgesorgt. Nun noch ein bißchen Gruseln, dies darf des Gegenfazes halber bei einer Unterhaltung nicht fehlen, ja es gibt derselben eine gewisse Würze. Der Negarrest und die Eisenbarren — beide natürlich leer — werden gezeigt und erregen leichte Gefühle des Schauderns und mehr scheinbar menschenfreundliche als disciplinfördernde Betrachtungen. Hierbei wird offenkundig, daß die militärischen Befehlgeber auf ein höchst wirksames Correctionsmittel vergaßen, indem sie strafende Blicke aus schönen Augen nicht darunter aufgenommen haben.

The great attraction sind aber die Cabinen. Im Nu ist alles gemustert, von den Büchern am Schranke bis zum Eau de Cologne-Fläschchen am Toilettetiische. Doch von neuem kehren die Blicke stets wieder auf einen Gegenstand zurück, ja darauf concentrieren sich alle. Da hängt das Bildnis einer jungen Dame. Wer das wohl sein mag? ist auf allen Mienen zu lesen. Endlich wagt eine verheiratete Frau die Frage: „I suppose your wife?“ Die jungen Damen halten — hoffentlich vor Spannung — den Athem ein, sicherlich aber die Dame mit den drei heiratsfähigen Töchtern. Erfolgt das „Yes, to be sure!“ dann triumphierendes: „I thought so at once!“ der verheirateten und ein gedehntes „Oh!“ der jüngeren Damen. Lautet aber die Antwort: „My cousin!“ oder gar „My sister!“ so sind die Rollen umgekehrt. Also noch ledig, denkt die Dame mit den drei Töchtern, und besieht gleich eines der in Evidenz gestellten Bücher in rothem Einband. Doch wohl nicht ein böser Roman? Oh, gewiß nicht! sondern das „Handbuch der Seemannschaft“ oder ein „Französisches Taschenlexikon“, sicher recht nützliche, aber auch sehr unschuldige Bücher. Doch wenn sich neben der bewußten Photographie noch vielleicht die Bildnisse von Babies befinden, dann wird es Ernst. Im besten Falle sind die jungverheirateten Damen neutral, die übrigen nehmen strenge Richterminen an. Wehe, wenn der Betreffende nicht Aufschluß geben

kann, wann das Baby die ersten Zähne bekommen hat, ob es zuerst „Papa“ oder „Mama“ gelacht u. dgl.; er ist dann ein Ungeheuer, das viel besser gethan hätte, nicht — wenigstens nicht so früh, zu heiraten; übrigens bei der Marine ist dies überhaupt mißlich . . .

Zum Glück beginnt oben die alles übertäubende Musik, welche jede weitere Frage unmöglich macht. Der bedrängte Cabineinhaber beeilt sich galanterweise durch eine Aufforderung zum Tanze die Aufmerksamkeit auf ein anderes Thema zu lenken. Man begibt sich auf Deck, wo sich mittlerweile die noch fehlenden Gäste eingefunden haben. Vorerst wird eine Erfrischung eingenommen, und dann gibt man sich trotz der



Achterdeck als Damensalon.

Hitze dem Tanzvergnügen hin. Doch dies ist nur ein Mittel, um dem Bordquartett Zeit zu geben, zum hundertstenmale den Anschlag zu probieren. Endlich wird das „Annchen von Tharau“ oder „Im schönen Monat Mai“ angestimmt und das „German Lied“ verfehlt seine Wirkung auf die sentimentalen Saiten der englischen Damen nicht, während es bei den hartgesotteten Bordinfassen eher die Erinnerung an die europäische Maientemperatur ist, welche angesichts der herrschenden Hitze angenehm berührt. Doch das Quartett ist nur das Entrée zur musikalischen pièce de résistance, einem Chorgesang der Mannschaft unter Leitung des vom Amte eines Schiffszimmermannes unzertrennlichen Bordtenors. Dieser Gesang entspricht vermöge der Tonstärke, und da er in italienischer Sprache vorgetragen wird, den Grundbedingungen, die ein englisches Publicum an den Gesang stellt, im vollsten Maße. Die nun folgende Zitherproduction

findet schon ein entsprechend vorbereitetes Terrain und vollendet die musikalische Eroberung.

Mittlerweile haben sich die betreffenden Ehegemahle beim Buffet gütlich gethan. Mit einem Glase Champagner oder Ungarwein in der Hand wird die Gefährlichkeit des Genusses von Spirituosen in den Tropen sehr ausführlich besprochen. Die Versicherung: „I never take any spirits“ wechselt in regelmäßiger Folge mit: „I'll thank you for another drop of this stuff, which is really very nice indeed“. Dabei kommt glücklicherweise in Vergessenheit, daß, wie bei der mangelnden Vertrautheit mit den Familienverhältnissen erklärlich, mitunter mancher für den Vater seiner jungen Frau gehalten wurde, während die ältliche unverheiratete Schwester eines Anderen für die Mutter einer jugendlichen Freundin in ihrer Begleitung gegoten. Unter wiederholten diätetischen Betrachtungen über das Trinken in den Tropen kommt jedoch auch dieser Theil der Gesellschaft, zu welchem von Bord aus meist die damenscheuen Cadetten das Contingent stellen, in die richtige Stimmung, und wie es nun erneut zum Tanzen kommt, ist die Theilnahme eine allgemeine.

Doch auch Bordvergnügungen haben ihr Ende, ja angesichts der bezüglich der Mannschaft aufrecht zu erhaltenden Stundeneintheilung treten bei denselben meist früher als anderswo zwingende Umstände ein, die einer gesellschaftlichen Übersättigung vorbeugen. Da gibt es nun ein nie endenwollendes Händeschütteln, und manch zärtlicher Blick wird ausgetauscht, besonders unter dem jüngeren Theil der Gesellschaft. Im Bewußtsein, daß man sich im Leben wahrscheinlich nicht mehr wiedersehen dürfte, braucht man ja seinen Gefühlen keinen zu großen Zwang anzuthun und die Worte nicht gar so gewissenhaft abzuwägen. Übrigens sind die Versicherungen, daß man sich stets des so angenehmen Festes erinnern werde, gewiß sehr aufrichtige und tiefgefühlte und bewähren sich auch erfahrungsgemäß — bis zur Ankunft des nächsten Kriegsschiffes, beziehungsweise bis zum Anlangen im nächsten Hafen.

## Capitel XIII.

### Pulo Penang.

Nicht sobald dürfte irgend ein Ort des Ostens den europäischen Touristen so entzücken, wie Pulo Penang. Die kleine, kaum 5 Quadratmeilen umfassende Insel, deren höchste Spitzen bis nahezu 1000 Meter über der Meeresfläche aufsteigen, bietet, dank ihrer reichen Vegetation und der gebirgigen Gestaltung, die reizendsten tropischen Landschaftsbilder. Unmittelbar an der blauen See erheben sich mit dem üppigsten Grün bedeckte Hügel, und der östliche flachere, eine Meile von der Halbinsel von Malacca entfernte Theil der Insel ist ein wundervoller tropischer Park, dessen jasminartiger Duft sich selbst bis an Bord der vor Anker liegenden Schiffe verbreitet. Vom Hafen von George Town, welcher durch den schmalen, seichten Canal zwischen der Insel und dem ebenfalls dicht bewachsenen, doch niederen Festlande gebildet wird, genießt man einen ganz besonders freundlichen Ausblick. Im Vordergrund ein sehr lebhaftes maritimes Treiben; zwischen Dampfern und größeren Segelschiffen fesseln hauptsächlich Djunken mit ihren bizarr geformten, buntgefärbten Segeln, sowie die malaiischen Fischerpraos die Aufmerksamkeit. Über der weißen Strandlinie sehen wir die niederen, saftiggrünen Wälle des Fort Cornwallis mit dem auf hohem Signalmaste installierten Leuchtfeuer; freundliche Landhäuser blicken zwischen dunklen Gebüsch und schlanken Palmen hervor, endlich zeigt sich die lange Reihe weißer Häuser des Chinesenviertels. Letzteres ist durch eine Unzahl von Warenbooten, die vor demselben schwärmen, und durch zierliche Sampans (chinesische Passagierboote) an den Landungstrepfen als Mittelpunkt der Handelsthätigkeit gekennzeichnet. Im Hintergrunde dieses Bildes erhebt sich Hügel über Hügel, mit dichtem Baumwuchs bedeckt und bis zur lustigen Höhe des Gouvernment Hill aufsteigend. Ein anmuthiges, lachendes Bild, wie es selbst in den Tropen nicht allzuhäufig ist.

George Town selbst ist ebenfalls eine recht interessante Stadt, die Niederlassung eines Völkergemisches, wie man es in dieser Mannigfaltigkeit nicht sobald wiederfindet. Der Osten und der Westen Asiens vereinigen sich hier, fast alle Stämme des ungeheuren Continentes haben hier ihre Vertreter. Araber, Perser, Indier, von den baumlangen Sikhs des Nordens in allen Variationen bis zu den dunkelfarbigem Tamuls des Südens — hier Klings genannt —, Birmanen, Malaien, Buggys (Bewohner des Sunda-Archipels), Chinesen und Japaner, alle in der betreffenden Landestracht, alle



George Town. Straße im Europäerviertel.

sich hier zu Hause fühlend. Die eigentlichen Hausherrn sind allerdings die Malaien, doch der Zahl nach überwiegen, besonders in der Stadt, die Chinesen.

Die Europäercolonie wird durch Engländer, Deutsche, Schweizer, und Holländer gebildet. Doch da in George Town die meisten Passagierdampfer anhalten, so ergießt sich oft ein ganz internationaler Touristenstrom über dessen Gassen.

Wie aus der ethnographischen Zusammensetzung der Bewohner erklärlich, hat auch die Stadt einen stets wechselnden Charakter. An einen kleinen Kern von Geschäfts- und Warenhäusern, welcher beim Landungsplatze liegt, schließt sich gegen Nordwesten die endlose Straße des Europäerviertels, wenn man die mit weiten Zwischenräumen

aneinandergereihten Hotels und Landhäuser so nennen kann. Jedes Gebäude steht in einem mehr oder minder großen Garten. Sogar Kirchen und öffentliche Gebäude sind von hübschen Rasenplätzen, Blumenbeeten und Baumgruppen umgeben; bei den letzteren fesselt der hier so häufige „Baum des Wanderers“ das europäische Auge. Equipagen, von hübschen australischen Pferden gezogen, oder nette, mit ausdauernden Sumatraponies bespannte Miethwagen bergen meist sichtlich unter dem Tropenklima leidende europäische Damen der Colonie oder Touristen in phantastischen Tropencostümen. Der südliche Theil der Stadt hat dagegen vorwiegend chinesisches Gepräge. Einige palastartige Häuser wohlhabender Chinesen mit reich vergoldeten, kunstvoll geschnitzten Thoren und reizenden Verzierungen von Porzellanblumen oberhalb der Eingänge bilden den Übergang zu breiten Straßen von unverfälscht chinesischem Charakter. Von den buntbehangenen, mit allerlei Flitterkram, doch im ganzen nicht ohne Geschmack ausgestatteten Tempeln bis zu den durch ihre besonders pompösen Hausaltäre kenntlichen verrufenen Restaurants zeigt sich alles genau so, wie im Reiche der Mitte. Hier ist der schwarze Chinesenanzug, der beliebte graue Filzhut und der obligate Sonnenschirm vorherrschend, und die von spärlich bekleideten Kulis gezogenen Djinrikshas sind das fast ausschließliche Gefährte. Im Kling-Viertel dagegen findet man wieder ein Spiegelbild der indischen Eingeborenenstädte mit all dem malerischen Schmutz, der diesen Niederlassungen eigen ist.

Wenn auch einige reichere Malaien Häuser in der Stadt besitzen, so wohnt doch die Mehrzahl der Angehörigen dieser Nation, gleich den Birmanen, in den ihnen eigenthümlichen Pfahlbauten außerhalb der Stadt, in der Nähe der See oder in der Mitte von Palmenhainen, und diese idyllischen Behausungen mit ihren zwar trägen, aber gutmüthigen Bewohnern versetzen uns wieder in das nachbarliche Birma. Die meist von Wäschern bewohnte Vorstadt in der Nähe der katholischen Mission ist ein reizendes Muster solcher Ansiedelungen.

Auch die Tracht, aus dem bunten Sarong (Lendentuche) bestehend, zu welchem die Frauen meist eine weiße, die Männer eine dunkle Jacke tragen, weicht wenig von der birmanischen ab; nur die goldgestickte cylindrische Sammtkappe der reichen Malaien ist dem von Birma Kommenden neu.

Einer der schönsten Punkte Penangs, wohin auch jeder Tourist, er mag wollen oder nicht, von den eigensinnigen Kosselentern geführt wird, ist der „Wasserfall“. Derart wird kurzweg ein großer, in einem Thale zwischen schön bewachsenen Hügeln befindlicher Park bezeichnet, in dessen Hintergrunde das Bächlein von den Bergen stürzt, welches George Town mit Wasser versorgt. Wenn auch der Wasserfall an sich weder durch seine Höhe noch durch seine Wassermenge bemerkenswert ist, so bleibt immerhin der Anblick der weißen Wasserstrahlen zwischen den schwarzen Granitfelsen und dem dunklen Grün recht hübsch. Auch ladet die angenehme Kühle, welche das Wasser verbreitet, zum Ausruhen auf den in der Nähe befindlichen Ruheplätzen ein, von welchen man auch das in seiner Art an die grüne Steiermark mahnende Thal

gut überblickt. Vom Wasserfall führt der Weg nach dem Gouverneursgebäude, welches nahezu 800 Meter über der See liegt. Dasselbe bietet außer einer hübschen Umgebung noch die große Annehmlichkeit einer kühleren Temperatur. Das Thermometer steht daselbst stets um 5 bis 6 Grad niedriger als in George Town, und die Nächte sind mitunter sogar recht kühl. Diese Verhältnisse führten zu dem Unternehmen, hier ein Sanatorium für die umliegenden tropischen Stationen einzurichten. In der That wird das hier befindliche Hotel häufig von den Pflanzersfamilien des nahegelegenen Sumatra besucht. Doch die große Feuchtigkeit, die oben herrscht — fast täglich geht ein Gewitter daselbst nieder — hat auch ihre Nachtheile, und böswillige Leute behaupten, daß man dort vielleicht von Blutarmut und Nervenschwäche geheilt wird, dafür aber häufig Rheumatismus eintauscht.



Kling-Familie.

Pulo Penang producirt gegenwärtig wenig. Unter den Muscatnußbäumen und Gewürznelken hat eine Krankheit große Verheerungen angerichtet, und somit beschränken sich die Bodenerzeugnisse auf etwas Zuckerrohr, Betelnuß und Cocosnüsse. Dagegen ist Pulo Penang in politischer und commercieller Beziehung von großer Bedeutung.<sup>1)</sup>

Es ist der zeitweilige Sitz des Gouverneurs der Straits-Settlements,<sup>2)</sup> unter welchem bescheidenem Namen bald eine sehr ausgedehnte Colonie zu verstehen sein wird. Gegenwärtig gehört allerdings nur die Insel Penang, ein Streifen der gegenüberliegenden Küste des Festlandes — die Provinz Wellesley — das Gebiet von

Malacca, sowie die Insel und Stadt Singapore, insgesammt ungefähr 180 Quadratmeilen und 500.000 Einwohner, dazu. Allein es unterliegt keinem Zweifel, daß bald der ganze südliche Theil der Halbinsel von Malacca dazu geschlagen werden wird. Auf demselben befinden sich nämlich, wie bekannt, mehrere malaiische Fürstenthümer, von denen Neda und Sigor in einem Vasallenverhältnis zu Siam stehen, während die südlicher gelegenen bis vor kurzem unabhängig waren. Bei dem steten Verfall dieser Staaten, die sich langsam in immer kleinere Einheiten auflösen, sind aber die Zustände derartig, daß jeder Handel, jede zweckmäßige Ausbeutung der natürlichen Reichthümer unmöglich ist.

<sup>1)</sup> 1886: Import 33,000,000; Export 37,000,000 Dollars (der Dollar ungefähr 2 fl. B.-M.).

<sup>2)</sup> Zu deutsch: „Straßen-Niederlassungen“, so benannt nach der Lage in der Nähe der Malaccastraße.

Besonders die Rechtspflege befindet sich dort auf der primitivsten Stufe. Was man uns von dem Gerichtsverfahren der malaiischen Sultane erzählte — wenngleich dort vor dem ganzen versammelten Volke Recht gesprochen wird — war allerdings zu einer Niederlassung in diesen Gegenden nicht verlockend. Daher sieht sich die englische Regierung veranlaßt, der Reihe nach sämtliche Staaten der Malacca-Halbinsel unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, wobei sie ganz methodisch vorgeht. Dem betreffenden Herrscher wird eine Pension angeboten, wenn er gestattet, daß unter seiner nominellen Regierung englische Beamte die Verwaltung seines Gebietes übernehmen.<sup>1)</sup> Geht er auf diesen Antrag nicht ein, so verlangt man, daß er einem englischen Agenten den Aufenthalt gestatte. Dieser arbeitet nun entsprechend vor, und wenn der gegenwärtige Herrscher sich in irgend einem Punkte nicht willfährig zeigt, so knüpft der englische Agent Beziehungen mit dem nie fehlenden Thronprätendenten an. Kommt es dann zum Bruche, so wird der alte Sultan entthront und dem neuen nur unter der Bedingung zum Throne verholfen, daß er das englische Protectorat annimmt. Derart sind im Laufe der letzten Jahre Perak, Selangor und Sungei Udjong unter das englische Protectorat gelangt, während Djohore, Rambu und Singi schon unter einem Einflusse stehen, der, praktisch genommen, dem Protectorate ziemlich gleich kommt. In der That plant man schon eine Eisenbahn, welche von Singapur aus längs der Westküste der Halbinsel laufen und die besonders an Werthholz und Zinn sehr reichen Districte derselben dem Handel aufschließen soll. Unternehmungslustige Engländer sprechen sogar schon von einer Schienenverbindung Singapores mit Europa; doch dürfte bis zur Ausführung einer solchen noch einige Zeit verfließen.

Wie elektrisierend die mit dem englischen Protectorate eintretende Sicherheit des Lebens und des Eigenthumes auf den Unternehmungsgeist wirkt, kann man übrigens deutlich an dem raschen Aufblühen von Perak beobachten. Binnen der kürzesten Zeit haben sich 60.000 bis 80.000 Chinesen bei Taipeng angesiedelt, um Zinn zu fördern, und die kurze, kaum vier geographische Meilen lange Eisenbahn, welche von diesem Orte zur See führt, weist ein Reinerträgnis von mehr als 200.000 Dollars jährlich aus. Desgleichen hat jetzt auch ein französischer Ingenieur im Kuda-districte eine Zinngrube in Ausbeutung, welche einen Reinertrag von über 350 Dollars täglich liefert.

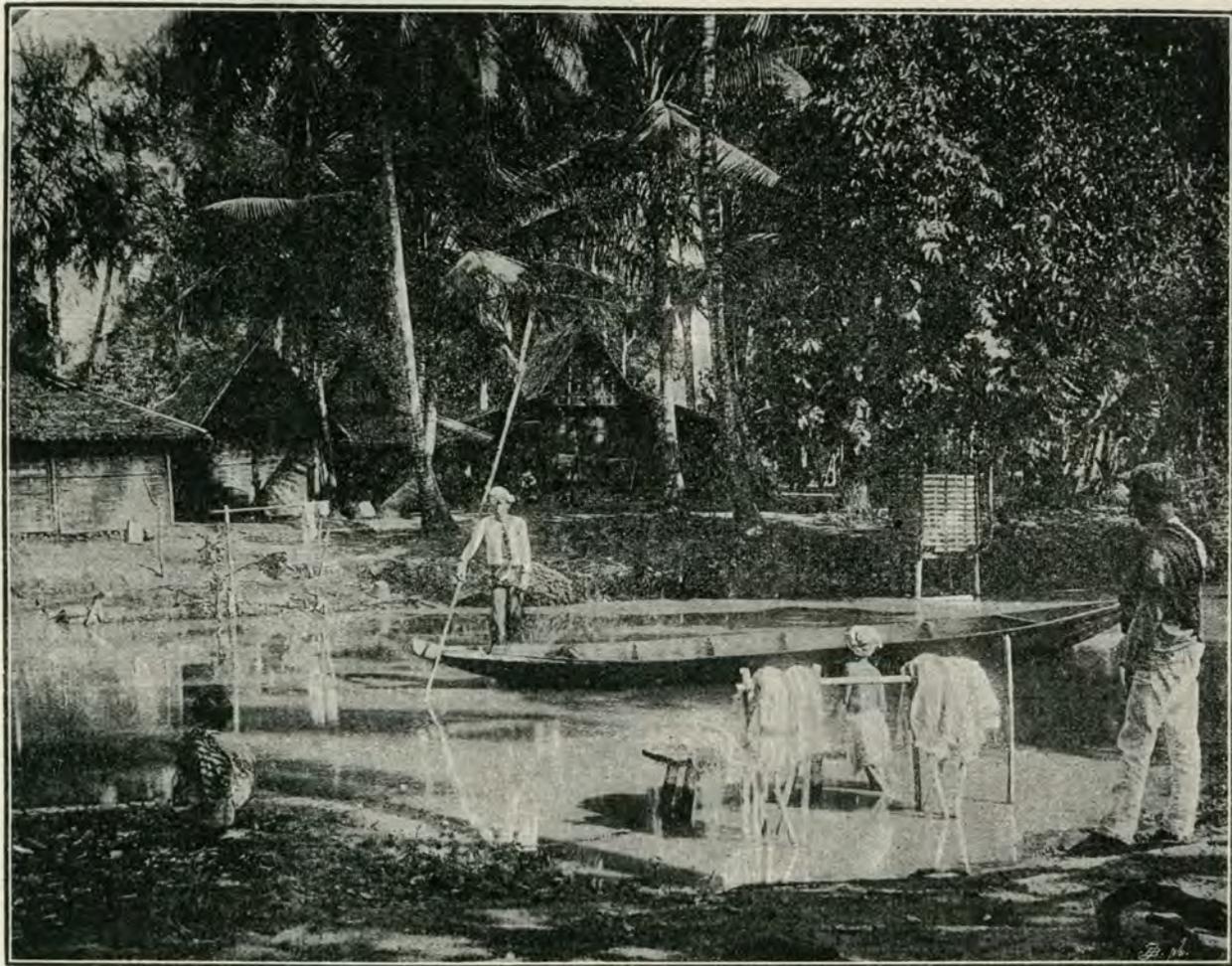
Die commercielle Bedeutung Pulo Penangs liegt darin, daß es das Entrepot für den Warenverkehr zwischen der Malacca-Halbinsel und den reichen Tabakdistricten Sumatras mit Europa bildet. Fast täglich kommen Dampfer von den genannten Productionsgebieten nach Pulo Penang, bringen die Landeserzeugnisse dahin und holen dafür europäische Industrieartikel ab. Ferner geht die so wichtige Kuli-Emigration nach dem Festlande und nach Sumatra zum großen Theile über Pulo Penang.

<sup>1)</sup> Pulo Penang und die Provinz Wellesley wurden vom Sultan von Steda um eine Pension von je 10.000 Dollars jährlich direct abgekauft (1780 und 1800).

Bei der dünngesäeten Bevölkerung, sowie bei der Trägheit der Malaien fehlt es nämlich in diesen Gegenden an Arbeitskräften. Es wurde daher unter der Aufsicht der Colonialregierung eine regelrechte Einwanderung von Kulis aus China und Indien organisiert, und außerdem strömen noch massenhaft auf eigene Rechnung Arbeit-suchende aus diesen Gegenden herbei. Von welcher Bedeutung diese Einwanderung ist, kann man daraus entnehmen, daß im Jahre 1887 an 170.000 Chinesen und 17.000 Indier, meist Tamuls, in der Colonie ankamen. Wenn nun auch eine gewisse Anzahl derselben heimkehrte, so bleibt doch ein ganz bedeutender Überschuss zurück. Dies gilt besonders von den Chinesen, daher zu gewärtigen ist, daß die Malacca-Halbinsel in absehbarer Zeit vorwiegend von Chinesen bevölkert sein wird. Der Fortschritt, den das chinesische Element in diesen Gegenden macht, ist unglaublich. Vermöge ihres ausgezeichneten Handelsgeistes, ihrer Emsigkeit und ihres zähen Zusammenhaltens machen sie jede Concurrenz unmöglich. Ja die europäischen Kaufherren können sie als Zwischenhändler gar nicht mehr entbehren. In den Zinngruben von Perak kann sich nur ein einziger Australier mit Mühe neben all den chinesischen Unternehmern behaupten, und selbst auf Pulo Penang sind fast alle Häuser der Stadt, sowie viele Grundstücke chinesisches Eigenthum.

Ursprünglich gründeten die Chinesen am Einwanderungsorte meist eine zweite Familie, indem sie eine Malaiin zur Frau nahmen. Sie besuchten dabei in regelmäßigen Zwischenräumen ihre Familie im Heimatsorte, und kehrten nach erlangtem Wohlstande wieder endgiltig nach China zurück. Mitunter vereinigten sie ihre sämtlichen Kinder bei der einen oder bei der anderen Frau, und die Kinder waren dabei gut aufgehoben; doch ein Zusammenleben beider Frauen in einem Orte war ausgeschlossen. Da jedoch zeitweilige Ansiedler die traurige Erfahrung machten, daß sie nach der Heimkehr das Ausbeutungsobject habgütiger Mandarine bilden, so siedeln sich jetzt viele Chinesen gänzlich in den Straits-Settlements an und bringen ihre Familien von China herüber. Im Jahre 1887 wuchsen in dieser Weise über 6000 chinesische Frauen in der Colonie zu. Diese Gattung Einwanderer erweist sich auch den Bekehrungsversuchen der Missionäre sehr zugänglich, und wieder sind es hier die französischen, katholischen Missionäre, welche die protestantischen weit überflügeln. Die Katholikengemeinde in Penang beträgt mehr als 5000 Seelen, und die von den Missionären und Schwestern geleiteten Schulen erfreuen sich des regsten Zuspruches und erzielen sehr gute Erfolge.

Gelegentlich eines Kirchenbesuches wurde uns der ungewohnte Anblick zu theil, eine große Anzahl chinesischer und indischer Mädchen, sowie auch einige Malaiinnen, theils in der Landestracht, theils europäisch gekleidet, die Messe anhören zu sehen. Das gesittete Benehmen derselben hätte den Zöglingen eines europäischen Mädchenpensionates zur Ehre gereicht, wemgleich augenscheinlich auch diesen braunen Töchtern Evas eine gewisse Quantität Neugierde — deren Hervortreten übrigens angesichts des ihnen seltenen Anblickes eines Schiffsstabes begreiflich war — als Erbtheil zufiel.



George Town. In der Wäschervorstadt.



Die Thätigkeit der französischen Missionäre erstreckt sich über die ganze Halbinsel Malacca. Wenn sie auch unter den Malaien, welche sich durchgehends zum Mohammedanismus bekennen, wenig Erfolge erzielen, so finden sie dafür bei den Ureinwohnern, den Drang Outangs, Drang Buit, den Mantras, Karfus u. schon ein vorbereitetes Terrain, beziehungsweise Spuren früheren Christenthumes. Diese Eingeborenen, obwohl sie gegenwärtig äußerst primitiv in Pfahlbauten, ja auf Bäumen in den Wäldern hausen und sich zumeist von den Erträgen der Jagd nähren, bei welcher sie sich des Sampitan (Blasrohr mit vergifteten Pfeilen) bedienen, scheinen vor der malaiischen Invasion bessere Zeiten gesehen zu haben. Von diesem Zeitpunkte her bewahren sie Traditionen der christlichen Religion, welche letztere ihnen wahrscheinlich durch den heiligen Thomas gebracht wurde. So glauben sie an einen allmächtigen Gott, an Nabi Issa (Jesus Christus), und erzählen die Schöpfungsgeschichte annähernd so, wie sie in der Bibel dargestellt ist. Trotz alles sonstigen Aberglaubens wird bei einer ernstlichen Krankheit zu Jesus gebetet, und in den letzten Augenblicken eines Sterbenden wird ihm dessen Seele anempfohlen. Dieser Umstand, sowie die Spuren alten Christenthumes in Assam, wo manche Stämme das Kreuz als Abzeichen auf der Stirne tragen, in Yunnan (südwestlichem China) unter den Miantse und unter den birmanischen Karens, lassen darauf schließen, daß das Christenthum im östlichen Asien in den ersten Jahrhunderten seines Bestandes bedeutende Verbreitung hatte, jedoch theils durch die Verfolgungen seitens der Chinesen, theils durch die Anstürme der fanatischen Mohammedaner seither wieder fast verschwunden ist.

Obwohl die Malaien vermöge ihrer Indolenz keine hervorragende Rolle auf Penang spielen und selbst numerisch den Chinesen nachstehen, so ist doch ihre leichte, wohlklingende Sprache, hier wie im ganzen Sunda-Archipel, die allgemein angenommene Verkehrssprache. Sowohl Europäer, als die übrigen Ansiedler müssen derselben kundig sein, um sich in dem Völkergewirre dieser Gegenden verständigen zu können. Allerdings beschränkt man sich auf das zum mündlichen Verkehre Nöthige, da die von den Malaien angenommenen arabischen Schriftzeichen das Schreiben ihrer Sprache sehr erschweren.

Bei dem regen Verkehre mit Sumatra ist man auf Pulo Penang über alle Vorfälle daselbst bestens unterrichtet. In Atschin sind die Verhältnisse für die Holländer recht ungünstig. Sie können gegenüber den Atschinesen kein Terrain gewinnen, ja sie haben sich sogar auf die befestigten Grenzorts zurückziehen müssen. Das schwierige Djungelterrain, das ungesunde Klima — die Beri Beri-Krankheit grassirt unter den holländischen Soldaten —, vielleicht auch die Beschaffenheit der holländischen Truppen, welche zum Theil aus Europäern, zum Theil aus Savanen bestehen, endlich der Umstand, daß den Atschinesen, trotz der holländischen Kreuzer, stets Kriegsbedarf zugeschnuggelt wird, sind die Hauptursachen davon. Wäre es nicht wegen des nachtheiligen Eindruckes, welchen das Aufgeben des Feldzuges auf die Savanen und die übrigen Eingeborenen Niederländisch-Indiens machen müßte, so hätte man daselbe

wohl längst schon beschlossen. Denn die bescheidene Machtentfaltung — es sind in Atschin vielleicht 10.000 Mann im Felde — hat bereits Millionen und Millionen verschlungen. Dagegen blüht Dehli mit dem so außerordentlich einträglichem Tabakbau immer mehr auf. Hier sehen wir noch ein Land, für welches die alten Begriffe der Einträglichkeit von Pflanzungen am Plage sind. Wenn auch mit dem Tabakbaue manche Schwierigkeiten verbunden sind, und in erster Linie die Kulifrage den Besitzern viele Sorgen verursacht, so ist dafür bei guter Ernte das Erträgnis ein derart reiches, daß mit einem Schläge fast das Schäfchen ins Trockene gebracht werden kann. Es werden Fälle angeführt, in denen kleinere Gesellschaften Dividenden bis zu 300 Procent auszählten, und selbst bei den zwei größten Actiengesellschaften ergab sich heuer eine Dividende von über 100 Procent.

Wie uns ein Pflanzer erzählte, ist das Anlegen einer Tabakpflanzung auf Sumatra zwar mühselig, doch wenn man methodisch dabei zuwerke geht, verhältnismäßig rasch zu bewerkstelligen.

Das Wichtigste ist naturgemäß die Wahl des Terrains, da der Tabak selbst in der gleichen Gegend, je nach der Lage der Pflanzung, verschiedene Güte erreicht. Ist man über das Terrain im klaren, und hat man auch eine passende Stelle für das Wohnhaus gefunden, so wird das Grundstück mit der Bouffsole viereckig ausgesteckt und wieder in vier gleiche Vierecke getheilt. Wo diese zusammenstoßen, ist der Platz für die Arbeiterhäuser. Einige Kulis, meist Chinesen, werden aufgenommen und lagern vorderhand in flüchtig aufgerichteten Strohhütten. Nun werden vor allem Wege kreuzweise über das Grundstück geführt, und die dadurch gesonderten Parcellen meist im Contractwege von Eingeborenen durch Fällen der Bäume und Abbrennen ausgerodet. Chinesische Zimmerleute aus Penang bauen das Wohnhaus des Pflanzers und das seiner Gehilfen, während die Kulis ihre endgiltige Behausung aufrichten. Kotanggeflecht spielt dabei die Hauptrolle, und kein Nagel kommt bei diesen Bauten in Verwendung. Das Dach wird mittels Pandang- und Bambusblättern hergestellt. Jede Genossenschaft der Kulis hat eine abgesonderte Gruppe von Hütten und steht unter den Befehlen eines Führers aus ihrer Mitte; für je hundert Kulis wird ein europäischer Aufseher gehalten. Sind die Kulis unter Dach, so wird mit dem Bau der Wirtschaftsgebäude begonnen, welche im Mittelpunkte eines jeden Plantagenviertels ihren Platz zugewiesen erhalten. Nun reinigt man das Terrain, läßt jedoch die Baumwurzeln stehen. Im Februar wird der Tabak gesät, vierzig Tage nachher versetzt man die Pflanzen, und im Juni findet in mehreren Leses der Schnitt statt. Nach zwei- bis dreiwöchentlichem Trocknen werden die Blätter mit Wasser befeuchtet in Körben zusammengelegt und behufs Gährung einer Temperatur von 50° C. ausgesetzt. Sodann findet die Sortierung nach der Farbe statt, hierauf wird der Tabak erneut einer Gährung unterworfen und schließlich gepresst. Der erste Schnitt ist zumeist der beste. Der Sumatrabak ist zwar stark, hat aber ein angenehmes Aroma und eignet sich besonders für Cigarrendeckblätter.



Malaiischer Sultan zu Gericht sitzend.



Die unruhige und manchmal gefährliche Nachbarschaft der Battas soll für bahnbrechende Pflanzler auf Sumatra die Quelle mancher Schwierigkeiten sein. In Pflanzerkreisen findet daher das Interesse, welches dieser Volksstamm vom culturhistorischen Standpunkte verdient, nur eine mäßige Würdigung. Aber selbst nach den Schilderungen dieser vorwiegend praktisch denkenden Leute muß eine nähere Kenntnis der Battas, wie sie Baron Brenner durch seine Reisen auf Sumatra erlangt haben dürfte, außergewöhnlich Interessantes zu Tage fördern. Es sollen unter diesem Volke, welches durch manche Sitten und Gebräuche, sowie durch die Bauart der Häuser, die malaiische Verwandtschaft mit den Hovas auf Madagaskar darthut, ganz geregelte Zustände herrschen. Auch spricht der Umstand, daß fast jeder Batta lesen und schreiben kann, für eine gewisse Cultur derselben. Dagegen ist die Zeitrechnung der Battas, nach Nächten und den bei ihnen häufigen Blatternepidemien, noch sehr urwüchsig; auch huldigen sie noch der Menschenfresserei. Letztere soll allerdings nur zum Tode verurtheilte Gefangene treffen, um die solidarische Verantwortlichkeit des gesammten Gerichtshofes herbeizuführen.

Auch die Raubthiere geben den Pflanzern dieser Gegenden viel zu schaffen. Besonders über Tiger und Tigerjagden wußte man uns viel zu erzählen. Vielleicht war bei manchen dieser Schilderungen auch ein wenig das unter den Tropen herrlich gedeihende Sägerlatein in Rechnung zu ziehen. Unter den Jagdabenteuern, die man uns zum besten gab, und welche zumeist die thatsächlich sehr tigerreiche Malacca-Halbinsel als Schauplatz gehabt haben sollen, gab es allerdings einige, die den Neid Tartarins de Tarascon erregt hätten. Eine Episode, welche sich in Perak abgespielt haben soll, indem ein Nimrod vor sein Haus tritt, plötzlich einen Tiger vor sich gewahrt, vor Schreck zurückspringt, wobei mit dem zufällig losgehenden Gewehr das Raubthier niedergestreckt wird, erfordert zwar auch eine starke Beherrigung des Sprichwortes: „Le vrai n'est pas toujours vraisemblable“, wurde uns jedoch allerjeits als wahrheitsgetreu bestätigt.

Trotz der paradiesischen Schönheit von Pulo Penang, und obwohl die Insel als recht gesund gilt, die hier herrschende Temperatur, welche zwischen 28 und 32° C. variiert, für die Tropen eine relativ mäßige ist, überdies ja auch ein stärkender Aufenthalt auf dem Gouvernements Hill leicht gewonnen werden kann, siedelt sich doch kein Europäer hier an, sondern jeder verweilt nur so lange, als er nöthig hat, um sich ein Vermögen zu erwerben. Diese den meisten Tropenstationen gemeinsame Eigenthümlichkeit erweist sich im allgemeinen der Geselligkeit wenig förderlich, da naturgemäß das ganze Sinnen und Trachten der Herrenwelt in erster Linie auf den Geld-



Malaiin von Stand.

erwerb gerichtet ist. Nichtsdestoweniger findet man sich des Abends häufig im hübschen Penang Club, und besonders der deutsche Theil der Gesellschaft vereinigt sich oft zu einer Kegelpartie daselbst. Auch zeigt man sich Fremden gegenüber, welche eine kleine Abwechslung in das eintönige Alltagsleben bringen, besonders freundlich.

Doch der Stab der „Fasana“ war diesmal nicht in der Gemüthsstimmung, an Festlichkeiten theilzunehmen. Eine traurige Pflicht nahm uns vor allem in Anspruch.

Vor anderthalb Jahren mußte Schiffsleutenant Edmund Hermann, welcher an



Tiger auf der Strecke.

einem bössartigen Darmleiden erkrankt war, von der Corvette „Aurora“ hier ausgeshifft werden und verschied nach dreiwöchentlichem schweren Todeskampfe. Seit dieser Zeit hatte kein k. u. k. Kriegsschiff Penang besucht, und es handelte sich jetzt darum, all den Personen, welche mit aufopfernder Herzlichkeit sich des Leidenden angenommen und ihm die letzten Ehren erwiesen hatten, zu danken, sowie das Andenken des allgemein beliebten Kameraden, der selbst in seinen letzten Momenten durch sein tiefes Gemüth und eine heroische Resignation noch Freunde gewonnen hatte, zu ehren. Stab und Mannschaft nahmen an einer feierlichen Todtenmesse in der

katholischen Hauptkirche theil, sodann wurde auf den Gottesacker hinausgefahren, um das Grab zu besuchen und daselbst Kränze niederzulegen. Man kann sich kaum eine schönere Lage als jene des katholischen Friedhofes von Penang denken, wo zwischen einer üppigen tropischen Vegetation unter dem Schatten von Palmen die irdischen Überreste der Gläubigen ruhen. Wohl kein Auge blieb trocken, als wir die Steinpyramide umstanden, welche den Ort bezeichnet, wo der hochgeachtete und geliebte Freund und Kamerad, der mit uns Freud und Leid von der Jugendzeit bis zum Mannesalter getheilt, fern von der gemeinsamen Heimat, fern von den Lieben, seine letzte Stätte gefunden. Er ruhe sanft in fremder Erde!

## Capitel XIV.

### Singapore.

Als die Engländer nach dem Wiener Congresse 1814 die Sunda-Inseln den Holländern zurückgaben, war ihr Bestreben dahin gerichtet, sich in dieser für den Verkehr zwischen Indien und China so wichtigen Gegend einen Stützpunkt zu sichern. Dem als seinerzeitigen Gouverneur von Java mit den Verhältnissen wohlvertrauten Sir Stamford Raffles entgieng es nicht, daß die Insel Singapore des damals noch unabhängigen malaiischen Sultanates von Djohore hierzu das geeignetste Object wäre.

Mit der den Engländern in solchen Angelegenheiten eigenen Energie wurden sofort die Verhandlungen begonnen und mit großem Nachdruck geführt; dieselben führten um so rascher zum Ziele, als gerade damals das legitime Herrscherhaus in Djohore ausgestorben war, und zwei Minister sich in das Reich getheilt hatten. Im Jahre 1819 wurde der Kaufvertrag abgeschlossen. Damals zählte die kaum 10 Quadratmeilen große Insel, die zumeist mit Djungeln bedeckt war, nur wenige ständig ansässige Einwohner. Hier war ein berühmtes Stellbischein von Piraten, welche auf der Insel die Beutetheilung vornahmen, und zahlreiche herumliegende Menschenschädel waren die ersten Objecte, welche dem Besucher beim Landgange auffielen.

Mit dem Hissen des britischen Unionjacks änderte sich dies im Handumdrehen. In Kürze entstand hier eine blühende Handelsstadt, ein Entrepot für die Sunda-Inseln, und seit der Eröffnung des Suezcanales ein Knotenpunkt des Seeverkehrs zwischen Europa und Ostasien, sowie Australien, von einer Wichtigkeit, die selbst jene des alten Emporiums dieser Gegend, Batavia, in Schatten stellt. Über 100.000 Einwohner zählt jetzt das ehemalige Piratennest, und wo einstens nur verdächtige Djunken und Praos einliefen, verkehren jetzt ebensoviele mächtige Dampfer.

Dennoch ist der erste Anblick der Stadt, wenn man gegen die offene, aber sichere Rhede steuert, weniger imposant, als man nach der Wichtigkeit des Ortes vermuthen sollte. Die großen Postdampfer befinden sich in den Bassins des neuen Hafens, welche von der Rhede aus kaum sichtbar sind, während die kleineren Dampfer und Küstenfahrer sich in der ausgedehnten Bucht verlieren. Der große Segler, die einst so belebende Staffage der Handelshäfen, ist auch hier nur mehr schwach vertreten. Die Insel Singapore, sowie die vorliegenden kleineren grünen Eilande bieten zwar ein freundliches Bild, vermögen aber nach Pulo Penang und den hübschen Ländern der Malaccastraße keinen besonderen Eindruck hervorzurufen. Die Stadt selbst zieht sich als eine lange niedere Reihe von meist einstöckigen Gebäuden hin, die im Nord-



Chinesischer Sampan.

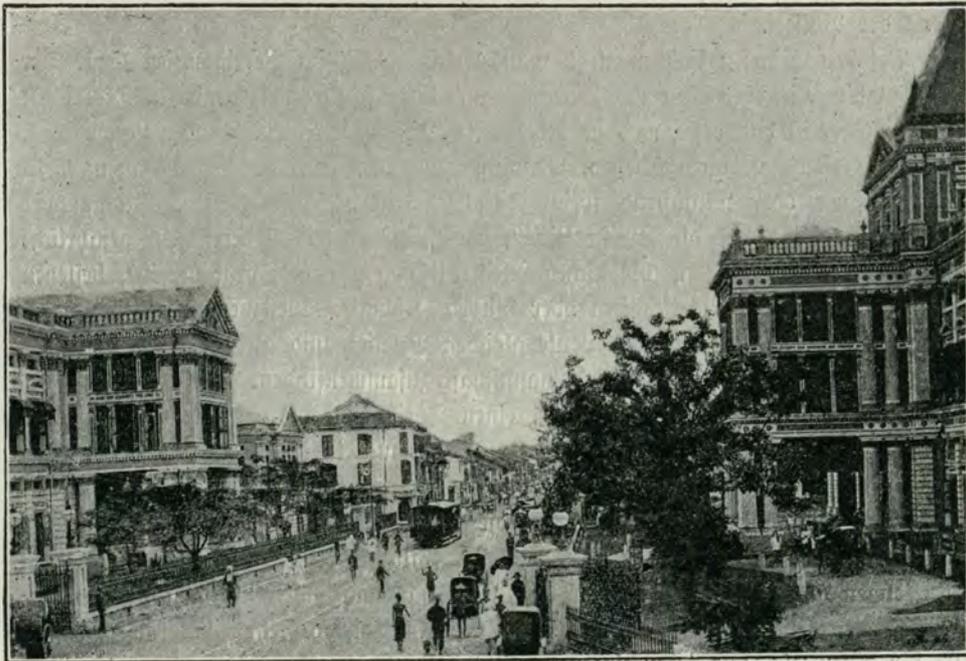
osten in ein malaiisches Pfahldorf übergeht. Dagegen verräth das höher liegende Fort Canning und die von schönem Grün umgebene, mächtige Kathedrale, daß man eine nicht unbedeutende Ansiedelung vor sich habe. Das Aussehen der Schiffe auf der Rhede belehrt uns zugleich, daß wir uns hier an der Eingangspforte nach Ostasien befinden. Dampfer mit chinesischen Aufschriften, wohl auch mit Chinesen-fulis beladen, desgleichen solche mit der bei uns unbekanntem Borneoflagge, Djunken aller denkbaren Größen und Formen, sowie zahlreiche Sampans, vom zierlichen Passagierboot bis zum schweren Warenlichter, und die langen, scharfgebauten malaiischen Praos mit runden Dächern, endlich kleinere Fahrzeuge, meistens von Chinesen bemannt, interessieren den europäischen Reisenden als ungewohnte Erscheinungen aus dem fernen Osten.

Tritt man am Johnson Pier ans Land und begibt sich, um eine Übersicht zu gewinnen, auf das Fort Canning, so bekommt man sogleich den richtigen Eindruck von der Größe Singapores. Gegen Südwesten auf dem entgegengesetzten Ufer des zu Füßen des Forts sich hinziehenden Singapore River zeigt sich das weite Chinesenviertel mit seinen meist blaugetünchten Häusern. Nahe am Landungsplatze liegen das Postgebäude und der Club, sowie die Geschäftshäuser der Europäer. Daran schließt sich das europäische Viertel mit seinen schönen Gärten, zahlreichen Hotels und verschiedenen Kirchen, das indische und malaiische Viertel und schließlich im Nordosten das schon erwähnte malaiische Kampong. Richtet man den Blick gegen das Innere, so gewahrt man einen großen reizenden Park mit zahllosen zerstreuten Bungalows, unter welchen das auf dem Gipfel eines hervorragenden Hügels befindliche hübsche Gouverneurspalais besonders auffällt. Diese Eintheilung der Stadt in verschiedene Viertel verwischt sich jedoch mit jedem Tage mehr, indem die chinesische Bevölkerung beständig zunimmt und langsam in allen Quartieren Fuß faßt.

In den Straßen Singapores herrscht das regste Leben, besonders aber im Chinesenviertel und in den nächst dem Landungsplatze befindlichen Theilen, woselbst sich die großen europäischen Kaufläden befinden. Ein Gemisch aller Völker des südlichen Asien, darunter aber vorherrschend die Söhne des Reiches der Mitte, wogt durcheinander, zwischen welchen die mit Vorliebe ganz weiß gekleideten Europäer, mit dem Helm als Kopfbedeckung, vereinzelt auftauchen. Jeder, der es nur einigermaßen zu erschwingen imstande ist, fährt; die Reicherer in den netten mit Ponies bespannten, kastenartigen Miethwagen, die Minderbemittelten in den Djinrikschas oder mit der ausgebreiteten Dampftramway. Von welcher Bedeutung der Wagenverkehr ist, kann man daraus entnehmen, daß man in Singapore über 1000 Miethwägen und 2200 Djinrikschas zählt. Letztere zweiräderige Wagen, stets mit rothem Tuch ausge schlagen und an der Rückseite oft mit originellen, geschmackvollen Goldlackverzierungen versehen, bieten mit dem sie ziehenden Kuli, dessen Bekleidung fast nur in einem konischen Strohhute besteht, immer einen für den Abendländer seltsamen Anblick. Sie sind eigentlich das für den Touristen bequemste Gefährte, indem man wie zu Fuß vollkommen freie Aussicht hat und jeden Augenblick anhalten kann. Auch sind diese Fahrzeuge so gut ausbalanciert, daß der Führer weniger Arbeit hat, als man nach seiner stark auffallenden Transpiration glauben sollte. In der That legen diese Führer bei einer Temperatur von mehr als 30° erstaunlich große Entfernungen zurück, ohne zu ermüden. Wir vertrauten uns einem solchen Fuhrwerk an, und wengleich eine mündliche Verständigung mit dem nur chinesisch und malaiisch sprechenden Kuli unmöglich war, so genügte doch ein Wink, um die gewünschte Richtung zu erzielen.

Vorerst gieng es durch das Chinesenviertel, welches wegen seiner offenen Werkstätten, der großen Bazare mit allen Erzeugnissen Chinas, der vielen Tempel und der fremdartigen Restaurants ein sehr interessantes Bild gewährt. Auffallend erschien uns die große Menge blaugekleideter Policemen — fast ausschließlich Indier und Malaien —

denen wir hier begegneten, und welche die geringste Menschenansammlung gleich energisch hintertrieben. Der Grund zu dieser strengen Handhabung der Straßenordnung lag in einer kurz vor unserer Ankunft stattgehabten Auflehnung der Chinesen, welche nahe daran war, einen sehr ernsten Charakter anzunehmen. Die meisten Häuser des Geschäftsviertels von Singapore haben nämlich Bogengänge, deren ursprüngliche Bestimmung es war, den Fußgängern den Verkehr im Schatten zu ermöglichen. Die zahlreichen ambulanten chinesischen Verkäufer hatten sich aber diesen Umstand zunutze gemacht und dort ihr Standquartier aufgeschlagen. Als die Hausbesitzer dies ge-



Singapore. Straße nach dem neuen Hafen.

wahrten, vermieteten sie diese Plätze, was wieder zur Folge hatte, daß die Verkäufer sich nun ganz häuslich niederließen und die Passage vollends sperrten. Jahre hindurch war dies von Seite der Behörde geduldet und somit zum Gewohnheitsrecht geworden. Kürzlich nun sah sich die Colonialregierung auf wiederholte Klagen des Publicums hin veranlaßt, die Räumung der Arcaden anzuordnen. Die Chinesen lehnten sich dagegen auf, und als man mit Gewalt die Räumung vornahm, setzten sie sich zur Wehr, indem sie die Polizei mit Steinwürfen empfingen. Es wäre ein leichtes gewesen, mit Gewalt den Willen der Regierung durchzusetzen. Denn abgesehen von der in Singapore befindlichen Garnison, wurden auf die erste Nachricht von den Unordnungen hin auch das englische Casemattschiff „Orion“ und das Kanonen-

boot „Firebrand“ nach Singapore beordert, deren Landungsdetachements vor Begierde brannten, ihre militärische Leistungsfähigkeit zu erproben. Im letzten Momente schreckte jedoch die Colonialregierung vor der Anwendung zu energischer Maßregeln zurück, die wegen Betheiligung einiger kriegerischer Bruderschaften der Chinesen an der Auflehnung ohne einiges Blutvergießen nicht durchführbar gewesen wären. Man widerrief den mißliebigen Befehl und begnügte sich damit, die Rädelssführer der Bewegung festzunehmen. Wenn auch dadurch momentan der Emeute der Boden entzogen war, dauerte doch eine starke Gährung unter den Chinesen fort. Da begreiflicherweise der Vorgang der Regierung bloß auf deren Schwäche zurückgeführt wurde, die Chinesen sich daher stark fühlten, erforderte dies eine erhöhte Vorsicht seitens der Polizei.

Bei den Chinesen sieht man so recht, welche Macht im Vereinswesen liegt. Der einzelne Chinese ist eher scheu und furchtsam und läßt sich leicht imponieren. Dies fühlt er, und daher ist das erste, was er bei der Ansiedelung in einem fremden Lande thut, sich einer Gesellschaft anzuschließen. Abgesehen von den geheimen Gesellschaften, meist mit politischer oder wenigstens socialpolitischer Tendenz, den Hweis — Singapore besitzt deren einige, wie die „weiße Lilie“, das „Trias“ etc. — deren sehr gefährliche Thätigkeit den Behörden in chinesischen Niederlassungen große Sorge bereitet, bestehen auch die erwähnten Bruderschaften oder Gilden (Khonfi). Dieselben haben Versammlungsorte, Clubs, wo sich meist Leute gleichen Berufes und gleicher Lebensstellung, und dann wieder jene gleicher Landsmannschaft zusammenfinden.

Jedes Mitglied zahlt dem Vereine einen Theil seines Lohnes und wird dafür in Fällen von Krankheit und Noth unterstützt, oder auch in die Heimat zurückbefördert. Stirbt ein Mitglied, so wird sein Leichnam zur Beerdigung an die Gemeinde seines Geburtsortes gesandt. Überhaupt herrscht die größte Solidarität zwischen den einzelnen Mitgliedern und es kommt nie vor, daß im Falle eines Verbrechens sich Angeber oder Zeugen aus dem Khonfi finden, dem der Thäter angehört. Wird nun von einem Khonfi irgend ein gemeinschaftlicher Schritt beschlossen, so steht einer für alle und alle für einen ein, und jeder einzelne opfert dann Leben und Habe, um seinen Verpflichtungen gegenüber der Bruderschaft nachzukommen. Begreiflicherweise ist unter solchen Umständen die Aufgabe der Sicherheitspolizei eine ungemein schwierige.

Trotz der unsere Geruchsnerven nicht gerade angenehm berührenden Atmosphäre im chinesischen Viertel, deren Grund in den zahlreichen Eswarenbudon zu suchen war, wo bekanntermaßen faule Eier, gedörrtes Obst, welches Gemüse und getrocknete Fische eine hervorragende Rolle spielen, fanden wir dasselbe doch ganz reinlich. Der bewundernswerte Fleiß und Ordnungssinn der Chinesen und ihre wenn auch berechnete Höflichkeit gegenüber dem Fremden machen ebenfalls einen angenehmen Eindruck.

Wir übersehten nun den Singapore River, welcher buchstäblich von Djunken und Lastbooten, erstere zugleich ambulante Verkaufsläden, bedeckt war, und gelangten auf die Esplanade, den an der See gelegenen Hauptplatz des europäischen Viertels.

Hier ist man, bis auf das Straßenpublicum, ganz in Europa. Der Gymkhana Club, von dessen Terrasse man den davor liegenden schönen, mit einem Musikpavillon und der Statue Raffles gezierten Rasenplatz überblickt, war mit einer großen Anzahl elegant gekleideter Damen und Herren gefüllt, deren Equipagen — es war gegen Abend — in langen Reihen den Platz umstanden. Die zahlreichen, munteren Lawn-tennis-Gesellschaften auf dem saftigen, kühlen Rasen, das ausgedehnte Hotel Europa und die gothische Kathedrale im Hintergrunde ließen ganz vergessen, daß man sich am südlichsten Punkte Asiens befand. An der französischen Mission und der portugiesischen



Singapore. Das malaiische Kampong.

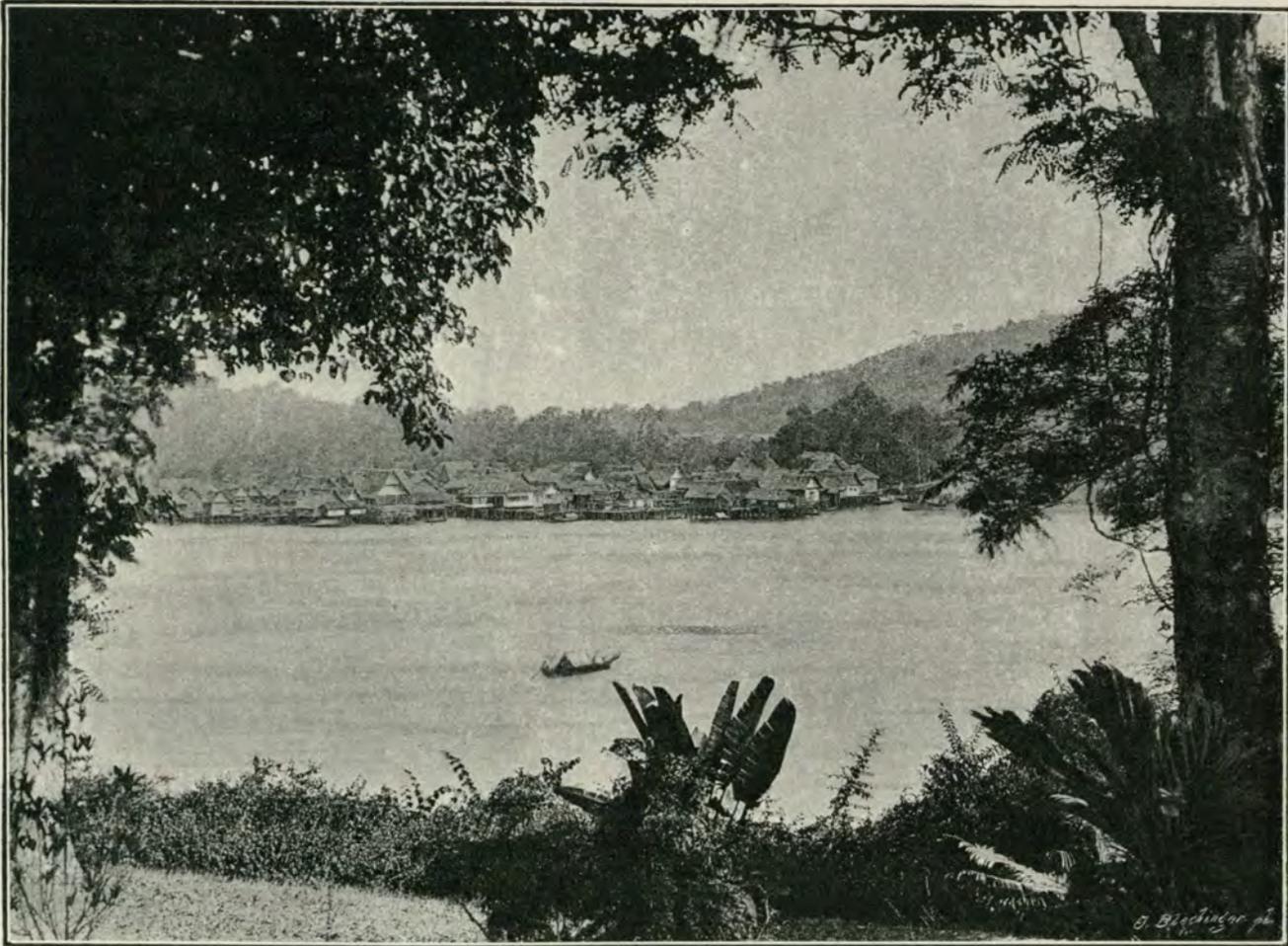
Kirche vorbei, gieng es nun durch die endlosen, einander senkrecht schneidenden Gassen des von allerlei Mestizen, Indiern, Malaien und Savanen bewohnten Stadttheiles, bis wir am nördlichen Ende desselben zum Kohore River gelangten. Auf dem entgegengesetzten Ufer desselben befindet sich das malaiische Dorf, welches schon vom Fort Canning unsere Aufmerksamkeit erregt hatte.

Trotz der Nähe der Stadt findet man in demselben ein unverfälschtes Muster einer malaiischen Ansiedlung, wie sie auf Sumatra nicht anders sein könnte. Auf dem bei Flut gänzlich überschwemmten Ufer erheben sich auf hohen Holzpfählen Taubenschlägen gleich die kleinen, mit hohen Giebelldächern aus Pandangblättern gedeckten Hütten. Steile Stiegen führen zu einer Plattform oder Veranda, wo sich

der Eingang zur Hütte befindet. Es war gerade Ebbe, und dadurch gewannen die scheinbar dem Schlamme entprießenden Häuser noch an Seltsamkeit. Eine der zahlreichen Piroguen führte uns hinüber. Hier wartete bereits die ganze männliche Dorfbevölkerung, ungeachtet des Schlammes, in welchem man knöcheltief versank, um den Drang Putih (weißen Mann) anzustarren. Die Frauen lugten dagegen scheu aus den kleinen Fenstern der Hütten, um möglichst viel zu sehen, ohne sich selbst den Blicken preiszugeben. Einen schönen Anblick boten diese Leute gerade nicht. Die mittelgroßen, aber muskulösen Gestalten mit den durch einen breiten Mund entstellten Gesichtern, waren meist nur mit einem kurzen Sarong von schwer erkennbarer Farbe bekleidet, die Jugend aber war ganz nackt und theilweise von Natur aus, theils wegen einer gewissen Wasserscheu, in der Farbe vom Schlamme wenig verschieden.

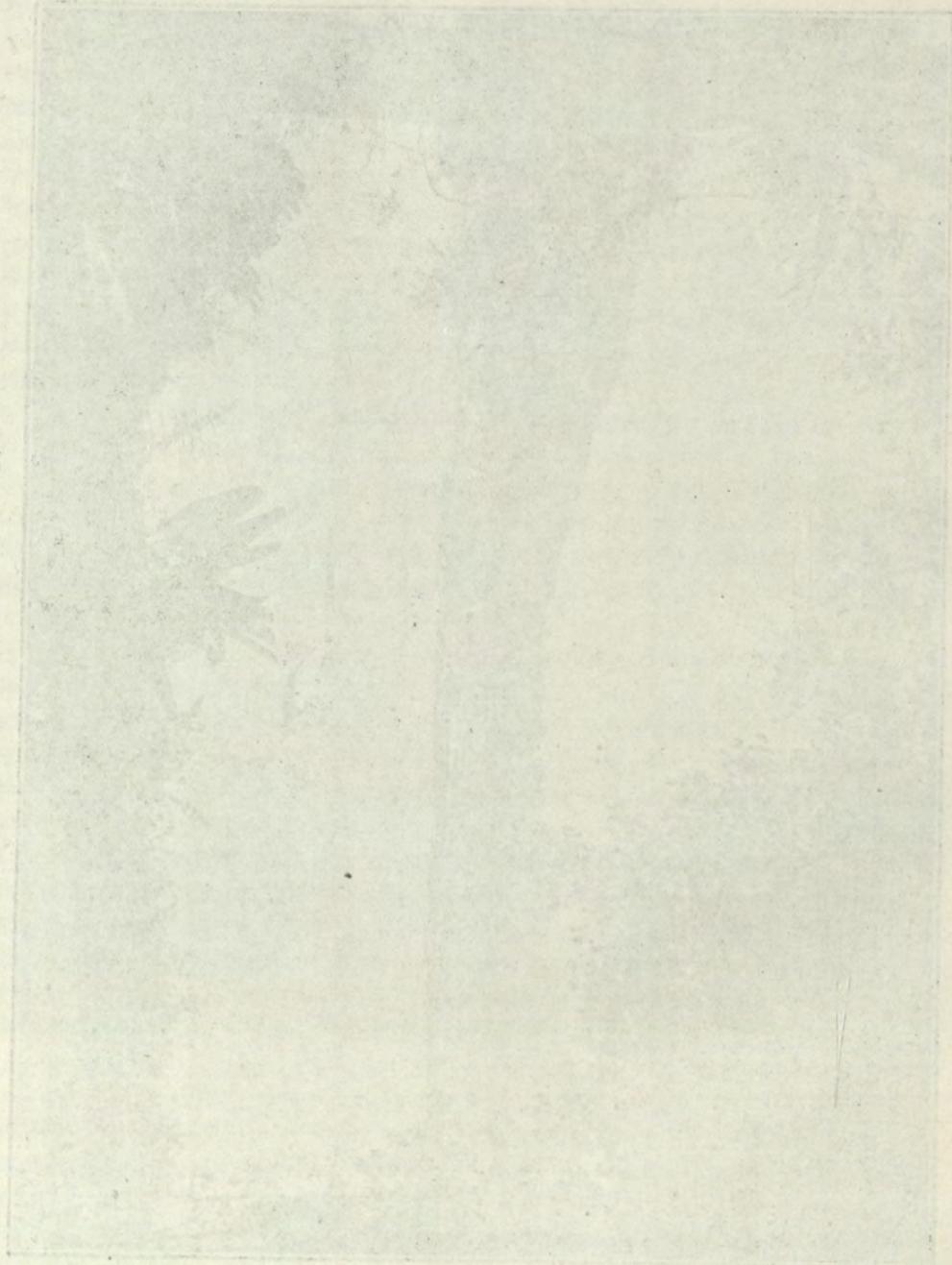
Neugierig folgten die Malaien jeder unserer Bewegungen und konnten lange nicht unser Verlangen, ein Haus zu besichtigen, verstehen. Endlich fand sich ein Mann, welchen das um den Kopf gebundene Tuch als wohlhabend kennzeichnete, und der etwas englisch sprach. Bereitwillig bot er sich an, uns sein Heim zu zeigen. Wir erklettern die hohe Stiege und gelangen in den Wohnraum, der durch die kleinen Fenster nur mäßig erleuchtet ist. Doch herrscht Reinlichkeit und Nettigkeit in dem ziemlich geräumigen Gemach. Eine Erhöhung theilt dasselbe in zwei Theile. In einer Ecke befindet sich eine kleine, durch Vorhänge abgeschlossene Kammer, durch Matten und die uns schon aus Birma bekannten schöngestickten viereckigen Pölster als Schlafgemach der Eltern kenntlich. Auf dem erhöhten Theil, welcher des Nachts den jungen männlichen Mitgliedern der Familie als Ruhestätte dient, sahen wir einen primitiven Webstuhl, an welchem die Töchter des Hauses gerade mit dem Weben eines Seidensarongs beschäftigt waren. Leider ergriffen dieselben, wahrscheinlich wegen ihrer einfachen Toilette, die Flucht, so daß wir den Vorgang bei der Arbeit nicht sehen konnten. Die sonstige Einrichtung des Gemaches ist wohl die denkbarst einfache. Der Herd besteht aus einem Kasten mit Lehm, ähnlich wie man ihn in Birma findet, auf demselben stehen einfache irdene Töpfe. Auf einem Brette befindet sich das primitive Eiszeug, darunter der stereotype Schöpflöffel aus Cocosnußschale. Wassergefäße aus Palmblättern zeigen die den Malaien eigene Geschicklichkeit in Flechtarbeiten.

Einige Münzen, welche wir an die kleinen Kinder vertheilten, gewannen uns rasch das Zutrauen der gutmüthigen Leute. Nach und nach fanden sich alle Familienmitglieder ein; selbst die Mädchen, nun wenigstens mit Sarongs bekleidet, kamen aus ihren Dachkammern herunter. Man bot uns Bananen und Cocosnüsse, sowie die landesüblichen, in Lotosblätter gewickelten Cigaretten an, und wenn uns nicht die Kenntniß des Malaiischen geschl. hätte, so wäre es gewiß zu einer gemüthlichen Plauderei gekommen. Wir schieden mit einigen beilà, beilà! (schön!) und hatten jetzt Mühe, uns der Leute zu erwehren, die nun alle ihre Häuser zur Besichtigung anboten. Angesichts der früher erwähnten urwüchsigten Reinlichkeitsbegriffe benutzten wir nicht



Singapore. Malaiendorf am Canale von Djohore.

Copyright, 1917, by the University of California Press



ohne Bedenken die Rücken einiger kräftiger Jungen, um trockenen Fußes wieder zur Pirogue zu gelangen.

Sind die Straßen des Malaien- und Chinesenviertels bei Tag schon lebhaft, so gibt dies doch nur einen schwachen Begriff von dem Gewühle, das, besonders im letzteren, des Abends herrscht. Obwohl man in den Werkstätten und Kaufläden fast die gleiche Thätigkeit wie bei Tage sieht, so sind die Straßen dennoch voll von Lustwandelnden. All die Straßenrestaurants sind besetzt, man drängt sich zu den Opiumläden, die Früchtenverkäufer und Theehäuser sind belagert, überall hängen vielfarbige Lampions, die Fenster der Wohnräume im ersten Stock sind festlich erleuchtet, lärmende Musik auf allen Seiten, dazu das Geschrei der Verkäufer, die Rufe der unzähligen Djinriktschaführer; mit einem Worte, ein ebenso fesselndes als sinnverwirrendes Treiben.

So sparsam Sohn Chinaman ist, so liebt er doch sehr die Vergnügungen, und Buden mit allerlei Merkwürdigkeiten, Panoramen und Theater finden stets sehr zahlreichen Zuspruch. In letzterer Beziehung steht auch die malaiische Bevölkerung nicht zurück. Die zwei ziemlich großen Theater Singapores sind fast jeden Abend ausverkauft. Mit Mühe und Noth erhielten wir noch Plätze in einem derselben.

Das Gebäude ist eine nicht sehr anspruchsvolle Bretterbude, in welcher das Publicum, nach Geschlechtern geschieden, die amphitheatralischen Sitze einnahm; die Bühne, auch höchst einfach, besteht aus einer Plattform, zu welcher zwei Thüren aus der Garderobe führen. Unser Erscheinen erregte nicht geringes Erstaunen, ja bei dem weiblichen Publicum eine unverhohlene Heiterkeit. Letzteres bestand theils aus Malaiinnen in Sarong und lichter Jacke, viele mit Blumen im Haare, theils aus Chinesinnen im Feststaate, eine lange Bluse aus buntem Seidenzeug und Pump-hosen, Schmuck und große Nadeln im steifgekämmten Haar. Das Orchester, welches auf der Bühne selbst installiert war, bestand aus Trommeln, Gongs und guitarre-artigen Instrumenten. Über das Sujet des Stückes, scheinbar ein Lustspiel, da besonders ein Individuum durch seine Äußerungen und seine etwas derben Gesten unfehlbar das Gelächter des Publicums hervorrief, konnten wir nicht recht ins klare kommen, umso mehr, als die Personen selten zusammenwirkten, sondern sich meist auf der Bühne ablösten. Doch war ihr Auftreten, da sie bei der einen Thüre mit großen Schritten hereinmarschierten, ihre Rolle her sagten und sodann ebenso gravitatisch bei der anderen Thüre verschwanden, äußerst drollig. Das Costüm des in orientalischen Theaterstücken selten fehlenden Königs, sowie die Kleidung der Hofpersonen und Frauen waren besonders reich und geschmackvoll zu nennen. Staunenswerth war es, wie beim Mangel eines Souffleurs die mitunter sehr langen Rollen ohne Stocken hergesagt wurden. Das Publicum war auch sehr zufriedengestellt, und häufiger Applaus unterbrach oft die bis spät in die Nacht währende Vorstellung.

Die rege Betheiligung der Bevölkerung an öffentlichen Vergnügungen, welche uns in Singapore auffiel, war eine außergewöhnliche und durch religiöse Feste der Chinesen und Klings begründet. In den verschiedenen Tempeln gieng es dement-

sprechend auch sehr lärmend zu. Bei den Chinesen fiel dies besonders des Abends auf, zu welcher Zeit ihre Tempel durch bengalische Beleuchtung und lärmendes Feuerwerk schon von weitem bemerkbar waren. Die Klänge dagegen machten tagsüber Umzüge mit Tempelmodellen, bei einem betäubenden Lärmen mit Trommeln und Bambusstäbchen; oft waren es bloß Knaben, welche diese Ceremonie vollführten.

Zwei Objecte soll kein Besucher Singapores versäumen zu besichtigen: es ist dies der schön gepflegte botanische Garten und das Landhaus, welches seinerzeit dem chinesischen Großhändler Whampoa gehörte. Besonders letzteres mit seinem recht geschmackvoll eingerichteten, an chinesischen Curiositäten reichen Interieur und einem in chinesischem Geschmack gehaltenen Park ist eine Sehenswürdigkeit. Im Park fallen die durch zugeschnittenen Buchsbaum und Porzellanöpfe gebildeten Thierstatuen dem Europäer als ganz ungewohnt auf. Schöne Exemplare der *Victoria regia* findet man sowohl dort, als im botanischen Garten. Auch das Museum und die Bibliothek von Singapore sind sehenswert.

Mit der Gesellschaft Singapores kamen wir wenig in Berührung. Der Hafen ist zu häufig von Kriegsschiffen und Touristen besucht, als daß die ohnedies durch ihre Beschäftigung ganz in Anspruch genommenen Colonisten die Officiere eines Kriegsschiffes eigens auffuchen würden, wie dies in weniger besuchten Orten häufig geschieht. Und unsererseits war angesichts des kurzen Aufenthaltes in Singapore auch kein Bestreben vorhanden, uns durch Etiquettebesuche erst Eintritt in Familien zu verschaffen.

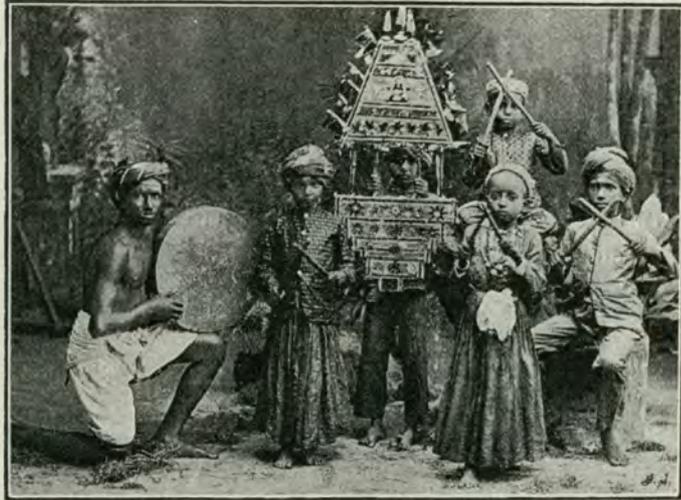
Dagegen knüpften wir freundschaftliche Beziehungen mit den Officieren des in Singapore stationierten englischen 82. Infanterie-Regimentes an, welche auch durch Austausch von Einladungen zum Diner ihren Ausdruck fanden. Bei dieser Gelegenheit mußten wir erneut die Eleganz und den großen Prunk bewundern, welcher in den meisten Messlocalitäten englischer Officiere herrscht. Die Tafel war mit Silberaufsätzen überfüllt, schweres Service und Trinkgefäße aus gleichem Metall zeugten von einem vielleicht zu weitgehenden Luxus. Wenn auch die meisten kostbaren Gegenstände Andenken ehemaliger Mitglieder des Officierscorps sind, so zwingt dies doch die Theilnehmer der Messe, die übrige Einrichtung in Einklang damit zu bringen, was einen selbst für die hohen Colonialgebühren der Officiere übermäßigen Aufwand bedingt. In der That wurde auch neuester Zeit vom Kriegsministerium die Annahme solcher Geschenke verboten. Andererseits läßt es sich nicht leugnen, daß mit der Eleganz in der Einrichtung auch ein entsprechender feiner Ton leichter aufrecht erhalten wird. Die englischen Officiere wissen stets eine höchst anständige und doch dem Klima angepasste Adjustierung für ihre geselligen Zusammenkünfte zu finden. Bei der tropischen Hitze in Singapore erweist sich ihre Diner-Adjustierung aus schwarzen goldbetreßten Beinkleidern und weißen Jacken, die Weste durch eine bunte Binde ersetzt, gleich elegant wie praktisch.

Ein sehr dankbarer Ausflug von Singapore ist jener nach Djohore, der Hauptstadt des gleichnamigen Sultanates, welches den südlichsten Theil der Halbinsel von

Malacca einnimmt. Man durchquert zu diesem Behufe die Insel Singapore, bis man zu dem flussartigen Meeresarme kommt, der sie vom Festlande trennt. Mittels eines Bootes erreicht man dann den am gegenüberliegenden Ufer befindlichen Ort.

Es war kurz nach Sonnenaufgang, als sich die ziemlich zahlreiche Gesellschaft in einem großen, mit vier Australiern bespannten Break von Singapore aus in Bewegung setzte. Die Straßen der Stadt waren noch leer, auch die meisten Läden geschlossen, doch die fleißigen Chinesen waren bereits bei der Arbeit oder begaben sich zu derselben. Der Regen der vergangenen Nacht hatte die Luft wunderbar erfrischt, und mit Wonne sog wir dieselbe ein. Es gieng zwischen den schönen Gärten und Landhäusern auf der ausgezeichneten Straße rasch vorwärts. Überall, wohin das Auge blickte, das schönste, üppigste Grün. Vorerst zeigten sich hinter dem zierlichen Zwergbambus und den

Mango- und Durianbäumen, welche die Straße einfrieden, Kaffeebäume, hellgrüne Gambirsträucher oder die fremdartig erscheinenden Pflanzungen, wo auf 3 bis 4 Meter langen Holzstöcken und Baumstämmen der Betelpfeffer emporrankt. Später traten Dschungeln und Urwald bis dicht an die Straße heran. Palmen sind da zahlreich vertreten,



Singapore. Religiöser Umzug der Klings.

darunter vornehmlich die großblättrige Sago-, sowie die schlanke Arecapalme; in der Nähe der Hütten, in welchen die Chinesen Erfrischungen feilbieten, fehlt nicht der obligate Pisang. Neu war uns der mächtige, rothstämmige Tropolbaum, der, oft mit Schlinggewächsen bedeckt, einen sehr schönen Anblick bietet. Der nördliche Theil der Insel Singapore ist noch fast gar nicht angebaut. Einerseits concentrirt sich in Singapore die Aufmerksamkeit hauptsächlich auf den Handel, andererseits ist der Boden nicht so fruchtbar als am Festlande, um die Anlage von Pflanzungen besonders einträglich zu machen.

Nach 1½ständiger Fahrt erreichten wir den hölzernen Landungsplatz, wo uns bereits die Dampfbarke des Sultans erwartete. Vor uns lag Djohore. Einen lieblicheren Anblick kann man sich kaum vorstellen. Aus der blauen See steigt das üppigst bewachsene Ufer empor, im Centrum die Istana — das Palais des Sultans

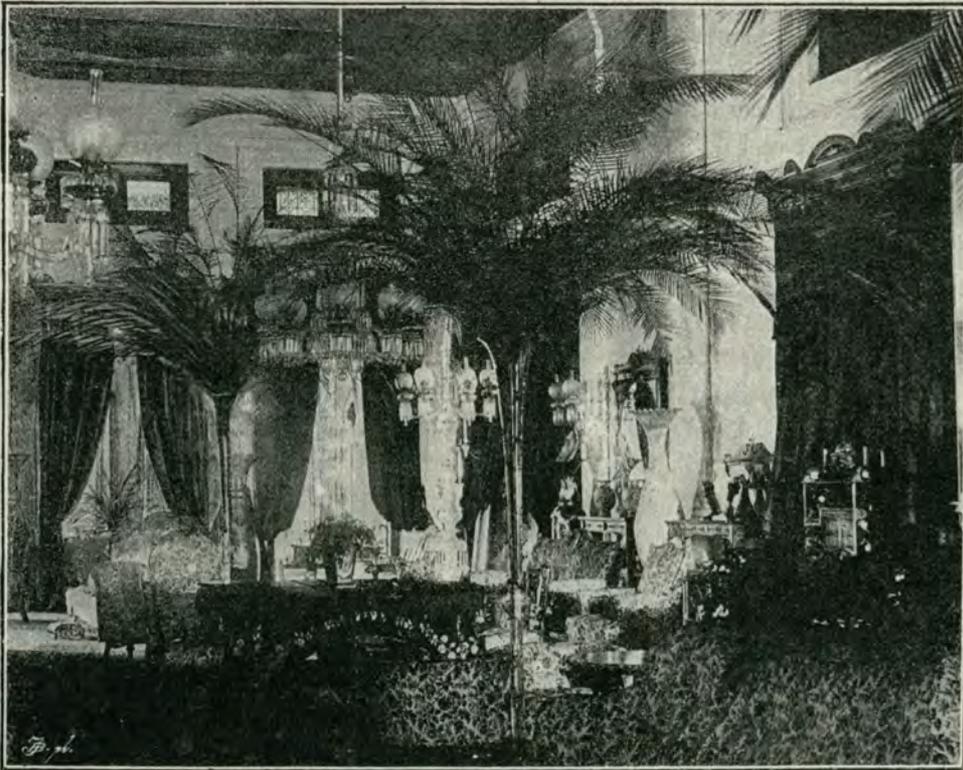
mit dem wohlgepflegten Vorgarten und hellgrünen schönen Rasenplätzen, links das Regierungsgebäude mit dem Thronsaal und einige Bungalows, rechts die kleine Stadt, durch ihre weißgetünchten kleinen Häuser mit rothen Ziegeldächern ihr jugendliches Alter bekundend. Ohne das englische Kanonenboot „Firebrand“, sowie die zwei Dampfschiffe des Sultans, welche im Canale vor Anker lagen, hätte man sich an den Ufern eines Binnensees wähnen können. Am anderen Ufer angelangt, begaben wir uns gleich zur Istana, wo uns Datu Ibrahim, ein Minister des Sultans, empfing und zu den Zimmern geleitete. Der Sultan von Djohore übt nämlich eine wahrhaft unbegrenzte Gastfreundschaft aus. Wenn ein Consul anfragt, ob Angehörige des von ihm vertretenen Landes Djohore besuchen können, werden dieselben sofort eingeladen, in der Istana abzustiegen und Gäste des Sultans zu sein. Besonders gegen Seeofficiere ist der Sultan sehr zuvorkommend. Auch das Kanonenboot „Firebrand“ hatte eine Anzahl englischer Seeofficiere von Singapore herübergebracht, welche über Einladung des Sultans mehrere Tage bei ihm verbrachten. Der Sultan war noch nicht sichtbar, und wir benutzten diese Gelegenheit, um, geleitet von Datu Ibrahim, der, obwohl Vollblut-Malaise, sehr gut englisch spricht, die Istana näher in Augenschein zu nehmen. Dieselbe ist ein einstöckiges, äußerlich nicht besonders schönes Gebäude, dafür aber ungemein praktisch und elegant eingerichtet. Der Empfangsjalon ist nach den Weisungen des Sultans nicht allein reich, sondern auch nach europäischen Begriffen äußerst geschmackvoll ausgestattet. Desgleichen verriethen der Speisesaal, sowie die Tafel daselbst nicht bloß orientalischen Luxus, sondern auch feinen Geschmack. Sultan Abubekr war eben zu verschiedenenmalen in England gewesen, wo er stets mit Auszeichnung behandelt und öfters zu Hofe geladen wurde. Auch in Singapore, wo er gleichfalls ein Palais besitzt, verkehrt er viel mit Europäern und hat derart gänzlich europäische Lebensweise und Geschmacksrichtung angenommen.

Nach unserem Frühstück erschien der Sultan, ein ziemlich kräftiger Mann mit grauen Haaren und Schnurrbart, sowie energischen, aber nicht unfreundlichen Zügen. Er war bis auf einen kurzen Sarong, der die gleiche Farbe wie der übrige Anzug hatte, nach europäischem Schnitte gekleidet, doch trug er die kurze cylindrische Malaienmütze. Er begrüßte uns in fließendem Englisch sehr freundlich, erkundigte sich um die Größe und Bauart der „Fasana“ und bedauerte, daß wir nur wenige Stunden in Djohore zu verbleiben gedachten. Unsere Bitte, die Istana, sowie ihn photographieren zu dürfen, berührte ihn sichtlich sehr angenehm, ja er ersuchte sogar, in einer Gruppe mit uns und den anwesenden englischen Officiere aufgenommen zu werden, was auch mit gutem Erfolge geschah.

Die Zeit bis zum Diffin wurde mit einem Besuche der kleinen Residenzstadt verbracht, welche 14.000 Einwohner, meist Chinesen, zählt. Die kleinen, aber reinlichen Häuser und geraden Straßen machten einen freundlichen Eindruck. In der That ist Djohore eine aufblühende Stadt. Die Erzeugnisse der im Innern gelegenen Thee-, Kaffee-, Gambir- und Pfefferpflanzungen werden dank der vom Sultan erzielten Sicher-

heitszustände von hier ausgeführt; desgleichen Bauholz aus den ausgedehnten Wäldern, welche Staats-eigenthum sind. Die größte Ordnung herrscht überall; man sieht, daß alle Organe der nach europäischem Muster eingerichteten öffentlichen Anstalten sich unter dem Auge des Herrschers wissen.

Einen Hauptanziehungspunkt Djohores, besonders für die chinesische Bevölkerung Singapores, bildet eine Spielbank. Chinesen, übrigens auch Malaien und die übrigen Völker Hinterindiens, spielen für ihr Leben gerne. Darum pilgern auch



Djohore. Der Salon des Sultans.

täglich mehrere Omnibusladungen, an Festtagen auch ganze Heerzüge von Chinesen nach Djohore, um dort ihre mühselig verdienten Dollars an den Mann zu bringen. Um die Anziehungskraft dieses malaiischen Monacos zu erhöhen, ist auch für Opium- und Liquor-Shops gesorgt, und in einem chinesischen Theater werden Tag und Nacht Vorstellungen gegeben. Die Spielbank ist unter strenger Aufsicht, und schon durch die Art des Spieles – Fantan genannt – ist im allgemeinen ein Betrug ausgeschlossen. Der Spieler setzt auf einen der vier, mit den Nummern 1 bis 4 bezeichneten Posten, und zwar nachdem der Croupier bereits einen Haufen Spielmünzen auf den Tisch

geworfen hat. Nun wird zu viere abgezählt. Geht die Zahl der Münzen auf 4 aus, so hat derjenige, der auf Nr. 4 setzte, gewonnen. Bleibt ein Rest von 3, so gewinnt diese Nummer; bei einem Rest von 2 Nr. 2 u. s. w. Geldmüde Europäer finden allerdings auch ein Zimmer, wo Roulette und Karten gespielt wird. Von tragischen Episoden hört man nichts, wie dies bei der Elasticität des chinesischen Charakters begreiflich.

Wenn man die anstoßenden Opiumläden sieht, wo auf elenden, hölzernen Britischen bis zum Skelet abgemagerte, halbnackte Gestalten dem Genusse des Tschandu fröhnen und sich moralisch und physisch zugrunde richten, findet man, dass die Spielbank jedenfalls noch den Vorzug vor diesen Höhlen verdient. Es scheint daher unbegreiflich, wie die Engländer das Spielen in ihren Colonien als unmoralisch brandmarken und auf das strengste verbieten und andererseits doch den Opiumconsum indirect fördern. Die bekannte Ausflucht derselben, dass durch ein Verbot dem Opiumrauchen auch nicht gesteuert würde, ist für das Spiel wohl noch eher geltend. Hier handelt es sich eben um eine schwerwiegende Geldfrage, und darum drückt John Bull trotz aller moralischen Principien doch gerne ein, wenn nicht beide Augen zu. Jedenfalls ist kein größerer Gegensatz denkbar, als zwischen dem England, welches in der Opiumfrage einen so argen Eigennutz bekundet und dafür mit den Waffen eintritt, und jenem England, das fast zur gleichen Zeit aus edler Menschenliebe die Aufhebung der Sklaverei beschließt, trotzdem dass auch einige seiner Colonien dadurch schwer geschädigt wurden.<sup>1)</sup>

Der kleine Staat Djohore, von 100 Quadratmeilen und 50.000 Einwohnern, scheint, allerdings mit Beihilfe der Engländer, recht gut verwaltet zu sein. Auch einige industrielle Etablissemments gibt es schon daselbst, und aus dem Umstande, dass sich die Chinesen auch weiter hinein im Lande ansiedeln, kann man entnehmen, dass Ordnung und Sicherheit dort herrschen. Denn wie ein Deutscher scherzhaft äußerte: „Wo du Chinesen siehst, da lass dich ruhig nieder, da herrscht ja Sicherheit sowohl für Geld als Glieder“, ist der Chinese eben nur dort zu finden, wo einigermaßen geordnete Zustände herrschen.

Die militärischen Institutionen, Post und Telegraphenämter, mehrere Schulen, darunter eine englische, sowie gute Straßen, Rechtspflege und Polizei bekunden, dass die auf circa 100.000 Pfund Sterling geschätzten Staatseinnahmen von Djohore eine gute Verwendung finden.

Allerdings munkelt man, dass die noblen Passionen Abubekrs das Auskommen mit der Civilliste unmöglich machen, allein er findet, wenn er in Geldverlegenheit ist, bei den Engländern kein taubes Ohr, besonders seitdem ihm einmal die Russen mit einer

<sup>1)</sup> Allerdings darf dabei nicht vergessen werden, dass das Opium, bereits im 11. Jahrhundert durch arabische Kaufleute in China eingeführt, auch noch vor der Zeit der Engländer über Land von Indien nach China gebracht wurde, ja dass im letzteren Lande selbst Mohn zur Gewinnung desselben gebaut wird. Auch ist das gute indische Opium weitaus weniger gesundheitschädlich als das schlechte chinesische, und der mäßige Gebrauch von Opium überhaupt nicht so gefährlich.



Der Sultan von Djohore und Gefolge mit seinen österreichischen und englischen Gästen.



größeren Escadre einen freundschaftlichen Besuch abstatten wollten. Und bei dem Mangel eines Thronerben ist damit ein Rechtstitel mehr vorhanden, um nach dem Ableben des gegenwärtigen Fürsten den Schutz des Sultanates zu einem so gründlichen zu machen, daß das Festsetzen einer anderen Macht als England in dieser Gegend unmöglich erscheint.

Bei dem Diffin, an welchem außer den englischen Officieren und uns noch einige Würdenträger des Staates theilnahmen, gieng es in jeder Richtung wie an einer europäischen Tafel in diesen Gegenden zu. Nach Tische wurde eine große Billardpartie veranstaltet, ein Spiel, welches Sultan Abubekr sehr gerne und mit Meisterschaft betreibt. Nachdem wir uns von dem gastfreundlichen Prinzen verabschiedet und noch im Vorübergehen einen Abschiedstrunk auf der „Firebrand“ mit den lebenswürdigen englischen Officieren eingenommen, machten wir uns auf den Heimweg. Dieser war reizend. Die Luft war mit balsamischem Duft gefüllt, die Scenerie in der Abendbeleuchtung doppelt malerisch. Langsam ward es ganz dunkel und auf dem anfänglich etwas einsamen Wege herrschte feierliche Stille, die nur durch das Gerassel des Wagens und das eigenthümliche, dem Ton einer elektrischen Klingel ähnliche Zirpen der Cicaden unterbrochen wurde. Gegen die Stadt zu begannen mit dem regen Verkehr jene orientalischen Straßenbilder bei Abendbeleuchtung, die immer wieder von neuem das Auge entzücken.

Die Deutschen in Singapore spielen im geschäftlichen, sowie im gesellschaftlichen Leben eine bedeutende Rolle. Bezüglich des letzteren im allgemeinen fällt ein Unterschied mit Indien sehr in die Augen. In ganz Indien, selbst in den großen Handelscentren Bombay, Calcutta und Madras, werden die Kaufherren, es sei denn jene der allerersten Firmen, von den Militärs und den Civilbeamten nur ausnahmsweise als gleichberechtigt in der Gesellschaft aufgenommen. Ja insolgedessen sind oft viele der ersteren gar nicht Mitglieder des Eliteclubs der betreffenden Stadt, weil sie sich einer möglicherweise ungünstigen Ballotierung nicht aussetzen wollen. Dagegen treten in Penang, Singapore, sowie auch in Ceylon, also in den Kroncolonien, die Kaufherren in den Vordergrund, und müssen es sich eher die Beamten und Officiere zur Ehre rechnen, in deren Clubs aufgenommen zu werden. Auf diese Weise kommt die Wichtigkeit des betreffenden Standes für die verschiedenen Orte zum genauen Ausdruck.

Österreicher sind in Singapore noch immer sehr seltene Erscheinungen. Trotzdem, daß der Lloyd hier nun festen Fuß gefaßt hat, trifft man in der Geschäftswelt höchstens hie und da einen Österreicher meist in untergeordneter Stellung. Doch findet man hier, wie in den meisten größeren Städten des Orients, eine böhmische Damenkapelle, deren Mitglieder im stark besuchten Tingl-Tangl die Tänzerinnen abgeben. Daraus darf jedoch durchaus nicht geschlossen werden, daß sie lockere Grundsätze haben. Im Gegentheil erfreuen sie sich eines sehr guten Reumundes und musizieren und tanzen fort, bis sie endlich eine annehmbare Partie machen oder genug Geld erworben haben, um in der Heimat einen Hausstand zu gründen.

Wie in Pulo Penang, so ist auch in Singapore die allgemeine Umgangssprache in und mit den niederen Classen das Malaiische, dessen Erlernung übrigens wenig Schwierigkeit verursacht. Man versicherte uns, daß man binnen zwei bis drei Monaten eine für den Geschäftsgebrauch genügende Fertigkeit in dieser Sprache erlangen könne. Aber hier in der Colonie, wieder im Gegensatz zu Indien als selbständigem Theil des Reiches, erstreckt sich die Kenntniss des Englischen, wenigstens soweit als es zur Verständigung nöthig, weit tiefer in die unteren Classen. Vom chinesischen „Boy“ wird doch schon die Kenntniss des Englischen verlangt, während in Indien der Engländer selbst das Hindustani lernen und gebrauchen muß, um sich mit seinem Diener zu verständigen.

Doch ist es der gräßliche Dialekt, das sogenannte Pidjin<sup>1)</sup> English, der hier vorwiegend gesprochen wird; um denselben gebrauchen zu können, ist für den Engländer fast ebenso wie für jeden anderen ein vorhergehendes Studium nothwendig.

Am 21. April verließ die „Tasana“ Singapore. Durch die Rhiostraße wurde gedampft und sodann Segel gesetzt. Die nun folgende Fahrt nach Batavia war eine der langwierigsten und unangenehmsten während der ganzen Reise.

Sehr flauere Brisen, nur hie und da durch eine kurze Wind- und Regenböe unterbrochen, herrschten die ganze Zeit hindurch, so daß nur wenig Weg gemacht werden konnte. Manchmal betrug die Gesamtmeilenanzahl, die an einem Tage zurückgelegt wurde, kaum 30 Meilen. Dabei herrschte eine unerträgliche Hitze und Schwüle an Bord. Selbst des Nachts sank die Temperatur in den Cabinen nicht unter 30°. Dazu war die Verdunstung in Folge der großen Feuchtigkeit eine verschwindend geringe. Herrschte doch in der Nacht ein solcher Thausfall, daß es von der Takelage tropfte.

Am 22. nachmittags wurde der Äquator passiert und die dabei übliche Taufe abgehalten; dieselbe brachte wenigstens den Vortheil, daß man durch längere Zeit im Schwimmcostüme herumwandeln konnte, obwohl das Begießen mit dem warmen Seewasser auch keine nennenswerte Abkühlung mit sich brachte.

Am 1. Mai wurde endlich mit Dampf die Gasparstraße passiert, und am 2. Mai nahm die „Tasana“ die Scheibenschießübungen mit den Geschützen vor. Wie gewöhnlich geschah dies in Verbindung mit einer Alarmübung, wodurch man ein annäherndes Bild gewinnt, wie es in einem Gefechte zugehen würde. Der Feind war durch die friedfertige Scheibe, eine Pyramide aus Segelleinwand auf einem dreieckigen Floß, dargestellt, um welche theils gekreist, theils in geradlinigen Curven vorbeigedampft wurde. Das scharfe Auge unserer wackeren Dalmatiner zeigte sich hier wieder im besten Lichte. Ein Schiff an Stelle der Scheibe wäre keinem einzigen Schuß entgangen. Am 7. wurden endlich die hohen Berge Javas gesichtet und des Abends nach 17tägiger Fahrt auf der Außenrheede von Batavia vor Anker gegangen.

<sup>1)</sup> Pidjin, Verballhornung von business (Geschäft), ist, wie bekannt, die Geschäftssprache zwischen Engländern und Chinesen, und wird in ganz Ostasien in den Hafenorten gesprochen. Abgesehen von der Beimengung chinesischer Worte und einer ganz eigenthümlichen Wortfolge, erscheint das Pidjin auch dadurch selbst dem Engländer schwer verständlich, weil die Chinesen das „r“ schlecht aussprechen können und meist durch „l“ ersetzen.

## Capitel XV.

### Batavia.

Am 8. Mai früh morgens lief die „Tasana“ in Tandjong Priok, dem künstlichen Hafen von Batavia, ein. Die Bucht von Batavia ist besonders in der Nähe der Stadt sehr seicht; bis nun konnten größere Schiffe nur auf mehrere Meilen vom Lande entfernt anfern. Da ferner nördliche Winde in der Bucht einen beträchtlichen Seegang erzeugen, so wurde an deren östlichem Ende mittels zweier Dämme ein künstlicher Hafen gebaut, dessen Tiefenverhältnisse den Schiffen gestatten, unmittelbar am Quai anzulegen und ihre Waren in den dort befindlichen Hangars direct zu löschen. Ein für Lastboote schiffbarer Canal, sowie eine Eisenbahn verbinden Tandjong Priok mit der ungefähr 6 Seemeilen entfernten Hauptstadt.

Der Anblick Javas erinnerte uns lebhaft an Ceylon bei Colombo. Ein flacher, mit Mangroven und theilweise auch mit Palmen bedeckter Küstenraum, in blauer Ferne die scharfkantigen Umrisse des Gedeh und des Salak, zweier bis auf nahezu 3000 Meter aufsteigender Vulcane. Von einer Stadt keine Spur; selbst Tandjong Priok verrieth sich mehr durch die hohen Masten der daselbst befindlichen Kriegsschiffe, als durch seine wenigen Gebäude.

Als wir in das vollkommen geschützte, ruhige Hafensassin einliefen, waren wir ein wenig enttäuscht. Außer den erwähnten Kriegsschiffen, den holländischen Corvetten „De Ruyter“ und „Van Galen“, sowie dem Bequartierungsschiffe, das die Flagge des Viceadmiralen und Commandanten der maritimen Streitkräfte der Colonie trug, sahen wir nur vier bis fünf Dampfer am Quai vertäut — für die stolze „Königin des Ostens“ ein recht geringer Schiffsverkehr. Auch die Gebäude am Lande, obwohl nach den modernsten Grundsätzen gebaut, waren nicht geeignet, uns einen hohen Begriff von der Handelsthätigkeit Batavias beizubringen. In Wirklichkeit ist eben Batavia nicht

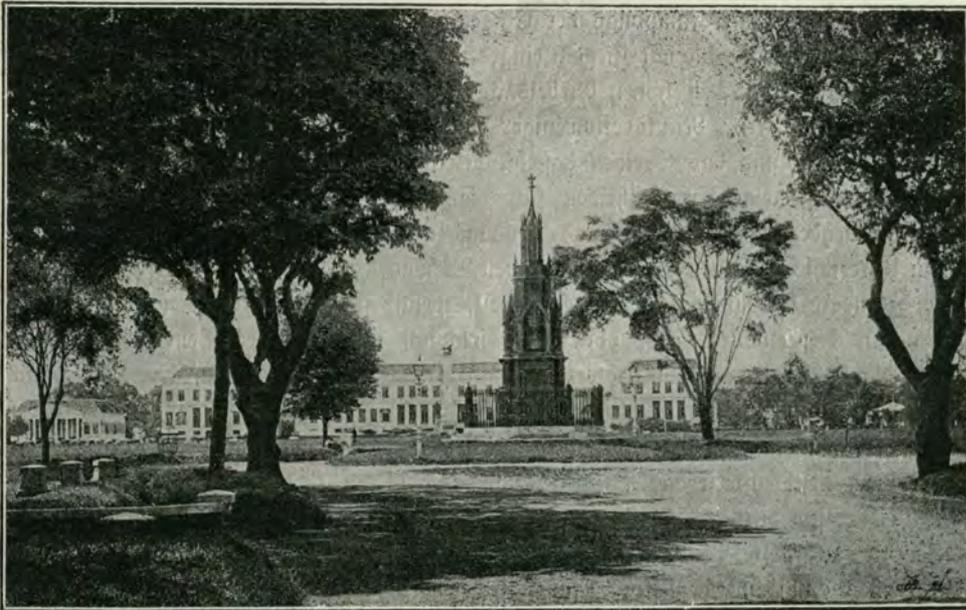
mehr das, was es einstens war. Singapore hat ihm die Rolle als Zwischenpunkt für den Handel zwischen Europa und dem Sunda-Archipel, sowie mit Hinterindien abgenommen. Selbst die Erzeugnisse Javas werden jetzt nicht mehr ausschließlich von Batavia aus, sondern direct von der Küste, und zwar in den den Productionsorten näherliegenden Städten Surabaja und Samarang verschifft.

Auch die Stadt Batavia selbst, welche man nach kurzer Bahnfahrt zwischen theils sumpfigem, theils gut angebautem, häufig von Canälen durchschnittenem Terrain erreicht, macht unleugbar den Eindruck geschäftlichen Stillstandes. Nichtsdestoweniger erweist sie sich für den Touristen nicht uninteressant. Der erste Stadttheil, in den man gelangt, ist Alt-Batavia, das Centrum des geschäftlichen Lebens. Längs der mit Lastbooten bedeckten und mit Bäumen eingefassten Canäle ziehen sich Steinbauten im holländischen Stile hin; fast möchte man sich an eine der Grachten Amsterdams versetzt wähnen, wenn nicht die buntsfarbigen Trachten der Eingeborenen, sowie das häufige Auftreten der Chinesen die Illusion rasch stören würden. Es fehlt hier die fieberhafte Thätigkeit und der rege Warenverkehr, den der Tourist in einem Hafensorte, trotz mancher Unbequemlichkeit, die mit demselben in Verbindung steht, und vielleicht in unbewusstem Mitgefühl für die Bewohner, nicht gerne vermisst. Doch dafür wird man durch das schöne Grün und die hübschen Bäume entschädigt, welche im Vereine mit den vielen Wasseradern dem Stadttheile, der dem trockenen „Soll und Haben“ geweiht ist, einen geradezu idyllischen Charakter verleihen.

Besteigt man beim portugiesischen Thor — dem letzten Wahrzeichen der einstigen kurzen portugiesischen Herrschaft, das mit der nebenan befindlichen alten Kanone ein sehr besuchter Wallfahrtsort kinderloser javanischer Frauen ist — die Dampfstraßenbahn, so gelangt man längs des Ufers des Hauptcanales zuerst nach Molenvliet, wo sich die ausgebreiteten Häuser reicher Chinesen, aber auch schon niedere villenartige, holländische Wohnhäuser zeigen. In Ryswyck, Nordwyck und Weltevreden ist man endlich am Wohnsitz des europäischen Theiles der Bevölkerung angelangt. War schon das Geschäftsviertel Batavias reichlich mit Grün versehen, so befindet man sich hier eigentlich in einem ungeheuren Parke, in welchem man infolge der vielen Bäume kaum der Häuser ansichtig wird. Nur vereinzelt findet man eine Häuserreihe, welche eine Straße nach unseren Begriffen bildet, sonst reihen sich meist Villen mit ausgebreiteten Gärten aneinander. Ganz besonders des Abends, wenn die Veranden der Häuser glänzend beleuchtet sind und sich im Wasser der Canäle spiegeln, macht dies einen wahrhaft reizenden Eindruck. Selbst Kaufläden und Niederlagen sind in villenartigen Bauten untergebracht, und sähe man nicht die Firmatafel, so würde man Anstand nehmen in den Laden einzutreten, weil man ihn für einen Theil eines Familienhauses hält.

Den Mittelpunkt von Weltevreden bilden die umfangreichen Plätze Waterloo- und Koningsplein. Ersterer mit dem großen Regierungspalais, vielleicht dem einzigen zweistöckigen Gebäude Batavias, dem schönen Militärcasino „Concordia“, der Statue Peter Koens und der häßlichen Waterlooensäule, auf welcher der arme holländische Löwe

rathlos Umschau hält, wo er am besten Herunterspringen könnte, macht einen freundlichen Eindruck. Der Königsplein, ein Viereck von nahezu 2000 Meter Seitenlänge, obwohl von schönen Gebäuden — darunter das Palais des Generalgouverneurs, das Museum und die Pfarrkirche — und von wundervollen Alleen mächtiger Tamarinden umrahmt, bietet, mit Unkraut bewachsen, allerdings keinen schönen Anblick. Dem ungeduldrigen Reisenden scheint es, als wäre dieser Platz nur da, um die Ausdehnung der ohnedies beispiellos ausgebreiteten Stadt zu vergrößern. Übrigens bieten die erwähnten Alleen, wo man selbst des Mittags fühlen Schatten genießt, ein ausgezeichnetes Terrain für Spazierfahrten, was sich auch die schöne Welt Batavias des



Batavia, Waterloo Plein.

Abends in hohem Maße zunutze macht. Bei anbrechender Dunkelheit sieht man da zahllose Equipagen. Die Kutscher in weißen Beinkleidern, rothem, hemdartigem Überwurf, einen galonierten Cylinder über dem malaiischen Kopfstuche, und mit weißen Handschuhen versehen, dabei aber barfuß. Hinten ein Diener in gleichem Costüm mit einem Fliegenwedel; die Insassinnen in Balltoilette. Die Herrenwelt dagegen läßt meist in Salomanzug ohne Hut, zu beiden Seiten der langsam fahrenden Wagen gehend, ihrer Liebenswürdigkeit freien Lauf.

Doch nicht immer hat Weltevreten ein so reges Leben. Des Tags über, nachdem der Strom der Geschäftsleute nach Alt-Batavia gezogen ist, geht es dort sehr ruhig zu, und eine Atmosphäre von schläfriger Behaglichkeit liegt über demselben, welche

überhaupt für die Niederlassungen der Europäer in Java charakteristisch zu sein scheint. Auf den Veranden der Häuser gewahrt man die Damenwelt im bequemen Regligé auf Schaukel- oder Liegestühlen hingestreckt, und auf den Gassen sieht man nur vereinzelt einen Wagen, während die Fußgänger meist nur durch chinesische Hausierer, denen malaiische Träger mit großen schildartigen Hüten die Waren nachtragen, vertreten sind.

Um so lebhafter geht es in den chinesischen und Eingeborenenvierteln zu, welche rechts und links von den Hauptverkehrsadern liegen. Erstere, meist durch dicht bewohnte Ziegelhäuser gebildet, sind der Sitz des Kleingewerbes und des Detailhandels. Man sieht da Werkstätten aller Art, in denen die halbnackten Poppträger mit gewohnter Emsigkeit bei der Arbeit sind, und gleichzeitig wieder unzählige Straßenrestaurants, Obstverkäufer und all die Menge kleiner Läden, denen es nie an einer feilschenden Kundschaft fehlt. Die Kampongs der Eingeborenen dagegen haben einen ganz dorfartigen Charakter, und die mit Ziegeln eingedeckten Holzhäuser oder die noch idyllischeren Palmblatthütten mit den hohen Giebelböden liegen oft ganz hinter Bananenstauden und Palmen versteckt. Nichtsdestoweniger spielt sich auch dort das ganze Leben auf der Straße ab, und das Treiben daselbst gewährt ein höchst anziehendes Bild.

Im allgemeinen unterscheiden sich die Javanen wenig von ihren malaiischen Stammesbrüdern in Singapore und Penang, ja das nicht geübte Auge findet schwer einen Unterschied zwischen denselben und den Birmanen. Doch kennzeichnet den Javanen eine besondere Gutmütigkeit und Weichheit, welche sich im Verkehre mit Europäern durch ein respectvolles, aber doch nicht slavisch unterwürfiges Benehmen äußern. Auch die Tracht der Javanen, wenigstens um Batavia, ist ziemlich die gleiche wie jene der Bewohner der Malacca-Halbinsel. Der Sarong, von der Form eines weiten Sackes ohne Boden, über den Hüften zusammengeschlungen, bildet auch hier bei beiden Geschlechtern das Hauptkleidungsstück. Doch ziehen die Männer oft vor, Beinkleider und darüber ein Miniatursarong zu tragen. Bei Frauen vervollständigen weiße oder geblünte, bei Männern auch dunklere Sacken den Anzug. Männer schlingen ein kleines Tuch um den Kopf, auf welchem der große flache Hut oder jene buntlackierte Kopfbedeckung ruht, die einem umgestülpten Waschbecken sehr nahe kommt. Von Natur nicht besonders groß, aber kräftig und wohl proportioniert, sieht man unter Javanen beiderlei Geschlechtes, besonders aber unter den Frauen, öfters schöne Erscheinungen; unter letzteren allerdings nur im jugendlichen Alter.

Nach der verhältnismäßig langen Seefahrt und der drückenden Hitze war es uns darum zu thun, sobald wie möglich einen kühleren Aufenthaltsort zu suchen. Wir hielten uns daher in Batavia nur kurze Zeit auf und benutzten den nächst abgehenden Zug der Niederländisch India Maatschappij, um nach Buitenzorg, einem am Fuße der Bergriesen Salak und Gedeh gelegenen Landaufenthaltsorte, zu fahren. Dieser hat infolge der Nähe der Berge ein auffallend gemäßigteres Klima als Batavia.

Die 1½stündige Fahrt dahin ist reizend. Vorerst geht es durch Flachland, wo das frische Grün der Reisfelder, sowie Cocoshaine vorherrschen, und das Bild hie und



Batavia. Straße im Eingeborenen-Kampong.



da durch die bunte Tracht der Landbevölkerung sich zu einem sehr farbenreichen gestaltet. Dann steigt das Terrain an, man fährt durch Waldpartien, wie wir sie in gleicher Üppigkeit nur in Ceylon gesehen. Überhaupt wurden wir auch hier öfters an die letztgenannte Insel erinnert: das gleiche Flachland längs des Meeres, der gleiche Reichthum an Wasser und beim Aufsteigen in die höheren Regionen die gleiche Wandlung der Vegetation. Selbst zwischen Batavia und Colombo ist eine gewisse Ähnlichkeit in der Art und Weise der Anlage und im Stile der Häuser vorhanden.

Buitenzorg — zu deutsch „Ohnesorgen“ — verdient seinen Ruf als Landaufenthaltort und wahrscheinlich auch seinen Namen. An der östlichen Wand eines herrlichen Thales gelegen, durch das ein mächtiger Wildbach rauscht, gewährt es von verschiedenen Punkten einen stets neuen Ausblick auf eine reizende tropische Landschaft mit balsamischer, angenehm kühler Luft. Der Glanzpunkt des Ortes ist unstreitig die Villa des Generalgouverneurs inmitten eines prachtvollen botanischen Gartens. Die hier befindlichen dichten Alleen von riesigen Banianen, Tropalibäumen und Palmen, durch Lianen oft festonartig verbunden, sowie die herrlichen Bambusgruppen, die sich in den Teichen wiederpiegeln, entzücken den Naturfreund, selbst wenn er nicht so weit Botaniker ist, um die Vollständigkeit der hier zusammengestellten Flora der Tropenwelt würdigen zu können.

An der großen Straße befinden sich, umgeben von üppigen Gärten, die Villen der Europäer, deren ganze Anlage Bequemlichkeit und Comfort verräth. An die europäische Niederlassung schließen sich die chinesischen und malaiischen Kampongs mit ihren Bazars an. Für den Reisenden gibt es kaum einen interessanteren Anblick, als die große Poststraße, welche von hier nach dem auf der Südseite von Java gelegenen fruchtbaren Bezirk von Preanger führt. Obwohl jetzt die Eisenbahn den Hauptwarenverkehr vermittelt, so herrscht doch auf der Straße, auch weit vom Orte entfernt, noch das regste Leben. Der kleine zweirädrige Zeltwagen mit den feurigen Sumatra-Ponies, der mit einem Giebelbache versehene Ochsenkarren, die fast nackten Träger, welche schwere Mengen Heu und Früchte auf die kunstvollste Weise an den Enden ihrer Bambusstöcke tragen, so daß man außer ihren ungeheuren Hüten fast gar nichts von ihnen sieht, die Wasserträger, welche sich ausgehöhlter Bambusstämme als Eimer bedienen, buntgekleidete Frauen, die ihre Säuglinge mittels eines Tuches um den Hals gebunden haben, sind stets wiederkehrende Erscheinungen; hie und da mahnen martialische Gestalten mit dem Kris im Gürtel, daß man sich in der Nähe von Gegenden befindet, wo noch kürzlich urwüchsige Sicherheitszustände herrschten. Mitunter rollt auch eine europäische Equipage daher, welcher alles achtungsvoll ausweicht. Birgt dieselbe aber einen höheren holländischen Beamten, oder zeigt sich gar der vier-spännige Wagen des Generalgouverneurs mit den scharlachroth gekleideten Fokys und Vorreitern, so brechen die anderen Wagen seitwärts aus und die Fußgänger hocken, den Rücken der Straße zuwendend, nieder und falten die Hände, wie zum Gebete, um ihre tiefe Ehrerbietung zu bezeugen.

Wir waren in dem unmittelbar beim Bahnhofe gelegenen Hôtel du chemin de fer abgestiegen. Obwohl von einem Franzosen geleitet, ist das Hotel doch ganz den landläufigen Begriffen von Comfort angepaßt. Wie alle Gasthöfe auf Java, enthält es ein Hauptgebäude, wo sich die Speiseräumlichkeiten, die Salons und Billards befinden, und zahlreiche kleine, lange Nebengebäude mit Veranden, welche die Gastzimmer enthalten, und die durch gedeckte Gänge mit dem Hauptgebäude in Verbindung stehen. Fast alle Gebäude sind ebenerdig, im heißen Klima liebt man eben das Stiegensteigen nicht. Auf der Veranda steht vor jedem Zimmer ein Liegestuhl mit einem kleinen Tischchen zur Verfügung des Zimmerinhabers. Das ist der Lieblingsaufenthalt der im Lande ansässigen Gäste. Hier halten sie sich den ganzen Tag über auf, wenn sie nicht gerade das Bad benutzen oder ein Schläfchen machen. Dabei sind die Damen im Sarong und in einer weißen Jacke, welche nicht immer die Reize genügend verhüllen; die Herren im Pejama, d. h. in sehr weiten Beinkleidern und einer fragenlosen Bluse; alles durchgehend nur in Pantoffeln. Die jungen Mädchen, oft bis zum 15. Jahre, tragen zwar keine Sarongs, erscheinen dagegen in neckischen Hemdchen und kurzen Höschen, was bei der frühzeitigen Entwicklung unter der tropischen Sonne zum mindesten etwas komisch aussieht. Wenn man durch die Gallerie solcher, häufig auf den Liegestühlen ausgestreckter Gestalten dahinwandelt, so glaubt man sich in das Schlaraffenland versetzt. Das seltsamste aber ist, daß die Damen im gleichen Anzuge beim Gabelfrühstück erscheinen. Letzteres ist die sogenannte „Reistafel“ schlechten Angebens. Es werden nämlich Reis und verschieden eingemachte Fleischspeisen, Fische u. dgl. aufgetragen; jedoch mit Absicht, oder weil sämtliche Gerichte zugleich auf den Tisch gebracht werden, erhält man alles bereits kalt auf den Teller. Die Holländer mischen nun all die verschiedenen Speisen in sehr ansehnlichen Mengen zusammen und essen sich — um das Gleichnis vom Schlaraffenland beizubehalten — mit sichtlichem Appetit durch diese Reismauern. Dem Fremden gelingt jedoch dieses Kunststück selten, daher er die Befriedigung seiner Eislust auf das Diner verschieben muß. Dieses mundet dann umsomehr, als es ganz dem europäischen Geschmacke entspricht, und Damen und Herren in vollster Toilette, erstere oft sogar in Salontoilette, mit Blumen im Haar, erscheinen.

Wer aus dem englischen Indien kommt, dem fällt dieses „Sichgehenlassen“ während des Tages sehr, und ich muß sagen, unangenehm auf. Wir waren zur Zeit des Monjunwechsels in Java, anerkannt die heißeste Zeit des Jahres, und fanden eine weit kühlere Temperatur, als z. B. in Rangun oder Singapore, oder gar im Sommer in Indien herrscht. Nun würde es aber keiner Dame in Indien einfallen, sich in einem Negligé, ähnlich jenem der Damen auf Java, im Hause zu zeigen, geschweige denn in einem Hotel vor Fremden zu erscheinen. Und die Gesundheit leidet durch diese weniger freie Kleidung nicht, wenigstens nach dem Aussehen der Anglo-Indierinnen zu schließen, welches nicht schlechter ist als jenes des schönen Geschlechtes auf Java und in anderen tropischen Ländern. Nebenbei ist die Morgentoilette der



Buitenzorg. In Bade.



Damen auf Java, durch zu deutliches Hervorheben der Formen, sehr unvortheilhaft. Es gehört eben eine sehr schöne Gestalt und ein leichter, elastischer Gang dazu, was die meisten Europäerinnen im Gegensatz zu den Frauen der Eingeborenen nicht im erforderlichen Maße besitzen.

Man würde jedoch irre gehen, zu glauben, daß diese Vernachlässigung oder Bequemlichkeit sich auf das Thun und Treiben der Damen Javas im allgemeinen erstreckt. Im Gegentheile entwickelt man in Bezug auf geistige Ausbildung einen großen Fleiß. Fast jede Dame spricht außer dem Holländischen sehr gut französisch und malaiisch, sehr viele auch deutsch. Musik wird nicht wenig und mit großem Verständnisse betrieben; auch liest man fleißig und ist daher, was allgemeine Bildung betrifft, durchaus auf europäischem Standpunkte. Umso mehr ist es zu bedauern, daß die allzugroße Bequemlichkeit in der Kleidung der Damen Batavias eine gewisse Voreingenommenheit gegen dieselben hervorruft.

Ein sehr schöner Ausflug von Buitenzorg ist jener nach Kotu Batu. So heißt ein kleiner Ort am Ende des *Dji Dani-Thales*, woselbst sich unter dem Schatten mächtiger Bäume ein Schwimmbassin befindet, welches mit dem kühlen Wasser des dort hervorbrechenden Baches gespeist wird. Die Fahrt durch das Thal ist außerordentlich lohnend; abgesehen von der reichen Vegetation, die uns umgibt, bietet der dreizackige *Salak*, dessen prächtige Tinten mit den Höhengichten wechseln, einen sehr hübschen Anblick. Hierzu gefellte sich noch für uns das schöne Bild des Ausbruches eines tropischen Gewitters, welches mit einem Wolkenbruche niederging und uns trotz der gedeckten Wagen das Vergnügen eines doppelten Bades verschaffte.

Der Chinese, welchem die Badeanstalt gehört, obzwar über unser Erscheinen bei einem solchen Wetter nicht wenig erstaunt, beeilte sich, uns beim Trocknen der Kleidungsstücke behilflich zu sein und uns einen nach dem Bade köstlich mundenden Thee zu bereiten. Gestärkt und getrocknet traten wir die Rückfahrt an, welche sich in der herrlichen Kühle, die dem Regen folgte, besonders genußreich gestaltete.

Großes Interesse bot uns der Besuch des botanischen Versuchsgartens. Es ist dies eine vom großen botanischen Garten räumlich getrennte Anpflanzung, in welcher alle bekannten tropischen Nutzpflanzen gezogen werden, um systematisch zu ergründen, welche von denselben sich für den Anbau auf Java eignen. Man hat zwar die Krankheit des Kaffeebaumes in Java erfolgreich bekämpft und gerade heuer eine schöne Ernte erzielt, doch fürchtet man die Überproduction anderer Länder und will für alle Fälle unterrichtet sein, welcher Cultur man sich zuzuwenden habe, falls sich der Kaffeebau nicht mehr genügend einträglich erweisen sollte. Übrigens wird schon jetzt auf der Insel neben Kaffee auch Thee, *Cinchona* (*Chinarindenbaum*), Zuckerrohr und besonders viel Reis gebaut. Für den Unbetheiligten entbehrt es nicht der Komik, zu sehen, in welcher eigenthümlicher Weise die Denkungsart der Pflanze durch die Concurrenz beeinflusst wird. Die eigene reiche Ernte hat weitaus weniger Befriedigung gewährt als der Umstand, daß Ceylon und Arabien heuer ein sehr geringes Erträgnis

erreichten. Die Nachricht, daß Brasilien dagegen ein außerordentlich gutes Jahr zu verzeichnen habe, rief ein förmliches Entsetzen hervor und man geberdete sich fast so, als ob Java statt reichen Segens eine Hungersnoth beschert worden wäre. Oh, der liebe Nächste!

Wenn man übrigens von Pflanzern auf Java spricht, so ist darunter nur eine verhältnismäßig geringe Zahl von Grundeigenthümern zu verstehen, deren Landbesitz sich meist aus der Zeit vor der Wiederbesetzung der Insel durch die Holländer im Jahre 1816 datiert. Gegenwärtig kann Terrain nur in Pacht erhalten werden, allerdings bis zu 75 Jahren, allein da hiermit nicht die Herrenrechte verbunden sind, gelingt es den Pächtern nicht so leicht, ihre Rechnung zu finden. Die Regierung und die alten Pflanzeur können nämlich beanspruchen, daß der männliche Theil der Bevölkerung ihrer Liegenschaften einen Tag in der Woche Frohndienste leiste, während die Pächter einen verhältnismäßig hohen Lohn für die Arbeit zahlen müssen. Praktisch genommen übt die holländische Regierung auch bezüglich des Kaffees noch jetzt ein Monopol aus, indem sie das gesammte dazu geeignete Terrain durch die dort ansässige Bevölkerung mit Kaffee bebauen, und sich das Erträgnis gegen eine Bezahlung von 14 bis 15 fl. den Picul (61·7 Kilogramm) abliefern läßt.<sup>1)</sup> Dagegen hat die Regierung die Zuckerindustrie nach und nach ganz den Privaten überlassen. Nichtsdestoweniger ist, da jeder Pachtvertrag der Controle der Regierung unterliegt — wohl um in erster Linie Übervortheilungen der Eingeborenen zu verhüten — die Ansiedelung von derlei Unternehmern und Pächtern nicht frei von Beschränkungen. Wie es scheint, benutzt die holländische Regierung dies, um zu verhindern, daß fremde Elemente nach Java gelangen, die sich ihrer Colonialpolitik gefährlich erweisen könnten.

Wie im ganzen Orient, von Ahen angefangen, so üben auch auf Java Hotelgäste, besonders fremdländische, eine magische Anziehungskraft auf allerlei Hausierer aus, welche die Veranden belagern und, sobald sie ihres Opfers ansichtig werden, im Nu ihre Waren ausstellen und mit bewunderungswürdiger Überredungskunst an den Mann zu bringen suchen. Die Zahl dieser Hausierer, sowie das Überhalten steigert sich mit der größeren östlichen Länge. Die Juden und Araber werden in dieser Richtung vom Indier und Singalesen, diese alle aber weit vom Chinesen übertroffen. Obwohl keine Neulinge mehr, giengen die meisten von uns diesen Wegelagerern doch in die Falle. Oft nachdem man, mehr in der Idee, die lästigen Verfolger abzuschütteln, als um den Preis herunterzudrücken, ein Behtel des ursprünglich Verlangten geboten, erklang das fatale: „take it, take it! I bankrupt!“ Und nicht selten erstand dann ein anderer einen gleichen Gegenstand noch um die Hälfte billiger. Savanische Waffen, hauptsächlich die schlangenartig gewellten Kriss, sowie Sarongs bilden die Hauptcuriositäten für Fremde. Doch sind die ersteren oft aus Weicheisen erzeugt und das

<sup>1)</sup> Diese „Culturstelzel“ genannte Einrichtung warf früher jährlich ungefähr 18 Millionen Gulden ab, in den letzteren Jahren hat der Ertrag etwas abgenommen.

Silber ist durch Nickel vertreten; beim Einkauf der letzteren aber kann man leicht englische oder Schweizer Kattune statt der wertvollen Erzeugnisse Savas erstehen. Der Sarong, das landläufige Unterkleid, ist nämlich aus einem Baumwoll- oder Rohseidengewebe hergestellt, welches die Malaien und besonders die Savaanen oft nach



Javanischer Regent mit den Insignien seiner Würde.

recht geschmackvollen Mustern färben. Letzteres geschieht in der Weise, dass sie jene Stellen mit Bienenwachs bedecken, welche von den Farben frei bleiben sollen und sodann den ganzen Stoff in die Farbe tauchen. Nachdem dieser Vorgang, besonders bei Anwendung mehrerer Farben, sehr zeitraubend ist und auch gute Pflanzenfarben dazu verwendet werden, kommt ein einigermaßen schöner Baumwollsarong von 2 Meter Länge und 1 Meter Breite auf 10 bis 20 fl., ja oft auch bis auf 60 fl.

und 80 fl. zu stehen. Dafür hat man aber ein dauerhaftes schönes Stück. Selbst der ärmste Savane trägt meist einen echten Sarong und legt die billigen europäischen Nachahmungen nur zur Arbeit an; und für die Savaninnen bilden einige schöne Sarongs oft die einzige Ausstattung, welche sie ihrem Manne ins Haus mitbringen.

Bei der Rückfahrt von Buitenzorg hatten wir das Vergnügen, mit einem Regenten und dessen Familie zu reisen. Regenten heißen bekanntermaßen auf Java die Abkömmlinge der früheren kleinen Sultane, welche jetzt als holländische Beamte den Districten vorstehen und den Eingeborenen gegenüber die Illusion aufrecht erhalten, als ob sie noch gegenwärtig von ihren angestammten Fürsten regiert würden. In der That hat aber jeder Regent einen holländischen Residenten oder Assistent-Residenten als „älteren Bruder“ zur Seite, dessen wohlmeinende Wünsche für ihn Befehle sind. Und er fügt sich denselben willfährigst, denn er weiß recht gut, daß, wenn er abgesetzt wird, sein Bruder oder nächstältester Verwandter, der vermöge der Abstammung beim Volke das gleiche Ansehen wie er genießt, sofort bereit ist, seine meist gut bezahlte Stelle einzunehmen.

Diese Regenten, deren Rang je nach der Wichtigkeit ihres Bezirkes zwischen dem eines Obersten und Majors variiert, haben bis zum letzten Ortsvorsteher eingeborene Beamte unter sich. Ihnen fällt in erster Linie der undankbare Theil der politischen Verwaltung und die Steuereinnahme zu, während die holländischen Functionäre sich jenen Theil vorbehalten, dessen wohlthätige Wirkung augenscheinlich ist. Ihrer hervorragenden Stellung entsprechend, machen die Regenten meist viel Staat. Auch unser Reisegefährte trat mit anspruchsvollem Pompe auf. Sein Anzug war eine Combination eleganter europäischer und malaiischer Tracht. Eine reich mit Gold gestickte Staatsuniform mit taubengrauen, goldbetreßten Beinkleidern, andererseits ein kurzer wertvoller Sarong mit einem prachtvollen Kriß, goldgestickte Pantoffeln und eine gleiche Mütze auf dem nie fehlenden malaiischen Kopftuche. Auch die Frauen waren zwar national, aber sehr reich und geschmackvoll gekleidet und hatten bei recht angenehmen Gesichtszügen etwas ausgeprägt Vornehmes und Würdiges in ihrem ganzen Wesen. Natürlich fehlte es nicht an einer Dienerschar. Unter derselben befand sich ein besonders herausstaffierter Mann, welcher das Symbol der Würde seines Herrn, den goldenen Pajong (großer Sonnenschirm) trug, sowie ein zweiter, welcher ein schönes Goldbetelservice mit der dazugehörigen Spuckvase in Bereitschaft hielt.

Dem Fremden fällt es auf, daß selbst in Batavia Kutscher, Hotelbiener und ähnliche Leute fast kein Wort holländisch verstehen, während doch in den englischen Kroncolonien viel jüngeren Datums derlei Individuen die Sprache der herrschenden Nation meist ganz geläufig sprechen. Diesem Umstande liegt ein wohlberechnetes Verhalten der Holländer zugrunde. Mit den Eingeborenen wird grundsätzlich nur malaiisch gesprochen, der Gebrauch der holländischen Sprache erscheint somit als ein Vorrecht der Europäer, das deren hervorragende Stellung kennzeichnen soll. Ein Eingeborener darf sich nicht unterfangen, einen Holländer holländisch anzusprechen; es würde dies

als eine höchst unzukömmliche Vertraulichkeit aufgefaßt werden. Ja sogar die Regenten, von denen einige des Holländischen in Wort und Schrift mächtig sind, würden es nicht wagen, mit den über ihnen stehenden Residenten holländisch zu reden, und können diese Sprache höchstens im Verkehr mit untergeordneten holländischen Beamten üben. So seltsam und bei oberflächlicher Betrachtung den Interessen der Holländer zuwiderlaufend dies erscheint — alle anderen Nationen suchen ihrer Sprache möglichst viel Verbreitung in den Colonien zu verschaffen — ist dies doch eine kluge, auf einer genauen Kenntniß des javanischen Volkscharakters fußende Maßregel. Dem Javanen — gleich dem orthodoxen Hindu — ist eine strenge Scheidung der gesellschaftlichen Classen eben seit der Hinduherrschaft etwas so natürliches und althergewohntes, daß er daran zähe festhält. Wenn der gemeine Mann unter dem herrlichen Klima das wenige findet, was er zu seiner Ernährung und Kleidung bedarf, ist er zufrieden und beugt sich gerne vor dem Höherstehenden und besonders vor seinem Fürsten. Dies gilt aber weniger der Person, als der weltlichen Obrigkeit überhaupt, welche er bei seinen sonstigen seichten Begriffen von Religion oft directe als die alleinige Vorsehung betrachtet. Um nun auch im mündlichen Ausdrucke den Rangunterschied entsprechend hervorheben zu können, haben sich zur Zeit der Hinduherrschaft, während welcher das herrschende Volk sich des Sanskrit bediente, in der eigentlichen javanischen Sprache durch theilweise Aufnahme des erstgenannten Idioms drei verschiedene Sprachen gebildet, die Sprache gegenüber von Höheren, jene gegenüber von Niederen und eine für den Gebrauch zwischen Gleichgestellten.<sup>1)</sup> Diesen Begriffen entsprechend, ist nun das Holländische als ein über allen anderen Sprachen stehendes, aristokratisches Idiom festgestellt, welches der niedriger stehende Eingeborene niemals im Verkehr mit dem über ihm stehenden Holländer gebrauchen soll. Naturgemäß mußte in Folge dessen der Gebrauch des Malaiischen verallgemeinert werden. Dies geschah auch theilweise deshalb, um Beleidigungen der in Formachen feinfühligen javanischen Aristokratie durch die holländischen Beamten vorzubeugen, wie solche bei unvollkommener Kenntniß der javanischen Sprache angesichts der vorerwähnten feinen Unterschiede mit Bezug auf den Rang des Angesprochenen leicht vorkommen können. Um die Erlernung des Malaiischen zu erleichtern, wurden die lateinischen Buchstaben als Schriftzeichen für dasselbe eingeführt. Mit diesen Lettern werden alle amtlichen Kundmachungen und die meisten malaiischen Zeitungen gedruckt. Bei der einfachen Aussprache dieser vocalreichen Sprache und bei dem Umstande, daß man sich in der Praxis über die Grammatik hinaussetzt, erlernt der Europäer dieses Idiom binnen kürzester Zeit. Andererseits bleibt bei dem ausschließlichen Gebrauche dieser wenig entwickelten Sprache

<sup>1)</sup> Bis zu einem gewissen Grade findet sich dies in allen Sprachen Hinter-Indiens und auch im Japanischen ziemlich ausgeprägt vor. Übrigens gibt es, wie bekannt, auf Java keine einheitliche Volkssprache; im Osten wird das eigentliche Javanische, im Westen das Sundanefische gesprochen, während das Malaiische, die allgemeine Verkehrssprache, die lingua franca zwischen Leuten verschiedener Zunge in diesen Gegenden bildet.

in den Schulen der Unterricht naturgemäß in bescheidenen Grenzen. Ein höherer Unterricht in einer Sprache, welche keine Vielzahl hat und in der man zur Bezeichnung der gewöhnlichsten Gegenstände schon zu Combinationen greifen muß — ayer batu, Wasser, Stein = Eis; mata ayer, Auge, Wasser = Brunnen zc. — wäre unmöglich. Übrigens wird ein solcher von der holländischen Regierung auch gar nicht angestrebt. Außer



Javanische Küche.

den Dorfschulen, in welchen der mohammedanische Priester das mechanische Lesen des arabisch geschriebenen Korans den Kindern beibringt, bestehen eigentlich nur Regierungsschulen, in denen Lesen, Schreiben und die vier Species gelehrt werden. Für die Verbreitung medicinischer und gewerbtechnischer Kenntnisse wird durch praktische Kurse gesorgt, und besonders intelligenten Eingeborenen steht es frei, sich in Holland weiter auszubilden.<sup>1)</sup> Man meidet jedoch sorgsam jene allge-

<sup>1)</sup> Auf Java gibt es 200 Schulen mit 31.000 Schülern bei 22.000.000 Einwohnern, somit 1 Schüler auf 732 Köpfe, ferner 101 Missionschulen mit 8000 Zöglingen. Auf den anderen holländischen Sunda-Inseln ebensoviele Volksschulen und doppelt soviele Missionschulen, bei einer weitaus geringeren Bevölkerung. In Batavia besteht ein Collegium für ärztliche Studien mit durchschnittlich 70 bis 80 Hörern, welche zu „Doctor Java“ promoviert werden.

ungünstig beeinflussen könnte. Einen anderen Stein des Anstoßes, besonders für Colonialregierungen, haben sich die Holländer auf Java mit großer Sorgfalt und, wie es scheint, mit gutem Erfolge aus dem Wege geräumt. Es ist dies die religiöse Frage. Wie erwähnt, bekennen sich die Bewohner Javas, mit Ausnahme der Europäer und Chinesen, zum Islam.

Bei der Weichheit der Javanen, bei denen nur die äußere Form, nicht aber das Wesen des Islam Wurzel faßte, würden fanatische Ausbrüche, welche der Regierung Schwierigkeiten verursachen könnten, wohl nicht zu befürchten sein. Dagegen besteht noch von den arabischen Handelsexpeditionen des Mittelalters her eine Colonie Araber auf Java, welche in stetem Verkehre mit dem Mutterlande geblieben ist, ja sich theilweise durch neue Ansiedler vermehrt, und die einen großen Einfluß auf die zumeist aus ihr sich ergänzende mohammedanische Geistlichkeit und dadurch auch auf das übrige Volk ausübt. Um sich nun diese Fanatiker gut geneigt zu erhalten, beschränkt sich die Colonialregierung nicht darauf, dieser Religion gegenüber die scrupulöseste Toleranz walten zu lassen, wie dies die Engländer in Indien ja auch beobachten, sondern sie versteht es auch, zu verhindern, daß die Missionäre durch ihre Thätigkeit die mohammedanische Bevölkerung in Aufregung versetzen. Den Pilgerfahrten nach Mekka werden jetzt nicht mehr Schwierigkeiten in den Weg gelegt, und die früher gebräuchliche Abgabe von 100 fl. für jede Pilgerlicenz wurde aufgehoben. Doch hat jeder Pilger bei der Rückkehr vor einer Commission zu beweisen, daß er wirklich in Mekka gewesen sei. Dafür ist ein Hadji von den Frohndiensten befreit. Die Regierung weiß sich auch einen Einfluß auf die mohammedanische Priesterschaft zu sichern, indem sie die religiösen Beisitzer bei den Gerichten (Pengkulu) gut bezahlt. Die Schlichtung von Erbschafts- und Ehrechtsfragen wird ganz den mohammedanischen Kirchenbehörden überlassen. Eine weitere Regierungsmaxime der Holländer auf Java, die Mischlinge absolut den Holländern gleichzustellen, ist wohl von jedem Standpunkte aus als sehr gut zu bezeichnen. Es handelt sich hier nicht bloß um die Gleichstellung vor dem Gesetze, die ja auch in englischen Colonien gewährt wird, sondern auch um jene im praktischen Leben. Wenn Mischlinge die nöthigen Fähigkeiten haben, so können sie die höchsten Stellen in der Colonie erhalten. So sind aus denselben bereits commandierende Generale (van der Heyden &c.) und Residenten hervorgegangen. Aber auch in der europäischen Gesellschaft Javas macht die Beimischung javanischen Blutes gar keinen Unterschied in der Stellung, im grellen Gegensatz zur Behandlung des Halbblutes in Indien und den englischen Colonien, wo, wenn dasselbe infolge von Reichthum oder besonderen Einfluß ganz ausnahmsweise Zutritt in der Gesellschaft findet, ihm fühlbar jener eisige Ton der Duldung zutheil wird, welcher ärger als der Ausschluß ist. Wenn nun auch die javanische Aristokratie, die Raden und Mas, nicht gerne einen Mischling als Residenten über sich sehen, indem sie ihre reine, adelige Abstammung den morganatischen Ehen entgegenhalten, aus denen oft Mischlinge hervorgehen, so ist doch die Masse des javanischen Volkes, wie nicht anders möglich, nur

angenehm durch diese Behandlung der Miſchlinge berührt. Sie liefert ja den Beweis, daß man das javaniſche Blut nicht als unrein betrachtet, indem eine Beimischung deſſelben nicht wie anderſwo als herabſehend angeſehen wird. Daher iſt hier Halbblut nicht eine verächtliche Bezeichnung wie in Indien, wo ſelbſt jeder Hindu oder Mohammedaner ſie als Schimpf betrachtet. Anderſeits mehren ſich die Meſtizen zuſehends und amalgamieren ſich mit den Holländern, fühlen politiſch ſelbſtverſtändlich ganz wie dieſe und ſind jedenfalls eine Stütze der holländiſchen Herrſchaft, während bekanntermaßen das über ſeine Zurückſetzung erbitterte Halbblut in den meiſten Colonien ein gefährliches Element wird und z. B. in den früheren ſpaniſchen Colonien Amerikas die thätigſten Kämpfer für den Abfall vom Mutterlande lieferte.

Bei aller Vorſicht in der Behandlung der Savanen ſchreitet jedoch die holländiſche Regierung in der gänzlichen Unterwerfung derſelben immer weiter vor. Bekanntermaßen beſtehen noch vier ſogenannte unabhängige Fürſten auf Java. Die zwei bedeutendſten ſind der Suſuhunan (oft mit Kaiſer überſetzt) von Surakarta und ſein Gegengewicht, der Sultan von Djokjokarta. Beide ſind bereits „Enkel“ des Generalgouverneurs, welcher für ihr Wohlfeyn durch Reſidenten als Rathgeber und eine holländiſche Leibwache — nebt ihren eigenen Paradeſoldaten — höchſt großväterlich ſorgt und ihnen eine beträchtliche Penſion zukommen läßt. Doch wird jedes Jahr ein Stückchen ihrer politiſchen Rechte eingezogen, biß ſchließlich beide auf den Standpunkt der übrigen Regenten angelangt ſein und ſich von dieſen nur durch ihre ellenlangen pomphaften Titel unterſcheiden werden.<sup>1)</sup>

Philantropen ermangeln nicht, die holländiſche Verwaltung des ärgſten Eigennußes zu zeihen und ihr vorzuwerfen, daß ſie die Savanen auf das raffinierteſte ausbeute, ohne für die höheren Interellen derſelben auch nur das geringſte zu thun. Die Holländer antworten darauf: Colonien erwirbt man in erſter Linie zum eigenen Vortheil. Dieſen erreichen wir, und zwar ohne große Mittel. Auf ganz Java gibt es, das Militär nicht gerechnet, nur 40.000 Europäer und Miſchlinge, welche 22 Millionen Eingeborene im Zaum halten. Auf Java ſelbſt würden wir kaum des Militärs bedürfen. Und was die erwähnten höheren Interellen der Savanen betrifft, denen wir nicht Rechnung tragen: iſt es nicht humaner, einen Zuſtand zu ſchaffen, in welchem alles ſich zufrieden fühlt, als ſelbſt zur Entfackung eines Brandes mitzuheſſen, der dann mit Gewalt gelöſcht werden muß? Man citirt uns immer die Engländer in Indien. Vor allem ſteht es in Frage, ob ſie nicht ähnlich wie wir vorgegangen wären, wenn ſie eine abgeſchloſſene Inſel mit Savanen vorgefunden hätten? Und dann, kann es ohne

<sup>1)</sup> Der Titel des Herrſchers von Surakarta, welcher eine Penſion von 470.000 fl. jährlich bezieht, lautet: Sahunan Paku Bavana Senapati ing ugalaga Ngabdur Rahman Sajidin Panatagava, zu deutſch: Se. Heiligkeit der Nagel der Welt, der Oberfeldherr im Kriege, der Diener des Barmherzigen, der Herr der Religion, der Regler des Gottesdienſtes. — Der Sultan von Djokjokarta führt denſelben Titel, doch ſtatt „Nagel der Welt“ und „Herr der Religion“ den etwas deutlicheren, aber nicht minder anſpruchsvollen: „Beherrſcher der Welt“ und „Stellvertreter Gottes“. Die Penſion des Sultans von Djokjokarta beträgt 800.000 fl. jährlich.

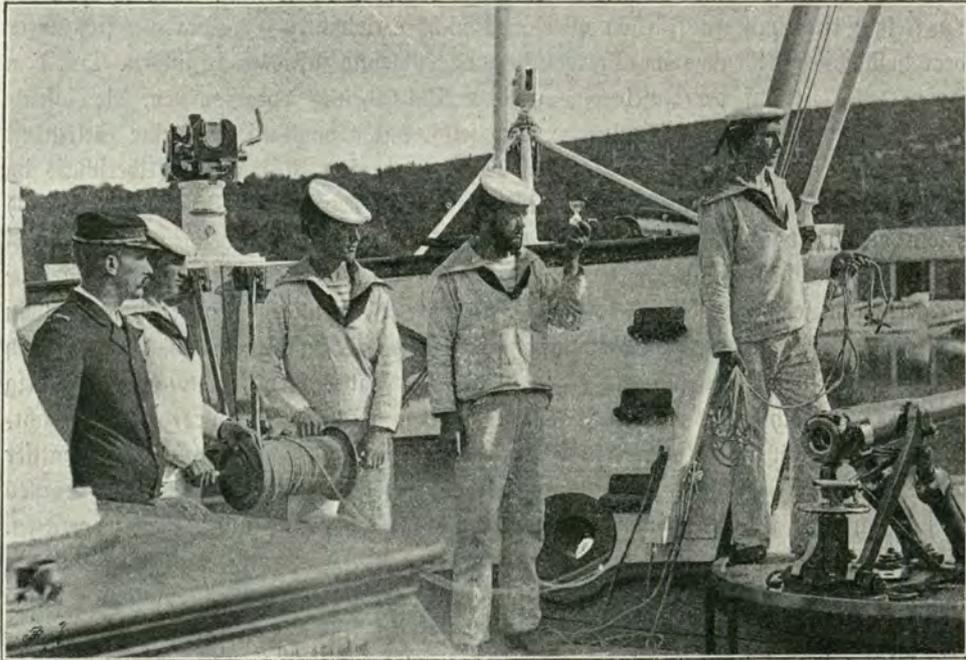
gewaltige Schreckensscenen abgehen, wenn durch die Babubewegung die englische Herrschaft ernstlich bedroht wird? Die Sepoy-Revolution 1857 war ein Vorspiel hierzu, das zu denken gibt. Und das gewaltige England ist auch nicht immer gefühlvoll, wenn es um seine Interessen geht; unsere Landsleute in der Capcolonie und die Boers wissen davon zu erzählen. Wenn wir, eine kleine Nation von 4 Millionen, mitunter zu kleinlichen Mitteln greifen müssen, um unsere Herrschaft zu erhalten, kann man uns daraus einen Vorwurf machen?

Man kann über die Verwaltung der Holländer denken, wie man will, Thatsache ist es, daß die Production und die Bevölkerung Javas rasch zunimmt; letztere hat bereits 22 Millionen gegenüber 7 Millionen im Jahre 1831 erreicht. Auch scheinen die durch ihre einheimischen Fürsten allerdings nicht verwöhnten Eingeborenen sich unter dem holländischen Regime im allgemeinen ganz wohl und zufrieden zu fühlen. Seit dem Jahre 1830 ist auf der Insel keine größere Ruhestörung vorgekommen, die öffentliche Sicherheit ist eine befriedigende, und selbst das Amocklaufen ist eine Seltenheit geworden. Allerdings ist es momentan mit dem großen Stat Batig (Überschuß im Budget) vorbei, welches seinerzeit dem Mutterlande eine beträchtliche Revenue gewährte,<sup>1)</sup> allein dies ist hauptsächlich die Folge des Krieges mit Atschin, welcher einen außergewöhnlich großen militärischen Aufwand erfordert. Gerne hätte die holländische Regierung diesem mißlichen Feldzuge durch einen Vergleich ein Ende gemacht, allein sie fürchtet mit Recht eine Schädigung ihres Ansehens, und dieses wäre selbst auch auf Java vielleicht von üblen Folgen. Es wird daher wohl nichts anderes übrig bleiben, als noch tiefer in den Säckel zu greifen und mittels einer großen Machtentfaltung die gänzliche Unterwerfung oder vielmehr Ausrottung der Handvoll Fanatiker auf Sumatra durchzuführen. Allerdings wird es weder in Sumatra noch auf Borneo je möglich sein, für die Herrscher solche ideale Zustände wie auf Java zu erzielen. Abgesehen von der Verschiedenheit im Charakter der Bevölkerung, ist letztere auf den genannten Inseln so spärlich, daß man von auswärts Arbeitskräfte kommen lassen muß. Es ist somit dort jene Abgeschlossenheit, welche zu einer treibhausartigen Entwicklung wie auf Java, wenigstens lange Zeit hindurch nothwendig wäre, schon von allem Anfange an nicht zu erzielen.

Sehr lohnend ist ein Besuch des Museums von Batavia, in welchem man eine reiche und vollständige Sammlung ethnographisch interessanter Gegenstände des Sunda-Archipels findet. Von den Häusern der wilden Stämme Borneos und Sumatras, welche durch reizende Modelle dargestellt sind, bis zum kleinsten Einrichtungsgegenstände derselben findet man alles sehr übersichtlich und folgerecht zusammengestellt; desgleichen eine reiche Waffensammlung, sowie Muster der staunenswerth entwickelten Textilindustrie dieser Länder. Uns interessierten besonders die Musikinstrumente der

<sup>1)</sup> Übrigens ist die schlechteste Zeit in dieser Richtung (1878 bis 1882) vorüber, der Überschuß im Budget wächst wieder und erreichte, allerdings ein Ausnahmefall, im Jahre 1888 25 Millionen holländische Gulden (Einnahmen 143 $\frac{1}{3}$  Millionen, Ausgaben 118 $\frac{1}{4}$  Millionen).

Javanen. Unter diesen fielen uns die bei uns jetzt als Kinderspielzeug so beliebten Gambangs auf. Im Originale bestehen sie aus aneinandergereihten Metall- oder Holzlamellen verschiedener Länge, welche, mit einem Stäbchen berührt, einen glockenartigen Klang geben und meist nach einer Mollscala gestimmt sind. Außerordentlich kraft- und klangvolle Gongs, Flöten, Gitarren und Trommeln der verschiedensten Art zeigen, daß die Javanen große Freunde von Musik, allerdings von etwas lärmender Art, sein müssen. Unsere Aufmerksamkeit wurde auch noch durch einen ziemlich großen Anter aus Eisenholz erregt, sowie durch eine mehrere Meter lange

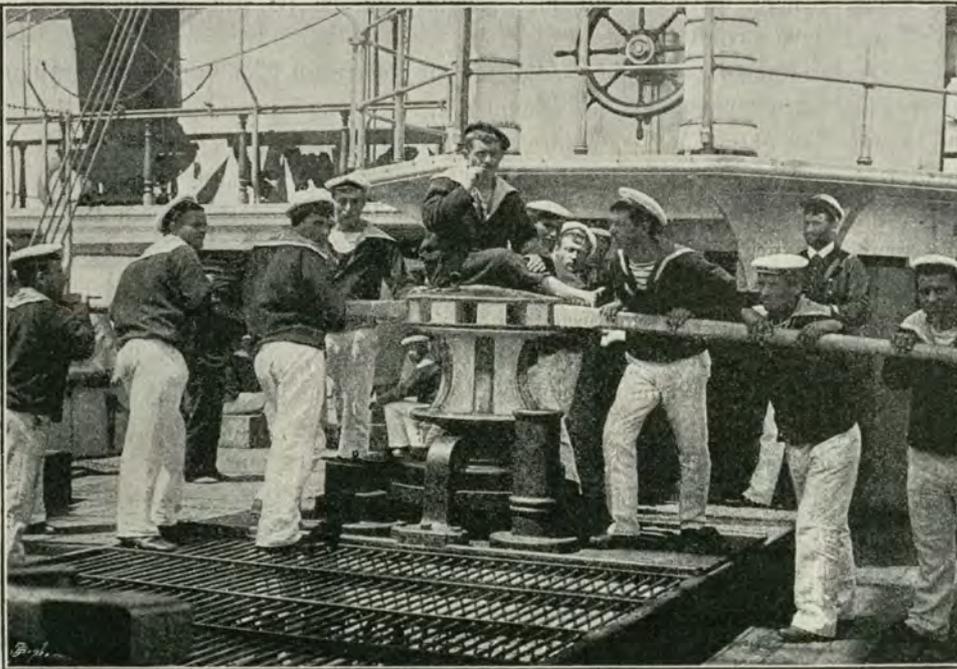


Aus dem Bordleben. Das Werfen des Loggs.

schwere Schiffskette aus gleichem Materiale und aus einem Stamme geschnitten. Wie bereits erwähnt, beziffert sich gegenwärtig die holländische Colonialarmee auf 31.000 Mann, von welchen über die Hälfte Eingeborene sind. Die Officiersstellen werden durchgehends von Europäern oder Mischlingen besetzt. Die Ergänzung der Mannschaft findet durch Werbung statt, und zwar wird meist auf sechs Jahre enrrolliert. Unter den Europäern befinden sich viele Ausländer, besonders aber Deutsche. Der größere Theil der Truppen befindet sich in Atschin, sowie im übrigen Sumatra, auf Borneo und auf den Molukken vertheilt. Auf Java selbst haben nur die wichtigeren Küstenstädte Garnisonen, dann die vier sogenannten unabhängigen Sultanate. Auf dem flachen Lande gibt es keine Truppen; in den Hauptorten der Residentchaften ist jedoch die

bewaffnete Macht durch Schützengilden von Europäern und Mischlingen und durch eine Art Miliz aus Eingeborenen vertreten, welche im Nothfalle die Polizei zu unterstützen haben. Die Streitkräfte der unabhängigen Fürsten stehen zwar unter deren Befehl, müssen jedoch der holländischen Regierung zur Verfügung gestellt werden, wenn dies verlangt wird.

Um einen Vergleich mit den englischen Kasernen in Indien ziehen zu können, besuchten wir die große Kaserne Batavias. Mit Bereitwilligkeit wurde uns vom Inspections-officier hierzu die Erlaubnis ertheilt. Auch hier, wie in Britisch-Indien, sind die



Aus dem Vordleben. „Gangspill bemannt!“

Truppen in sehr lustigen, nur ein Erdgeschöß enthaltenden Pavillons untergebracht, und zwar die Eingeborenen und die Europäer in getrennten Gebäuden. In der Einrichtung unterscheiden sich diese Gebäude nur durch die Bettstätten, welche bei den Europäern mit dem gewöhnlichen Strohsack ausgestattet sind, während sie bei den Eingeborenen aus mit Strohmatte belegten Pritschen bestehen. Es war gerade zur Zeit der Morgeninspektion, als wir die Kaserne besichtigten, und eine musterhafte Ordnung und Reinlichkeit herrschte in den großen, für je 60 Mann berechneten Zimmern. Auch die Mannschaft, mit ihren für das Tropenklima wohl etwas zu schweren Uniformen aus dunkelblauem Tuch und dem holländischen niederen Helm, nahm sich recht gut aus, umso mehr, als es insolge des Atschiner Feldzuges an Decorirten nicht mangelte.

Seltam sieht es wohl aus, daß die Eingeborenen, sonst ganz gleich wie die Europäer uniformiert, die Chargen auch mit weißen Handschuhen versehen, barfuß einhergehen.

In den übrigen Stunden des Tages muß es aber in der Kaserne etwas bunt zugehen, da es den Soldaten gestattet ist, ihre Familie bei sich zu haben. Übrigens sollen sich die Soldatenfrauen als Wäscherinnen, Näherinnen und Eswarenverkäuferinnen, sowie im Felde als Pflegerinnen der Verwundeten sehr nützlich erweisen. Für die Kinder sorgt theilweise die Regierung, indem Knaben Aufnahme in der Pupillenschule in Rambong finden und meist wieder Soldaten werden. Auch für Mädchen bestehen ähnliche Anstalten, die um so wohlthätiger sind, als die europäischen Soldaten bei der Rückkehr nach Europa meist ihre Familie, an die sie kein gesetzliches Band fesselt, auf Java zurücklassen.

Im übrigen fanden wir in der Kaserne die modernsten Einführungen hinsichtlich einer gründlichen Ausbildung der Mannschaft. Der wichtigen Stellung des Unterofficiers in der Colonialarmee, welcher sehr häufig selbständig ein Commando führt, ist durch eine entsprechende Dotierung desselben Rechnung getragen. Wir sahen das Unterofficierscasino, welches, was Einrichtung und Comfort anbelangt, den Vergleich mit mancher Officiersmesse in Europa nicht zu scheuen braucht.

Bei dem kurzen Aufenthalte des Schiffes in Tandjong Priok konnten wir mit der Gesellschaft Javas nur sehr wenig in Verkehr treten. Dagegen fanden wir uns, so oft wie thunlich, bei unserem gastfreundlichen Consul, Herrn Otto Mayer, Chef einer der ersten Firmen Batavias, ein. Wir fühlten uns in seinem Hause — nebenbei gesagt eines der schönsten in Batavia — um so heimischer, als Herr Mayer nicht bloß österreichisch-ungarischer Vertreter, sondern auch, was nur selten der Fall ist, zugleich Österreicher, ja Vollblutwiener ist. Da er auch die bei einem diplomatischen Vertreter so wichtige Eigenschaft hat, einen sehr guten Koch zu besitzen, welcher, obzwar Savane, mit den Recepten von Pratos süddeutscher Küche wohlvertraut ist, waren alle Elemente zu einem sehr angenehmen Verkehre vorhanden. Andererseits war es Herrn Mayer, der bereits sieben Jahre ununterbrochen auf Java weilt, auch erwünscht, wieder mit Landsleuten zusammenzutreffen, die seinen echten Wiener Humor entsprechend zu würdigen wußten.

Österreichische oder ungarische Vergnügungsreisende oder Forscher sind eben leider noch immer eine große Seltenheit in diesen Gegenden; dies trotz des außerordentlich entwickelten Verkehrswezens, welches eine Reise nach Indien oder Ostasien zu einem angenehmen, verhältnismäßig billigen Ausflug gestaltet, der nicht einmal absonderlich viel Zeit in Anspruch nimmt. In allerneuester Zeit hat sich dies wohl gebessert, und in die Fußstapfen des Grafen Hübner, des Grafen Szécheny und des Baron Brenner sind schon einige Nachfolger getreten. Wenn sich unter denselben auch noch manche naive Erscheinung findet, die sich in erster Linie nach dem Zuckerbäcker erkundigt, und Rhinocerosse und Tiger vom Hotel aus schießen will, so ist man doch berechtigt zu hoffen, daß sich immer mehr bemittelte Leute auf diese angenehme Weise

Welterfahrung und Belehrung holen und dadurch auch indirect die Beziehungen unseres Vaterlandes mit fremden Ländern erweitern helfen werden. Begreiflicherweise fehlt es Herrn Consul Mayer bei den innigen Beziehungen, welche er mit der Heimat pflegt, nicht an Aufträgen von Seite wissenschaftlicher Anstalten und Gelehrter Osterreich-Ungarns bezüglich des gewiß in jeder Beziehung interessanten Sunda-Archipels. So sahen wir gerade eine reizende Zusammenstellung ethnographischer Curiositäten, welche für das Hofmuseum zu Wien bestimmt war, desgleichen Sämereien für Kunstgärtner u. dgl.

Wie bereits erwähnt, wird in Batavia viel Musik betrieben. Wir hatten Gelegenheit einer öffentlichen Prüfung von Zöglingen einer Musikschule in der Schouburg (Theater)



Javanische Tänzerin und Orchester.

beizuwohnen und waren von den mitunter sich weit über die Mittelmäßigkeit erhebenden Gesangs- und den Clavierproductionen der jungen Damen angenehm überrascht. Auch hier, wo die eleganteste Gesellschaft Batavias vertreten war, konnte man die Bemerkung machen, daß gemischtes Blut keinerlei Unterschied in der gesellschaftlichen Stellung mit sich bringt. Nicht nur solche Mestizen, deren theilweise javanisches Blut man bloß aus einem interessanten schwachtenden Ausdruck und schönen schwarzen Augen erkennt, sondern auch ganz braune junge Damen sahen wir auf dem Fuße vollster Gleichheit mit Holländerinnen reinsten Blutes verkehren. Gelegentlich eines Concertes im Garten des prachtvoll und dem Klima entsprechend eingerichteten Militärcasinos „Concordia“ konnten wir uns auch überzeugen, daß die

Militärmusik von Batavia sich ganz auf einem europäischen Standpunkte befindet und mit ihren Leistungen die englischen Musikbände in Indien weit übertrifft. Sehr aufmerksam wurde, als man die österreichischen Uniformen wahrte — wohl in der Vermuthung, daß sich der Herr Erzherzog Leopold unter den Officieren befinde — die österreichisch-ungarische Volkshymne intonirt und vom Publicum stehend angehört.

Gute javanische Musikproductionen kann man wohl nur an den Höfen der Sultane und Regenten zu hören bekommen, welche auch große Auslagen nicht scheuen, um sich ein gutes Orchester zu verschaffen. Doch genügt, um einen Begriff von javanischer Musik zu erhalten, ein abendlicher Rundgang durch die Vorstädte Batavias. Im China Kampong, wo bei reicher Beleuchtung und Abbrennen von Krachern und Raketen stets irgend ein Fest gefeiert wird, ertönt Musik auf allen Seiten. Auf der Volksbühne, wo ein Drache begleitet von zwei rothen Hähnen — dargestellt von verkleideten Männern — durch possierliche Bewegungen das Zwerchfell der Zuschauer reizt, bei den beliebten Klopffechtereien der Chinesen, und in der Nähe der Spielhäuser, woselbst dem Pöhspiel, einer Art rouge et noir, gefröhnt wird, überall finden sich stets auch Orchester vor, in denen jedoch, dem chinesischen Geschmacke entsprechend, der Gong meist alle anderen Instrumente übertönt. Dagegen geht es in dem Malay Kampong etwas ruhiger zu. Die Bevölkerung lauscht irgend einem Erzähler, wobei die Pausen der Erzählung durch Musik ausgefüllt werden, oder sie wohnt den Vorstellungen von Tänzerinnen bei. Letztere führen meist pantomimische Tänze auf und stellen durch ganz ungewöhnliche, aber nicht ungraziöse Verdrehungen der Gliedmaßen und durch Bewegungen einer Schärpe alle denkbaren Gemüthsaffecte dar. Hier kommt das javanische Orchester nicht unvortheilhaft zur Geltung; besonders die Glockentöne des Gambangs, welche oft weit durch die stille Nacht vernehmbar sind, verleihen den einfachen, theils klagenden, theils feurigen Weisen einen einschmeichelnden Reiz.

Am 16. Mai des Morgens verließ die „Fasana“ Tandjong Priok. Es stellte sich bald günstiger Wind ein, und von demselben ziemlich treu begleitet, wurde mit zeitweiliger Zuhilfenahme der Maschine bald der Äquator überschritten. Der Südwestmonsun, obwohl schwach und zeitweise aussetzend, gewann die Oberhand, und nach 23tägiger Fahrt wurde am 7. Juni des Abends Hongkong erreicht. Der Aufenthalt an Bord war während dieser Zeit wieder ein höchst unleidlicher. Die Temperatur in den Cabinen sank nie unter 30°, ja erreichte mitunter 34°. Die häufigen Regenböen machten das Schließen der Luken nöthig, und in Folge der dadurch aufgehobenen Luftcirculation war es in den unteren Räumlichkeiten doppelt schwül.

Schon weit in See begegneten wir Djunken, und je mehr wir uns dem Inselgewirre an der Mündung des Cantonflusses näherten, um so zahlreicher wurden diese anscheinend unbehilflichen, aber in der That recht gut und festlich gebauten Fahrzeuge. Nachdem die erste Inselreihe passiert war — meist kahle oder dürftig bewachsene Felsen — zeigten sich endlich die bizarren Umrisse des im Südwest mit Grün bedeckten Felseneilandes von Hongkong.

## Capitel XVI.

### Hongkong—Canton.

Der Anblick der Stadt und der Insel Hongkong vom Ankerplatz der Kriegsschiffe aus ist reizend, besonders im Halbdunkel der Abenddämmerung, in welches die Gegend bei unserem Eintreffen gehüllt war. Der Vergleich mit Gibraltar, der so oft gemacht wird — nicht bloß in militärischer und politischer Beziehung — ist für den westlichen Theil der Insel ein ganz zutreffender. Die scharfen Umrisse der steil aufsteigenden Berge, die amphitheatralische Bauart der Stadt und der rege Dampferverkehr erinnern lebhaft an die Felsenfestung am Eingange des Mittelmeeres; besonders des Abends, zu welcher Tageszeit man nicht das reizende Grün ausnehmen kann, das die unteren Abhänge des Victoria Peaks bedeckt.

Aber dies ist nur ein Theil der schönen Rundsicht in Hongkong. Weitaus größer und imposanter als der Felsen von Gibraltar ziehen die Bergrücken der Insel in gleich bizarren Contouren weit nach Osten, nur durch einen schmalen Canal vom Festlande getrennt. Von diesem, einem sanft aufsteigenden Hügellande, gehört auch noch die Halbinsel Kaulung den Engländern, welche hier ihre Docks und maritimen Etablissements angelegt haben.

An Größe gleicht der Hafen ziemlich der Bucht von Gibraltar; durch die unzähligen Djunken und Sampans, welche ihn erfüllen, ist er jedoch belebter und erscheint daher kleiner als letztere. Die chinesischen Fahrzeuge mit ihrem grotesken Aussehen, den ungewohnten Segelformen und ihrer zahlreichen, fast nackten Bemannung, worunter viele Frauen, die oft mit einem Säugling auf den Rücken gebunden rudern, erregen besonders die Aufmerksamkeit des Neuankommenen.

Der europäische Theil der Stadt fällt durch die solide, mitunter prachtvolle Bauart der Häuser auf. Die Town Hall kann sogar Anspruch auf architektonische Schönheit machen. Der weiter gegen Westen befindliche chinesische Stadttheil, durch

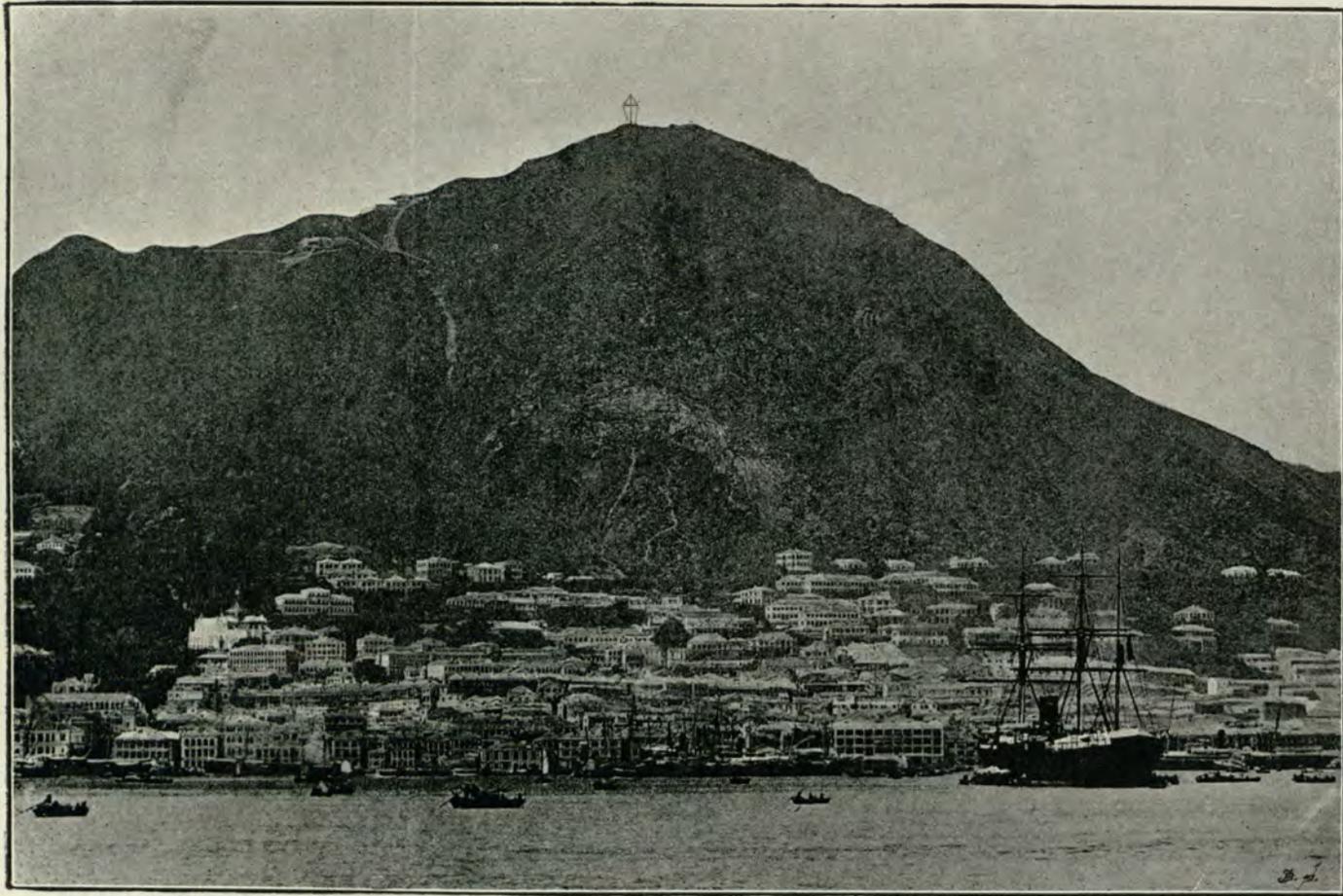
welchen, gleichwie durch das Europäerviertel die endlos lange Queensroad, die Hauptverkehrsader Victorias, läuft, hat allerdings keine hübschen Gebäude aufzuweisen. Doch sind hier die fast durchgehends zweistöckigen Häuser durch die zahllosen vertical herunterhängenden Schilder, durch allerlei Laternen, Ballons und Transparente, sowie durch die reichvergoldeten Hausaltäre derart herausgeputzt, daß sie besonders des Abends einen stattlichen Eindruck machen. Eine für den Fußgänger sehr angenehme Einrichtung und gleichzeitig der Straße zur Zierde gereichend sind die Arcaden, welche fast alle in der Queensroad befindlichen Häuser besitzen.

Von der eben genannten Verkehrsader, die ziemlich steile Berglehne hinauf, zieht sich allerdings vorerst ein Gewirre von elenden Spelunken. Auf einer gewissen Höhe beginnen jedoch wieder die schönen, inmitten hübscher Gärten gelegenen Villen der Europäer, welche wie ein Kranz den häufig in Nebel gefüllten Victoria Peak umschließen.

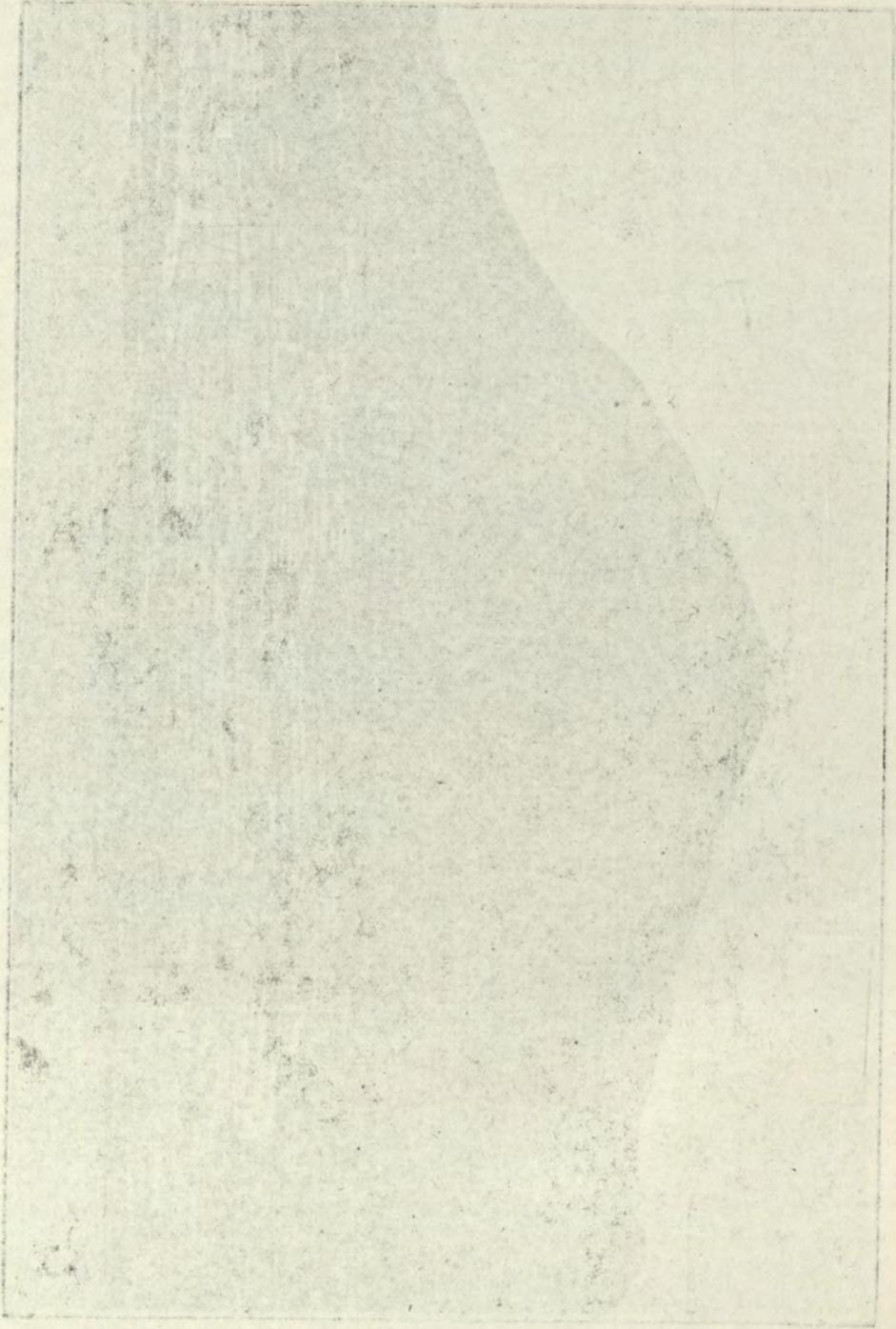
Obwohl Hongkong nicht mehr so ungesund ist als zur Zeit, wo durch die Quai- und Häuserbauten das Terrain stark aufgewühlt wurde, wohnt doch kein Europäer in der Stadt, sondern dieselben suchen auf den höheren Punkten der Insel eine kühlere und gesündere Atmosphäre. Der Gouverneur nimmt sogar für gewöhnlich in einer nahezu am Gipfel des Peaks, 600 Meter über dem Meere, befindlichen Villa seinen Aufenthalt. Hier genießt man allerdings eine kühle und reine Luft. Zur Zeit des Südwestmonsuns aber ist man fast beständig im Nebel. Als Entschädigung dafür genießen die Peakbewohner an klaren Tagen eine prachtvolle Rundschau. Einerseits sieht man Victoria und den Hafen, daran anschließend die Halbinsel Kaulung mit der im Hintergrunde sichtbaren, scharf gefanteten Bergkette, anderseits den ganzen Archipel der kleinen, um Hongkong liegenden Ladronez-Inseln und das weite Meer.

Mit der bei Engländern gewohnten Energie wurde nach der Besitznahme der Insel im Jahre 1842 sofort begonnen, aus dem damals nahezu nackten Felseneilande einen möglichst gesunden und angenehmen Aufenthaltsort zu machen. Man begann vor allem mit systematischen Anpflanzungen und erzielte damit die besten Erfolge. Abgesehen von den Gärten in der Nähe der Stadt und den mächtigen Bäumen auf manchen Plätzen und in den breiteren Straßen, bieten der Public Garden und die Friedhöfe beim sogenannten „glücklichen Thale“ die reizendsten tropischen Vegetationsbilder, welche durch die hie und da hervortretenden Felsen noch an Schönheit gewinnen.

Doch das Fesselndste an Hongkong ist seine bunt gemischte Bevölkerung. Selbst abgesehen von dem unbeschreiblichen Gewühle im chinesischen Theile der Stadt kann man sich an den allorts auftretenden verschiedenen Volkstypen nicht genug satt sehen. Vor allem fallen natürlich die Chinesen auf. Der wohlhabendere Theil derselben mit weißen Blusen, blauen, weiten Beinkleidern, weißen, hohen Strümpfen und galloschenartigen Schuhen, barhaupt und den langen bis zu den Knien reichenden Zopf mit einem Bändchen geziert, macht den Eindruck von Nettigkeit und Reinlichkeit. Das gleiche kann man wohl nicht von den niederen Classen sagen, die mehr oder minder



Ansicht von Hongkong.



1914

entblößt oder, Männer und Frauen in gleicher Weise, in Bluse und weite Bein-  
kleider aus dunkelviolett glänzenden Perfail gehüllt einhererschreiten. Bei den Trägern  
und dem Schiffsvolk ist ein eigenthümlicher Strohhut von der Form eines großen  
konischen Schildes allgemein in Gebrauch. Derselbe verleiht im Verein mit den zum  
Schutz gegen Regen gebräuchlichen Krügen aus langem Palmestroh dem Besitzer ein  
ungewohntes, uncivilisiertes Aussehen. Zwischen den kaum die Mittelgröße erreichenden  
Chinesen ragen die baumlangen Sikhs, aus welchen zum Theile die Polizeimannschaft  
besteht, sowie die englischen Soldaten und Matrosen doppelt hervor, und stehen  
darum auch bei den Chinesen in hohem Ansehen. Die Sikhs scheinen aber auch als  
Wächter der öffentlichen Ruhe wenig Spaß zu verstehen. Bei der geringsten  
Unordnung oder Widersetzlichkeit setzen sie die Chinesen in Gewahrsam und treiben  
sie, deren Zöpfe um die Finger geschlungen, vor sich her. Da jedoch falsche Zöpfe  
auch in China vorkommen, wird nicht verabjäumt, vorher eine kleine Festigkeitsprobe  
bezüglich des Haarschmuckes vorzunehmen. Bannanen, Persis, Japaner, sowie portu-  
giesische Mischlinge, endlich auch Europäer, ansässige Kaufleute oder aber Passagiere  
von den im Hafen befindlichen Schiffen vervollständigen das Straßenpublicum.

Man bringt in Europa im allgemeinen den Chinesen wenig Sympathie ent-  
gegen, und wendet dieselbe unter den ostasiatischen Völkern ausschließlich den Japa-  
nern zu. Wohl dürfte der Ruf der Unduldsamkeit gegen Fremde und jener eines  
abstoßenden Egoismus, sowie manche uns widerlich erscheinende Gebräuche und Sitten  
der Chinesen die Ursache davon sein. Doch wenn man mit diesem Volke in Berührung  
kommt, kann man nicht umhin zu gewahren, daß dasselbe durch seinen Fleiß, seine  
Genügsamkeit und den Sinn für das Familienleben manch gute Seiten hat, in  
denen es selbst die westlichen Culturvölker übertrifft. Aber auch die Intoleranz gegen  
Fremde ist keine allgemeine, ja nicht selten begegnet der Europäer, natürlich wenn er  
nicht schroff auftritt, seitens der Chinesen einer höflichen Zuvorkommenheit und  
Gastfreundschaft. Wir machten wenigstens wiederholt diese Erfahrung, nicht bloß auf  
englischem Territorium, sondern auch in rein chinesischen Städten. Übrigens wird der  
chinesische Kaufmann von den Europäern, welche mit ihm zu thun haben, wegen seiner  
Verlässlichkeit und Ehrlichkeit sehr geschätzt, ja man zieht ihn in dieser Beziehung  
dem japanischen Handelsmann vor, der in Bezug auf Worthalten sich schon mehr zu  
den jetzt geläufigen westländischen Ansichten bekennen soll.

Auffallend ist die Abwesenheit von Wagen in Hongkong, doch erklärlich durch  
die Steilheit der meisten Straßen. Die gebräuchlichsten Fortbewegungsmittel sind  
die Djirikschas und Bambustragesseln. Es ist unglaublich, welche Unermüdlichkeit  
besonders die Träger der letzteren entwickeln. Bergauf, bergab bewegen sich die  
Kulis stundenlang in einem Schnellschritte, der für sich genommen schon einen  
Europäer ermüden würde. Dabei ist die Concurrenz so groß, daß beim Erscheinen  
eines Fahrgastes eine förmliche Kauferei zwischen den sich anbietenden Kulis entsteht.  
Und dies für 20 Cents (40 Kreuzer) die Stunde. Um ja nicht die Fahrt zu ver-

lieren, erklären sie ohne Besinnen die Adresse verstanden zu haben, und fort geht es in raschem Tempo. Sehr bald stellt es sich dann allerdings heraus, daß sie eigentlich keine Ahnung haben, wohin sie gehen sollen. Wenn der Injasse des Stuhles nicht selbst den Weg kennt, kann er sicher sein, daß sie ihn entweder bis an das Ende der Stadt tragen und dann beim ersten besten Hause stehen bleiben, oder je nach der Tageszeit und der Kleidung des Betreffenden ihn bei einem Hotel, dem Theater oder vor einer Kaserne oder einem Bankhause niedersetzen. Dafür sind sie aber stets guter Laune, nehmen die ihnen bei solchen Gelegenheiten oft zutheil werdenden Scheltworte ganz gutmüthig auf und folgen selbst beim schlechtesten Wetter den Anordnungen des Fahrgastes so willig, als ob es ihnen zum Vergnügen gereichen würde, seine Last herumzuschleppen.

Victoria besitzt aber auch ein moderneres Fortbewegungsmittel als die eben beschriebenen, die uns doch mehr oder weniger ins Mittelalter versetzen, und man ist auf dasselbe nicht wenig stolz. Es ist dies eine Drahtseilbahn auf den Peak, welche sich angesichts des Umstandes, daß viele Europäer auf demselben ihre Willen haben, eines regen Zuspruches erfreut. Bei der Anlage dieser Bahn konnte jedoch eine scharfe Curve nicht vermieden werden, weshalb es schwierig wurde, das Zugseil entsprechend zu leiten. Bei Regenwetter ergibt sich dadurch mitunter die Unannehmlichkeit, daß das Seil aus den Rollen springt und dann plötzlich — allerdings nur für kurze Zeit — eine Bewegung des Waggons in entgegengesetzter Richtung eintritt, was bei einer Böschung von mitunter 45° etwas bedenklich erscheint. Hingegen ist die Fahrt wegen der schönen, mit der Höhe immer an Ausdehnung zunehmenden Rundsicht sehr lohnend.

Wenn auch Victoria in seinem chinesischen Theile ein recht gutes Bild einer chinesischen Stadt bietet, ja in den engeren Straßen daselbst der nöthige Schmutz und pestilenzialische Gestank nicht fehlt, um die Localfarbe zu vervollständigen, so soll doch der Tourist, wenn die Zeit es nur einigermaßen erlaubt, nicht verabsäumen, das nahe Canton zu besuchen, um eine unverfälscht chinesische Stadt kennen zu lernen. Täglich verkehren zwei große Flußdampfer zwischen den beiden ungefähr 80 Seemeilen voneinander entfernten Städten; die Fahrt nimmt ungefähr sechs bis sieben Stunden in Anspruch. Die europäischen Geschäftsleute wählen meist die Dampfer, welche des Nachts fahren, wir dagegen zogen es selbstverständlich vor, die Fahrt tagsüber zu machen, um die Gegend betrachten zu können.

Um 8 Uhr des Morgens setzte sich der „Hankow“ in Bewegung. Mit Ausnahme eines englischen Ehepaars und zweier reicher Chinesen waren wir die einzigen Fahrgäste in den bequemen Räumlichkeiten der ersten Classe. Dagegen war die zweite Classe, welche sich auf demselben Deck, jedoch achter befindet, sowie das untere Deck, wo sich die Passagiere dritter Classe aufhalten, überfüllt. Nicht weniger wie 1500 Köpfe zählte das chinesische Reisepublicum.

Ein Gang durch das Unterdeck war recht interessant. Hier in diesem Gewühle von halb nackten Gestalten spielten sich fast alle Phasen des chinesischen Lebens ab.

Die meisten Leute lagen, aus Wasserpfeifen oder Opium rauchend, auf ihren Matten ausgestreckt; viele schliefen. Andere schienen in Geschäftsangelegenheiten zu verhandeln, wenigstens flogen die Kugeln der chinesischen Rechenmaschine (Suanpan) schnell hin und her. Das Resultat wurde in ein Buch gepinselt, die entsprechende Menge Silber, theils alter Schmuck, theils Münzen, mittels einer Wage abgewogen und sodann ausgefolgt. Andere gaben sich dem Karten- oder Dominospiele hin, oder tauschten dem schrillen, durch Gongschläge accentuierten Gesange eines Barden, der, nach seiner Transpiration zu urtheilen, sich möglichst Mühe gab, die Zuhörer zu befriedigen. Eswarenverkäufer boten ihre wohl nur Chinesen verlockende Ware an, während andere mit heißem Wasser die Kunde machten, um das bei keinem Reisenden fehlende Theezeug



Hongkong. Die landesüblichen Fortbewegungsmittel.

zu füllen. Überall waren Fächer in Bewegung und dies war erklärlich; denn trotz der offenen Fenster herrschte in diesen Räumen eine Atmosphäre, welche, wenigstens für Europäer, auf die Dauer nicht zu vertragen war. Viel trugen hierzu allerdings die gleichzeitig auf dem Schiffe beförderten Waren bei. So z. B. enthielt einer der vielen aufgestauten Körbe Eier, auf welchen eben mehrere frisch ausgekrochene Küchlein herumspazierten. In der nicht minder überfüllten Frauenabtheilung war die dunkle Kleidung der niederen Volksklassen vorherrschend. Man sah hier auch einige hübsche Gesichter; ja eine Braut, welche mit lichten, buntseidenen Kleidern und mit reichem Schmucke im Haare angethan war, konnte trotz der sie entstellenden Schminke selbst nach europäischen Begriffen schön genannt werden. Auch bei dieser Gelegenheit staunten wir über die Gutmüthigkeit der Leute. Der uns geleitende Missionär, welcher allerdings fließend chinesisch spricht, nutzte dieselbe, in seinem Eifer, uns auf alle

Eigenthümlichkeiten aufmerksam zu machen, in hohem Maße aus. Einem Opiumraucher nahm er die Pfeife weg, um deren Einrichtung zu zeigen, eine Frau hieß er sich niederlegen, um den Gebrauch des als Kopfunterlage dienenden Porzellansockels zu erklären, die Mutter der Braut mußte die künstliche Frisur der letzteren vorführen, und dem allen wurde mit der größten Bereitwilligkeit, mit Lächeln über die schmeichelhafte Neugierde des Fremden entsprochen.

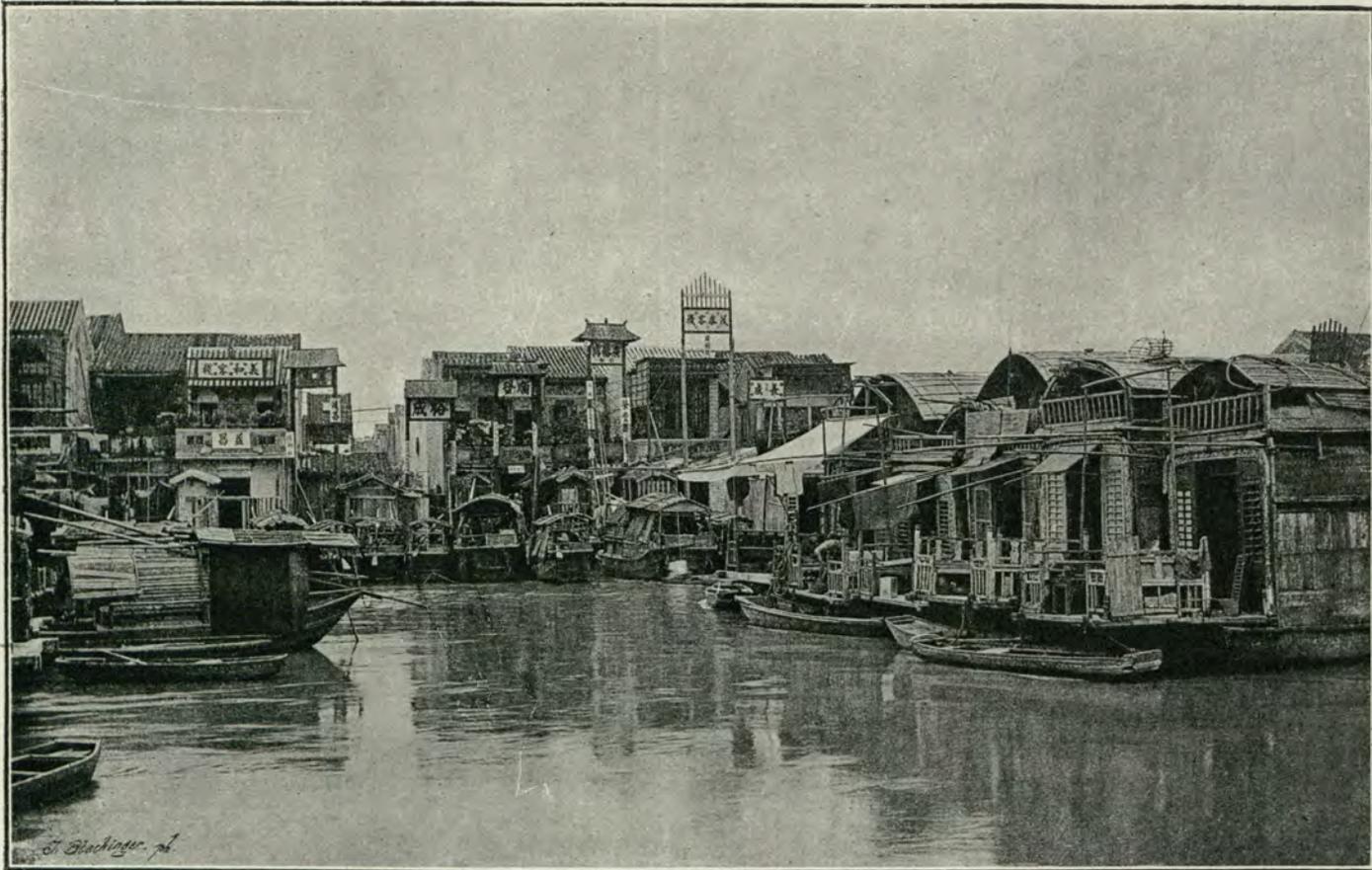
Obwohl auf diesen großen Dampfern schon seit Jahren kein räuberischer Überfall vorgekommen, so ist doch den Passagieren der dritten Classe das Verlassen des unteren Deckes strengstens untersagt, und bei der einzigen Stiege, die zu den oberen Räumlichkeiten führt, hält ein bewaffneter Matrose Wache. Auch sind im Salon erster Classe Waffen bereit, welche den Passagieren für den Fall der Nothwehr zur Verfügung stehen. Dem Landfrieden ist eben noch nicht vollkommen zu trauen. Noch vor kaum zwei Jahren wurde ein kleiner, nach Macao fahrender Dampfer von Piraten, welche sich als Passagiere einschifften, genommen und nach Niedermetzelung der Europäer ausgeraubt. Am Perlfusse, wo die kleinen chinesischen Kanonenboote, denen die Verhinderung der Flusspiraterie obliegt, infolge der Nähe der viceköniglichen Residenz am fleißigsten kreuzen, ist allerdings ein solcher Überfall kaum mehr zu gewärtigen.

In der zweiten Classe gieng es im großen ganzen ähnlich wie im Unterdecke zu. Diese Classe wird jedoch nur von Chinesen der besseren Stände benutzt, weshalb hier eine tadellose Kleidung, oft aus Seide, die Regel ist. Mitunter sehr reiche Opium- und Theeservice zeigten von der größeren Wohlhabenheit der Insassen. Doch auch hier Odeur de Chine.

Die Scenerie während der Fahrt war anfänglich nicht besonders anregend. Der Kurs führte zwischen hohen, nur dürftig bewachsenen Inseln hindurch, dann wieder über weite Wassermassen, endlich durch die Bocca Tigris, die von hohen Bergen gebildete Mündung des Perlfusses.

Im weiteren Verlaufe sahen wir meist tiefgelegene Reisfelder, aus welchen sich hie und da Hügel erheben. Die letzteren tragen durchwegs Befestigungen, wie man uns sagte, mit modernen Geschützen bestückt, doch scheinen sie im ganzen mehr dem Außern als dem Wesen nach achtunggebietend zu sein. Ab und zu ist auch der Fluß durch eine Barrikade von Pfählen bis auf eine kleine, leicht zu schließende Durchfahrt abgesperrt. Bei Whampoa, bis wohin selbst große Seeschiffe vordringen können, befindet sich ein kleines Arsenal, vor welchem verschiedene Kanonenboote und Kreuzer lagen; in einem Bassin gewahrten wir sogar anscheinend recht gut gehaltene Torpedoboote neuester Bauart. Ein deutscher Seeofficier — seit dem Kriege mit Frankreich, infolge der Besetzung Tongkings, scheinen die Chinesen sich hauptsächlich deutschen Personales und Materiales zur Hebung ihrer Wehrkraft zu bedienen — soll deren Leitung und Oberaufsicht haben.

Mehr als diese Etablissements und mehr als die zahlreichen Djunken und Boote, welche hier zu sehen sind und infolge der vielen Seitencanäle und Flußarme



Canton. Die schwimmende Stadt.



oft in Reisfeldern zu fahren scheinen, erregte die hübsche Pagode auf einem in der Nähe gelegenen Hügel unsere Aufmerksamkeit. Hier fanden wir das erstmal die Pagodenform, den polygonalen Thurm mit dem geschweiften Dach und den durch Absätze deutlich markierten Stockwerken, wie er wohl jedem vom chinesischen Porzellan her bekannt ist, und begrüßten daher das sonst nüchterne Bauwerk mit Freude als einen alten Bekannten.

Von Whampoa aus ist der Fluß außerordentlich belebt, und die wohlangebaute Uferlandschaft verräth die Nähe einer großen Stadt. In der That wendeten wir uns kaum westlich, als der freundliche Capitän des Dampfers uns aufmerksam machte, daß Canton in Sicht sei.

Wir sahen besonders am nördlichen Flußufer eine ausgedehnte Häusermasse, welche sich gegen eine niedere Hügelkette hinaufzieht, die den hochtrabenden Namen „weiße Wolkenberge“ führt. Allein wir konnten unseren Augen nicht trauen; das hervorragendste Gebäude in diesem Gewirre von niederen Häusern, der Gegenstand, der vor allem die Aufmerksamkeit des Fremden fesselt, ist eine große Kirche in gothischem Stile, deren zwei schlanke Thürme, auch abgesehen von der beherrschenden Lage, weitaus alle Pagoden oder Tempel überragt. Es ist dies die katholische Kathedrale, deren Bau zum Theil aus der Kriegsentzündung, welche China im Jahre 1860 zahlte, zum Theil aus den Fonds der französischen Mission bestritten wurde. Ob die Größe der Christengemeinde diesem monumentalen Bauwerke entspricht, ist trotz der im allgemeinen erfreulichen Erfolge der katholischen Mission sehr zweifelhaft. Die Katholikengemeinde Cantons schätzt man auf höchstens 5000 Seelen. Gewiß ist es aber, daß das mächtige Gotteshaus auf jedermann einen imposanten Eindruck macht. Dem orthodoxen Chinesen gereichte es auch nicht wenig zum Ärger, das alte Canton, welches sich eines 4000jährigen Bestandes rühmt, derartig buchstäblich zu den Füßen eines Machwerkes der „fremden Teufel“ zu sehen. Die chinesische Sophistik fand jedoch bald ein Mittel, der Thatsache eine minder unangenehme Auslegung zu geben. Nach derselben bedeuten die zwei Thürme nichts anderes als die Hörner des Widders, des Wappenthieres von Canton, und somit ist der ganze Bau nur als eine Huldigung und Verherrlichung von Canton seitens der Europäer zu betrachten. In dieser Art Selbsttäuschung scheint in China Großes geleistet zu werden, und derart dürften manche uns recht chinesisch vorkommende Entschlüsse aus Peking zu erklären sein. Das Leben auf dem Fluße wurde immer lebendiger, Djunken reiheten sich an Djunken, zahllose Sampan und die nach ihrem tonnenförmigen Dache „Pantoffelboote“ genannten Fahrzeuge schwirren umher, die Ufer sind mit verankerten Booten eingerahmt, ja diese treten in allen Größen in zwei bis drei Reihen auf, förmliche Straßen bildend. Der Dampfer hält; wir sind in Canton.

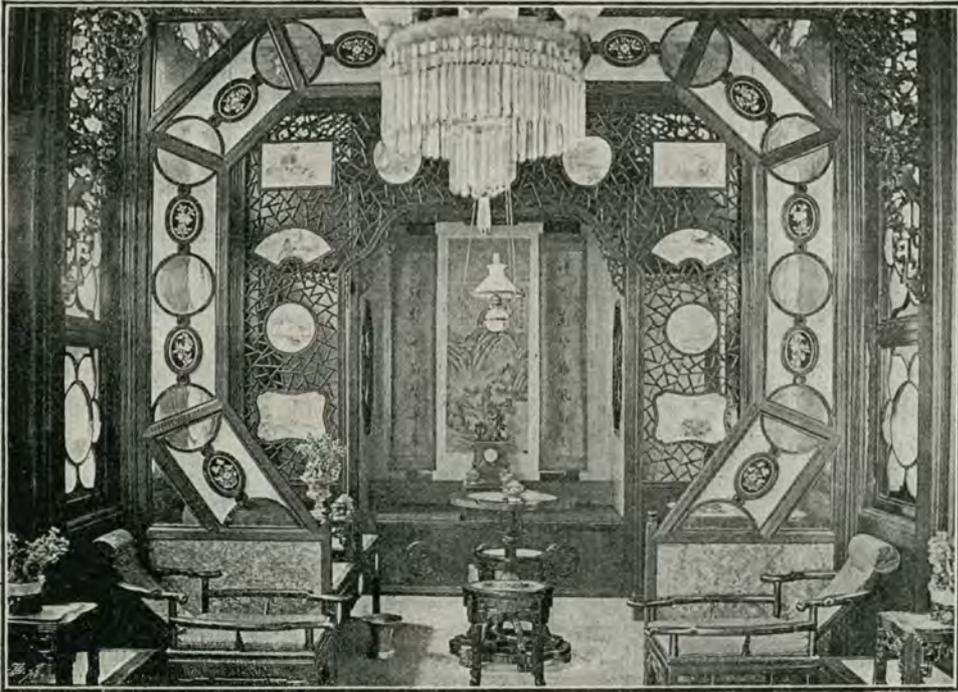
Von der Stadt sieht man allerdings eigentlich wenig. Eine Front schmutziger niedriger Häuser, welche von der erwähnten Kathedrale, sowie hie und da von einer Pagode und von Godowns überragt wird. Letztere sind häßliche viereckige Thürme,

welche als feuer- und einbruchsficher gelten und wojelbst die Stadtbewohner bei einer Art Bersakamt ihre Bersachen hinterlegen. Auch das am jüdlichen Ufer befindliche Honan, eine Borstadt, welche vor dem Jahre 1860 den europäifchen Kaufleuten als Aufenthaltort angewiefen war, präfentiert fich nicht beffer, obwohl eine der Spelunken eine Tafel mit dem hochtrabenden Namen „Cantonhotel“ aufweist. Doch unsere Aufmerksamkeit ift anderwärts vollauf gefeffelt. Abgefehen von dem ergöglichen Gewirre, das plabgreift, als fich die zahlreichen Paffagiere theils über den Landungsmolo ergießen, theils mittels der zahllofen das Schiff umfchwärmenden Boote ausfchiffen, können wir uns an dem Treiben in der sogenannten schwimmenden Stadt nicht genug satt fehen.

Der Name ift vielleicht zu pomphaft und erweckt zu große Borftellungen; schwimmendes Dorf wäre wohl eine richtigere Bezeichnung für die langausgedehnten Reihen der Häuferboote. Aber es ift weniger die Gefamtheit als das Detail, welches hier intereffiert.

Betrachten wir die kleineren Elemente, die kaum 5 Meter langen Sampan und Pantoffelboote: jedes dient einer Familie zum Aufenthalt. Durch ein tonnenförmiges Dach aus Matten wird am rückwärtigen Theil eine Art Cabine gebildet, die oft sogar zwei Abtheilungen hat. Am Vorderdeck ift auf dem einfachen Herd — eine Kifte mit Lehm oder Sand — das Feuer angezündet und wird der Reis und das Theewaffer gekocht. Der Vater und der erwachsene Sohn befchäftigen fich mit dem Ausbessern des Segelwerkes oder der kleinen Fifchneze, die Tochter beforgt die allerdings einfache Hauswäfche oder reinigt das Boot, welches im Gegenfaz zu dem fonft fprichwörtlichen chinefifchen Schmutz tabellos rein gehalten ift. Die Familienmutter befchäftigt fich mit ihren jüngften Kindern, und nachdem der Säugling geftillt ift und feinen Lieblingsplatz am Rücken der Mutter eingenommen hat, kommt die Toilette der anderen zwei fchwarzäugigen Mädchen daran, die mittlerweile in der kleinen Cabine herumtollen. Wir zählen im ganzen fieben Köpfe in dem kleinen Boote, fürwahr eine große Zahl für die Aufsfchale. Doch dies ift nicht alles. Plözlich lüftet die Frau den Holzdeckel, welcher den Boden des Bootes bedeckt. Siehe da, zwei kleine, neugierige Knabentöpfe mit dem Scheitelzopfe erfcheinen, welchen offenbar diefes Berließ als Wohnraum zugewiefen ift, und die eben ein Schläfchen beendet haben dürften. Bald find auch diefe der Wafchung unterzogen, der Reis ift mittlerweile weichgekocht, und nun fieht man die ganze Familie um den Reiskeffel vereinigt, der fchneeweißen Maffe herzlich zufprechen. Die Erwachsenen erhalten hierzu ein wenig von getrocknetem Fifch oder Bohnenfauce, der Thee dient als Anfeuchtungsmittel. Alles fieht zufrieden und heiter aus, ein Bild von Genügfamkeit, wie man es felten anderswo findet. Und wie gewinnt diefe Familie ihren Lebensunterhalt? Durch Paffagierfahrten, die vielleicht im Tage im ganzen 25 bis 30 Kreuzer Lohn abwerfen, durch Fifchen und hie und da vielleicht durch ein wenig Schmuggel; keinesfalls herrfcht hier Überfluß.

Die größeren Elemente der schwimmenden Stadt werden durch auf Pontons gebaute Häuser gebildet, die ständig verankert und durch Stege miteinander verbunden sind. Hier ist die Stadt am Lande nachgeahmt; es gibt da auch Läden aller Art, darunter die „Blumenboote“ genannten Restaurants, welche in Reisebeschreibungen stets eine so große Rolle spielen. Nun, mit Blumen haben dieselben allerdings wenig zu thun, dagegen übertrafen manche derselben durch ihre äußerst reiche, ja geschmackvolle Einrichtung weitaus unsere Erwartungen. Das Innere dieser Boote enthält zumeist drei Räumlichkeiten: den Vorraum für den Aufenthalt der Diener, wo auch



Canton. Das Innere eines Blumenbootes.

einzelnen bescheidenen Gästen kleinere Erfrischungen serviert werden, eine Abtheilung für Opiumraucher und das eigentliche Speisezimmer für die geschlossene Gesellschaft, welche das Boot für den ganzen Abend gemiethet hat. Alle diese Localitäten sind mit vergoldetem Schnitzwerk, goldgestickten Seidenvorhängen, Spiegeln und prunkvoll geschnitzten Möbeln verschwenderisch ausgestattet und würden den Neid mancher unserer auf Chinoiserien erpichten Damen erregen. Des Abends durch viele geschmackvolle Luster und Lampions reich beleuchtet, ist der Anblick dieser Boote geradezu blendend. Eine Schar bunt gekleideter und stark geschminkter Mädchen, worunter jedoch manche recht hübsche Erscheinung, besorgt theilweise die Bedienung, theils nehmen dieselben auf Wunsch ihre Pipa, ein gitarreartiges Instrument, zur Hand, um die

Gäste durch musikalische Vorstellungen zu ergötzen. Diese Dämchen dürften nicht gerade den tugendhaftesten Lebenswandel führen, allein in der Öffentlichkeit ist ihr Benehmen durchaus anständig.

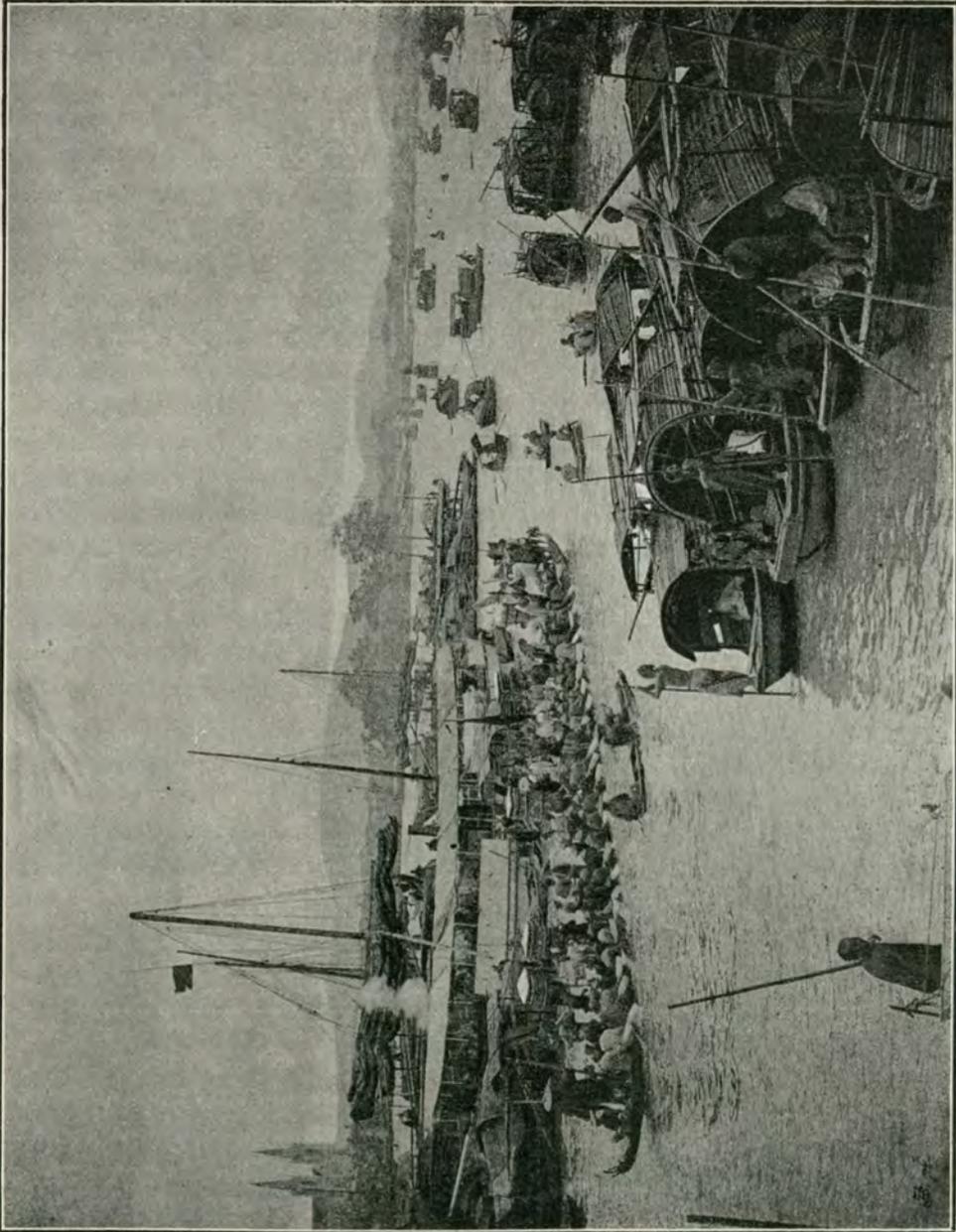
Angeichts der im Flusse herrschenden sehr starken Strömung ist es begreiflich, daß besonders des Nachts der Verkehr in den Gassen der schwimmenden Stadt viel Geschicklichkeit erfordert. Wir waren daher erstaunt, daß unser Sampan, welches bloß von Mädchen geführt wurde, in diesem Gewühle zwischen unzähligen einander kreuzenden, durch ihre Lampenbeleuchtung blendenden Boote hindurchfuhr und ohne den geringsten Schaden zu erleiden seinen Weg fand.

Zur Zeit unserer Anwesenheit in Canton herrschte übrigens ein ganz besonders bewegtes Leben auf dem Flusse. Es war einige Tage vor dem Drachenfeste, bei welchem große Bootswettfahrten stattfinden, und die Bemannungen der langen Piroguen, welche daran theilzunehmen bestimmt waren, oft 40 bis 50 Köpfe zählend, übten sich hierzu ein. Es ist dies ein Fest zur Erinnerung an einen aus Canton gebürtigen wohlthätigen Minister, der einer Hofintrigue zum Opfer fiel und sich aus Verzweiflung ertränkte. Seit vielen Jahrhunderten schon wird am Jahrestage der Leichnam scheinbar gesucht, wobei man durch möglichst viel Lärmen mittels Gongs und Krachern die bösen Geister von demselben fern zu halten trachtet.

Das eigentliche, auf dem Lande gelegene Canton, obwohl gewiß auch nicht ohne Reiz, gewährt im Vergleiche zur schwimmenden Stadt weniger Interesse, besonders für jenen, der schon irgend eine chinesische Ansiedelung kennen gelernt hat. Innerhalb des großen, durch mittelalterliche Mauern gebildeten Bieredes wiederholt sich stets das gleiche Element der bunten chinesischen Straße, in welcher man, in Folge der ununterbrochenen Reihe von Läden und der senkrecht herunterhängenden Firmen- und Ankündigungstafeln, eigentlich die Häuser gar nicht sieht. Letzteres ist in erhöhtem Maße im Handelsviertel Cantons der Fall. Die breiteste Straße hat ungefähr 2 Meter Breite, viele Gäßchen würden aber einer Person mit ausgestreckten Armen gar nicht den Durchgang gestatten, und es herrscht in denselben wegen der von Dach zu Dach gespannten Matten oft ein mystisches Dunkel.

Mit Bezug auf elegante Einrichtung und geschmackvolle Anordnung der Waren können die chinesischen Läden getrost den Vergleich mit den schönsten Niederlagen unserer Hauptstädte aufnehmen. Die dem Gotte des Wohlstandes oder den Ahnen gewidmeten Altäre, letztere gewöhnlich äußerst prunkhaft im Centrum über der in die oberen Räume führenden Treppe angebracht, blenden das Auge durch die Menge vergoldeter Zieraten. Die Waren sind meist symmetrisch zu den Altären aufgestapelt, was besonders bei Porzellan, Lackwaren oder in Juwelierläden sich sehr vortheilhaft ausnimmt. Für den Gesamteindruck erweist es sich sehr günstig, daß meist in einer und derselben Gasse nur Läden gleicher Gattung zu finden sind, man demnach wähen kann, in den Gängen einer Specialausstellung herumzuwandeln. Allerdings ist es nicht möglich, sich mit Gemüthsruhe dem Betrachten der einzelnen Gegenstände hin-

zugeben. Ein Strom von Menschen, meist mit entblößtem Oberkörper — nur die



Canton. Das Drachenfest auf dem Perlfluße. (Links die katholische Kathedrale.)

angesehensten Personen und Ladenbesitzer tragen die weiße Bluse und die lichtblauen, in weiße Strümpfe gesteckten Beinkleider — bewegt sich durch die Straßen, und wer sich

nicht in einer Tragbahre befindet, kann sich nur durch Eintreten in einen Laden vor Zusammenstößen mit Trägern und Kulis schützen, und damit auch den oft nicht gerade gut riechenden Lasten der letzteren ausweichen.

Dank der Bekanntschaft mit einem wohlhabenden Chinesen, welche wir an Bord des Dampfers gemacht hatten, war uns die Gelegenheit geboten, das Innere eines chinesischen Hauses kennen zu lernen, welches, wie man uns sagte, als Muster für die Wohnsitze der Chinesen der besseren Stände gelten kann. Dasselbe befand sich nicht in der inneren Stadt, sondern in der Vorstadt Honan, wo der Raum ausgedehntere Bauten gestattet.

Ein monumentales Thor mit einer dahinter befindlichen Schirmmauer, welche angeblich den bösen Geistern den Eintritt, Menschen aber den Einblick in den von hohen Mauern umschlossenen Complex verwehrt, bildet den Eingang. Eine Reihe durch gedeckte Gänge verbundener Gebäude, welche nur ein Erdgeschoss enthalten und deren grotesk geschweifte Dächer die Nachbildung eines Zeltes deutlich bekunden, bergen die Wohnräumlichkeiten. Die Ausdehnung der letzteren kann nicht wundernehmen, wenn man bedenkt, daß bei dem patriarchalischen Zusammenleben der Chinesen meist mehrere Generationen in demselben Hause gleichzeitig Unterkunft finden. Das ansehnlichste Gebäude in der Nähe des Einganges, mit einer durch Blumenvasen und bunte Lampen geschmückten Veranda, enthält das Empfangszimmer. Beim Eintritt fällt vor allem ein Altar auf; ein Tisch mit Ahnentafeln, Räuchervasen und sonstigen Kunstgegenständen aus Bronze oder Porzellan, über welchem Abbildungen von Gottheiten hängen. Ein viereckiges Sopha mit Kissen und Tabouret vor dem Altar bildet den Ehrensitz. In zwei Reihen, einander gegenübergestellt und mit kleinen Tischchen zur Seite, befinden sich steife, breite Lehnstühle aus schwarzem Holz für die übrige Gesellschaft.

Die Wände sind einfach weiß getüncht, nur hie und da hängt eine Tuschzeichnung oder ein zierlich ausgeführter Spruch aus den Classikern. Den Marmorboden bedecken zum Theil Strohmatten. Im ganzen genommen macht ein solcher chinesischer Salon einen sehr steifen, ungemüthlichen Eindruck. Im vorliegenden Falle hatten wir diese Empfindung in erhöhtem Maße, da die Familie unseres Führers nicht dessen Entgegenkommen Fremden gegenüber zu theilen schien und sich bei unserem Erscheinen zurückzog. Allerdings war auch irgend eine Trauerfeierlichkeit im Zuge, denn man war im Begriffe, das Empfangszimmer weiß zu drapieren. Ein verstohlener Blick in ein Wohnzimmer gestattete uns zu schließen, daß in diesen Zimmern ein gewisser Luxus entfaltet wird. Wenigstens machte das Himmelbett, dessen wir gewahr wurden, durch seine schönen Schnitzereien und Seidenvorhänge einen prunkvollen Eindruck; desgleichen auch einige kunstvoll geschnitzte Kästen. Auffallend waren die verschiedenen Formen der Thüren, unter welchen sich auch kreisrunde befanden. Den Glanzpunkt des Wohnsitzes unseres Freundes bildet aber jedenfalls der Garten mit dem großen Wasserbassin, welches an einer Seite von luxuriös eingerichteten Wandelgängen,

Veranden und Pavillons begrenzt wird, die besonders nach Sonnenuntergang einen angenehmen, kühlen Aufenthaltsort bieten müssen. Was China an decorativen Elementen besitzt, war hier vertreten, wohl auch mancher Zimmer Schmuck europäischer Herkunft. Schön geschnittene Möbel, Lackgegenstände, große Porzellanvasen, Bronzen, reiche Seidenstickereien; Tafeln mit Goldinschriften, prunkvolle Laternen, Spiegel und Uhren verliehen den an sich geschmackvoll und reich ausgeführten Bauten ein elegantes Gepräge. Der Garten mit dem zu grotesken Figuren zugestutzten Buschwerk, künstlichen Felspartien, Grotten und Zwergbäumen, war allerdings mehr eigentümlich als unseren Schönheitsbegriffen entsprechend. Immerhin mag der Gesamteindruck desselben des Abends bei reicher Lampenbeleuchtung und mit der Staffage der Hausbewohner in ihren originellen Costümen recht wirkungsvoll sein.

An Tempeln gebricht es Canton nicht. Bekanntermaßen sind die religiösen Verhältnisse Chinas sehr compliciert.

Die Mehrzahl der Chinesen bekennt sich zum Buddhismus, doch ist dieser meist stark mit dem älteren Ahnencultus verquickt. Letzterer hat übrigens Gläubige, die ihm ausschließlich huldigen. Sodann gibt es Anhänger der Laotselehre (Taviismus), während man in den besten Ständen zumeist die Lehrsätze des Confucius befolgt; beides Culten rein chinesischen Ursprunges. Doch unterscheiden sich die Tempel, welcher Secte sie auch zugehören, wenig voneinander. Beim Eingange stets irgendwelche



Canton. Straße im Handelsviertel.

menschliche oder thierische Ungeheuer als Wächter, dann folgt ein großer Vorhof mit den Götzen geringerer Kategorie, endlich der eigentliche Tempel mit den Buddha-Statuen oder anderen Götterbildern, an welche bei den buddhistischen oder tavistischen Tempeln sich die Räumlichkeiten für die Priester anschließen. Eine Ausnahme davon machen die Confucius-Tempel, von welchen es in jeder Stadt nur einen gibt. Diese haben keine Bilder oder Statuen, sondern nur Tafeln mit dem Namen Confucius und seiner Jünger; ferner gibt es in diesen Tempeln auch keine Priester. Den Gottesdienst



Canton. Chinesisches Haus im Trauerschmuck.

dieselbst, gelegentlich des chinesischen Neujahres, am Geburtstage des gegenwärtigen und bei der Todesfeier des vorhergegangenen Kaisers, verrichtet der höchste Civilmandarin des Ortes mit seinen untergebenen Beamten.

Die Baulichkeiten der Tempel machen keinerlei Anspruch auf architektonische Schönheit. In den meisten Fällen sind es niedrige Gebäude von viereckigem Grundriß und mit auffallend geschweiften Ziegeldächern. Das Hauptgewicht wird auf eine prunkvolle Darstellung der Gottheiten — meist mehr oder minder vergoldete Thonfiguren — gelegt. Eine Ausnahme machen die mehrstöckigen, meist polygonalen Pagodenthürme, von denen Canton jedoch nur einen bedeutenden besitzt. Dieselben haben aber nichts mit

dem Gottesdienste zu thun, sondern sind fromme Widmungen zu Ehren eines Gottes. Wir sahen den buddhistischen Tempel der 500 Genien, eine Art Pantheon berühmter Chinesen, wo dieselben durch ebensoviele Figuren dargestellt sind. Darunter befindet sich auch eine Figur in europäischer Kleidung, welche man für eine Abbildung Marco Polos hält. Im Tempel der Greuel sind die Höllestrafen, als: Sieden in Öl, Unterstellen unter eine glühende Glocke, Zerquetschen zwischen zwei zusammenzuschraubenden Brettern u., hoffentlich zum allgemeinen Frommen mittels lebensgroßer Figuren plastisch dargestellt. Im Tempel der Göttin Kwangyin — eine Art Himmelsgöttin und Patronin der Seelute — konnten wir eine besonders schöne und reiche Detailausführung der fragenhaften Götzen bewundern. Überall ohne Unterschied werden den Göttern zahlreiche Opfer an Lebensmitteln dargebracht, und die Priester und Tempeldiener müssen vollauf zu thun haben, um diesen Überfluß an süßen Leckereien, Backwerk und sonstigen Lebensmitteln zu bewältigen. Auch fehlt es nirgends an Räucherkerzen.

Im buddhistischen Tempel in Honan, vielleicht dem ausgedehntesten Gotteshaus in Canton, welches mit einem Kloster für 60 Mönche in Verbindung steht, wohnten wir einem Gottesdienste bei, der uns durch Anklänge an den katholischen Ritus sehr überraschte. Nicht nur die Überwürfe der Priester — jene der höheren gelb, die der niederen Weißen karminroth — und die Art und Weise sich zu prosternieren, sondern auch der Gebrauch der Glocke, des Weihrauchfasses bei den hervorragenden Momenten und der Tonfall der Litaneien und Gesänge mahnen entschieden an den katholischen Gottesdienst, speciell bei Hochämtern.<sup>1)</sup>

In den Tempeln begegneten wir einem sehr spärlichen, gleichgiltigen Publicum, das jedoch andererseits von großem Aberglauben befangen scheint. Wenigstens fehlte es in keinem Tempelhof an Wahrsagern, welche aus dem Ergebnis des Tsien oder des Raotse das Schicksal deuteten. Beim ersteren kommen flache Stäbchen in Anwendung, deren jedes mit einer Nummer versehen ist. Dieselben befinden sich in einem Becher, der so lange geschüttelt wird, bis ein Stäbchen herausfällt. Mit diesem geht man zum Tempeldiener, welcher gegen klingendes Entgelt den dieser Nummer entsprechenden Zettel mit dem Orakelspruch verabsolgt. Beim Raotse, dessen sich meist nur Frauen bedienen, die des Mutterglückes theilhaftig werden wollen, wirft man zwei zugespitzte Bambusstäbchen in die Luft; fallen sie dabei mit den Spitzen zusammen, so ist dies ein günstiges Zeichen, wo nicht — nun, so wiederholt man den Vorgang bald wieder, bis endlich das Schicksal gnädiger ist. In den Tempelhöfen wird auch ein, wie es scheint, einträglicher Handel mit Amuleten getrieben.

Die übrigen öffentlichen Gebäude Cantons: das Yamen (Amtslocale) des Vizekönigs, der Gerichtshof, das Gefängnis, das Schatzamt u., zeichnen sich auch nicht durch Großartigkeit aus. Es sind zumeist niedrige, schmutzige Baulichkeiten, in welchen

<sup>1)</sup> Litaneien und Gesänge in den chinesischen Buddha-Tempeln sind im Sanskrit mit chinesischer Transcription verfaßt; aber meist den Priestern selbst unverständlich.

die Behörden der etwa eine Million Einwohner zählenden Stadt untergebracht sind. Unverhältnismäßig große Thore mit in grellen Farben darauf gemalten, scheußlichen Fragen, welche Tempelwächter darstellen, sind die einzigen Kennzeichen von Amtsgebäuden. Demzufolge hatten wir Mühe, den Gerichtshof ausfindig zu machen und konnten kaum glauben, an Ort und Stelle zu sein, als wir nach dem Passieren mehrerer schmutzigen, von allerlei Gesindel erfüllten Höfe zu einer niederen Halle gelangten. Dieses Gemach ließ eben auch nicht seine ernste Bestimmung errathen. Auf den schon lange nicht geweißten Wänden hiengen lange Papierstreifen mit Sinnsprüchen, wie



Gottesdienst in einem buddhistischen Tempel.

in jedem chinesischen Zimmer, und von der an der Stirnseite aufgehängten Abbildung eines feistgemästeten Gözen konnte man auch nicht vermuthen, daß sie eine der Themis verwandte Gottheit darstellen soll. Mehrere Tische und Stühle bildeten das Mobilien des Gemaches. Da auf ersteren unter dampfenden Theekannen, Theeschalen und Wasserpfeifen das Schreibzeug nur einen sehr bescheidenen Platz einnahm, war man fast versucht zu glauben, daß es sich hier um die Einnahme eines Morgenimbisses handle. Doch als der beim Eingang aufgehängte, mächtige Gong erschallte, waren unsere Zweifel behoben. Durch eine Seitenthüre erschien das ehrenwerte Richtercollegium. Voran der Oberrichter in der bunten Mandarinentracht, auf dem Kopfe den wasch-

beckenförmigen Hut mit dem rangbezeichnenden Knopfe, dessen röthlicher Schein mit jenem des Geruchsorganes seines Besitzers im harmonischen Einklang stand. Dem Chef folgten zwei Assessoren, im weißen Talar mit schwarzem Mongolenhut, endlich, ähnlich gekleidet wie die Vorhergehenden, der Schreiber und der Dolmetsch. Letzterer ist bei amtlichen Verhandlungen meist unentbehrlich. Bei den gründlich verschiedenen Mundarten des Chinesischen, und nachdem in China Richter, wie überhaupt Staatsbeamte, principiell nie in den Heimatsorten angestellt werden, können sich dieselben gewöhnlich nicht mit den Angeklagten direct verständigen.

Ein markerschütterndes Gewinsel lenkte unsere Aufmerksamkeit bald auf eine andere Seite. Buntgekleidete Soldaten mit großen breitkrämpigen Schächer-Stroh Hüten, unter Anführung eines wohlgenährten, sich beständig Luft zusächelnden Officiers, zerrten zwei fast nackte Individuen, die Angeklagten, herbei. Bei näherer Betrachtung begriff man deren Schmerzensschreie. Der ältere von beiden, ein mit Wunden bedecktes Skelet, war, wie man uns sagte, infolge der vorhergegangenen Torturen so schwach, daß er sich nur unter großen Schmerzen und nicht ohne fremde Hilfe fortbewegen konnte. Der Rücken des Jüngeren war eine einzige Narbe von Striemen.

Nun begann die Verhandlung. Der Oberrichter stellte eine Frage, die beiden Assessoren nickten mit den Köpfen, der Schreiber pinselte sorgsam in seinem Buche, und der Dolmetsch waltete seines Amtes. Gleichzeitig bereiteten die Soldaten ihre Rohrstöcke zum Gebrauche. Beide Angeklagten betheuerten vor Schmerzen winselnd ihre Unschuld. Der Ältere verfiel dabei in solche Zuckungen, daß er abgeführt werden mußte. Beim Jüngeren erfolgten in entsprechenden Absätzen erneut die gleiche Frage und eine analoge Antwort, worauf ihm so lange Hiebe mit den Rohrstöcken zutheil wurden, bis auch er blutüberströmt zusammenfiel. Das Gerichtsverfahren scheint eben in China ein höchst einfaches zu sein. Gesteht der Angeklagte die Schuld, so ist die Sache ohnedies erledigt. Gesteht er sie nicht, nun so wird er so lange gefoltert, bis er, ob schuldig oder nicht, das Geständnis abgelegt oder der Tortur unterliegt.

Die beiden Angeklagten dürften wirklich zwei der durch ihre blutdürstige Grausamkeit berühmten Flußpiraten gewesen sein. Ja, bei der nachlässigen Handhabung der Sicherheitspolizei in China ist es wahrscheinlich, daß nur auf der That ergriffene Übelthäter eingebracht werden. Doch solange noch der kleinste Zweifel über die Schuld eines Verbrechers herrscht, macht ein solches Gerichtsverfahren das Blut erstarren. Dazu noch die theilnahmslosen, ja grausamen Physiognomien der Richter, die gemüthlich Thee tranken und den Dampf aus ihren Wasserpfeifen vor sich herbliesen, und der feiste Polizeiofficier, der beim Controlieren der Hiebe selbstgefällig lächelte und seinen Fächer nicht ruhen ließ. Man wird daher begreifen, daß wir uns schleunigst entfernten, um nicht unseren Gefühlen der Entrüstung Ausdruck zu geben. Bei der Überlegung, daß es vor hundert Jahren noch im Herzen Europas nicht viel anders zugienge, gar nicht zu reden von den Inquisi-

tionszeiten, verwandelte sich allerdings dieses Gefühl in jenes der Dankbarkeit, einem wenigstens für Europäer humaneren Zeitalter anzugehören.

Ein Besuch des Gefängnisses, das aus kleinen Palissadenhütten in großen, mit Wällen umgebenen Höfen besteht, war sehr geeignet, uns in diesem Ideengange zu bestärken. Doch war es in dieser Anstalt mehr der gräßliche Schmutz und die Verwahrlosung der Gefangenen, als deren Behandlung, welche uns anwiderten. Wir sahen hier, daß die in China häufig angewandte und berüchtigte Rangstrafe — das Einspannen des Halses in ein viereckiges Brett — in Wirklichkeit nicht so grausam ist, besonders wenn der Delinquent durch Unterlegen von Holzklötzen sich entsprechend betten kann. In dieser Richtung scheinen die Gefängniswärter Bitten gegenüber, die mit Geld oder selbst auch nur durch Versprechungen unterstützt werden, nicht taub zu sein.

Der Richtplatz bildet eine würdige Ergänzung zu den Gefängnissen, insoferne auf diesem schmalen, in der Nähe des Flusses gelegenen Plage, der für gewöhnlich der Töpfer-Zinnung als Trockenplatz dient, eine Reihe von irdenen Vasen aufgestellt ist, in denen die Köpfe der in kniender Stellung Enthaupteten aufbewahrt werden. Die Leiber werden außerhalb der Stadt an einer eigenen Stätte verscharrt. Bei der sorgsamsten Wahl des Grabortes, welche sonst in China gebräuchlich ist, liegt in diesem Vorgehen eine der härtesten Strafen. Denn nach den Begriffen der buddhistischen Chinesen ist es für den Geist des Verbliebenen durchaus nicht gleichgiltig, wie seine irdischen Überreste untergebracht sind. Desgleichen glauben sie, daß bei der Auferstehung der Körper in demselben Zustande erscheint, in welchem er sich während des Ablebens befand. Aus diesem Grunde gilt die Enthauptung für weit fürchterlicher als der Tod durch den Strang, weshalb auch die Engländer in Hongkong für Chinesen die erstere Hinrichtungsweise festgesetzt haben. Aus der gleichen Ursache findet bei den allerschwersten Verbrechen: Eltern- und Mandarinenmord, sogar die Zerstückelung, das „Tausend Stücke“, Anwendung.

Die Sorge für die irdischen Reste der eigenen Person und für jene der Vorfahren ist bei allen Chinesen, welcher Religion immer sie angehören, und seien sie sonst noch so skeptisch, eine heilige Sache. Eine der ersten Anschaffungen, die ein Chinese macht, sobald er zu Gelde kommt, das schönste Geburtstagsgeschenk, das er erhalten kann, ist ein Sarg. Seine erste Sorge ist die Umschau nach einer entsprechenden Begräbnisstätte. Stirbt er irgendwo auswärts, oder hatte er bis dahin nicht eine günstige Stelle für sein Grab gefunden, so wird der Sarg mit dem Leichnam vorderhand in seinem eigenen oder einem hierzu bestimmten Hause aufbewahrt, bis der Transport nach der Heimat, oder der endgiltigen Beerdigungsstätte erfolgen kann. Daher findet man fast in jeder chinesischen Stadt eine mehr oder minder große „Stadt der Todten“, worunter nicht Friedhöfe — die es in unserem Sinne in China nicht gibt, da die Wahl des Grabortes unbeschränkt ist — sondern Niederlagen von Särgen, die Todte enthalten, zu verstehen sind. In Canton

jahren wir eine förmliche kleine Stadt, aus netten Steinhäuschen bestehend, jedes mit der gleichen Eintheilung; der Sarg mit dem Leichnam im Hintergrunde, sodann ein großer Opfertisch und im vorderen Theile Stühle und Tische, offenbar zur Bequemlichkeit der diese Stätte besuchenden Anverwandten. Wie man uns mittheilte, dauert diese zeitweilige Unterbringung des Sarges, welche offenbar nur Reichere bestreiten können, oft Monate, ja selbst Jahre. Für Ärmere bestehen zu diesem Zwecke Magazine, von denen jede Verbindung oder Gilde eines besitzt, oder es findet bei ihnen eine zeitweilige Beerdigung statt. Zur Beruhigung in unserer Vacillen witternden Zeit muß jedoch



Canton. Eine gerichtliche Einvernahme.

hier beigefügt werden, daß man die Leichen in den überaus soliden, aus festem Holze gezimmerten Särgen in ungelöschtem Kalk einbettet, ferner, daß die Jugen des Sarges selbst auf das gewissenhafteste verpicht werden. Vom hygienischen Standpunkte ist daher gegen den Vorgang der Chinesen bei Bestattungen nichts einzuwenden.

In der That nehmen ja auch die Dampfer Särge mit den auswärts gestorbenen Emigranten, welche vertragsmäßig von den Arbeitsherren nach China gesandt werden müssen, anstandslos auf. Früher wurden von San Francisco ganze Schiffsladungen dieser eigenthümlichen Ware verschifft.<sup>1)</sup> Kennzeichnend ist es, daß die „Stadt der

<sup>1)</sup> Dampfer, welche chinesische Passagiere führen, müssen fogar stets einige Särge für etwaige Todesfälle an Bord haben. Denn sollte ein todtter Chinese nach Seemannsgebrauch in See bestattet werden müssen, so verlöre der Dampfer ein- für allemal die chinesische Kundschaft.

Todten“ mit ihren weißgetünchten Häuschen, reinen, gepflasterten Gässchen, und kleinen Anpflanzungen den reinsten und ansprechendsten Theil von Canton bildet.

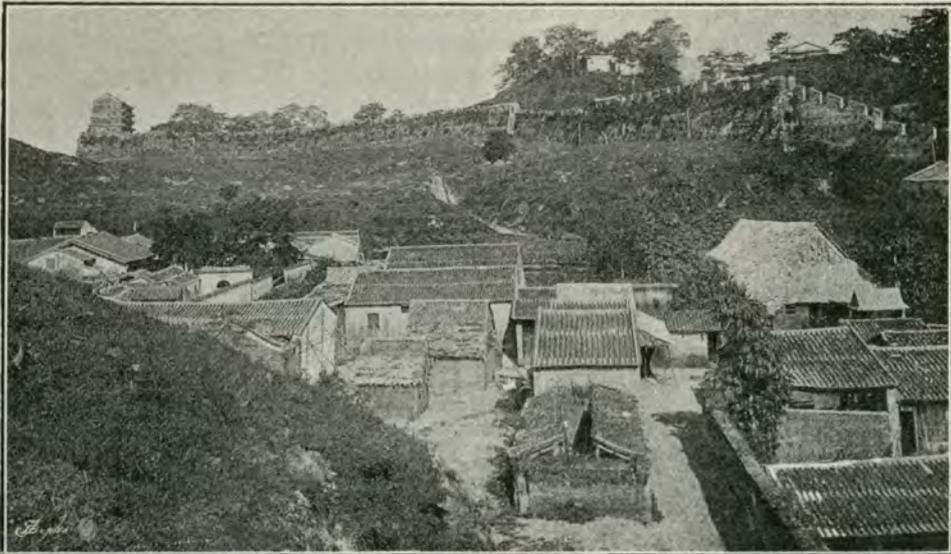
Gegen Norden zu, wo die Stadt sich den Abhang einer niedrigen Hügelkette hinanzieht, befindet sich auf dem hervorragendsten Punkte die sogenannte fünfstöckige Pagode. Es ist dies ein fünfstöckiges Haus, in dessen oberstem Stockwerk ein Altar aufgestellt ist, gleichzeitig aber auch ein Gastwirt Thee und andere Erfrischungen feilbietet. Es scheint eben, daß die Pagode weniger wegen der Andachtsübungen, als wegen des von dort aus gebotenen Rundblickes besucht wird. Besonders reizend ist dieser nicht. Denn weder das Dächermeer der Stadt, durch den kaum sichtbaren Fluß begrenzt und nur durch wenige grüne Flecke unterbrochen, noch die unmittelbare Umgebung, ein wenig bebautes und karg bewachsenes Hügelland, längs der Mauer mit Gräbern überfüet, können schön genannt werden. Doch interessiert es, nach den langen Kreuz- und Quersfahrten endlich einen Überblick über die ausgedehnte Stadt und deren mittelalterliche Befestigungen zu gewinnen und, last but not least, endlich auch wieder etwas frische Luft zu athmen. Ein Landsmann, ein Wiener, hat durch Anlage eines Fremdenbuches die Möglichkeit geboten, diesen Gefühlen Ausdruck zu geben, und dadurch den Stammbuch-Knüttelversen Eingang in das Land des Zopfes verschafft.

Interessant sind die Prüfungshallen, eine Reihe von niederen Häusern, welche kleine, kaum 1½ Quadratmeter umfassende Zellen enthalten. Hier werden alle zwei bis drei Jahre die Candidaten für den zu Staatsanstellungen befähigenden Literatengrad, manchmal 8000 bis 10.000 an der Zahl, durch volle drei Tage in strengster Clausur gehalten, um ihre Themata auszuarbeiten. Nach den strengen Clausurmaßregeln kann man auf die redliche Absicht schließen, bei diesen Prüfungen die größte Unparteilichkeit walten zu lassen. Bei dem Umstande, daß bei der überaus großen Anzahl Candidaten oft nur 80 bis 100 zu Klüjen (Doctor) promoviert werden dürfen, wäre dies gewiß sehr am Platze. Doch scheint auch hier, wie bei den von edlem Gerechtigkeitsfönn dictierten Gesetzen Chinas im allgemeinen, ein greller Widerspruch zwischen Theorie und Praxis zu herrschen. Das Dazwischentreten einflussreicher Personen, sowie ein schwerwiegender Geldbeutel soll mitunter bei der kaiserlichen Commission nicht erfolglos sein. Die glücklichen Promovierten werden sehr gefeiert. Nicht nur, daß sich der kaiserliche Prüfungscommissär öffentlich vor ihrer Liste verbeugt und sie zu einem festlichen Mahle ladet, sondern auch seitens der Bevölkerung erfreuen sie sich der größten Ehren. Diese Literatenprüfungen bilden übrigens einen wichtigen Factor in der staatlichen Organisation Chinas. Jeder Chinese, ohne Unterschied des Standes und der Geburt, kann sich zu denselben melden, aber auch nur durch diese zu den höchsten Staatsämtern gelangen.

Es besteht kein Adel, der eine Ausnahmestellung mit sich brächte.<sup>1)</sup> Selbst die Titel, welche verliehen werden, sind nur in beschränktem Maße erblich, indem in

<sup>1)</sup> Eine gewisse Ausnahme besteht insoferne bezüglich der Mandschuren, als diese unter allen Umständen in den höchsten Ämtern in gleicher Anzahl wie die eigentlichen Chinesen vertreten sein müssen.

jeder neuen Generation der Titel um eine Stufe niedriger wird, somit in vier bis fünf Generationen, wenn nicht neue berechtigende Verdienste dazukommen, gänzlich erlischt.<sup>1)</sup> Mit Staunen sieht man derart in China eine fast republikanische Anschauung der Gleichheit zur Geltung gebracht, und dies vielleicht schon seit vielen Jahrhunderten. Andererseits berührt es wieder seltsam zu hören, daß diese Prüfungen sich ausschließlich auf eine entsprechende Bemeisterung der Sprache und der Schrift, sowie auf die Kenntnis der Classiker und der chinesischen Geschichte beziehen. In neuester Zeit wurden einige Fachschulen und auch eine Art Hochschule nach europäischer Auffassung in Peking gegründet, doch sind das vereinzelte Unternehmungen, vorzüglich dem dringenden Bedürfnis entsprungen, die Wehrkraft des Landes zu heben. Im großen



Canton. Die Stadt der Todten. (Im Hintergrunde die fünfstöckige Pagode.)

ganzen dienen aber Volks-, Mittel- und Hochschulen nur zum vorerwähnten beschränkten Zwecke. Die Eigenthümlichkeit der chinesischen Schrift, welche sich aus Hieroglyphen zu dem gegenwärtigen Standpunkte herausgebildet hat und nunmehr 40.000 der complicirtesten Schriftzeichen umfaßt, von denen jedes einen verschiedenen Begriff bedeutet, oft zwanzig aber den gleichen Klang haben, ist wohl die Hauptursache davon. Um sie zu bemeistern, bedarf es allerdings eines fast lebenslänglichen Studiums, welches naturgemäß vorwiegend eine Sache des Gedächtnisses und wenig geist-anregend ist, besonders bei der gebräuchlichen Lehrweise.

<sup>1)</sup> Die Herzogstitel der Familie des Confucius und der Abkömmlinge des einstigen Seeräubers Koyinga, welcher Formosa für China eroberte, machen eine Ausnahme. Diese Titel sind für alle Zeiten erblich.

Der arme kleine Chinese beginnt in der Volksschule mit dem mechanischen Auswendiglernen der Worte eines Buches, ohne deren genaue Bedeutung zu kennen. Wir wußten nicht, was wir beim Besuche einer solchen Schule mehr bewundern sollten, die mitunter kaum sechsjährigen Knaben, die alle zugleich mit ganzer Lungenkraft ihnen unverständliche Sätze herunterleierten, oder den Lehrer, welcher in diesem Geschrei von 20 bis 30 Knaben Fehler in der Aussprache entdeckte und corrigierte. Nach und nach wird das Nachbilden der Charaktere mittels Übermalen eines auf das Buch gelegten durchscheinenden Papiers und die Bedeutung der Zeichen gelehrt. Sind endlich derart 5000 bis 6000 Zeichen mit Bezug auf Aussprache und Bedeutung überwältigt, und dabei auch die Bücher, denen sie entnommen wurden, dem Gedächtnisse eingeprägt, so schließt für die mittleren Classen der Schulunterricht ab. In irgend einem Klausladen werden sodann die nöthigen arithmetischen Kenntnisse erlangt. Die Höherstrebenden setzen das mühsame Sprachstudium bei steter Erweiterung ihres Bücherkreises fort, bis sie endlich in der Lage sind, sich den literarischen Prüfungen zu unterziehen.

Eine der oft gepriesenen Merkwürdigkeiten Cantons ist die Wasseruhr. Das Alter ist das Interessanteste an ihr — sie stammt aus dem dritten Jahrhundert. Ihre Einrichtung, nämlich drei stufenförmig übereinander gestellte, mit Wasser gefüllte Eiskübel, deren Inhalt übertropft, und wo an der Niveauhöhe im untersten Gefäß die Zeit gemessen wird, ist wohl höchst primitiv. Natürlich muß bei dieser Uhr das oberste Gefäß von Zeit zu Zeit nachgefüllt werden.

Hiermit hatten wir die von unserem Führer festgesetzte officiële Tour beendet und trachteten nun durch Besuch der Elfenbeinschnitzereien, Seidenwebereien und Stickerien, sowie Zaspischleifereien Einblick in diese berühmten Gewerbszweige Cantons zu erhalten. Wir waren enttäuscht, in all diesen Werkstätten mit den einfachsten Werkzeugen arbeiten zu sehen. Dafür ist aber die Fertigkeit der Arbeiter umsomehr bewundernswert. Die meisten, im allgemeinen höchst kunstvollen Erzeugnisse in diesen Industriezweigen leiden an der Überladung mit Details, und dies ist umsomehr zu bedauern, als sie eben bei Vermeidung dieses Übelstandes noch billiger herzustellen wären. Wenn man die Arbeitslöhne in Erfahrung bringt, begreift man den verhältnismäßig geringen Preis der Ware, sowie daß keine Maschinen Anwendung finden. Der Schleifer und der Sticker erhalten ungefähr 9 fl., der Weber 8 fl. und der Elfenbeinschnitzer 20 bis 30 fl. monatlich.

Gelangt man durch das Westthor von Canton vor die Stadt, so sieht man Schamin, die am Flußufer befindliche europäische Niederlassung, vor sich liegen. Einen größeren Gegensatz kann man sich nicht denken. Hier die unzähligen, engen, finsternen, dabei aber äußerst belebten Straßen, dort eine kleine, freundliche Villenstadt mit hübschen Gärten, aber nur mit vereinzelt Fußgängern in den schattigen Alleen. In Canton ist der Europäer der mißtrauisch betrachtete Fremde, in Schamin findet kein Chinese ohne Erlaubnis Zutritt, und man hat sich durch einen Wassergraben und eine Mauer Schutz gegen unberufene Besucher zu schaffen getrachtet. So klein die

Ansiedelung ist, sie zählt ungefähr 120 Köpfe, so fehlt doch nicht ein Club, von sportlichen Vereinen als selbstverständlich nicht zu reden. Auch scheint das materielle Leben in Schamin ganz zufriedenstellend zu sein. Ein Abend, welchen wir im Hause eines dort ansässigen Deutschen, Herrn Detmering, zubrachten, überzeugte uns, daß selbst Junggefallen in Schamin ein sehr behagliches Leben führen.

Durch die Eröffnung der Vertragshäfen im Yangtsefluß hat der Ausfuhrhandel Cantons bedeutend abgenommen und damit auch die Wichtigkeit Schamins, welches eigentlich nur mehr Filiale der Hongkong-Handelshäuser, sowie Consulate und Missionen beherbergt. Zum Schutze der Europäer ist, da sich doch noch hie und da ein bedenk-



Canton. Die Prüfungshallen.

licher Fremdenhass in Canton zeigt, meist ein englisches Kanonenboot vor der Ansiedelung stationiert. Allerdings liegt hierin mehr ein moralischer als ein wirklicher Schutz; denn bei dem regen Verkehr im Flusse, wo täglich Hunderte von Djunken, Passagierbooten und Sampans das Kanonenboot passieren, wobei erstere auch häufig bei der Rückkehr nach längerer Reise Freudenpalute abgeben, wäre es ein leichtes, sich unbemerkt an dasselbe heranzuschleichen. Ein Überfall wäre somit wahrscheinlich von Erfolg begleitet.

Nach einem zweitägigen Aufenthalte in Canton kehrten wir, auf das höchste von den gewonnenen Eindrücken befriedigt, wieder nach Hongkong zurück.

Das gesellschaftliche Leben in Hongkong soll recht angenehm sein. Besonders in der kalten Jahreszeit fehlt es nicht an geselligen Zusammenkünften. Bei diesen,

sowie in geschäftlicher Beziehung spielen die Deutschen eine hervorragende Rolle. Ihr Vereinigungspunkt, der Club „Germania“, über 100 Mitglieder zählend, übertrifft an Eleganz und Comfort sogar den englischen „Hongkongclub“.

Der Stab der „Fasana“ kam auch vorwiegend nur mit dem deutschen Theil der Gesellschaft in Berührung, welcher uns, trotzdem die Gesellschaft Hongkongs zu groß ist, um einer Anregung durch Durchreisende zu bedürfen, ungemein herzlich entgegenkam.

Auffallend berührt in diesem Kreise, der ja mit aller Berechtigung sich stolz als ein deutscher fühlt, die Anschmiegung an die englische Gesellschaft bezüglich der Sprache. Das in Hongkong wie in ganz Ostasien gesprochene Deutsch könnte von einem Engländer fast geradejogut als von einem Deutschen verstanden werden, der nicht englisch spricht. Abgesehen von den technischen und commerciellen Ausdrücken, deren Entlehnung aus fremden Sprachen bis zu einem gewissen Grade das Verständnis erleichtert, werden oft ganz willkürlich englische Worte statt deutscher gebraucht. Dafs ein „steamer“ (Dampfer) herein-paddelt (hereindampft), ist eine zur Noth zu entschuldigende Ausdrucksweise, doch dafs jemand eine „fancy“ (Vorliebe) für etwas hat, „up country“ (aufs Land) reist und man mehr „take caren“ (achtgeben) muß, damit kein „accident“ (Unfall) statthat, geht doch über die Grenzen des Erlaubten.

Die Abfahrt der „Fasana“ war ursprünglich auf den 16. Juni festgesetzt. Am 15. des Nachmittags trat jedoch heftiger Nordostwind mit strömendem Regen ein, und auf dem Hafename wurde das Taifunsignal gehißt. Mit dem Aufsteigen des letzteren gewann der Hafen im Handumdrehen ein gänzlich verändertes Aussehen. Die größeren Schiffe reducierten ihre Takelage, hißten ihre Boote, verstärkten die Bertäunung und heizten die Maschinen. All die zahllosen Dampfbaraffen, Lichterboote und Sampanns, welche den Verkehr im Hafen vermitteln, wurden an Land gezogen oder vertäuten sich in Gesellschaft der Djunken im sicheren Bootshafen am Festlande. Eine unheimliche Leere herrschte auf dem vor kurzem überfüllten Ankerplaze. Doch glücklich jene, welche sich an Bord befanden. Für die vom Schiffe abgeschnittenen Landgänger erwies sich Hongkong unter solchen Umständen als kein angenehmer Aufenthaltsort.

Auf der Praia wurden Fenster und Thüren verrammelt. Djinrikchas und Palanquins verschwanden, und die tiefergelegenen Straßen waren durch das von der Berglehne herunterströmende Wasser fast fußhoch überschwemmt. Triefend naß erreichte ein Theil der Landgänger das Hotel. Doch was beginnen? Die Abfahrt war für den nächsten Morgen um 6 Uhr festgesetzt. Man mußte vor allem Fühlung mit dem Nest der am Lande befindlichen Stabsangehörigen gewinnen. Denn es hieß gemeinsam vorgehen, damit, wenn sich eine Gelegenheit zum Anbordsfahren böte, nicht irgend jemand vereinzelt zurückbliebe und das Odium einer Urlaubsüberschreitung auf sich zöge. Mit Mühe werden Palanquins aufgetrieben. Trotz des heulenden Windes und des strömenden Regens geht ein Theil auf die Suche nach den anderen; mehrere übernehmen die Wache an den Landungsplätzen, um ein allenfalls erscheinendes Boot

festzuhalten. Von einem solchen jedoch keine Spur, auch mit dem Auffinden der Gefährten hat es bei der erwähnten Eigenheit der Palanquinträger, ins Blaue zu gehen, sein Bewenden. Nachdem verschiedene Villen, aber nicht die richtigen, abgesehen waren, und man uns in einem Landhause der späten Stunde halber fast als Einbrecher empfangen hatte, mußte das Suchen aufgegeben werden. Womöglich noch mehr durchnäst fand sich endlich der Reihe nach alles im Hotel ein, um die Nacht dort zu verbringen; glücklicherweise endlich auch die Gesuchten. Nur einer der wackeren Ausluger am Landungsplatze, auf welchen in dem Durcheinander ganz vergessen wurde, harrte trotz Sturm und Regen auf seinem Posten, neben einem baumlangen



Canton. Die Europäerniederlassung in Schamin.

Sittkpolizisten kauern, die ganze Nacht hindurch aus. Für ihn hat seither das Schreckenswort Taifun einen doppelt unangenehmen Klang.

Am nächsten Morgen besserte sich das Wetter; doch war mittlerweile die Nachricht von dem Ableben des Kaisers Friedrich von Deutschland eingetroffen. Es wurde erneut die Abreise verschoben, um am Trauersalut, sowie an der Trauerfeierlichkeit im deutschen Club theilnehmen zu können, bei welcher letzterer man auf unsere Musik rechnete. Bei dieser durch eine außerordentliche Theilnahme imposanten Kundgebung zeigte sich von neuem, welche achtungsgebietende Stellung die Deutschen in Hongkong einnehmen.

Am 19. Juni wurde es endlich ernst, und die „Fasana“ dampfte aus dem Hafen. Wir fanden noch eine heftig bewegte See, aber günstige Brisen vor, und erreichten schon am 22., bei fast ausschließlicher Benutzung der Segel, den Hafen von Kelung.

## Capitel XVII.

### Kelung - Okinawa.

#### Kelung.

Am 21. Juni kam Formosa in Sicht. Die Sonne blickte durch die sich zertheilenden Wolken, und über den niederen Nebelschichten am östlichen Horizonte zeigten sich die blauen Umrisse der hohen Bergkette, Mounts Morison, welche die Insel von Nord nach Süd durchläuft. Allmählich traten auch die tieferen Partien heraus, doch ließ die große Entfernung noch keine Details unterscheiden. Der malerische Eindruck nahm in dem Maße zu, als wir uns dem langen, sackartigen Hafen von Kelung näherten. Dieser wird zum Theile durch den mächtigen Block des Nordwest-Rock und durch die ebenfalls bizarr geformte Insel Methers gebildet, bietet aber nur kleineren Schiffen gegen alle Winde Schutz.

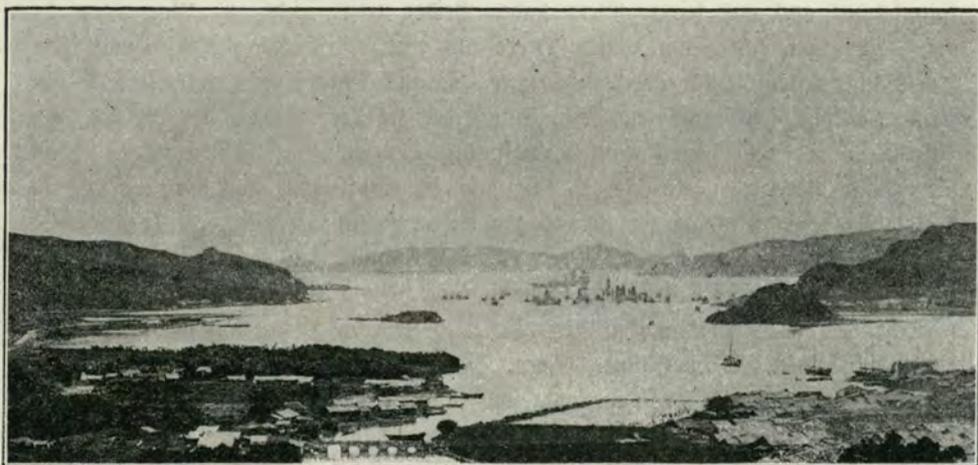
Vom Ankerplatz der größeren Schiffe kann man die Stadt nicht sehen, da dieselbe, am Ende der Bucht liegend, durch eine reizende, kleine, mit Bäumen bedeckte Insel, sowie durch die zahlreichen davor geankerten Djunken verdeckt wird.

Dagegen zeigt sich fast in jeder kleinen Einbuchtung des Ufers ein Fischerdorf, und gerade dem Ankerplatz gegenüber das chinesische Zollamt und seine Nebengebäude, als solches durch den lustig im Winde flatternden blauen Drachen auf gelbem Grunde kenntlich. Kelung hat nämlich wegen der in der Nähe gelegenen Kohlengruben einen nicht unbedeutenden Handel und ist gleich dem nahegelegenen Tamsui, sowie Taiwan Fu und Takao im Süden der Insel, verträglich den Fremden geöffnet. Diese Wichtigkeit Kelungs bewog auch die Franzosen im Jahre 1884, sich desselben als eines Faustpfandes gegenüber China durch ein Bombardement zu bemächtigen. Einige in Trümmer geschossene Strandbatterien mit durch Dynamit gesprengten Kruppkanonen sind noch als Andenken an dieses Ereignis vorhanden. Erdwerke an besser geeigneten Punkten, welche die Hafeneinfahrt beherrschen, sollen in Zukunft ein ähnliches Vorgehen erschweren.

Zu unserem Erstaunen entpuppte sich der Lotse, welcher uns in den Hafen geleitete, als ein biederer Schwabe, der nach sehr bewegten Schicksalen in allen Weltgegenden nunmehr in Kelung die ihm zusagende Stellung eines internationalen Factotums und Agenten mit dem Amte eines chinesischen Hafencapitäns und Lotsen verbindet.

Von ihm erfuhren wir, daß in Kelung außer ihm nur drei Europäer wohnen, während alle übrigen in Nordformosa ansässigen Europäer in dem über 100.000 Einwohner zählenden Tamsui Aufenthalt nehmen, da dasselbe durch seine Lage und den regelmäßigen Verkehr mit dem chinesischen Festlande mehr Ressourcen bietet.

In der That ist auch Kelung, das an 15.000 Einwohner zählt, ein schmutziges, kleines Städtchen, in welchem sich mit Ausnahme der von den Europäern bewohnten Häuser kein einstöckiges Gebäude vorfindet. Infolge seiner Lage in einer theilweise



Kelung, von den Kampferhügeln aus gesehen.

versumpften Niederung ist es von bösen Wechselfiebern heimgesucht, denen selbst die Eingeborenen in großer Anzahl unterliegen. Die Bevölkerung, noch unreinlicher als jene von Canton, verräth durch ihr krankhaftes Aussehen die schlechten Gesundheitsverhältnisse. Dagegen sehen die Soldaten der Garnison, deren Lagerhütten sich auf erhöhten Punkten befinden, gesund und kräftig aus.

Die unmittelbare Umgebung Kelungs ist geradezu reizend. Von lichtgrünen Reisfeldern umgeben, erheben sich mit Kampferbäumen bedeckte Hügel, und obwohl der Landschaft die charakteristischen Bäume der Tropen fehlen, zeigt sich doch in manchen Partien derselben eine tropisch reiche Vegetation. Wie in jeder chinesischen Niederlassung, herrscht auch in Kelung das regste Leben, und man staunt über die Mannigfaltigkeit der Läden, welche stets mit Kunden überfüllt sind. Auch hier sahen wir eine kleine Todtenstadt, in Form von zwei bis drei Häuschen, wo Särge zur Verschiffung bereit standen.

Ein Besuch der Soldatenquartiere bot uns viel des Interessanten. Die Unterkunft in den kleinen Hütten fanden wir reinlicher, als wir erwartet hatten. Das Lager machte sogar einen recht festlichen Eindruck; an den Umfassungsmauern waren nämlich sämtliche Fahnen aufgestellt, was sich bei der großen Zahl derselben wie eine Flaggen-gala ausnahm.<sup>1)</sup>

Über das chinesische Heerwesen macht man sich in Europa mitunter eine irrige Vorstellung. Man hört öfters vom Ankauf von Kriegsschiffen, modernen Kanonen und Handwaffen seitens Chinas, auch weiß man, daß europäische Officiere und Ingenieure als Instructoren dort Anstellung fanden. Manche schließen daraus, daß China, ähnlich wie Japan, bereits seine Armee auf europäischem Fuße eingerichtet habe. Andere wieder sind nach den Niederlagen Chinas in den Kriegen mit europäischen Mächten versucht zu glauben, daß das chinesische Heer vom modernen militärischen Standpunkt aus gar keinen Wert habe. Beides trifft nicht zu. Vor allem kann man nicht von einem chinesischen Heere als einer einheitlichen Körperschaft reden. Theoretisch besteht wohl eine Reichsarmee, die aus Mandschuren recrutierte Banner-Armee, welche die Garnisonen Peking's und der größeren Städte des Reiches bildet. Allein in der Abrichtung und Bewaffnung der einzelnen Abtheilungen herrscht die größte Verschiedenheit. Jeder Vicekönig ist verpflichtet, das Nöthige zur Vertheidigung seiner Provinz einzuleiten. Zu diesem Behufe wirbt er als Ergänzung der Mandschurengarnisonen so viel Leute aus seiner Provinz an, als er momentan bedarf und bezahlen kann; es bildet dies die sogenannte Grüne Flaggen-Miliz.<sup>2)</sup> Naturgemäß herrscht bei dieser eine noch größere Verschiedenheit in Bezug auf Bewaffnung und Ausbildung, als bei der Banner-Armee. Die fortschrittlich gesinnten Vicekönige von Petchili, der Gouverneur von Formosa, sowie auch zum Theil der Vicekönig von Canton haben nun allerdings die ihnen unterstehenden Truppen auf eine achtungsgebietende Stufe gebracht, wengleich das theils englische, theils deutsche Commando, sowie die verschiedenen Gewehrsysteme von einer gemeinschaftlichen Action ihrer Truppen nicht viel erwarten lassen. Immerhin hat Li Hung Tschang, der erstgenannte Würdenträger, es dazu gebracht, über 30.000 Mann nach deutscher Methode ausgebildeter und wohlbewaffneter Truppen zu verfügen. Durch Errichtung verschiedener militärischer Fachschulen in Tientsin ist für die Heranbildung von Officieren, Ärzten und Ingenieuren gesorgt, und da die Mannschaft an physischer Eignung, Muth und Bildungsfähigkeit allen Anforderungen entspricht, dürfte mit der Zeit dieser Theil des chinesischen Heeres auch ganz auf eigenen Füßen stehen können.

<sup>1)</sup> In einem Lager befinden sich gewöhnlich 1000 Mann, somit ein unserem Bataillon entsprechender Heereskörper. Je drei Lager, ein rechtes, linkes und ein mittleres, gehören zusammen, bilden somit einen dem Regimente entsprechenden Truppenverband.

<sup>2)</sup> Man schätzt die Banner-Armee auf mehr als 100.000 Mann, die Grüne Flaggen-Miliz insgesammt auf 600.000 Mann, und die größtentheils aus Reiterei bestehenden Mongolenhorden an der russischen Grenze auf 150.000 Mann. Letztere sind wohl kaum zum Heere zu rechnen.

In Formosa ist man noch weit von diesem Standpunkte, obwohl man seit dem letzten Conflict mit Frankreich der Wehrkraft eine besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Übrigens haben sich schon damals die chinesischen Truppen als recht unangenehme Gegner erwiesen und den Franzosen bei der Einnahme von Kelung und beim Versuch, sich Tamsuis zu bemächtigen, empfindliche Verluste beigebracht. Gegenwärtig befinden sich zwei ehemalige deutsche Officiere als Instructoren auf der Insel: Lieutenant Graf Butler, welcher das Arsenal in Taipei Fu leitet, und Premierlieutenant Hecht in Kelung. Wir hatten das Vergnügen, die Bekanntschaft des letzteren zu machen. Derselbe war zur Zeit des erwähnten französisch-chinesischen Conflictes in chinesische



Chinesische Soldaten.

Dienste getreten, leistete eine Zeitlang Dienste an der Kriegsschule in Tientsin und hat nun in Kelung den Bau der Forts zu leiten, sowie die Garnison nach deutschem Muster abzurichten. So wenig Annehmlichkeiten an sich der Aufenthalt in dem fieber-schwangeren Kelung bietet, so findet doch Herr Hecht in seinem schönen Wirkungs-kreise eine Entschädigung hiefür. Er untersteht direct dem befehlshabenden Mandarin in Nordformosa, und auch dieser läßt ihm begreiflicherweise in technischen Fragen vollkommen freie Hand.

Lieutenant Hecht hatte die Freundlichkeit, uns seinen Instructorencurs vorzuführen. Er besteht aus besonders intelligenten Leuten des in Kelung stationierten Regimentes, welche zu Unterofficieren ausgebildet werden, um ihrerseits wieder als Abriichter für die Mannschaft zu dienen. Es war erstaunlich zu sehen, mit welcher Präcision diese

Leute alle Turnübungen mit und ohne Gewehr, sowie die einfacheren Formationswechsel — die Schule war erst vier Wochen im Gange — nach deutschen Commandoworten, die mitunter uns kaum verständlich waren, durchführten. Es entbehrte wohl auch nicht der Komik, einen solchen mandeläugigen Sohn des Mittelreiches mit ernstester Miene Paradeschritt auszuführen zu sehen, während gleichzeitig der Diener des Lieutenants mit flatterndem langen Zopf herumeilte, um die Ausstellungen seines Herrn, ins Chinesische übertragen, zu wiederholen. Auch berührte es höchst sonderbar, daß, als nach dem ganz strammen Defilieren das Abtreten erfolgte, die ganze Gesellschaft trotz des geschulterten Gewehres zu den Regenschirmen griff und unter Führung ihres eingeborenen Officiers im bunten Durcheinander der Kaserne zueilte.

Die Adjustierung der Soldaten, blaue Zwischjacken und Hosen, darüber ein kurzer ärmelloser Überwurf von schwarzer Farbe mit je einem großen Medaillon auf Brust und Rücken, welcher die Regimentsbezeichnung und die Aufschrift „Tapferkeit“ trägt, ferner ein Strohhut oder ein Turban, war entsprechender als wir erwartet hatten. Auch ist die Bewaffnung mit Mausergewehren keine schlechte, wengleich schon bei der geringen Anzahl Leute, welche wir sahen, die verschiedenen Modelle dieses Gewehres vertreten waren. Die aufgeklärten Ideen des Gouverneurs von Formosa bethätigen sich nicht bloß in militärischer Richtung, und Formosa dürfte bald auch in Bezug auf sonstige moderne Einrichtungen der fortgeschrittenste Theil Chinas sein. General Liu Ming Tschuan genießt wegen des hartnäckigen Widerstandes, den er seinerzeit den Franzosen entgegensetzte, sowie vermöge der Energie, die er gegenüber den wilden Ureinwohnern der Insel an den Tag legt, großes Vertrauen in Peking. Man läßt ihm vollständig freie Hand, alles das zu thun, was er für die Wohlfahrt und Sicherheit der Insel als gut findet. So erwirkte er sich die Erlaubnis, eine Eisenbahn zu bauen, welche vorerst die Kohlenminen bei Kefung mit diesem und Tamsui verbinden und dann längs der Westküste der Insel über die neuzuschaffende Hauptstadt Niutschanghua nach Taiwan zu führen soll. Den Bau besorgen Soldaten nach den Plänen englischer Ingenieure, das hierzu nöthige Materiale wird ausschließlich aus Deutschland bezogen.

Die Formosabahn ist bereits die zweite zum Theil in Betrieb befindliche Eisenbahnlinie in China und zeigt, daß der Widerwillen gegen dieses Fortbewegungsmittel im Schwinden begriffen ist. Bekanntlich wurde noch im Jahre 1876 die von einer englischen Gesellschaft gebaute Linie Schanghai-Busung, auf das Drängen der öffentlichen Meinung hin, aufgekauft und zerstört. Nach zehn Jahren aber, als sich die Gemüther beruhigt hatten, erlangte ein chinesisches Consortium doch wieder die Erlaubnis, eine 1½ Meilen lange Bahn von den Kohlenwerken in Kaiping zum Canal bei Sukoschwang zu bauen. Nachdem sich die Behörden und die Bevölkerung von den Vortheilen und der Harmlosigkeit dieses Unternehmens überzeugt hatten, wurde die Bewilligung erteilt, die Bahn um weitere 5 Meilen bis zur Küste des Golfes von Petchili zu verlängern. Hierauf wurde, stets nur als Verlängerung der bereits bestehenden Kohlenbahn und beiseibe nicht etwa als neue Strecke, der Bau weiterer

40 Meilen nach den Takuforts und so ganz nebenbei auch nach Tientsin gestattet. Nun befinden sich glücklicherweise in Tungtschau bei Peking auch Kohlenlager und es unterliegt nach Ausspruch des einflussreichen Prinzen Tschun — der übrigens selbst Minenbesitzer ist — keinem Anstande, auch bis dorthin den nach Tientsin geführten Schienenweg fortzusetzen. Within wird Peking binnen kurzem mit der See durch eine Bahn verbunden sein, natürlich bloß durch eine „Kohlenbahn“, auf der jedoch Passagierzüge gerade so wie anderswo regelmäßig verkehren. Bei entsprechender diplomatischer Schlaueit und bei dem Umstande, daß es der Kohlenlager gar viele gibt, und daß anderseits der Begriff „Verlängerung“ in China ein sehr dehnbarer ist, steht daher der Anlage von Bahnen in diesem Lande kein unüberwindliches Hindernis entgegen. Dabei gilt jedoch stets die Voraussetzung, daß ausschließlich chinesisches Capital und soweit als thunlich chinesische Arbeitskräfte in Verwendung kommen. „Es wird in Folge dessen langsam gehen, kein Zweifel, aber dafür bleiben wir Herren im Lande“, so sagen selbst die fortschrittlich denkenden Chinesen und wohl nicht mit Unrecht. Ein nahezu perfect gewordener, ziemlich vortheilhafter Vertrag mit amerikanischen Capitalisten betreffs Eisenbahnbauten in Nordchina wurde aus dem angeführten Grunde kürzlich verworfen. Auch das reiche Geschenk eines prunkvollen Hofzuges seitens eines französischen Consortiums konnte kein Abweichen von diesem Principe hervorrufen.

Im Anschlusse an die Eisenbahnen werden auch viele Straßen auf Formosa gebaut, um das den Ureinwohnern abgenommene Terrain leichter zu behaupten und der Cultur zugänglich zu machen. Dadurch gewinnt der Theebau, welcher ein ausgezeichnetes Erzeugnis liefert, immer mehr an Ausdehnung. Ueberdies wurde nun auch der Seidenbau eingeführt, die Kampferproduction neu belebt und mehrere Dampfsägen zur Verwertung des Holzreichtthumes der Insel angelegt. In Taipei Fu befindet sich eine Schule zur Ausbildung von Dolmetschen, Eisenbahn- und Telegraphenbeamten, ja sogar eine elektrische Straßenbeleuchtung ist hier zur Einführung gelangt. Man sieht, General Liu Ming Tschuan geht fast amerikanisch rasch mit den Reformen vor. Staunend fragt man sich, wie dies, angesichts der sonstigen ablehnenden Haltung gegen Neuerungen und bei den mannigfachen Schwierigkeiten, die zu bekämpfen waren, ohne ausdrückliche Zustimmung der Regierung in Peking durchzuführen gewesen wäre. Man ist daher unwillkürlich versucht zu glauben, daß letztere in dem abseits gelegenen Formosa stillschweigend einen kleinen Versuch vornimmt, wie sich die ihr oft angepriesenen modernen Einrichtungen auf chinesischem Boden bewähren; dafür spräche auch der Umstand, daß die Eisenbahn auf Formosa auf kaiserliche Kosten gebaut wurde. Anderseits zeigt sich hier von neuem, daß ein strammes militärisches Regime das geeignetste ist, um alten Schutt wegzuräumen und die Grundlage für eingreifende Neugestaltungen zu schaffen.

Einen bedeutenden Antheil an dieser Gestaltung der Verhältnisse auf Formosa, sowie überhaupt an der Unterminierung der moralischen chinesischen Mauer, haben die chinesischen Zollbeamten.

Das chinesische Seezollwesen ist ganz eigenthümlich organisiert. Die Zollverwaltung, an deren Spitze der Engländer Sir Robert Hart steht, hat das Recht, in allen Vertragshäfen<sup>1)</sup> den Zoll einzuheben. Von dem Erträgnis ist ein gewisser Procentsatz zur Bestreitung des selbst zu wählenden Personales und des Schiffsmaterialies zu verwenden, der Rest ist der Regierung abzuführen. Diese Einrichtung datiert von der Zeit, in welcher die Zollerträgnisse zur Abzahlung der Kriegsschuld an England verpfändet waren. Nachdem sich aber damals herausstellte, daß das Zollerträgnis sich gegenüber jenem zur Zeit der bestechlichen chinesischen Verwaltung verdoppelte, ja verdreifachte, hat die chinesische Regierung trotz sonstiger Abneigung gegen Fremde sich wohlweislich dafür entschieden, auch nach Abzahlung der Schuld



Staatsaufzug eines chinesischen Mandarins.

keinen Wechsel in der Zollverwaltung eintreten zu lassen. Das höhere Zollpersonale besteht daher auch jetzt noch durchgehends aus Ausländern,<sup>2)</sup> welche die vollste Unterstützung und die höchste Achtung seitens der Regierungsbehörden ihres Aufenthaltsortes genießen. Infolge ihrer Anregung wurde ein regelmäßiger Postdienst zwischen den wichtigsten Häfen, theilweise mit Zuhilfenahme der Zollkreuzerschiffe, eingeführt. In der Winterszeit, während die nördlichen Häfen durch Eis verschlossen sind, wird ein Überlandpostdienst von Schanghai via Tschinkiang nach Tientsin und Peking durch Couriere besorgt. Ja selbst eine telegraphische Verbindung der meisten Orte wurde durchgesetzt, und so ist z. B. auch Formosa mit dem Festlande durch ein

<sup>1)</sup> Jene Häfen Chinas, in welchen den Europäern das Recht der Niederlassung zugestanden wurde.

<sup>2)</sup> Im inneren Dienst der Zollverwaltung befinden sich auch drei Österreicher und ein Ungar.

Kabel verbunden. Mit der regelmäßigen Dampferverbindung fand auch eine entsprechende Beleuchtung der Küste statt; die Instandhaltung derselben wurde ebenfalls in das Ressort der Zollbehörden überwiesen.

Nachdem sich nun derart Europäer an vielen Orten ständig aufhalten, und zwar mit dem Prestige des vollsten Schutzes von Peking, wenden sich die localen Behörden in vielen Angelegenheiten an sie, und ist die Möglichkeit geboten, allerlei fortschrittlichen Maßregeln Bahn zu brechen. Andererseits wird die Ansiedelung anderer Europäer, die an dem Prestige der Beamten theilnehmen, erleichtert und befördert.

Der Commandant der „Fasana“ hatte dem Mandarin von Kelung gleich am Nachmittage nach der Ankunft einen Besuch abgestattet, worauf dieser seinen Gegenbesuch für den nächsten Morgen ansagte. Hiervon in Kenntniß, wollten wir uns den Aufzug dieses Würdenträgers ansehen und beauftragten unseren Führer uns zum Yamen desselben zu geleiten, um den Zug in der Nähe abzuwarten. Auf dem Wege zu dem abseits gelegenen Gebäude hörten wir jedoch bereits Gongschläge und gewahrten einen Aufzug buntgekleideter Leute, die der Sänfte des Mandarins voranschritten und dessen Insignien, darunter den großen Sonnenschirm, trugen. Ehe wir es verhindern konnten, rief unser Führer hinüber, man möge halten, welcher Aufforderung, als uns der Mandarin gewahrte, auch sofort Folge geleistet wurde. Die Sänfte wurde niedergesetzt und der Mandarin eilte uns mit einem sehr höflichen „Tsoyih“<sup>1)</sup> entgegen. Jetzt blieb wohl nichts anderes übrig, als zu erklären, daß wir ihm unsere Aufwartung machen wollten, jedoch angesichts seines Ausganges davon absehen. Auf unsere Bitte stieg der Mandarin wohl wieder ein, wies aber den Führer an, uns in sein Haus zu führen, damit wir uns daselbst ein wenig ausruhen könnten. Wir willigten gerne ein, um dabei das Yamen zu besichtigen. Dasselbe war allerdings im Vergleiche zu dem Gebäude, welches wir in Canton besucht hatten, recht ärmlich, doch wurden wir von den anwesenden Familienmitgliedern sehr freundlich empfangen. Man bestand darauf, daß wir im Empfangszimmer Platz nehmen, bewirtete uns mit Thee, und als wir uns nach den Familienverhältnissen des Hausherrn erkundigten, wurden uns auch dessen Kinder vorgeführt. Ich erwähne diese unbedeutende Episode nur, weil wir in Kelung, welches vor vier Jahren von den Franzosen gründlich zusammengeschossen wurde, umsomehr eine fremdenfeindliche Haltung der Bevölkerung erwartet hatten, als eine solche den Chinesen im allgemeinen zugeschrieben wird. Hier, wie auch unter dem Volke in der Stadt, sahen wir nicht die geringste Spur davon; man war freundlicher, als man in Europa unter gleichen Umständen gewesen wäre. Das europäerfreundliche Verhalten des Gouverneurs dürfte allerdings in erster Linie hiefür ausschlaggebend gewesen sein.

<sup>1)</sup> Zweite Stufe der acht Begrüßungsformen der Chinesen, wobei die geballten Fäuste vor der Brust gehalten werden und man sich verneigt, während bei der ersten Stufe, Kongsiao, letzteres wegfällt. Die höheren Grade der Begrüßung bestehen im Kniebeugen, Niederknien, mit der Stirne den Boden berühren etc.

Sehr leid that es uns, in Kelung keine Ureinwohner von Formosa sehen zu können. Dieselben werden als recht hübsch gebaute, intelligente Menschen geschildert. Man behauptet ferner, daß viele derselben holländisches Blut haben.<sup>1)</sup> Dem Europäer sollen sie freundlich entgegenkommen, den Chinesen gegenüber ist dies nicht der Fall. Letzteren, von welchen sie aus den fruchtbaren Niederungen der Westküste in die Berge und an die Ostküste verdrängt wurden, haben sie Todfeindschaft geschworen. So z. B. soll bei ihnen die für die Chinesen etwas unangenehme Heiratsbedingung bestehen, daß sie ihrem Häuptling zum mindesten einen Chinesenhädel eingeliefert haben müssen, bevor dieser seine Zustimmung zur Verbindung geben



Eingeborenenhütte auf Formosa.

kann. Die Tage der Ureinwohner Formosas sind jedoch gezählt. Die Energie Liu Ming Tschuan zeigt sich auch in der systematischen Bekämpfung derselben. An und für sich ist es ihnen trotz aller Tapferkeit schwer, mit Steinflinten gegenüber den Hinterladern der Chinesen Stand zu halten. Dann gibt es auch unter diesen Wilden etliche, welche dem verlockenden Anbot der chinesischen Behörden, wornach jeder, der sich freiwillig unterwirft, ein Grundstück und Ackerbaugeräthe gratis erhält, nicht widerstehen. Darum hat sich schon mancher der Ureinwohner rasiert und den Zopf angenommen,

<sup>1)</sup> Wie bekannt, war Formosa seinerzeit theilweise von den Holländern in Besitz genommen, und diese wurden durch den chinesischen Seeräuber Koxinga im 17. Jahrhundert daraus vertrieben. Koxinga, welcher die Insel hierauf der chinesischen Regierung übergab, erwarb sich dadurch die Amnestie und für seine Familie den Herzogstitel.

und die Grenze des unabhängigen Gebietes rückt immer mehr gegen Osten vor. Wie summarisch die Chinesen mit den Aborigines vorgehen, zeigte sich neulich wieder. Letztere hatten einen vor kurzem abgeschlossenen Waffenstillstand durch Brandschatzungen und Raubzüge im chinesischen Gebiete gebrochen. Die Chinesen rückten sofort mit einer größeren Truppenmacht vor, zerstörten einige feindliche Niederlassungen und verlangten als Genugthuung die Auslieferung des Räufelsführers. Es wurde ihnen ein Individuum ausgeliefert, welches man zum abschreckenden Beispiel sofort köpfte. Zu spät stellte es sich heraus, daß die schlauen Wilden statt des Chefs der Razzia einen Chinesen ausgeliefert hatten, der bereits einige Jahre bei ihnen als Sklave zurückbehalten worden und dessen Rationalität infolge seines Haarwuchses nicht gleich zu erkennen gewesen war.

Nachdem die ganze europäische Colonie sich zu einem Frühstück an Bord eingefunden und den von ihr sehr gewürdigten Productionen unserer Musik gelauscht hatte, drangen bald wieder dunkle Rauchwolken aus dem Schote der „Fajana“. Hinausgeleitet von dem gegen Wassergenuß geseiten Lotsen, verließ das Schiff am 25. Juni des Nachmittags Kelong. Ein frischer Südwestwind stellte sich bald ein und brachte uns rasch an das nächste Reiseziel, Okinawa.

#### O k i n a w a.

Am 27. Juni vormittags kamen die Inseln der Keramgruppe und bald darauf Okinawa oder Groß Riu Riu in Sicht. Es sind dies mehr oder minder dicht bewachsene Eilande, welche, mit Ausnahme der sie umgebenden Korallenriffe, in nichts an die Tropen mahnen. An Stelle der Palmen ist bereits die Kiefer getreten; nach langen Monaten des Aufenthaltes in den Tropen, endlich wieder einmal Anklänge an heimatische Scenerien. Um 2 Uhr ankerten wir vor der im südwestlichen Theile der Insel befindlichen Hafenstadt Nawa.

Nawa ist der wichtigste Hafen der Riu Riu-Inseln. Diese Gruppe vulcanischer Eilande hat insgesammt einen Flächeninhalt von fast 40 Quadratmeilen mit nahezu 200.000 Einwohnern. Letztere nähren sich vom Ackerbau — Reis und Zuckerrohr gedeihen auf den Riu Riu-Inseln sehr gut — und vom Fischefang. Früher bildeten die Riu Riu-Inseln ein selbständiges Königreich. Mit der Zeit gelangte jedoch der König von Schiuri — so heißt die Hauptstadt von Okinawa — in ein Vasallenverhältnis zu Japan und später auch zu China, wornach beiden Staaten ein Tribut gezahlt werden mußte. Nach dem Formosafeldzuge im Jahre 1874 wurden die Riu Riu-Inseln Japan zuerkannt und der König mediatifiziert.

Der Hafen von Nawa wird durch einige Korallenriffe gebildet; kleinere Schiffe benutzen auch den Meeresarm, welcher, durch einen Canal verlängert, den nordwestlichen Theil der Stadt zu einer Insel gestaltet. Der Anblick des Ganzen ist von bemerkenswerter Schönheit.

Einige schroffe Felswände und die Kieferwälder auf den Abhängen und Gipfeln der Hügel stehen in lebhaftem Gegensatz zum lichten Grün der Reisfelder und Zucker-

rohrpflanzungen am Ufer. Von dieser recht malerischen Landschaft heben sich wirksam die Stadt und die romantischen Befestigungen am Canaleingange ab, während die lustig flatternden Flaggen auf den öffentlichen Gebäuden das Bild beleben. Trotzdem waren wir enttäuscht. Wir hatten nämlich gehofft, in das Panorama unserer Reise mit Groß Riu Riu auch eine ganz primitive, von Halbwilden bewohnte Insel einfügen zu können. Die alsbald nach dem Ankern unter Bord kommende Hafendampfsbarakasse mit europäisch uniformierten Beamten, sowie ein im inneren Hasen sichtbarer Postdampfer machten uns noch mehr stutzig. Doch angesichts der uns umringenden urwüchsigen Canoes, deren Insassen sehr nothdürftig bekleidet waren, hofften wir doch noch auf dem Lande im großen ganzen von der Civilisation unberührte Zustände zu finden. Wir hatten aber nicht mit den energischen Fortschrittsbewegungen der Japaner gerechnet, und bald sahen wir ein, daß unsere Erwartungen ganz unrichtig waren. Nach einigen Verhandlungen mit dem Gouverneur, welcher in Anbetracht des Umstandes, daß Nawa nicht zu den vertragsmäßig den Fremden geöffneten Häfen gehört, den Landgang selbst dem Stabe nur mit gewissen Beschränkungen gewähren konnte, besuchten wir erst am folgenden Tage das Land.

Se näher wir der Stadt kamen, desto auffälliger wurde der Unterschied zwischen derselben und einer chinesischen Hafenstadt. Vor allem zeigte sich bei der Vertäuerung der Djunken im inneren Hasen eine gewisse ordnende Hand der Obrigkeit. Die Fahrzeuge selbst waren nicht so malerisch wie die chinesischen herausstaffiert, doch tadellos blank geschuert, hatten ganze Segel und, wie es schien, auch sonst eine intacte Ausrüstung.

Beim Landungsplatze erwarteten uns die Honoratioren des Ortes; der Polizei-inspector und sein Lieutenant in voller Uniform, welche letztere der eines spanischen Marineofficiers gleicht, ferner der Bürgermeister und der Secretär des Gouverneurs in ganz tadellos europäischer Civilleidung. Man hätte wähen können, sich unter Südeuropäern zu befinden. Eine Anzahl weiß, aber nach europäischem Schnitte geschmackvoll uniformierter Polizisten hielt die staunende Menge zurück. Mehrere Djunrischas standen bereit, und nach wiederholter Begrüßung und Vorstellung wurde die Fahrt nach dem Hause des Gouverneurs angetreten. Der Anblick der reinlichen, aus japanischen Holzhäusern mit schweren Ziegeldächern bestehenden Straßen, sowie der hervorstechenden Gebäude des Hasen- und Postamtes benahm uns während der Fahrt einen weiteren Theil unserer Illusion, in Okinawa südseeinsulanische Zustände zu finden — vom Hause des Gouverneurs, das wir bald erreichten, gar nicht zu reden.

Hier betraten wir zum erstenmale das Innere eines japanischen Hauses. Die kleinen, verhältnismäßig niederen Räumlichkeiten, durch dünne, mit Papier überzogene Holzrahmen voneinander geschieden, die schönen, reinen Strohmatte am Boden, die eigenthümlichen Beschläge der Schubthüren, die tadellos reine Naturfarbe der Pfosten und Zimmerdecken, die bekannten aufrollbaren Wandgemälde, der kleine Hausgarten mit zwerghaften Bäumen und sorgsam gepflegten Blumen — dies alles entsprach ganz dem Bilde eines niedlichen Spielzeuges, das wir uns nach den Beschreibungen



Volkstypen auf Okinawa.



vom japanischen Haus gemacht hatten. Doch der uns freundlich begrüßende Gouverneur, General Fukuwara, in schwarzem Gehrock mit der Rosette des japanischen Verdienstordens im Knopfloche, ferner die Einrichtung seines Empfangsalons — eine Art Veranda — welcher mit europäischen Teppichen, Blumenvasen und gepolsterten Stühlen ausgestattet war, zeigte, daß selbst auch in Niu Niu in die japanische Originalität eine bedeutende Bresche geschossen ist. Wir nahmen Platz, es wurden Erfrischungen herungereicht, und es entspann sich ein Gespräch, bei welchem der Polizeilieutenant, mehr willig als gewandt, das Dolmetscheramt übernahm. Welches Thema auch angeschlagen wurde, seitens der Japaner kam man in höflichster Weise stets wieder auf den einen Punkt zurück, aus welcher Ursache das Schiff wohl den Hafen angelaufen habe. Die armen Japaner haben eben bei der Berührung mit Europäern wiederholt zu traurige Erfahrungen gemacht, um nicht jede, wenn auch nur zufällige Abweichung vom Gewohnten äußerst mißtrauisch zu betrachten und daran die Befürchtung zu knüpfen, daß daraus für sie nachtheilige Präcedenzfälle und Verwickelungen entstehen könnten. Dies zeigte sich auch, als die Rede darauf kam, die Hauptstadt der Insel zu besichtigen, welche kaum  $\frac{1}{2}$  geographische Meile von Nawa entfernt liegt. Mit einer gewissen Hast wurde erklärt, daß der Weg zu schlecht sei, um dahin fahren zu können. Selbst zur Besichtigung der Stadt Nawa wurden höchst liebenswürdiger- und zugleich vorsichtigerweise der Bürgermeister und der Polizeilieutenant als Führer mitgegeben, daher man eben nur das sehen konnte, was diese Herren wünschten. Hierbei war offenbar neben dem erwähnten Mißtrauen auch das natürliche Bestreben maßgebend, uns die Stadt von der schönsten Seite zu zeigen und uns derart einen möglichst hohen Begriff von japanischer Colonisation beizubringen. Letzteres wurde allerdings durch den Besuch der Schulen allein auf das glänzendste erreicht. Schon die Anlage derselben verrieth die Sorgfalt, welche diesen Anstalten zugewendet wird. Auf einer Anhöhe, von hübschen Kiefern umgeben, befindet sich, einen weiten viereckigen Hof umschließend, ein großes, zwar niedriges, aber lustiges Holzgebäude. Dasselbe enthält die Knabenschule. Unfern davon, in einem kleineren Holzhaufe, ist die Mädchenschule untergebracht. Überall herrscht eine musterhafte Reinlichkeit, und in den einzelnen Classenzimmern waren hübsche Pulte und Bänke zu sehen, wie solche noch in mancher Volksschule Mitteleuropas einen frommen Wunsch bilden.

Und dies in einem erst vor 14 Jahren (1876) definitiv von den Japanern in Besitz genommenen Lande, wo einige Jahre vor der Besitzergreifung die höchsten japanischen Fürsten kaum noch den Gebrauch der Stühle kannten! In der einen Classe arbeitete eben ein Schüler ein Rechenbeispiel mit Brüchen in arabischen Ziffern aus, andere wurden mittels der Rechenmaschine in die Geheimnisse des Addierens und Subtrahierens eingeweiht, wieder andere malten die schwierigen Charaktere des japanischen Alphabetes nach, und in der Mädchenschule wurde zu den Klängen eines Harmoniums ein Choralgesang einstudiert. Uns zu Ehren unterbrach man jedoch den Unterricht. Auf ein Signal marschierten die Schüler — 400 bis 500 an der Zahl und

im Alter zwischen 7 und 15 Jahren — in der Reihe auf, um Frei- und Hantelübungen vorzunehmen. Diese Übungen wurden mit großer Genauigkeit und Strammheit ausgeführt und standen manchem europäischen Schauturnen nicht nach. Man braucht übrigens nur die lebhaften, intelligenten Augen der jungen Leute und ihrer Lehrer zu sehen, um zu erkennen, daß man es mit einer begabten Rasse zu thun hat, welche nur der Anregung bedarf, um jeden Fortschritt in sich aufzunehmen. Die Tracht der Schüler war im Gegensatz zu dem europäisch gekleideten Lehrpersonale die landesübliche. Ein weites, mittels eines Gürtels zusammengehaltenes, schlafrockartiges Gewand mit breiten Ärmeln aus leichtem, fast durchsichtigem Stoffe, ferner Strohsandalen, das Haar tulpenartig hinaufgekämmt und mit einer Nadel festgehalten, bilden die bei Mädchen und Knaben gleiche Toilette.

Von einem Tempel auf einem Felsen am Strande, der an sich kein weiteres Interesse bot, hatten wir eine recht hübsche Rundsicht, welche sich über die von dicht bewachsenen Hügeln unterbrochene Häusermenge und den mit Djunken gefüllten Innenhafen erstreckte. Von hier gewahrten wir auch die monumentalen Gräber Nawas, welche, ähnlich den chinesischen, in Hüfisenform gebaut sind.

Mit einer Rundfahrt durch die schönsten Straßen der Stadt schloß das Programm unserer officiellen Besichtigungstour.

Einige von uns hatten sich durch Mitnahme von Civilkleidern die Möglichkeit geschaffen, nach der Verabschiedung vom Gouverneur die etwas lästige polizeiliche Bevormundung abzuschütteln. Es wurde nun ohne Begleitung eine kleine Streifung durch die Stadt unternommen. Vorerst gieng es zum Postamt. Auch hier wieder eine kleine Überraschung! Der Beamte nahm unsere Briefe nach Osterreich auf und schrieb sie ein, als ob dies für ihn etwas ganz gewöhnliches wäre, obwohl er, um das Receptisse auszufertigen, erst die Adresse dem Klange nach mit japanischen Schriftzeichen niederschreiben mußte. Wenn man dem entgegenhält, welchen postalischen Schwierigkeiten man oft auf den Inseln des Mittelmeeres begegnet, so muß man alle Achtung vor diesem japanischen Postbeamten haben.

Bei näherer Betrachtung der Stadt nahmen wir bald wahr, daß die Reinlichkeit und die Ordnung in den Straßen offenbar auf die Anregung der japanischen Regierungsorgane zurückzuführen ist. Denn die eingeborene Bevölkerung Nawas steht — sowohl bezüglich der eigenen Person als betreffs ihrer Hütten — noch nicht auf einer hohen, geschweige denn auf japanischer Stufe. Unverkennbar von mongolischer Rasse und von mittlerer Statur wie die Japaner, haben die Bewohner Nawas eine weitaus dunklere Hautfarbe als diese, was verbunden mit der bei den Ärmeren sehr spärlichen Kleidung, der sichtlich Unreinlichkeit und den häufigen Blatternarben keinen sehr vortheilhaften Eindruck hervorruft. Doch läßt sich trotz der bei den niederen Volksschichten ausgeprägten Häßlichkeit der äußeren Erscheinung die angeborene Intelligenz nicht verkennen, und dieselbe dürfte bei der systematischen japanischen Erziehung siegreich aus dem Kampfe mit der ererbten Faulheit hervorgehen.

Nachmittags stattete der Gouverneur seinen Gegenbesuch ab. Derselbe hatte den tadellosen Salomanzug durch einen modernen Cylinderhut vervollständigt und konnte wohl in jeder Richtung, auch was das würdige, selbstbewusste Auftreten betrifft, für einen hohen europäischen Würdenträger gehalten werden. Auch mehrere andere Besucher, darunter japanische, in Tokio promovierte Doctoren, denen die europäische Kleidung etwas unbequem schien und die bei den Verbeugungen noch unwillkürlich dem alten japanischen Brauche gemäß nach den Knien fuhren, kamen, um das für Nawa seltene Wunderthier eines Kriegsschiffes anzustaunen.

Am 28. Juni verließ die „Fajana“ Okinawa. Vorerst mußte gegen conträre nordöstliche Winde aufgedampft werden; nach dem Passieren der Straße von Ulton setzte jedoch frischer Südwest ein, der, von einer imposanten See begleitet, mitunter stürmischen Charakter annahm. Die Ansicht, daß er mit einem Taifun in Verbindung stehen könnte, erwies sich jedoch glücklicherweise als unbegründet. Immerhin erschien es bei dem strömenden Regen, welcher von der Commandobrücke aus kaum das Vorderschiff zu sehen erlaubte, nicht angezeigt, directen Cours auf die mit Untiefen reich ausgestattete Bucht von Tokio zu nehmen. Wir ankerten daher am 5. Juli abends in der kleinen, malerischen Bucht von Schimoda, um besseres Wetter abzuwarten.

## Capitel XVIII.

### Hokohama—Tokio.

Mit dem Verlassen des Hafens von Schimoda besserte sich das Wetter. Der strömende Regen und die damit verbundene empfindlich kühle Temperatur ließen nach, und es hellte auf. Bald brach die Sonne durch die Wolken, und gegenüber dem hohen vulcanischen Bries-Eiland zeigte sich über den niederen Länden der Odawara-bucht der imposante Ke gel des Fudjijama, das Wahrzeichen Japans, dessen schneebedeckter Gipfel fast auf keinem japanischen Landschaftsbilde fehlt. An Bord herrschte die gehobenste Stimmung. Nach zehnmonatlicher Reise waren wir am Endziel unserer Fahrt, waren wir in dem so viel besprochenen und heißersehnten Japan. So interessant auch viele der von uns bis dahin berührten Länder waren, so blieben unsere Gedanken doch stets vorzüglich nach dem „Lande der aufgehenden Sonne“ gerichtet. Es ist dies eben das Land, welches vermöge seiner Naturschönheiten, der Eigenthümlichkeit seiner Bewohner, seiner interessanten Geschichte und durch die staunenswerten Umwälzungen im Laufe der letzten Jahre mit Recht vom Touristen in erster Linie in Betracht genommen wird, wenn man von Ostasien spricht. Japan läßt niemanden gleichgiltig, es hat nicht bloß Freunde, sondern auch viele Feinde, aber hohes Interesse flößt es jedermann ein.

Eine fleißige Lectüre der einschlägigen Reiseswerke, obenan des vortrefflichen Buches von Rein, hatte uns schon theoretisch mit dem Lande vertraut gemacht. Angesichts der vorerwähnten widersprechenden Beurtheilungen, welche besonders die neueste Ära in Japan findet, waren wir nun doppelt gespannt zu sehen, wie sich uns das asiatische Ostreich in Wirklichkeit zeigen würde.

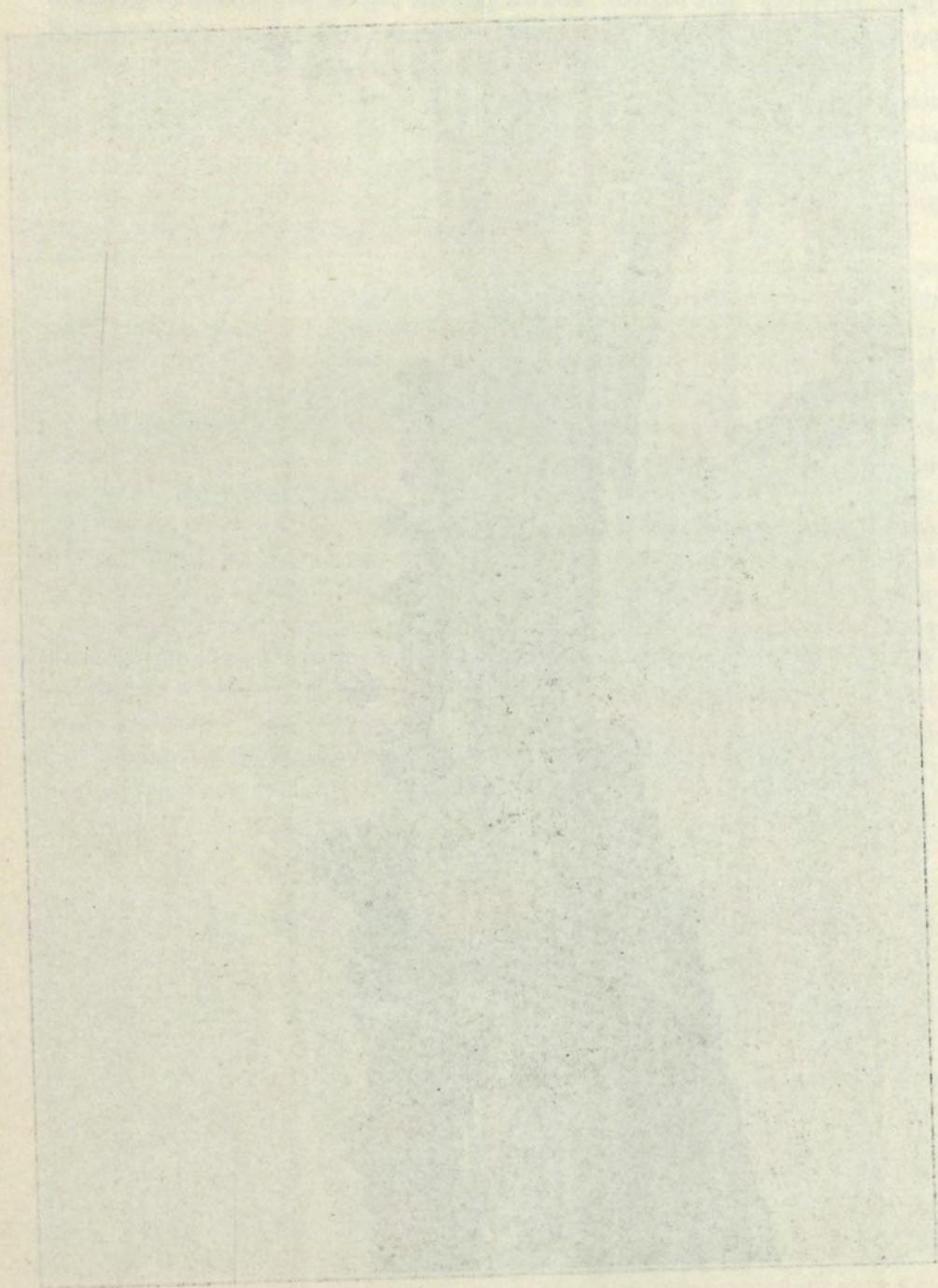
Nach dem Dublieren des Cap Sagami steuerten wir endlich nordwärts in die 50 Meilen lange Bucht von Tokio. Links und rechts zeigt sich niederes, aber saftig grünes Hügelland. Wir passieren, uns am Westufer haltend, das freundliche Städtchen



55\*

J. Blücher. 2.

Der Fudjijama, Japans Wahrzeichen.



Archiv für die Kunde des Mittelalters

Uraga, sodann nach einer von starken Forts beherrschten Enge den japanischen Kriegshafen Yokoska und das malerische Kanagawa. Endlich werfen wir vor Yokohama inmitten zahlreicher fremder Kriegsschiffe den Anker. Von hier zieht sich die immer mehr an Tiefe abnehmende Bucht noch 16 bis 20 Meilen nordwärts bis zur Mündung des Sumidagawa, an welchem Tokio liegt.

Yokohama stellt sich dem von der See kommenden Beschauer recht günstig dar. Links fällt eine mit Villen und schönen Gärten bedeckte Hügelkette steil in das Meer ab. Es ist dies der sogenannte Bluff, woselbst ein Theil der europäischen Bevölkerung wohnt. Daran schließen sich auf dem niederen Terrain die Geschäftshäuser der Europäer, sowie die Hotels an, welche längs des Seeufers eine schöne Front, den Stolz Yokohamas, den „Bund“ bilden. Rechts davon, bis zu den Hügeln von Kanagawa, zieht sich die Eingeborenstadt hin; ein Meer von Holzhäusern, viele mit schiefergrauen Ziegeldächern eingedeckt, zwischen welchen monumentale Regierungsgebäude in europäischem Stile hervorragen. Bei schönem klarem Wetter zeigt sich in weiter Ferne, thurmhoch darüber, das von einigen grotesk geformten Bergketten umrahmte, ehrwürdige Haupt des Fudjijama. Im ganzen ein recht anmuthiges Bild, rege belebt durch die große Anzahl von Kriegs- und Handelsschiffen, die hier vor Anker liegen, aber wenig kennzeichnend Japanisches. Wenn nicht die unangestrichenen, aber sorgsam reingewaschenen Lieferanten-Boote mit der nur um die Lenden bekleideten Besatzung das Schiff umringen würden, fände man keine Mahnung daran, daß man 10.000 Meilen von Europa entfernt ist.

Auch auf dem Lande zeigt sich, daß Yokohama, wie alle japanischen Vertragshäfen, gleich den europäischen Seestädten, einen vorwiegend internationalen Charakter hat. Zwar sieht man in den Straßen die Landestracht, den bekannten weitärmeligen, blauen Kimono, allerdings selbst diese oft durch einen Strohhut und europäische Schuhe modernisiert. Auch beweisen die zahlreichen Djinrickshawagen mit ihren blau gekleideten und mit Weiß überzogenen Segmenthüten versehenen Läufern, sowie die Frauen, welche durchgehends das kleidsame Landescostüm tragen, daß man sich auf japanischem Boden befindet. Weiters sieht man auch hier die charakteristisch japanischen Theehäuser, sowie den eigenthümlichen Typus der Gemüseverkäufer und Wasserträger, und abends lassen die herumziehenden blinden Masseure, die Ammas, ihr melancholisches Gepschiff ertönen, wie in jeder rein japanischen Stadt.

Doch liefern die massenhaft auftretenden Europäer, die meist angeheiterten Matrosen der fremden Kriegsschiffe, und neben schönen Behausungen auch allerlei Spelunken nach europäischem Geschmack ein allzu sichtbares Gegengewicht hierzu. Dadurch verliert Yokohama an Interesse für den Reisenden, und wenn er nicht durch die lange Reihe von Curiositätenläden zurückgehalten wird, trachtet er sobald als möglich Tokio zu erreichen. Übrigens ist Yokohama, da die Hauptstadt von dort mittels der Eisenbahn binnen 40 Minuten zu erreichen ist, sozusagen bloß die Hafenvorstadt von Tokio.

Selbst die in Yokohama ansässigen Europäer fühlen sich nicht von ihrem Aufenthaltsorte befriedigt. Wohl waltet dabei ein anderer Standpunkt vor. Soweit es sich um das materielle Leben handelt, besteht durchaus kein Grund zu einer berechtigten Klage. Die reizende Lage des Ortes überhaupt und besonders der bequemen lustigen Villen am Bluff, wo man eine herrliche Aussicht auf die See und landeinwärts genießt, ein hübscher Club, Cricket- und Tennisspielfläche, ein Wettrennplatz, ferner Jagdterrain in der schönen, abwechslungsreichen Umgebung, endlich ein mildes, angenehmes Klima und frische Lebensmittel in Überflus — welche Niederlassung des weiten Ostens könnte sich der gleichen Vorzüge rühmen? Woher nun die Klagen? Wer so weit in die Fremde geht, möchte für dieses Opfer rasch reich werden, und in dieser Beziehung hat Yokohama gar viele enttäuscht. Vor allem ist Japan kein reiches Land, vom Standpunkte des Kaufmannes ganz besonders nicht. Durch Jahrhunderte abgeschlossen, hat es gelernt seine Bedürfnisse im eigenen Lande zu decken; ferner gebracht es ihm an Stapelerzeugnissen, welche, ähnlich wie die Baumwolle in Indien oder der Kaffee und die Gewürze auf den Sunda-Inseln, eine stetige reiche Einnahmsquelle bilden. Seide, Thee und etwas Reis sind die Hauptausfuhrgegenstände des Landes, doch beträgt der Wert der Ausfuhr von Seide (1888) bloß 26 Millionen und von Thee 7 Millionen Dollars, und der Gesamtwert der Ausfuhr überhaupt nur 65 Millionen Dollars jährlich. Der Wert der Einfuhr ist nahezu derselbe. Nichtsdestoweniger war zur Zeit der Aufschließung des Landes, in den Jahren 1858 bis 1875, noch ein goldenes Zeitalter für die fremden Handlungshäuser. Damals mußte allen neuen Ansprüchen des Landes durch Zufuhr von außen rasch genüge geleistet werden, wie andererseits die Hilfsmittel des Landes fremder Ausbeutung leicht zugänglich waren. Die rührigen Japaner lernten jedoch bald, viele der modernen Bedürfnisse durch die eigene Industrie zu decken und ebenso die Reichthümer des Landes selbst am besten zu verwerten. Heutzutage, wo ihnen eine bedeutende eigene Handelsflotte von Dampfern und Seglern zu Gebote steht, geht schon ein Theil des Außenhandels durch ihre Hände.

Infolge dieser Verhältnisse wächst auch stets die eingeborene Bevölkerung Yokohamas, welche bereits 80.000 Köpfe beträgt, während die Fremdencolonie, ungefähr 1800 Köpfe zählend, stationär bleibt.<sup>1)</sup> Dabei ist naturgemäß auch unter den Ausländern ein grimmiger Conkurrenzkampf ausgebrochen. Die Engländer sind in vielem von den strebsamen Deutschen verdrängt worden, und diese Verhältnisse haben ihre Rückwirkung auf den gesellschaftlichen Verkehr. Da nun die dritte Gruppe der Ausländer, die Amerikaner, wie überall im fernen Osten, ihren „Imperial cousins“ — den Engländern — keine besonderen Sympathien entgegenbringen, so herrscht, trotz der nothgedrungenen Solidarität gegenüber den Japanern, im gewöhnlichen Leben nicht jenes feste

<sup>1)</sup> Im Jahre 1886 befanden sich ungefähr 7000 Ausländer in Japan, davon 155 von der Regierung und 400 von Privaten Angestellte, sodann 6200 Handelsleute, worunter über 4000 Chinesen.

Zusammenhalten in der europäischen Colonie, welches man sonst in überseeischen Städten findet. Selbst die wenigen Residenten, welche nicht dem Kaufmannsstande angehören, wie z. B. die Consuln, werden durch diese leidigen Umstände beeinflusst. Dagegen verschwinden diese Gegensätze dem ankommenden Fremden und besonders dem Stabe eines Kriegsschiffes gegenüber. Daher fanden auch die Officiere der „Fasana“, wohl vor allem unter dem Dache unseres gastfreundlichen Consuls, eine äußerst herzliche Aufnahme und brachten manch angenehmen Abend in Yokohama zu.

Ungeachtet der großen Anzahl Kriegsschiffe, welche bei der Ankunft der „Fasana“ in Yokohama vor Anker lag — es fanden sich allein zwölf solcher unter englischer



Yokohama. Gemüseverkäufer.

Flagge vor — erregte doch unsere Ankunft große Aufmerksamkeit. Durch den Aufenthalt der Corvette in Okinawa war trotz des beobachteten strengen Incognitos der japanischen Regierung bekannt geworden, daß sich ein kaiserlicher Prinz an Bord befinde. Gleich nach dem Einlaufen erfolgte eine Begrüßung Sr. k. u. k. Hoheit seitens des japanischen Hofes und gleichzeitig wurde Höchstderselbe eingeladen, als Gast Sr. Majestät des Kaisers Tokio zu besuchen. Da Sr. k. u. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog mehrere Officiere des Stabes seiner Suite zuzuziehen die Güte hatte, so war diesen Herren die erwünschte Gelegenheit geboten, nicht nur Tokio gründlich kennen zu lernen, sondern auch einen Einblick in das japanische Hofleben zu gewinnen und mit den höchsten Würdenträgern des Reiches in Berührung zu treten.

Vor diesem officiellen Besuche war es jedoch einigen von uns möglich gewesen, unter Führung unseres liebenswürdigen Geschäftsträgers, v. Siebold,<sup>1)</sup> sowie des Consuls Ritter v. Kreitner einen orientierenden Ausflug nach Tokio zu machen.

Es war ein herrlicher Sommermorgen, als wir durch die geradlinigen Straßen Yokohamas dem Bahnhofe zufuhren. Trotz des Gewühles in den Straßen — bei der Seltenheit großer Wagen geht alles in der Straßenmitte — liefen unsere Kurumas<sup>2)</sup> mit erstaunlicher Geschwindigkeit und wunderbarerweise ohne den geringsten Zusammenstoß zu erleiden. Im stattlichen, aus Stein gebauten Stationsgebäude harrete eine große Menge auf den Abgang des Zuges. Trotzdem herrschte die größte Ordnung. Ohne die bei uns nöthigen Geländer bildete sich eine endlose Kette vor der Casse, und niemand fiel es bei, dieselbe zu durchbrechen. In den Wartesälen, wo eine große Anzahl Zeitungen zur Benutzung des Publicums ausliegt und zur Verständigung der Ausflügler die Wetterprognosen des meteorologischen Institutes von Tokio ersichtlich sind, gieng es bei aller Lebhaftigkeit des einzelnen ebenfalls ganz ordentlich zu. Die Bahnhofsträger, obwohl sie vom Publicum nicht gezahlt werden, ja Trinkgelder zurückweisen, trugen eifrigst das Gepäck ab und zu. Die Sitzpolsterleihanstalt für die Passagiere dritter Classe hatte lebhaften Zuspruch; auch die Eis- und Theeverkäufer fanden bei der erfrischungsbefürstigten Menge gewiß ihre Rechnung. Für den Fremden konnte sich kaum eine bessere Gelegenheit bieten, japanische Typen zu studieren; dies umso mehr, als ja auch er Gegenstand der Betrachtung ist und in der lebhaft plaudernden Menge häufig neugierigen, dabei aber auch freundlichen Blicken begegnet. Die Männer zeigen eine große Verschiedenheit in der Kleidung. Jene der höheren Stände tragen nahezu durchaus den europäischen Anzug. Fast jeder Japaner, der auf sich hält, zeigt sich derart gekleidet in der Öffentlichkeit, oder wenn er eine Uniform besitzt, in dieser. Zu Hause aber legt er wohl noch gerne die bequemere und kühlere Nationaltracht an. Eine zweite Kategorie trägt der Billigkeit halber noch den Kimono, fügt ihm aber, wie schon erwähnt, einen Strohhut oder Korzhelm und europäische Beschuhung bei. Nur die niedrigsten Classen, die Bauern, Lastträger u. dgl., kleiden sich durchaus japanisch. Wenn sie überhaupt den Kopf bedecken, so geschieht dies mit einem umgeschlungenen Tuche oder mit dem Kugelsegmenthut, welcher letzterer unzweifelhaft das Original der verschiedenartigen Tropenhelme ist. Bezüglich der Fußbekleidung begnügen sie sich je nach dem Wetter mit Stroh- oder Holzsandalen. Die Frauen sind zumeist mit einem blauen oder grauen Kimono bekleidet, den ein breiter seidener Gürtel von schwarzer Farbe zusammenhält, und selbst die reichsten stecken die kleinen bestrümpften Füßchen in schwerfällige, allerdings dafür oft kunstvoll lackierte Holzstöckel. Es gibt daher auf dem Perron der Bahnhöfe stets ein Geklapper, welches das Ausrufen der Stationen illusorisch macht. Nur selten sieht man japanische Frauen

<sup>1)</sup> Ein Sohn des berühmten Arztes und Naturforschers Siebold, dem wir die erste eingehende Beschreibung Japans in diesem Jahrhunderte verdanken.

<sup>2)</sup> Eigentlich „Wagen“, gebräuchlich für Djinrikisaführer.

in europäischer Toilette. Allerdings kleidet diese die kleinen, niedlichen Gestalten minder gut, als das nationale Gewand. Auch vom Gesundheitsstandpunkte verdient letzteres den Vorzug.<sup>1)</sup> Doch spricht hier eben, wie bei der Kleidung der Männer, der Kostenpunkt das entscheidende Wort. Ein sehr elegantes nationales Costüm kommt auf die Dauer kaum ein Drittel so hoch zu stehen als der europäische Anzug. Die guten Kleiderkünstler sind im fernen Osten nicht nur theuer, sondern auch selten, und darauf ist vor allem der von Reisenden so oft angeführte Umstand zurückzuführen, daß den Japanern die europäische Kleidung schlecht läßt. Die in Uniform sich flott ausnehmenden japanischen Officiere und Soldaten, sowie die oft tadellose Erscheinung der Reichen in Civilkleidung, wie sie nun allerwärts in größeren Städten zu sehen ist, zeigen dies deutlich. — Und nun zum Eisenbahnzuge, der endlich einlief. Obwohl endlos lang, war er doch alsbald gefüllt. In Japan erfreute sich die Eisenbahn, im Gegensatz zu manchem europäischen Lande,



Japanerinnen bei der Toilette.

gleich von allem Anfang an bei hoch und niedrig einer großen Beliebtheit. Schon

<sup>1)</sup> Einen Beleg hiefür und zugleich für das Interesse, mit welchem man in Amerika das, was Japan betrifft, verfolgt, liefert ein offenes Schreiben, welches amerikanische Frauen, darunter auch die Frau des früheren Präsidenten, an die japanischen Frauen richteten. Letztere werden darin beschworen, ihre so kleidsame und gesundheitszuträglichere Tracht nicht mit der europäischen zu vertauschen.

jetzt sind die verschiedenen Strecken für sich ergiebig, und wenn endlich alle die kurzen Zweiglinien bis zur Verbindung Tokios mit Kioto und dem Norden ausgebaut sein werden, was nicht mehr lange dauern wird, so werden sie eine ganz bedeutende Einnahmsquelle für den Staat bilden. Auch bezüglich der Eisenbahn zeigt sich das patriotische Bestreben der Japaner, auf eigenen Füßen zu stehen. Die ersten Linien wurden ganz von Engländern gebaut; bei den folgenden wirkten noch ausländische Ingenieure mit; die letzteröffneten Linien jedoch sind von Japanern tracirt und gebaut, und an Materiale wurden nur Schienen, Achsen, Räder, sowie einige Locomotive aus dem Auslande beschafft. Der Betrieb liegt bei allen Bahnen ausschließlich in japanischen Händen und geht musterhaft von statten.<sup>1)</sup>

Die Fahrt von Yokohama nach Tokio bietet eine Reihe freundlicher Bilder. Im allgemeinen folgt die Bahn dem Meeresufer, und die mit unzähligen Booten und kleinen Seglern bedeckte weite Bucht bleibt zur Rechten. Niederes, theils bewaldetes, theils gut angebautes Hügel land, von schön grünen Reisfeldern unterbrochen, zeigt sich landeinwärts zu. Eine Ortschaft reiht sich an die andere; überall reinliche, nette Holzhäuser, mit Flaggen und Lampions gezierte Verkaufsbuden und ein großes Gewühl von Menschen, als ob es einen Jahrmarkt gäbe. Ferner hie und da auch industrielle Etablißements mit langen Schloten und in der Nähe der Hauptstadt Villen in europäischem Stile.

Mit Schinigawa erreichten wir das Weichbild der Hauptstadt und durchschnitten nun ein Meer von Holzhäusern, bis wir im nächstliegenden Stadttheil von Schimbashi, in der Endstation, anlangten. Hier ergoß sich der große Menschenstrom mit dem unvermeidlichen Klipp-Klapp der Holzschuhe in die zahlreich wartenden Djinrikshas oder in die Pferdebahn und war bald nach allen Richtungen zerstoßen. Mietwagen sind noch eine Seltenheit in Tokio, dafür gibt es viele Privatequipagen nach europäischem Muster. Jeder Würdenträger besitzt eine solche. Auch wir benutzten den Wagen des Herrn v. Siebold, dessen flinke ungarische Pferde uns rasch vorwärts brachten. Eine Eigenthümlichkeit der japanischen Equipagen ist der Läufer, welcher statt eines Lakaien am Trittbrett rückwärts Platz nimmt. Beim Einbiegen um eine Ecke oder in sehr belebten Straßen springt derselbe herunter und läuft dem Wagen vor, um Platz zu schaffen. Die Behendigkeit dieser „Bettos“ ist eine unglaubliche. Sie und die Djinrikshaführer liefern ein Beispiel, wель außerordentlicher Leistung die menschliche Lunge bei entsprechender Übung fähig ist. Während Japaner ihre Dienerschaft häufig europäisch kleiden, ziehen die Europäer es wieder vor, dieselben in der kleidsamen Tracht des japanischen Bauern einhergehen zu lassen. Mit schön gestickten Monogrammen der Herrschaft auf der Brust und auf dem Rücken erscheint diese Tracht ebenso elegant wie eine Livree und ist dabei weitaus praktischer.

<sup>1)</sup> Die Länge der bis 1888 vollendeten Eisenbahnlinien betrug ungefähr 180 geographische Meilen, und es wurden in diesem Jahre über 5 Millionen Passagiere auf denselben befördert.

Vom kleinen, aber sehr bequemen Hause des Herrn v. Siebold, dessen Einrichtung einen Curiositätenkenner in Entzücken versetzen muß, genossen wir eine Übersicht über Tokio, so weit dies überhaupt bei der großen Ausdehnung der Stadt <sup>1)</sup> möglich ist.

Wie bereits erwähnt, liegt die japanische Hauptstadt an der Mündung des Sumidagawa, eines kleinen, aber in seinem Unterlauf gut schiffbaren Flusses, der nach Süden gehend sich in die Bucht von Tokio ergießt. Längs des östlichen, vollkommen flachen Ufers breiten sich die Villenbezirke von Hondjo und Mukodjima aus. Am westlichen Ufer liegt der Haupttheil der Stadt, mit dem Schiro, dem alten Schoguncastell im Mittelpunkte, im Norden durch die Hügelgruppe von Uyeno, im



Ausblick auf Tokio.

Westen durch jene von Schiba begrenzt. In Kasaka, westlich vom Castell, befindet sich der provisorische kaiserliche Palaß, umgeben von den Palais der Prinzen, der Minister und Gesandten. Dies bildet das aristokratische Viertel von Tokio. Unmittelbar um das Castell, welches das neue kaiserliche Palais beherbergt, sowie gegen Uyeno zu liegen die Kasernen und die meisten öffentlichen Anstalten. Handel und Verkehr haben dagegen ihren Hauptsitz in Tsikidji und den unmittelbar am Sumidagawa liegenden, von Canälen durchschnittenen Stadttheilen. Die Hauptverkehrsader bildet die Ginsa, eine breite Straße, die, in beiläufig nördlicher Richtung von Schimbashi ausgehend, die Hauptstadt bis nach Kasaka, dem Prater Tokios, durchquert. Die

<sup>1)</sup> Die 260.000 Häuser Tokios sind über 2½ geographische Quadratmeilen Fläche zerstreut und beherbergen 1,500.000 Einwohner.

auffallende Breite der Straße, die europäische Bauart der Häuser, die zahlreichen eleganten Verkaufsläden, die hier verkehrende Pferdebahn und die große Ansammlung allerlei anderer Gefährte geben der Ginja, wenigstens im ersten Theile, ein europäisches Gepräge. Doch empfängt man hier wegen der meist einstöckigen Gebäude — in Folge der häufigen Erdbeben baut man in Japan nur ausnahmsweise höhere Häuser — nicht den Eindruck der Großartigkeit, wie in den Hauptstraßen europäischer Großstädte.

Eine Aussicht auf Tokio ist in den meisten Fällen wenig lohnend. Eine einförmige Masse grauer Dächer, über die sich nur hie und da ein Tempel mit schwerem plumpen Dach oder ein modernes Gebäude erhebt. Kommt jedoch das Castell oder die Hügel von Ujeno oder Schiba mit ihren prachtvollen, jahrhunderte alten Bäumen in den Rahmen des Bildes, so ist dasselbe sogar sehr malerisch.

Was von der Einförmigkeit Tokios gesagt wurde, gilt für die meisten japanischen Städte, welche sich überhaupt wenig voneinander unterscheiden. Kennt man eine derselben, so empfindet man in einer zweiten kaum den Reiz der Neuheit.

Das vorwiegendste Element unter den Gebäuden Tokios ist das kleine hölzerne Gassenhaus. Es besteht meist aus einem Erdgeschoss und einem kleinen zurückgezogenen Stockwerk darüber, und ist mit einem schweren Dache aus grauen gewellten Ziegeln oder mit Schindeln gedeckt. Die Front des Erdgeschosses wird gewöhnlich von einem Laden oder einer Werkstätte eingenommen. Zahlreiche bunte Lappen mit Inschriften und Bildern kennzeichnen letztere bei Tag, entsprechende Lampions und Transparente des Nachts. In dem rückwärtigen Theile des Hauses befinden sich die freundlichen Wohnräumlichkeiten und eine Veranda, welche Aussicht auf einen kleinen Ziergarten gewährt. Das erste Stockwerk dient auch als Wohnräumlichkeit oder als Warenniederlage. Von außen machen diese Häuser durch den braunschwärzlichen Farbenton des der Witterung ausgesetzten Holzes einen düsteren, wenig anziehenden Eindruck. Eine minder belebte japanische Straße gewährt daher tagsüber ein eintöniges, trauriges Bild. Die Häuser wohlhabenderer Japaner stehen meistens in Gärten, aber auch hier bildet das trauliche Innere einen schroffen Gegensatz zu dem unscheinbaren Außern des Holzbaues.

Eine häufige Erscheinung in den japanischen Städten sind die uns von Canton her bekannten „Godowns“, solide Steingebäude mit Lehm- und Cementverkleidung, meist grau oder schwarz getüncht, welche zur Aufnahme von Wertfachen dienen. Feuersbrünste sind in Folge des Baumaterials der Wohnhäuser und des Mangels an Schornsteinen leider in japanischen Städten noch sehr häufig. Selbst die nach europäischem Muster organisierten Feuerwehren können diesem Übelstande wenig steuern. Nur zu oft ertönen von den kleinen, hölzernen Wachtthürmen unheilverkündende Glockenschläge, welche den Ausbruch eines Feuers anzeigen. Da werden nun rasch alle wertvollen Gegenstände zum Godown gebracht, dessen Fenster und Thüren sorgsamst geschlossen und die Fugen mit Lehm gedichtet. Mit einer gewissen Kaltblütigkeit sieht man dann der weiteren Entwicklung entgegen. Allerdings hat auch das gewöhn-

liche Holzhaus bei dem Mangel an Möbeln keinen großen Wert, im Durchschnitt etwa 1000 bis 2000 fl. Mit Hilfe der stets bereitwilligen Freunde — aufopfernde Unterstützung Nothleidender ist einer der schönen Charakterzüge der Japaner — baut der Abgebrannte rasch wieder ein neues Haus. In Yokohama brannte einige Tage vor unserer Ankunft der am Abhange des Bluff befindliche Stadttheil ab. Das Feuer konnte infolge des heftig wehenden Windes erst nach drei Tagen gänzlich bewältigt werden, aber während es oben am Berge noch glommt, fieng man unten bereits an, neue Häuser zu bauen. In dieser Weise sind selbstverständlich die Spuren einer solchen Katastrophe sehr bald verwiischt.



Japanische Straße.

Eine in Tokio sehr häufige Art von Gebäuden fällt nach und nach der Modernisierung zum Opfer. Es sind dies die *Yaschkis* oder *Daimiopalais*. Zur Zeit der *Schogune* mußte jeder *Daimio* (*Vasallenfürst*) sechs Monate des Jahres in Tokio zubringen, um mit seiner Person für die Treue der von ihm regierten Provinz zu bürgen. Die *Yaschkis* lagen meist in der zweiten Umfassung des Castelles, bildeten aber auch für sich eine Art Feste. Der Palast des betreffenden Fürsten, gewöhnlich in einem Garten gelegen, war im Viereck von den Kasernen seines Gefolges umgeben. Diese Kasernen mit ihren soliden Grundmauern, vergitterten Fenstern und schweren eisenschlagenen Thoren machen einen eigenthümlich ernstern Eindruck und erinnern, im Gegenfatz zu der nun in der Nähe von ihnen geführten Telegraphenleitung, so recht

an die alte Feudalzeit. Viele Jäschkis wurden zu modernen Kasernen und öffentlichen Ämtern umgewandelt, und an Stelle der verfallenden treten Gebäude in europäischem Stile. An den letzteren sieht man alle Geschmacksrichtungen vertreten, vom Kohziegelbau bis zur italienischen Renaissance. Diese Verschiedenheit verleiht den eleganteren Stadttheilen Tokios eine nicht unangenehme Abwechslung. In unmittelbarer Nähe der bemoosten Mauer des Castelles und seiner Ecktürme mit geschweiftem Dach und des mit Lotosblumen überdeckten Wassergrabens steht ein Gebäude in gothischem Stile. Zwischen manchen Jäschkis erhebt sich inmitten eines schönen Gartens ein freundliches Schweizerhälet oder eine italienische Villa. In dieser Richtung spiegelt sich in Tokio die neue Geschichte Japans mit dem raschen Übergang vom Feudalismus zum modernen Freiheitsstaat, von der starren Abgeschlossenheit zu einer Art Kosmopolitismus wieder.

Tokio besitzt gleich allen japanischen Städten eine stattliche Anzahl Tempel. Doch fallen dieselben beim oberflächlichen Durchstreifen der Straßen nicht auf, denn mit wenigen Ausnahmen befinden sich die japanischen Tempel meist in Hainen und an solchen malerischen Punkten, wo die Natur zur Erhöhung des weihervollen Eindruckes das ihrige beiträgt. Seltamerweise bildet dagegen der Kuppelbau der russischen Nikolaitirche, welche sich wegen ihrer hohen Lage im Universitätsviertel dem Blicke des Touristen aufdrängt, gewissermaßen ein Kennzeichen der Stadt.

Das Straßenleben ist, wie bereits erwähnt, in den Bezirken in der Nähe des Flusses ein ganz besonders reges. Des Abends, wenn die zahlreichen Fabriken und Schulen geschlossen werden und alle Welt das Haus verläßt, um Luft zu schöpfen, erfährt es noch eine Steigerung. Die Straßen sind dann buchstäblich mit Menschen gefüllt, und es ist wunder zu nehmen, wie sich Equipagen und Djinrikschas durch diese Menschenmenge ihren Weg bahnen, ohne Unglücksfälle hervorzurufen. Zu dieser Stunde aber zeigt sich die Stadt besonders interessant. Die eigentliche Stadtbeleuchtung, zum Theile Gas- oder Petroleumflammen, hie und da aber auch elektrisches Licht, ist eine verhältnismäßig schwache. Dagegen sind die Häuserfronten und Läden durch eine große Zahl von Lampen, Lampions und Transparenten hell beleuchtet, ja Theehäuser zeigen oft mehrere Reihen bunter Glaslaternen übereinander. Jedes Djinrikscha und viele der Lustwandelnden führen Lampions mit allerlei Sinnsprüchen, die Boote am Sumidagawa und in den Canälen erstrahlen in verschiedenfarbigem Lichte. Die wogende Menge in den verschiedenen Trachten nimmt sich bei dieser wechselnden Beleuchtung um so fremdartiger aus, und wie in einem Bilderbuch rollt sich vor dem Vorübergehenden das Innere der Häuser auf. Alles schäkert und lacht, aus den Theehäusern ertönt Gitarrespiel und Gesang, und dadurch wird bei dem Fremden der Eindruck einer Carnevalsnacht vollständig.

Nachdem ich hiermit in allgemeinen Umrissen ein Bild der Stadt gegeben, will ich einen Auszug meines Tagebuches über den Aufenthalt in Tokio gelegentlich des Besuches des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Leopold am japanischen Hofe beifügen.



Enriokan. Se. k. u. k. Hoheit mit der österreichischen und japanischen Suite.



Am 9. Juli 1888.

Um 9 Uhr morgens kommt die vom japanischen Hofe Sr. k. u. k. Hoheit zugetheilte Suite an Bord, nämlich: Hofmarschall Sannomiya, Ceremonienmeister Yamanouchi, Fregattencapitän Funaki und Vicomte Matsudaira. Es sind dies durchgehends feingebildete Herren, die längere Zeit in Europa zugebracht haben und zumeist fließend englisch, die ersteren auch deutsch sprechen. Ihrem Aussehen nach würde man sie für Südditaliener oder Spanier halten. Ihr Auftreten ist außerordentlich höflich, aber auch sicher. Die Auschiffung des Herrn Erzherzogs findet mittels Galaboot statt, doch ohne jede besondere Ehrenbezeigung, da der Prinz erst mit dem Betreten des Landes das Incognito ablegt. Auf dem für den japanischen Hof reservierten Anlegeplatz empfängt ihn der Gouverneur von Yokohama und macht auch im nebenstehenden Wartesalon die Honneurs. Eine recht schmuck aussehende Abtheilung japanischer Matrosen bildet die Ehrencompagnie. Unter großer Theilnahme des Publicums wird zum Bahnhofe gefahren, wo der Hofzug bereit steht. Dieser ist äußerst elegant mit Rotogolddamast tapeziert und bietet alle denkbaren Bequemlichkeiten. Nach kaum einer halben Stunde Fahrt erreichen wir Tokio. Hier begrüßen Marquis Nabeshima und Graf Yoshii im Namen Sr. Majestät, sowie verschiedene Militär- und Civilwürdenträger den Prinzen. Erstere, zwei ältere Herren mit intelligenten, energischen Gesichtszügen, typische Daimiofiguren, sind besondere Vertrauensmänner des Tenno,<sup>1)</sup> wie der officielle japanische Titel des Kaisers heißt, und haben als dessen Rathgeber die großen Wandlungen vom Jahre 1868 an mitgemacht. Sehr hübsche Hofequipagen mit europäisch gekleideter Dienerschaft bringen Sr. k. u. k. Hoheit sammt der Suite unter Begleitung einer Schwadron Gardereiter nach Enriokan, dem kaiserlichen Schlosse, welches dem Prinzen als Unterkunft zur Verfügung gestellt wurde. Enriokan liegt unfern des Bahnhofes an der See. Hier pflegten die Schogune herzukommen, um im Parke am Ufer frische Seelust zu schöpfen. Bezeichnend für die damaligen Verhältnisse ist es, daß Enriokan befestigt war, um gegen Überfälle Sicherheit zu bieten. Es besteht aus einem kleinen Gebäude, welches nur ein Erdgeschos besitzt, das aber mit europäischem Comfort und bei Anwendung japanischer Decorationsmittel reich und geschmackvoll eingerichtet ist. Die Hauptfront, welche der Prinz bewohnt, besitzt eine schöne Veranda mit der Aussicht auf den Park. Die Zimmer sind bis in das kleinste Detail zur Aufnahme der Gäste vorbereitet; auch die Organisation der Dienerschaft, das Servieren bei Tisch und die Küche gleichen ganz den entsprechenden Einrichtungen an einem europäischen Hofe.

Nach Einnahme des Gabelfrühstückes wurde vorerst nach Schokonsha gefahren. Es ist dies ein Tempel, welcher auf Befehl des Kaisers zu Ehren der im Kampfe für die Rechte ihres Herrschers gefallenen Krieger errichtet wurde. Das Innere des

<sup>1)</sup> Tenno oder Tenshi, Sohn der Sonne; der früher gebräuchliche Titel „Mikado“ wurde nach Abschaffung des Schogunats abgelegt.



einfachen Gebäudes ist, dem reformierten Schintocultus entsprechend, ganz leer. Ein Spiegel und lockenartig gewellte Papierstreifen an der Stirnwand bilden dessen einziges Kennzeichen als Tempel.<sup>1)</sup> Die Aussicht von dort ist dagegen ganz außerordentlich schön. Einerseits zeigt sich Tokio, von Schiba und Ujenu begrenzt, sehr vortheilhaft zu unseren Füßen, anderseits gewahrt man wieder das grüne Hinterland mit dem schneeigen Gipfel des Fudjijama. Hervorzuheben ist ein ungeheurer gußeiserner Tori. Mit diesem Namen bezeichnet man die charakteristischen Eingangsthore der Schintotempel, welche aus zwei convergierenden Pfeilern bestehen, die oben durch zwei geschweifte Balken verbunden sind. Dieser Tori ist eine Prachtleistung des Arsenales von Osaka; es mußte eigens ein Schiff gebaut werden, um das schwerwiegende Ungeheuer nach Tokio zu transportieren. Bei dem Wettrennplatze, welcher an den Tempelgrund von Schokonscha anschließt, zeigt sich eine Reihe kunstvoller Toros. Letztere sind Stein- oder Bronzepostamente mit Laternen zur Aufnahme kleiner Lämpchen. Dieselben bilden ein Wahrzeichen Japans. Kein Tempel ist ohne solche Toros, kein japanischer Garten entbehrt eines solchen, selbst wenn er ganz en miniature ausgeführt sein müßte; ja, man kann getrost sagen, wo ein Japaner lebt, ist sicher auch ein Toro zu finden. Ein dünner Obelisk in der Mitte des Platzes zeigt vom kameradschaftlichen Geiste, der in der japanischen Armee herrscht. Er wurde von der Mannschaft zu Ehren ihrer gefallenen Kameraden errichtet. Überhaupt scheint man dem militärischen Geiste in Japan eine sorgsame Pflege angedeihen zu lassen. Unweit des Schokonscha befindet sich ein Militärmuseum, eigentlich eine Ruhmeshalle der japanischen Armee. Außer einer für sich genommen sehr schönen Waffensammlung, welche, chronologisch geordnet, alle in Japan gebräuchlichen Waffen und Rüstungen von altersher bis zum heutigen Tage enthält, sind daselbst die Bildnisse der hervorragenden japanischen Heerführer der Neuzeit, Abbildungen der Hauptschlachten im Satsumakriege, sowie Trophäen und Reliquien aus den letzten Kämpfen aufbewahrt. Besonders interessant ist eine Zusammenstellung von Bildern, welche die verschiedenen Kleidungen und Bewaffnungen des japanischen Heeres in den

<sup>1)</sup> Die Hauptreligionen Japans sind der Schintodienst und der Buddhismus. Nach Rein besteht ersterer in seiner reinen, ursprünglichen Form in der göttlichen Verehrung der Geister hervorragender Männer und der Seelen der eigenen Vorfahren (Kami). Mittels deren Beihilfe wird getrachtet, ein glückliches irdisches Leben zu erzielen. Der Schintoismus ist der officielle Cultus in Japan. Nach dem Absterben werden ausgezeichnete Männer vom Kaiser deficiert und deren Rang unter den Göttern festgesetzt. Abgesehen von manchen buddhistischen Einflüssen wurde von den Schintobekennern der gebildeten Classen auch vieles aus der Confuciuslehre aufgenommen. Der Buddhismus gelangte von Korea aus nach Japan, hat sich, wie überall, den vorgefundenen Culten angepaßt, hier also viele Schintogötter aufgenommen. Die Mehrzahl des niederen Volkes in Japan sind Buddhisten, doch sind sie in viele Secten gespalten. Obwohl der Schintoismus ein sehr ausgebildetes Rituale hat, so ist doch dessen Ausübung in der Praxis sehr einfach und besteht in kurzen Gebeten vor dem Ahnenaltar; nur an Gedenktagen findet eine Art Gottesdienst seitens der Priester, oft mit Gesang und religiösen Tänzen verbunden, statt. Der buddhistische Gottesdienst in Japan gleicht der Hauptsache nach jenem in China.

letzten vierzig Jahren zum Gegenstande haben. Hier ist die rasche Modernisierung Japans deutlich veranschaulicht. Die Samurais mit ihren phantastischen Rüstungen sind kaum durch einen Zeitraum von zwanzig Jahren von dem mit dem Hinterlader ausgerüsteten Soldaten der regulären Armee getrennt. Als Curiojum des Museums verdient ein langes Tau aus Menschenhaar besondere Beachtung. Dasselbe wurde gelegentlich der verzweifeltsten Vertheidigung einer Festung, bei welcher man ein sehr festes Tau benötigte, durch freiwilliges Opfern des Kopfschmuckes seitens der patriotischen Frauen hergestellt. Die Japanerinnen scheinen somit an Opfermuth den Frauen Karthagos nicht nachzustehen.

Durch die belebten Straßen des Universitätsviertels gelangten wir nach Ujeno. Im Vorbeifahren gewahrten wir das meteorologische Institut, sowie die Sternwarte. Über ganz Japan ist ein Netz meteorologischer Beobachtungsstationen gelegt, und das Institut von Tokio verfaßt auf Grund der Wetterberichte täglich die Wettervorhersagungen, welche auf den Bahnhöfen, in den Ämtern und in sonst vom Publicum häufig besuchten Orten ersichtlich gemacht werden. Der Sternwarte obliegt hauptsächlich die genaue Zeitangabe. Die fortschrittlichen Japaner haben in dieser Richtung die europäischen Staaten überholt. Um den leidigen Zeitdifferenzen der einzelnen Orte und einer besonderen Eisenbahnzeit aus dem Wege zu gehen, gilt für ganz Japan die Zeit des Meridians von Kioto. In allen größeren Städten wird der Zeitpunkt des Mittags und jener von 9 Uhr abends durch einen Kanonenschuß kundgegeben.

Der Hügel von Ujeno bildet den Abschluß Tokios gegen Norden. Ein großer Park von mächtigen Cedern und Kryptomerien, zum Theil auch durch Kirschbäume gebildet, bedeckt denselben und schließt mehrere öffentliche Gebäude, einige Tempel und Schogungräber, sowie zahlreiche Restaurants und Vergnügungsetablissemens ein. An und für sich ist es ein Vergnügen, auf den wohlgepflegten Wegen im Schatten jahrhunderte alter Bäume zu wandeln. Dazu gefällt sich bei jeder Wendung eine neue schöne Aussicht auf die Riesenstadt, die sich von hier aus in dem am fernen Horizonte befindlichen Meere zu verlieren scheint.

Wir besuchten das Staatsmuseum, Hakubutsukan, ein einstöckiges, großes Gebäude, welches erst vor acht Jahren vollendet wurde.

Man muß über die Reichhaltigkeit der Sammlungen und die große Ordnung und Übersichtlichkeit in diesem jungen Institute staunen. Besonders schön ist der gewerbliche Theil zusammengestellt. Alle Industrien Japans sind da mittels zahlreicher Modelle ersichtlich gemacht, und zwar von der Gewinnung der zu denselben nöthigen Rohproducte bis zur letzten Appretur der fertigen Gegenstände. Dabei befinden sich zum Vergleiche bildliche Darstellungen der analogen Erzeugungsweise in Europa, sowie Musterammlungen der dortigen Erzeugnisse und statistische Daten darüber.

Der ethnographische und historische Theil des Museums fesselt natürlich ganz besonders den Fremden. Prachtstücke in Lack, Porzellan, Seide und Damast, sowie



Tokio. Die Auffahrt Sr. k. u. k. Hoheit in Eriofan.

420

Geschmeide, wohin das Auge blickt. Hier fanden wir auch alte Altarbilder, Crucifixe und Bibeln, welche aus dem 16. Jahrhundert, vor Beginn der Christenverfolgungen, stammen und die ganze Zeit hindurch von einigen Familien insgeheim aufbewahrt wurden.

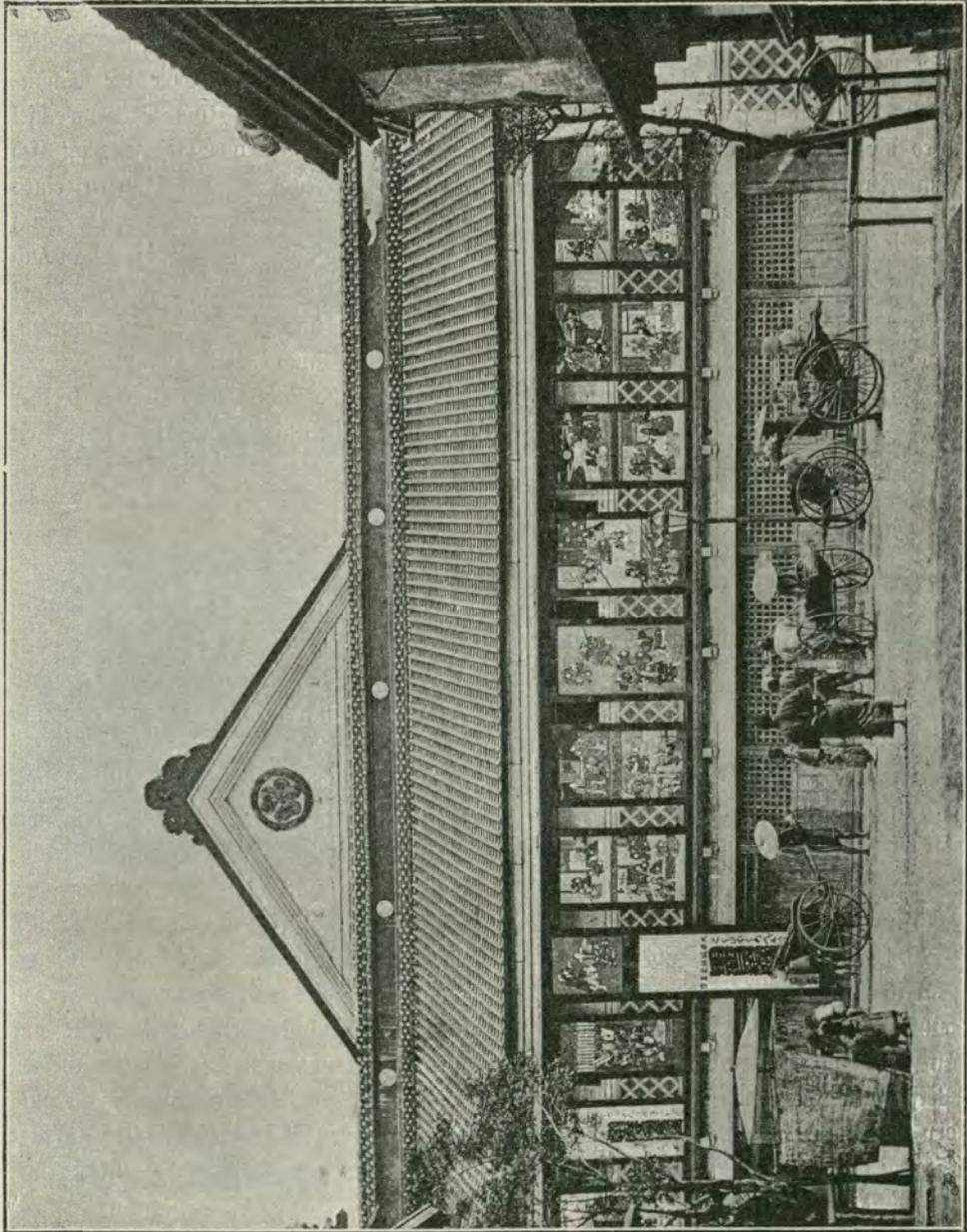
Sehr sehenswert ist auch die Gemäldeesammlung. Dies aber nur bezüglich der japanischen Bilder; die europäischen Ölbilder und Chromolithographien interessieren nur des Vergleiches halber. Hier sind alle Schulen japanischer Maler durch Kake-monos, die bekannten japanischen Rollbilder, vertreten.

Trotz des Mangels der Perspective und trotz wenig entsprechender Schattierung muß man zugeben, daß viele japanische Malereien einen ganz eigenthümlichen Reiz ausüben und Kunstwerke genannt werden müssen. In Europa kennt man meist nur Kake-monos der sogenannten chinesischen Schule mit steifer stilisierter Zeichnung und grellen Farben. Selbst von dieser Art sahen wir im Museum und auch in vielen Tempeln Meisterstücke, die durch Composition, feine Umrisse und besonders durch die Wahl der Farben äußerst effectvoll sind. Die Japaner haben das Talent, die grellsten Farben mit Geschmack zu verbinden, wie man dies übrigens bei allen Orientalen mit Ausnahme der Chinesen findet. Die zweite japanische Schule hat sich hauptsächlich ein getreues Abmalen der Natur zur Aufgabe gemacht. Obwohl auch bei ihr die Perspective nicht immer beachtet wird, liefert sie doch Bilder, meist Blumen, Baumäste mit Vögeln, Fische, ja neuerer Zeit mitunter Figuren und Landschaften, die auch nach europäischen Begriffen schön genannt werden müssen. Sie zeichnet sich hauptsächlich durch die gefällige, poetische, aber dabei doch naturgetreue Composition, durch geschicktes Hervorheben der Kennzeichen, sowie durch einen kühnen, skizzenhaften Pinselstrich aus. Die bekannten japanischen Skizzenbücher zeigen auch, obwohl sie meistens bloß Caricaturen enthalten, den wunderbar leichten Strich und die scharfe Auffassung dieser Schule, von welcher der theilweise erstrebte Übergang zur Malerei nach unseren Begriffen sich nicht zu schwer erweisen dürfte.

Eine Zusammenstellung der Lehrmittel für den Anschauungsunterricht, welche in einem anstoßenden Gebäude untergebracht ist, beweist, wie wir später noch wiederholt beobachten konnten, daß man in Japan dem Erziehungs- und Schulwesen große Aufmerksamkeit zuwendet.

Eine kurze Fahrt durch die belebten Bezirke von Niponbaschi, so genannt nach der Brücke, dem geodätischen Centralpunkte von Japan, auf welchen alle Entfernungen im Reiche bezogen werden, brachte uns zum Sintomizo, einem der besten Theater Tokios. Mit einem Schlage waren wir vom modernen Japan in das alte Reich der Schogune rückversetzt. Schon die Front des großen, aber sonst nicht bemerkenswerten Holzgebäudes ist fremdartig. Eine Reihe großer Bilder, welche die jeweilige Vorstellung zum Gegenstande haben, schmückt dieselbe. Abbildungen der beliebteren Schauspieler zieren den Eingang, und die Garderobe bietet einen ganz ungewohnten Anblick, weil daselbst nicht etwa Kleider, sondern die Beschuhung der Zuhörerschaft, welche in

Strümpfen das Innere betritt, aufbewahrt wird. Unter den Zuschern fallen nur ver-



Tokio. Das Theater Sintoimiso.

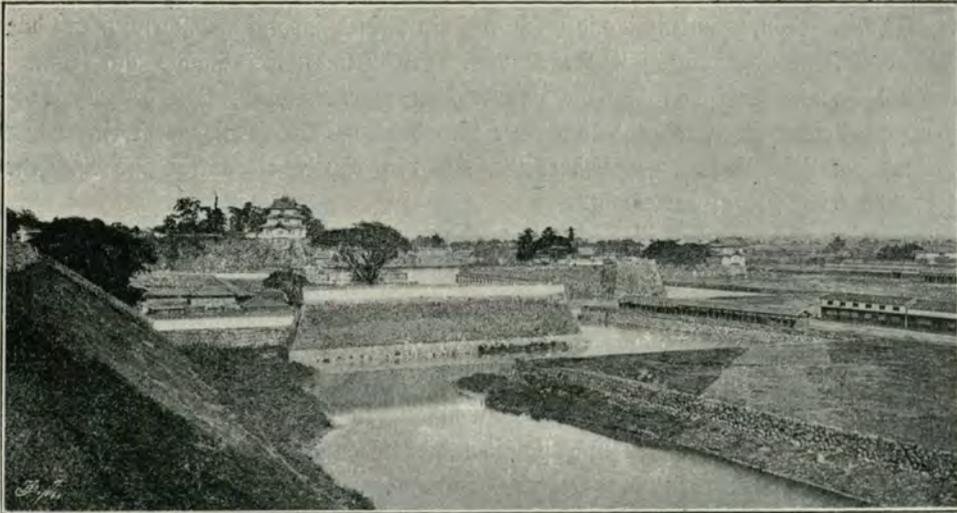
einzelte in europäischer Kleidung auf, und bis auf diese und die zahlreich vertretenen Strohhüte ist alles noch so wie zur Zeit, als man den Sjinjan (fremden Herrn)

nur vom Hörensagen kannte. Das Innere des Gebäudes birgt eine große Halle mit einer Gallerie. Letztere, sowie das Parterre ist in kleine viereckige Abtheilungen getheilt und mit Strohmatten belegt, ohne irgendwelche Sitze. Das Balkenwerk, jedes Anstriches bar, aber tadellos rein, macht ebenfalls einen ganz originellen Eindruck. Eigenthümlich ist auch die Einrichtung der Bühne. Die Scenerie, sowie die Schauspieler befinden sich auf dem Sector einer großen Kreisscheibe. Zum Scenenwechsel wird die Scheibe gedreht, und ein zweiter Sector mit der neuen Staffage zeigt sich dem Zuseher, wodurch besonders beim Wechsel vom Außern zum Innern eines Hauses, und umgekehrt, der Eindruck der Lebenswahrheit ein vollkommener wird. Auch bezüglich der Costüme und Einrichtung herrscht der scrupulöseste Realismus. Man gab ein historisches Drama aus der Schogunzeit. Obwohl wir selbstverständlich kein Wort davon verstanden, war doch die Handlung des Stückes infolge der ausgezeichneten, feinen Mimik der Darsteller leicht zu errathen. Eine japanische Theatervorstellung alten Schlages beginnt meist um 10 Uhr morgens und dauert bis 8 oder 9 Uhr abends. Dementsprechend ist für jene, welche der Vorstellung nicht die ganze Zeit widmen können, durch einen ausführlichen Theaterzettel, eigentlich ein Textbuch mit Abbildungen, gesorgt, mittels dessen man das Versäumte leicht nachholen kann. Wegen der langen Dauer der Vorstellungen lassen sich auch die Besucher in den Logen häuslich nieder. Das Tabakzeug und das Kohlenbecken, sowie Eßschalen und Theeservice fehlen fast in keiner Loge. Heißes Wasser für den Thee und Erfrischungen werden stets herumgetragen, und so wechselt mit dem theatralischen Genuß oft jener des Essens; hie und da macht man auch in den Pausen ein kleines Schläßchen. Letzteres ist durch die Productionen des Orchesters nur gerechtfertigt, denn mit wenigen Ausnahmen sind die Leistungen der aus Guitarren, Mandolinen und einer Art Zither zusammengesetzten Musikkapellen sehr flau und scheinen selbst bei den Eingeborenen wenig Würdigung zu finden. Ansprechend ist der lebhafteste Antheil und die rege Aufmerksamkeit, mit welcher die Zuhörerschaft den Verlauf des Stückes verfolgt. Bald herzliche Freude, bald wieder hohe, ängstliche Spannung verrathen die Gesichter des hier vorwiegenden schönen Geschlechtes, welches, nach japanischer Art auf den Ferjen sitzend, beständig den Fächer schwingt und sich dabei kein Wort entgehen läßt. Jede neue Erscheinung auf der Bühne oder eine besondere Leistung der Schauspieler wird mit einem gutheißenenden häh! häh! begleitet. Eigenthümlich ist, daß die Schauspielgesellschaften meist nur aus Männern, hie und da auch bloß aus Frauen bestehen; gleichzeitig jedoch erscheinen Personen verschiedenen Geschlechtes niemals auf der Bühne. Desgleichen erscheint auch der Gebrauch seltsam, die Schauspieler in hervorragenden Momenten durch auf lange Stangen gesteckte Kerzen besonders zu beleuchten, damit der Zuseherschaft nichts von ihrem Mienenspiel entgehe.

10. Juli 1888.

Der erste Besuch gilt dem Castell und dem darin befindlichen neuen kaiserlichen Palais von Fukiage. Das Schiro (Castell) war ursprünglich, wie alle japanischen

Schlösser, eine durch eine dreifache Umfassung von Bastionen und Wassergräben gebildete große Feste, welche an den Ecken pagodenartige Thürme und im Mittelpunkte eine Citadelle aufwies. In der letzteren befand sich der Schogunpalast. An seiner Stelle steht nun der neue kaiserliche Palast. Derselbe ist ein ungeheurerer Holzbau, eigentlich eine kleine Stadt von Holzhäusern, die meist nur ein Erdgeschosß enthalten und im Gegensatz zu den nebenstehenden schönen Steingebäuden, welche den Staatsrath, das Ministerium des kaiserlichen Hauses und die Hofämter beherbergen, dem Außern nach wenig ansehnlich erscheint. Das Innere des Palastes ist dagegen außerordentlich prachtvoll und mit Geschmack eingerichtet. Bis zum kleinsten Detail zeigt sich eine künstlerische Durchführung. Lange Gänge umgeben verandenartig die einzelnen Fronten und verbinden die verschiedenen Gebäude. Man kann sich kaum etwas



Tokio. Das Schiro.

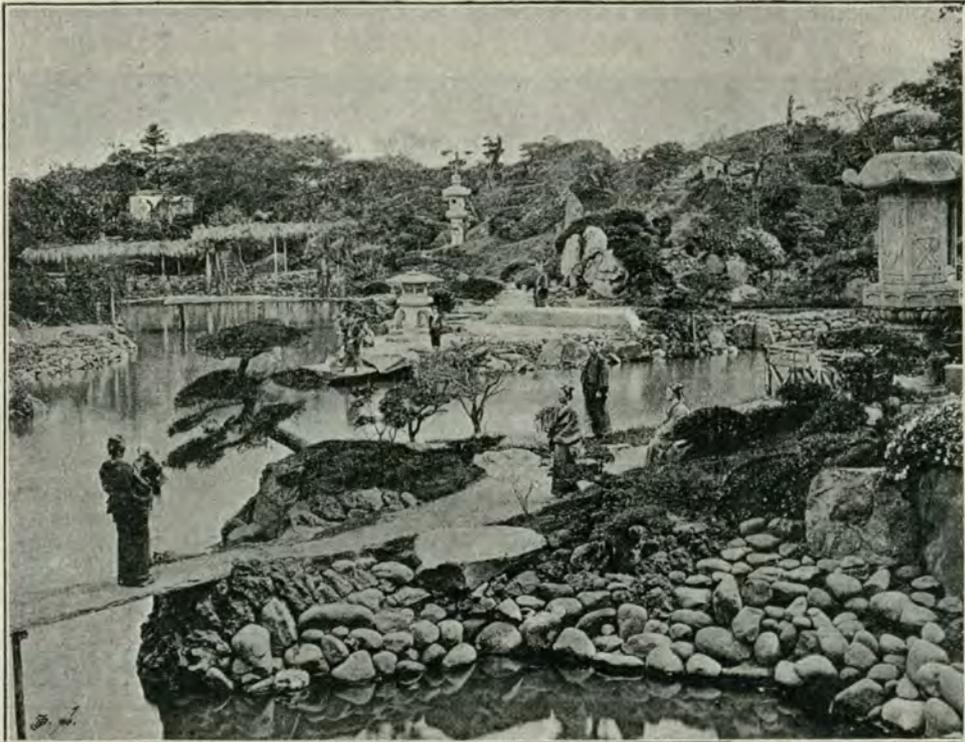
Eleganteres denken, als das sorgsam ausgearbeitete Gehälte dieser Gänge, das weder lackiert noch angestrichen, aber mit sehr schönen Beschlägen aus Gold- oder Naturbronze versehen ist. Die Wände der Gemächer, sowie auch jene der Corridore, sind mit reichen japanischen Tapeten bedeckt. Goldgrund ist vorherrschend, und auf demselben meist eine ungemein wirkungsvolle Malerei. Ein Zimmer, mit der Darstellung von Wolken, zwischen welchen Gold- und Silbervögel fliegen, fällt besonders auf. Bei längerer Betrachtung dieser Malerei wähnt man sich geradezu in den Lüften und bekommt eine Anwandlung von Schwindel. Die Zimmerdecken sind fast durchgehends im Stile der alten japanischen Paläste und Tempel durch mehr oder minder vergoldete, schwarz lackierte Leisten in kleine Vierecke getheilt, welche reiche Ornamente enthalten. Die kunstvoll getäfelten Holzböden sind mit schönen europäischen Teppichen bedeckt. Auch die geschmackvollen Möbel sind europäische, vorwiegend deutsche Erzeug-

nisse. In den großen Empfang-, Ball- und Speisesälen tritt die Verbindung europäischer und japanischer Einrichtungs- und Decorationsgegenstände besonders auffallend hervor, und erstere verlieren, soweit Bronze und Seide dabei in Betracht kommt, entschieden. Des Abends, wenn die elektrische Beleuchtung den Palast erhellt, müssen sich manche der Räumlichkeiten feenhaft ausnehmen. Hoffentlich werden die zahlreichen Kerzen-candelaber wenig Anwendung finden, denn man zittert bei dem Gedanken, mit welcher Raschheit eine Feuersbrunst alle diese Herrlichkeiten vernichten könnte. Vorsichtshalber sind auch die Küchen in allein stehenden Gebäuden untergebracht, und die Beheizung findet mittels warmer Luft statt. Angesichts der Feuergefährlichkeit der Holzgebäude muß man sich zum Troste sagen, daß sie dafür den Insassen bei den in Tokio häufigen Erdbeben im allgemeinen doch mehr Sicherheit gewähren, als ein Steingebäude. Die Wohnräumlichkeiten der Majestäten bieten überall eine Aussicht auf erquickendes Grün, wenn nicht anders, so auf ein kleines japanisches Gärtchen mit nie fehlendem Fischteich, Wasserfall, Brücke und Toro. Der an das Palais anschließende große kaiserliche Park von Fukiage, mit schönen alten Bäumen, reizenden Bambusgruppen, kleinen Theepavillons und einer Rennbahn — Se. Majestät ist ein großer Freund des Pferdesportes — gewährt ebenfalls von einzelnen Punkten aus eine sehr lohnende Aussicht auf die Stadt.

Unser nächstes Ziel ist das Kriegarsenal, Hoheihonsho, welches zwischen dem Castell und Ujeno liegt. Der Kriegsminister Graf Oyama und der Marineminister Graf Saigo — Bruder des früheren Generalissimus und späteren Rebellenführers im Satsuma-Aufstand — empfangen Se. k. u. k. Hoheit. Vorerst wird eine Erfrischung eingenommen. Es ist dies eine Eigenthümlichkeit Japans. In jedem Amte, in jeder Anstalt wird der Besucher vor allem im Empfangszimmer mit Thee und Cigaretten gastlich begrüßt. In Tempeln und Palästen gibt es zu diesem Zwecke oft eine ganze Reihe von Wartezimmern oder eigene Pavillons. Jedes Geschäft wird mit einer derartigen Erfrischung eingeleitet.

Über das Arsenal, eine Reihe von Gebäuden in Rohziegelbau, ist wenig zu sagen. Obwohl ausschließlich von Japanern geleitet, steht es vollkommen auf moderner Stufe und besitzt die neuesten Maschinen und Transportmittel. In den Werkstätten herrscht eine musterhafte Ordnung. Die Hauptbestimmung des Etablissements ist die Erzeugung der Handwaffen für die Armee. Gegenwärtig ist letztere noch mit der vom japanischen Oberst Murata erfundenen, dem Mausergewehr ähnlichen Feuerwaffe ausgerüstet. Doch werden bereits von demselben genialen Officier erdachte klein-calibrige Magazinsgewehre erzeugt, welche vorläufig bei der Garde eingeführt werden sollen. Wenn man von den modernen Einrichtungen der Japaner spricht, so hört man oft achselzuckend den Ausspruch: Es ist alles nur Nachäfferei. Nun abgesehen davon, daß jedes Lernen in erster Linie auf Nachahmung beruht, sind solche Imitationen, die sich vom Vorbilde kaum unterscheiden, achtungsgebietend; sie gelingen nicht jedem.

Beim Frühstück im Pavillon des Arsenalsgartens — einstens das Buen retiro des Fürsten von Mito, der energischsten Stütze des Schoguns im Restaurationskampfe und des größten Feindes aller Neuerungen — nehmen außer den Ministern noch verschiedene Officiere des Arsenalles theil. Die japanischen Officiere erwecken unwillkürlich Sympathie. Bescheiden im Auftreten, stets bestrebt, von dem Fremden etwas zu lernen und äußerst höflich, verrathen sie auch männliche Entschlossenheit und Willenskraft. Hinsichtlich des moralischen Wertes steht eben das japanische Officierscorps

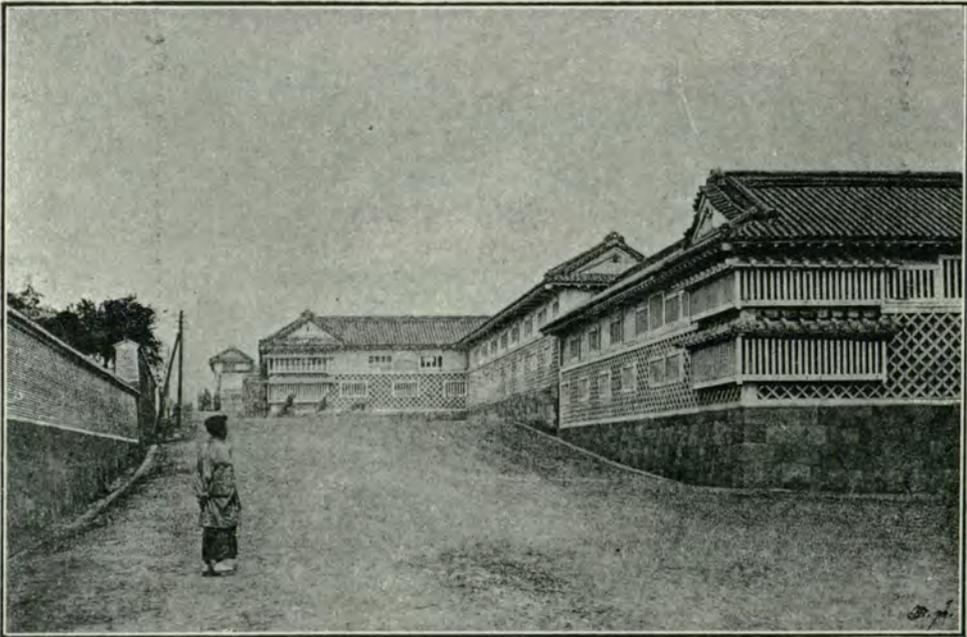


Japanischer Garten.

auf einer außergewöhnlich hohen Stufe. Fast ausschließlich aus Schizokus, Abkömmlingen der Samuraifamilien, bestehend, bewahren die Officiere noch die hohen Begriffe von Ehre und persönlichem Muth, welche diese Standesclasse von jeher auszeichneten. In den kleidsamen Uniformen — entweder ganz weiße oder schwarze, durch gleichfarbige Verschnürungen elegant verzierte Waffenröcke — mit französischen Käppis machen die japanischen Officiere meist den Eindruck von Südeuropäern; manche erinnern auch an die spanischen Mischlinge in Amerika; verhältnismäßig wenige zeigen den ausgesprochen mongolischen Typus. Auch Graf Oyama erinnert an einen mexikanischen General, Graf Saigo würde in Europa für einen Griechen gehalten werden. Letzterer,

obwohl von Natur aus heiter angelegt und Lebemann, zeigt oft einen schwermüthigen Zug in seinem Wesen. Wenn man das tragische Ende seines Bruders, sowie den Umstand bedenkt, daß Graf Saigo eine Zeitlang, bis man ihn auf seine Bitte vom Posten eines Kriegsministers enthob, alles mögliche thun mußte, um rasch die Unterwerfung seines Bruders herbeizuführen, so wird man dies erklärlich finden.

Des Abends gegen 6 $\frac{1}{2}$  Uhr wurde zur Audienz bei Sr. Majestät gefahren. Die Auffahrt geschah mit dem gleichen Pompe wie der Einzug in Enriokan. Das Publicum ließ sich dieses Schaustück nicht entgehen. Dicht gedrängt bildete es Spalier und betrachtete mit Neugierde und unverkennbarer Sympathie den Zug. Die Zeitungen,



Tokio. Provisorischer kaiserlicher Palast in Akafaka.

welche in Japan fleißig gelesen werden, hatten Nachricht über die Audienz gegeben und daran verschiedene Betrachtungen geknüpft. Man beschäftigt sich in den gebildeten Kreisen Japans viel mit den politischen Verhältnissen Europas, und der Umstand, daß Osterreich-Ungarn keine aggressive Politik befolgt, ist wohl bekannt. In herzlicher Weise wurde nun hervorgehoben, daß unser Vaterland nie an den Vergewaltigungen theilgenommen, die Japan öfters seitens europäischer Staaten zu erdulden hatte, und daß überhaupt kein Grund zu einer Entzweigung der beiden Staaten denkbar sei, wohl aber sich schon mancherlei vortheilhafte Handelsbeziehungen zwischen denselben gebildet haben. Weiters gedachte man wärmstens des sympathischen Empfanges, dessen sich Japaner in Osterreich stets zu erfreuen haben. Dies war sichtlich nicht

ohne Wirkung geblieben. Übrigens ist das japanische Volk im allgemeinen sehr gutmüthiger Natur, und die Kreise, welche keinen Einblick in die Politik haben, waren dem Fremden stets freundlich gesinnt.

Es dunkelte bereits, als wir unter den Fanfaren der Palastwache vor dem alten Daimiohause vorfuhren, welches provisorisch als kaiserliches Palais eingerichtet wurde. Dasselbe besteht aus äußerlich unscheinbaren Holzbauten, welche nur ein Erdgeschoss enthalten. Innen jedoch erwies sich das Palais ähnlich dem neuen Palaſt im Caſtell sehr reich und geschmackvoll eingerichtet.

Zahlreiche Würdenträger in goldgesticktem Staatsfrack oder in der kleidsamen japanischen Militäruniform, die Brust mit Orden bedeckt, belebten die Wartesäle. In kleinen Audienzsaale befanden sich die beiden Majestäten, umgeben von den Prinzen und Prinzessinnen.

Se. Majestät der Kaiser Mutsuhito, eine kräftige Erscheinung von ausgesprochen japanischem Typus, zählt ungefähr 40 Jahre. Gleich den Prinzen hatte er die Gala-Generalsuniform, welche an die französische Marschallsuniform mahnt, sowie die österreichischen Orden angelegt. Die weiblichen Mitglieder der kaiserlichen Familie, sowie die Hofdamen waren in europäischen Soireetoiletten erschienen. Die Kaiserin Haruko, eine anmuthige, schlanke Dame, scheinbar im Alter dem Kaiser wenig nachstehend, trug das Ordensband des Rothen Kreuzes. Es ist dies die Insignie einer Institution, die jener der europäischen gleichen Namens nachgebildet ist, und über welche die hohe Frau das Protectorat übernommen hat.

Es erfolgte nun die gegenseitige Begrüßung, sodann die Vorstellung der Suiten, ganz nach europäischem Hofceremoniel. Hierbei, wie bei der Conversation an der Tafel, waltete ein englischer Dolmetsch seines Amtes. Schließlich wurde unter den Klängen der eigenthümlich melancholischen, aber nicht unschönen japanischen Volkshymne zum Diner gegangen, wobei Se. k. u. k. Hoheit die Kaiserin am Arme führte.

## Japanische Volkshymne.

Adagio.

Das Diner von 80 Gedecken unterschied sich in keiner Weise von einem europäischen Hofdiner, höchstens dadurch, daß für Japaner Menükarten in japanischer Sprache auflagen. Selbst die überaus zahlreiche Dienerschaft war in einer Livree, welche der an unserem Kaiserhofe gebräuchlichen fast gleichkommt. Die Musik, die in einem Pavillon des herrlich beleuchteten Gartens spielte, trug europäische Weisen recht gut vor. Bei Tisch hörte man die verschiedensten europäischen Sprachen, doch vorwiegend das Englische; die wenigen von uns, welche neben Personen zu sitzen kamen, die keiner europäischen Sprache mächtig waren, mußten allerdings ihre Conversation auf einige eingelernte japanische Phrasen beschränken, fanden aber dabei die dankbarste Anerkennung und eine weitgehende Rücksicht für manchen komischen Mißgriff. Übrigens werden gebildete Japaner, die keine europäische Sprache sprechen, bald selten sein. Alljährlich geht eine Anzahl Japaner in das Ausland, theils von der Regierung gesandt, um die Hochschulen zu besuchen, theils auf eigene Kosten, um Europa kennen zu lernen.<sup>1)</sup> Ferner werden an allen höheren japanischen Schulen europäische Sprachen gelehrt. Wir trafen viele Japaner, welche englisch fließend sprechen und schreiben, ohne je ihr Mutterland verlassen zu haben.

Ein kurzer Cercle beendete das Fest. Uns schien das Ganze traumhaft. Eine so vollständige Modernisierung des japanischen Hofes hatten wir nicht erwartet. Noch vor 20 Jahren wäre in demselben Gebäude, in welchem jetzt alles nach den Anordnungen des mit dem Stabe ausgerüsteten Obersthofmeisters vor sich gieng kein Stuhl zu finden gewesen. Wenn der damalige „Mikado“ sich überhaupt gezeigt hätte und es zulässig gewesen wäre, daß andere in seiner Gegenwart eine Mahlzeit einnehmen, so hätte man der auf den Fersen hockenden Gesellschaft das Diner auf den bekannten kleinen japanischen Tischchen serviert. Es ist eben ein unbeugbarer Wille vorhanden, trotz eines scharf ausgeprägten Nationalgefühles mit jenen Gebräuchen und Sitten zu brechen, die sich der Modernisierung des Landes in wesentlichen Punkten hinderlich erweisen könnten. Denn es wurde, wie sich nun zeigt, richtig erkannt, daß eine rasche Reform des Heerwesens und der Volksbildung nach europäischem Muster, die in erster Linie durch den Selbsterhaltungstrieb geboten schien, für sich allein nicht möglich gewesen wäre, sondern nur durch eine gründliche Europäisierung in allen Zweigen erreicht werden konnte. Der strebsame Japaner ist trotz der ihm vorgeworfenen Nachahmungssucht sehr stolz auf seine Nation, nur denkt er wahrhaft patriotisch und opfert gerne nationale Eigenthümlichkeiten, um die Größe und Macht des Vaterlandes zu fördern.

Die Rückfahrt nach Enriokan war herrlich. Durch die große Menschenmenge, welche, zum Theil mit Lampions versehen, in den Straßen den Wagenzug erwartete,

<sup>1)</sup> Im Jahre 1886 waren in dienstlicher Mission an 800 und behufs Studien an 1000 Japaner in Europa und Nordamerika. Japanische Kaufleute sind viele in Korea und in den chinesischen Häfen zu finden, auch siedeln sich in neuester Zeit Japaner auf Hawaii an. Insgesamt waren im eingangs genannten Jahre 11.600 Japaner außer Landes.

und durch die dem Europäer ungewöhnlich erscheinende reiche Beleuchtung der Häuser und Verkaufsläden hatte es für uns den Anschein, als ob die Stadt festlich beleuchtet wäre.

11. Juli 1888.

Der erste Theil des Vormittags wurde durch Aufwartungen bei den kaiserlichen Prinzen in Anspruch genommen. Dieselben bewohnen meist in europäischem Stile gebaute Palais. Die Einrichtung ist bei allen europäisch, natürlich mit Verwendung japanischer Decorationsstücke. Fast alle japanischen Prinzen sind einer europäischen Sprache mächtig, desgleichen die Prinzessinnen. Erstere waren durchgehends in Europa gewesen. Prinz Takehito, welcher die Fregatencapitänsschärge in der japanischen Marine bekleidet, diente längere Zeit in der englischen Marine. Prinz Komatsu, Obercommandant



Prinzessin Komatsu.

des Gardecorps, hat mit seiner Prinzessin alle Höfe Europas besucht. Wien hat bei dem hohen Paare eine ganz besonders gute Erinnerung zurückgelassen. In wissenschaftlicher Beziehung leuchtet Prinz Kitaschirakawa



Prinz Komatsu.

ganz besonders hervor. Derselbe hat längere Zeit in Deutschland studiert und spricht fließend deutsch. Er ist Präsident der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, sowie der periodischen Ausstellungen, und steht überhaupt jeder größeren wissenschaftlichen Unternehmung vor. Prinz Kitaschirakawa hatte ein eigenthümliches Schicksal. Zur Zeit des Schogunats war es Gebrauch, daß stets ein Mitglied des kaiserlichen Hauses Oberpriester des Tempels von Ueno sei. Die Schogune hatten dies eingeführt, um immer einen kaiserlichen Prinzen in der Nähe zu haben, der im Falle eines Bruches mit dem Hofe als Gegenkaiser aufgestellt werden könnte. Derart wurde im Jahre 1868, als der Schogun mit den Waffen in der Hand die Übernahme der Regierung seitens des Mikado bekämpfte, der 21jährige Prinz Kitaschirakawa, welcher damals Oberpriester war, von der Schogunpartei zum Kaiser ausgerufen und gezwungen, mit dem Schogunheere zu ziehen. Nach der Niederwerfung des Aufstandes wurde der Prinz

pardoniert, doch für einige Jahre ins Ausland gesandt, wo er sich, wie erwähnt, eifrigst den Studien hingab.

Um 11 Uhr erwiderte Se. Majestät dem Herrn Erzherzog den Besuch, nachdem Höchstdemselben unmittelbar vorher der Chrysanthemum-Orden überbracht worden war. Es war für jeden anwesenden Österreicher ein Gefühl hoher patriotischer Befriedigung, zu sehen, welch herzliche Sympathie sich der junge Prinz in der kurzen Zeit bei dem japanischen Herrscher zu erwerben gewußt hatte. Eine außergewöhnliche Mittheilbarkeit des sonst schweigsamen Souveräns, sowie ein langes Verweilen gab den freundlichen Gefühlen desselben Ausdruck. Übrigens war die Verleihung des Chrysanthemum-Ordens,<sup>1)</sup> der bisher mit einer einzigen Ausnahme bloß Souveränen verliehen worden war, auch eine ganz besondere Auszeichnung.

Nachmittags war Empfang der japanischen Minister und der fremden Gesandten. Diese gewöhnlich ermüdende Formalität, bei welcher man die Ausdauer der betreffenden höchsten Persönlichkeit bewundern muß, war hier nicht uninteressant. An sich ist der gebildete Japaner für den Europäer eine ansprechende Persönlichkeit. Nachdem er auf ganz verschiedenen Wegen zum gleichen geistigen Standpunkte wie der Europäer gelangte, ist ein Meinungsaustausch mit demselben sehr anregend. Bei jenen, die ihre Studien im Auslande gemacht haben, kommt noch der Umstand dazu, daß sie in ihrem ganzen Auftreten und Denken etwas von dem betreffenden Lande aufgenommen haben. So ist der in Amerika erzogene Japaner sofort von jenem zu unterscheiden, welcher in England studierte. Demjenigen, der in Deutschland die Erziehung genossen, hängt etwas vom deutschen Professor an, oder als Militär zeichnet er sich durch seine Strammheit gegenüber seinen mehr lebhaften, französisch gebildeten Kameraden aus. Derart kann man in Gesellschaft von Japanern oft recht gut das verschiedene Gepräge der europäischen Nationen studieren. Bei Angehörigen der letzteren, die einige Zeit im Auslande gewesen, ist dies weit weniger der Fall, wie sich dies auch beim diplomatischen Corps zeigte. Allerdings bringt es schon das ganze Wesen der Diplomatie mit sich, daß durch eine Art internationalen geschmeidigen Auftretens die nationalen und individuellen Eigenheiten überdeckt werden. Natürlich erstreckt sich dies nicht auf die Chinesen und die Koreaner. Die großen, rothen, theaterzettel-ähnlichen Visitkarten des chinesischen Gesandten, sowie das bekannte, uns so unkleidsam erscheinende Costüm ließen an Eigenthümlichkeit nichts zu wünschen übrig. Doch hinter den dunkelbraunen Brillen — welche, nebenbei gesagt, bei gebildeten Chinesen häufig anzutreffen sind — blinzelten sehr intelligente Augen hervor. Auch die im fließenden Englisch geführte Conversation verrieth, daß China nach dem von ihm mit Eifersucht beobachteten Japan nicht einen unbedeutenden Mann als Vertreter entsendet hat. Das Costüm des koreanischen Gesandten, im allgemeinen dem chinesischen ähnlich, erschien

<sup>1)</sup> Japan besaß bisher zwei Orden; den Chrysanthemum-Orden und jenen der aufgehenden Sonne. Ersterer kann nur Mitgliedern regierender Häuser verliehen werden. Kürzlich wurde ein dritter Orden, „vom heiligen Schafe“, gestiftet.

durch die Kopfbedeckung — auf einer runden Kappe ruht mittels eines Ringes ein konisches tirolerhutartiges Gebilde, alles aus leichtem Kofshaargewebe — noch seltsamer. Der koreanische Vertreter erschien sogar mit zwei Dolmetschen; der eine übersetzte das Koreanische des Gesandten ins Japanische, der zweite diese Sprache ins Englische. Da nun bei jedem Redeabsatz des einzelnen alle drei ihrem Gesichte einen beiläufig dem Sinne der Rede entsprechenden Ausdruck gaben und diesen mit entsprechenden Verbeugungen begleiteten, so fehlte dieser Audienz auch nicht die komische Seite.

Nach dem Empfange der Gesandten folgte die Besichtigung der Schiba-Tempel, der Grabstätte einiger Schogune.<sup>1)</sup> Dieselben liegen am Abhange eines vorzugsweise mit hohen Kryptomerien und anderen schönen Nadelhölzern bewachsenen Hügels. Diese Lage ist für Andachtsorte außerordentlich gut gewählt. Schon die mächtigen Bäume, welche den ganzen Platz in ein Halbdunkel versetzen, stimmen ernst. Dabei liegen die Tempel abseits vom großen Verkehr. Im Gegensatz zu der lärmenden Stadt herrscht hier Grabesstille, nur unterbrochen durch das Gefrächze der Raben und das Gezirpe der Cicaden. Ein mächtiges, schweres Thor mit den nie fehlenden, ebenso grimmigen wie hässlichen Tempelwächtern aus Holz, der eine roth, der andere grün angestrichen, bilden den Eingang. Durch diesen gelangt man zu einer Reihe von Tempeln, hinter welcher sich in Verbindung mit abgesonderten kleinen Gebethallen die Gräber befinden. Eine Allee von stattlichen, mehr als 200 Jahre alten Cedern verbindet diesen Complex mit zwei anderen Tempelgruppen. Die Anlage der Tempel ist die gleiche wie bei allen buddhistischen Andachtsorten Japans. Durch das Eingangsthor gelangt man in einen Vorhof, welcher meist eine Reihe Toros und das rituelle Waschbecken enthält. Nun folgt ein zweiter oder noch mehrere Höfe, endlich das eigentliche Tempelgebäude, aus Holz erbaut, mit einem schweren grauen Ziegeldach versehen. Zu der Vorhalle desselben führt eine breite Treppe. Dies ist der Ort, wo der gewöhnliche Gläubige sein Gebet verrichtet. Durch Händeklatschen, Läuten einer Glocke oder Gongschläge lenkt er die Aufmerksamkeit des Gottes auf sich. Nach einem kurzen Gebet, mündlich oder mittels eines Zettels, der hinterlegt wird, zieht er sich alsbald zurück, jedoch nicht ohne vorher seinen Obofus in einen der großen Opferkästen geworfen zu haben. Das Innere der Tempel, besonders von derlei Grabtempeln, war seinerzeit nur Daimios und höheren Samurais (Rittern) zugänglich. Auch heutzutage öffnet es sich nur ausnahmsweise. Hier gibt es wieder Absonderungen, immer kleiner und kleiner werdend, birgt erst der dritte oder vierte Raum das Heiligthum. Im vorliegenden Falle, nämlich für den Herrn Erzherzog und dessen Suite, gab es natürlich keine Beschränkung. Beim Eintritt erwartete uns der betreffende Bonze in schwarzem Überwurf mit goldgestickter Stola, trotz des glattrasierten Schädels an unsere Geistlichkeit mahnend, und nun wurden mit Stolz und Befriedigung all die

<sup>1)</sup> Die Schogune sind mit Ausnahme des deficierten Iyejasu und seines Entels Iyemitsu, deren Gräber sich in Nikko befinden, theils in Ujeno, theils in Schiba begraben.

reichen Schätze gezeigt. Schon das Äußere der Tempel, die Thore, die durchbrochenen Schnitzereien, welche die Fenstergitter ersetzen, sowie die Toros und die steinernen Waschbecken weisen besonders im Detail sehr schöne Leistungen der Holz- und Steinschneidekunst, sowie von Bronzearbeiten auf. Betritt man jedoch das Innere, so wird man trotz des durch feine Rohrvorhänge verursachten Halbdunkels ganz geblendet. Die Wände sind mit Malereien auf Goldgrund bedeckt, die Zimmerdecken wie in den Palästen durch Lackleisten in Vierecke getheilt, welche ebenfalls meist auf Goldgrund die reichsten Ornamente aufweisen. Die Träger und Thürrahmen sind entweder auf das feinste geschnitzt oder fein lackiert und mit kunstvollen Beschlägen versehen; den Boden bedecken außergewöhnlich feine Strohmatte.



Koreanischer Würdenträger.

Eine große Anzahl Opferische, Weihrauchbecken, Leuchter und Ziergegenstände aller Art umgeben den Hauptaltar, der die Buddha-Statue trägt. Sakemonos alter berühmter Meister bedecken die Außenwände des Heiligtumes. Es ist schwer zu sagen, was an den Tempeln mehr zu bewundern ist, die nie versagende Phantasie, welche sich in den Motiven der Ausschmückung äußert, oder die Feinheit der Ausführung. Die verzerrten, stilisierten Thierdarstellungen und die frazenhaften Göttergestalten lassen mitunter an Hässlichkeit nichts zu wünschen übrig, und die einzelnen Gegenstände leiden oft an einer barocken Überladung. Manche Farbenzusammenstellung ist schreiend; auch stört die geringe Höhe der Räume. Und doch ist der Gesamteindruck jener einer seltenen Pracht und Schönheit.

Über moosige, mit Geländern und Toros eingesaßte Steinstufen gelangt man zu einer kleinen, mehr oder minder reich ausgestatteten Gebethalle und dann zum Grabe. Eine im Halbdunkel der hohen Bäume kaum ausnehmbare einfache Säule in Urnenform bezeichnet dasselbe. Nach so vieler Pracht ist diese Einfachheit von erhöhter Wirkung. Eine ernste Mahnung an die Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit durchschauert den Besucher. Nur das Grab des zweiten Echoguns, Hidelata, macht eine Ausnahme. Hier übertrifft die Pracht der Grabsäule und der sie überdeckenden achteckigen Halle alles übrige. Vergoldete Kupferplatten bekleiden die Pfeiler und bilden den Untergrund der kunstvollen Schnitzereien der Decke. Ein Kästchen mit herrlichen Landschaften in Email und in Bronzerelief an den Seiten enthält die Abbildung Hidelatas und steht, gleich dem Räuchergefäß und den Lotosblumen aus getriebenem Metall, in seiner Art wohl unübertroffen da.

Der schöne Hain von Schiba ist nicht bloß der Pietät für die verstorbenen Echogune gewidmet. Hart an den Tempelanlagen, auf dem Rücken des Atagojama genannten Hügels, befindet sich ein gernbesuchter Aussichtspunkt. Kleinere und größere

Theehäuser gibt es da in Menge, und zahlreiche Ausflügler genießen von dort bei einer Schale bitteren Thees, einem Glas Sodawasser oder deutschen Bieres, dazu ihre kleinen Pfeifchen schmauchend, das besonders bei Sonnenuntergang herrliche Panorama. Ein freundlicheres Bild ist aber auch nicht leicht zu finden. Auf der einen Seite Tokio und das nicht weit entfernte blaue Meer zu Füßen, auf der anderen ein prachtvolles Hügelland in allen Schattierungen von Grün. Nach jeder Seite ein anderes Bild, ein anderer Rahmen dazu, gebildet durch die Zweige und Stämme der verschiedenen Bäume. Den Vordergrund belebt das anmuthende Treiben der fröhlichen Menge. Hübsche Mesans (Kellnerinnen) trippeln mit Erfrischungen herum, ambulante Gaukler und Taschenspieler lassen ihre Künste sehen, und eine zahllose Kinderschar in bunten Kleidern und mit dem eigenthümlich ringsförmig ausrasierten Kopfe gibt sich mit fröhlichem Tollen allerlei Vergnügungen hin, an denen Eltern, ja sogar Großeltern nicht selten thätigen Antheil nehmen. Alles ist heiter und guter Dinge, lacht und scherzt, und diese Atmosphäre von anspruchslosem Lebensgenuss theilt sich unwillkürlich auch dem Zuschauer mit.

12. Juli 1888.

Der heutige Tag war vorwiegend Besuchen von militärischem Interesse gewidmet. Um 7 Uhr wurde zu einer Parade gefahren, bei welcher Prinz Komatsu Sr. k. u. k. Hoheit das Gardecorps vorführte. Die Parade fand auf dem ausgedehnten Exercierplatze in der Nähe des kaiserlichen Palastes statt. Ich muß hier voraussenden, daß Japan in keinem Zweige so vollständig europäisiert ist, als im Militär- und Marinewesen. Es liegt dies in der Natur der Sache, denn die militärische Überlegenheit der Europäer, gegenüber welcher sich die größte Tapferkeit machtlos erwies, war es vor allem, welche die Modernisierung des Landes herbeiführte. Andererseits hat letztere bei keiner Institution eine so gründliche Umwälzung mit sich gebracht, als gerade im Heereswesen. Zu Anfang der Sechzigerjahre bestand die Armee noch ausschließlich aus Samurai's, niederen Edelleuten, welche eine streng abgeforderte Kriegerkaste bildeten. Nur als Troßknechte, „Bettos“, wurden die übrigen Volksschichten herangezogen. Nun folgte fast unvermittelt die allgemeine Wehrpflicht mit dreijähriger Präsenzdienstzeit, das Officierscorps wurde nach europäischem Muster organisiert, und eine Regelung des Dienstes bis in das kleinste Detail nach französischem Vorbilde trat ein. Allerdings hat man sich nicht darauf beschränkt, die französischen Einrichtungen blind nachzuahmen, sondern man paßte dieselben den Landesverhältnissen an; auch wurde das Gute anderer Länder berücksichtigt. So z. B. gelangten auch viele deutsche Einrichtungen, besonders bezüglich des Generalstabes und der taktischen Verwendung der Truppen, zur Einführung. Seinerzeit wurden französische, später auch einige deutsche Officiere zur Reorganisation des Heeres berufen, gegenwärtig sind jedoch nur mehr ganz vereinzelt einige Ausländer bei technischen Etablissements angestellt. Dagegen werden noch alljährlich japanische Officiere nach Europa entsendet, um die Einrichtungen in den verschiedenen Armeen zu studieren und sich über die Fortschritte im Kriegswesen im laufenden zu erhalten.

Der Effectivstand der Armee beträgt gegenwärtig ungefähr 40.000 Mann, darunter 40 Generale, 360 Stabsofficiere, 3000 Officiere und Beamte; hierzu kommt die Reserve von 90.000 Mann und die Landwehr mit 35.000 Mann. Somit kann Japan im Nothfalle mehr als 160.000 Mann aufstellen, und wenn auch angesichts des unverhältnismäßig großen Trains <sup>1)</sup> dies vielleicht kaum 100.000 Gewehre repräsentiert, so dürfte doch diese Macht genügen, um das Land vor jeder feindlichen Invasion sicherzustellen. Die Uniformierung der japanischen Truppen ist geschmackvoll und praktisch, man erräth bei derselben das französische Vorbild, doch ist neben dem Käppi auch die deutsche Tellermütze vertreten. Die Bewaffnung des Heeres ist geradezu eine musterhafte, und die Einführung des kleinkalibrigen Magazingewehres schon im Zuge. Auch das Artilleriematerial ist neuester Art.

Nun aber zur Parade. Zuerst wurden die Fronten abgefahren, sodann defilierten die Truppen. Die tadellose Adjustierung, die stramme Haltung, die genau ausgeführten Bewegungen zeigten auf den ersten Blick, daß man bei der Beurtheilung des japanischen Militärs getrost den europäischen Maßstab anlegen kann, und daß selbst von diesem Standpunkte das japanische Gardecorps zu den Elitetruppen gezählt werden muß. Bei der Vornahme von Detailexercitien zeigte sich mitunter eine auffallende Anlehnung an das deutsche Reglement. Ganz brillant war das Aussehen der Cavallerie. Wie erwähnt, erinnert dieselbe durch die Physiognomien des größeren Theiles der Mannschaft, die Adjustierung und die kleinen, lebhaften Pferde stark an unsere Honvedhusaren. Die einzelnen Bewegungen zeigten von gründlicher Abrichtung; eine Attaque auf dem wegen kleiner Unebenheiten zu diesem Zweck durchaus nicht besonders geeigneten Terrain wurde ohne den geringsten Zwischenfall glänzend durchgeführt.

Auch die Artillerie zeigte durch rasches Schwenken und Abproben gute Schulung. Doch ist die vorwiegende Anwendung von Stricken bei der Bespannung für das europäische Auge ungeschön.

Bekanntlich sind die Japaner im allgemeinen kleiner Statur. Dieser Umstand fällt jedoch weder bei der Mannschaft des Gardecorps, noch bei den übrigen Truppen besonders auf. Wir waren im Gegentheil oft durch die auffallend kräftige, wohlgenährte Erscheinung des einzelnen Mannes überrascht. Inwieferne eine Auswahl bei der Stellung hier mitspielt, ist mir nicht bekannt. Dem Gesetze nach soll aber die Recrutierung nach dem Lose stattfinden.

Auf die Parade folgte eine Besichtigung der Kasernen. Die Unterkunft des Mannes ist in Japan ähnlich jener des europäischen Soldaten. Doch insolge der Mosquitoneze, der glänzenden Papierlackschachteln für das Kleinzug, der zahlreichen Tafeln mit Wahrprüchen und Reglementsauszügen, sowie wegen der muster-

<sup>1)</sup> Nach Truppengattungen scheidet sich die angeführte Kopffzahl in ungefähr 100.000 Mann Infanterie, 1500 Mann Cavallerie, 8000 Mann Artillerie, 4000 Mann Genie, Pioniere, Eisenbahn- und Telegraphentruppe, 1500 Mann Gendarmerie; den Rest macht das Trainpersonal aus.

haften Ordnung und Reinlichkeit nimmt sich ein japanisches Mannschaftszimmer recht wohnlich aus. Die Wascheabinen und Küchen, welche letztere dem Manne dreimal des Tages eine ansehnliche, mit Fleisch, getrockneten Fischen und Gemüse garnierte Ration Reis liefern, zeigen, daß für das leibliche Wohl des Soldaten gut gesorgt ist und erklären dessen strotzendes Aussehen. Ganz besonderes Augenmerk scheint auf die körperliche Ausbildung des Mannes gerichtet zu werden. Die mit auffallender Genauigkeit ausgeführten Fecht- und Turnübungen sprechen dafür. Bei denselben fällt auf, daß jedes einzelne Tempo vom Manne mit ganzer Stimmkraft mitgezählt wird, wo-



Japanische Küche.

durch die Lunge mitgeübt und ein eigenthümlich kriegerisch-theatralischer Eindruck hervorgerufen wird. Die Officiersmessen der einzelnen Regimenter, in welchen Erfrischungen eingenommen wurden, machen durch ihre einfache nette Einrichtung, bei welcher Bildnisse der Majestäten und der Prinzen, sowie schöne, auf Vaterlands-  
liebe und Gemeingeist hinzielende Sinnsprüche nicht fehlen, einen sehr angenehmen Eindruck und scheinen ihren Zweck als Pflanzstätten des kameradschaftlichen Geistes zu erfüllen. Ganz besonders hervorhebenswert ist die tadellose Haltung der Waffen und des Ausrüstungsmateriales, welche wir sowohl in den Infanterie- als auch in den Artilleriekasernen beobachten konnten.

Der ziemlich ausgedehnte kaiserliche Marstall, welcher ebenfalls an diesem Tage besucht wurde, hätte einem Pferdekennner gewiß viel Interesse geboten. Es befinden sich daselbst einige schöne Rassepferde, auch einige hübsche Thiere, die einer Kreuzung zwischen japanischen und ungarischen Pferden entstammen, durch welche überhaupt ein sehr brauchbarer, ausdauernder Schlag erzielt werden soll. Unsere Aufmerksamkeit erregte jedoch vor allem die altjapanische Zäumung und Sattelung, welche auf einem Pferde vorgeführt wurde und in mancher Beziehung an das in Mexiko gebräuchliche Geschirr erinnert. Im Marstalle befinden sich auch mehrere Pferde für den Gebrauch der Kaiserin. Ihre Majestät huldigt dem Reitsport gerne und soll fast täglich ausreiten. Das hohe Beispiel hat auch bereits Nachahmung gefunden. Es gibt in Tokio eine Damenreitschule, welche von den Damen der hohen japanischen Aristokratie besucht wird.

Gegen Abend producierten sich japanische Fechter und Gaukler im Schloßgarten von Enriokan.

Vor der Modernisierung gleich den Waffenschmieden sehr geachtete Persönlichkeiten, haben die japanischen Fechter noch jetzt eine bevorzugte Stellung unter Künstlern ähnlichen Berufes. Zum Schaufechten werden an Stelle des japanischen Schwertes entsprechend starke Stöcke mit Stichplatte, aber ohne weiteren Handschutz, verwendet. Eine Kopfmaste und ein Brustplastron haben den Körper zu schützen. Das Fechten — bei ausschließlicher Anwendung des Hiebes, wobei mitunter das Schwert mit beiden Händen erfaßt wird — gestaltet sich durch die springende Bewegung der Kämpfer, sowie dadurch, daß jeder Hieb mit einem Zuruf begleitet wird, für den Zuseher manchmal recht komisch, weniger aber wohl für die Ausführenden, da die nackten Arme, sowie die Beine mitunter blutige Spuren der mächtigen Hiebe aufweisen. Doch haben die Fechter dabei den vielleicht nicht immer gewürdigten Trost, daß eigentlich bloß die Kopfhiebe zählen. Der Erfolg eines Ganges wird aber nur durch das Niederwerfen des Gegners entschieden, daher man dieses auf alle mögliche Weise herbeizuführen trachtet. Das Lanzenfechten wurde ähnlich, wie es in Europa üblich ist, durchgeführt. Interessant waren die Gänge, bei denen eine kürzere Lanze gegenüber einer längeren, ein mit einem Schwerte bewaffneter Fechter gegenüber einem solchen mit zwei Schwertern, oder Schwert gegen Lanze auftraten, und zwar erwies sich in den meisten Fällen die erstgenannte Bewaffnung als die vortheilhaftere.

Die Vorstellungen der Gaukler gipfelten zumeist in den bekannten unübertrefflichen Balancierkünsten der Japaner, bei welchen mit übereinandergesetzten Stäben und mit vollen Theetassen die raschesten Bewegungen ausgeführt werden. Der auch bei uns nun häufig dargestellte Drache mit Tigerkopf, „Tiger von Korea“ genannt, dessen Bewegungen von zwei Personen unter einem Überwurfe bewerkstelligt werden, fehlte natürlich in seinem Heimatslande nicht und brachte durch seine possierlichen und dabei doch in vielem der Natur abgelauchten Stellungen wohl auch den ernstesten Zuseher zum Lachen.

Abends war Diner beim Prinzen Takehito Aritsugawa. Demselben wohnten mit Ausnahme der Majestäten sämtliche in Tokio anwesende Mitglieder des japanischen Kaiserhauses bei. Die prachtvollen Räumlichkeiten, sowie die Tafel, auf welcher unter anderem Aufspuß, in höchst effectvoller Weise und angenehme Kühlung spendend, riesige Eisblöcke zwischen Blumen glitzerten, zeigten von viel Geschmack und fürstlichem Luxus. Außergewöhnlich schön war jedoch die Gartenbeleuchtung, in welcher eben die Japaner Meister sind. Einfarbige rothe Lampions mit vielem Geschick zwischen dem dichten Laub der Bäume angebracht, versetzten dieses in eine seltsame Beleuchtung, welche, in einem Teiche sich wiederpiegelnd, geradezu einen magischen Eindruck hervorrief.

Nach dem Diner wurden die Österreicher durch Ansprachen der einzelnen Prinzessinnen beehrt. Fast alle diese hohen Damen sprechen englisch oder französisch. Sie bekundeten ein großes Interesse für europäische Verhältnisse und ließen den Wunsch durchblicken, dieselben durch den Augenschein kennen zu lernen. Dank der freundlichen Erinnerung, welche Prinzessin Komatsu — die einzige der hohen Damen, welche Europa besuchte — von Wien bewahrt hat, fehlte es nicht an schmeichelhaften Erkundigungen nach der alten Kaiserstadt, und zeigte sich eine Vertrautheit mit deren Sehenswürdigkeiten, die uns begreiflicherweise mit freudigem Stolze erfüllte. Unter den Hofdamen, welche zumeist des Englischen mächtig sind, fanden sich einige schöne Erscheinungen, denen gleichfalls, trotz der ausgesprochen japanischen Gesichtszüge, die moderne Soireetoilette recht gut anließ.

13. Juli 1888.

Der erste Besuch galt heute der japanischen Staatsdruckerei und Papierfabrik. Wie allgemein bekannt, war die Papierfabrication in Japan von altersher auf einer hohen Stufe, und das Papier findet dort auch eine weit ausgebreitetere Verwendung als irgendwo anders. Die große Mehrzahl der Japaner bedient sich fast ausschließlich dieses Materiales zur Anfertigung von Taschentüchern, Polstern, Bindfäden, Fensterscheiben und Regenschirmen. Die stärkeren Sorten finden eine ähnliche Verwendung wie bei uns das Leder. Neuerer Zeit, wo die Fortschritte der Technik in Japan entsprechende Beachtung finden, hat das Product aus den gleichen Rohstoffen noch an Güte gewonnen. Das aus Pflanzensafnern erzeugte Papier, besonders jenes, welches man aus der Rinde des Rodzostrauches bereitet, zeichnet sich bei voller Schmiegsamkeit durch eine außerordentliche Festigkeit aus. Um uns einen Beweis davon zu geben, forderte der Director der Fabrik den Schwersten aus unserer Gesellschaft auf, sich mittels eines auf einem Sessel ausgebreiteten Blattes heben zu lassen. Obwohl die Arbeiter das Papier ganz nahe an den Enden faßten und die Last eine ansehnliche war, gelang dies vollkommen, das Papier blieb ganz unversehrt.

Die von der Druckerei und Lithographie gelieferten Arbeiten — unter welchen sich auch Stempel- und Briefmarken, sowie Banknoten befinden — unterscheiden sich, wenigstens soweit ein Laie dies beurtheilen kann, in nichts von den Leistungen europäischer Kunstinstitute ähnlicher Art. Wohl aber sticht die Reinlichkeit in den

Räumlichkeiten, sowie das nette Aussehen der Arbeiter und Arbeiterinnen dieses Etablissements von manchem ähnlichen in Europa ab.

In der ganzen Anstalt ist nur ein einziger Europäer — als Leiter in der Farben-druckabtheilung — in Verwendung. Beachtenswert ist die Erzeugung von imitierten Ledertapeten. Dieselben sind von vorzüglicher Beschaffenheit, haben sehr geschmackvolle Muster und werden nach europäischen Begriffen zu billigen Preisen hergestellt.

Am Nachmittage wurde Asakusa besucht. Es ist dies, wie erwähnt, eines der nördlichsten Viertel Tokios, am rechten Ufer des Sumidagawa gelegen, und spielt in Tokio die Rolle wie der Prater in Wien. Hier befindet sich ein berühmter Tempel, der Kanon, und um denselben herum eine große Anzahl von Vergnügungsanstalten.



Japanerinnen beim Mahle.

Wer das japanische Volksleben kennen lernen will, findet hier die beste Gelegenheit dazu.

Zur Hinfahrt wurde der Wasserweg gewählt. Eines der gondelartigen Boote, welche zu den beliebten nächtlichen Vergnügungsfahrten der Japaner dienen, nahm uns auf, und im Schleppe einer kräftigen Dampfbarkasse gieng es rasch stromaufwärts.

Der Sumida mit seinem regen Verkehr bietet stets ein ansprechendes, fesselndes Bild. Auf der einen Seite rahmen ihn kokette, zwischen Bäumen hervorragende Theehäuser ein. Auf deren Veranden sieht man Familien, welche sich einen guten Tag machen und bei Thee und Kuchen, die Fortgeschritteneren wohl auch bei Bier, die kühle Luft und die herrliche Aussicht genießen. Klänge des gitarreähnlichen Samisen und melancholischer Gesang bezeugen, daß meist auch Musik in dem Vergnügungsprogramm der Ausflügler Aufnahme gefunden. Am linken Ufer sind Warenniederlagen

vorherrschend. Unter eigenthümlichen taktmäßigen Ausrufen werden große Ballen von den spärlich bekleideten Trägern in die dort verankerten Dunken und in Küstenfahrer moderner Bauart geladen. Hier und da liegen größere Dampfer in der Mitte des Flusses vor Anker. Zwischen denselben tummelt sich eine Anzahl anderer Fahrzeuge, die einen durch blendend weiße, streifenartig geschnittene Segel, die anderen durch Dampf oder mit Rudern getrieben.

Nach kurzer Fahrt landen wir bei der großen eisernen Brücke, welche Asakusa mit dem gegenüberliegenden Stadtviertel Hondjo verbindet. Eine sehr belebte Straße führt zu einer Reihe kleiner Verkaufshallen, an deren Ende sich das große, schwere Thor des Kanontempels zeigt. Allerlei bunter Kram, Spielereien, Photographien und Opfergaben werden hier feilgeboten, und vor den mit Fahnen, Champions und verschiedenem Glitter verlockend ausgestaffierten Auslagen verdichtet sich, wenn noch möglich, die Menge. Wir gelangen in den großen Tempelhof, welcher den bizarren Glockenthurm und das riesige Waschbecken enthält. Vor uns, von schönen alten Bäumen umgeben, steht das Hauptgebäude. Es ist dies ein niedriger Holzbau mit Säulengängen und einem plumpen, hohen Dache. Ungeheuerliche, mehr als mannsgroße Champions, welche zwischen den Säulen der Vorhalle aufgehängt sind, vervollständigen den seltsamen Eindruck des Ganzen.

Das von Gold strotzende innere Heiligthum birgt die Statue der segenspendenden Himmelsgöttin Kanon, welche zu ihrer edlen Thätigkeit mit vierzig Armen und tausend Händen ausgestattet ist. Doch die hier herrschende Dunkelheit läßt diese wunderbaren Gliedmaßen kaum erkennen. Dagegen sind die untergeordneten Gottheiten in der Vorhalle den Gläubigen besser zugänglich gemacht.

Da ist vor allem der japanische Askulap, eine Holzfigur, welche fast in keinem buddhistischen Wallfahrtstempel fehlt. Reibt der Kranke diese Figur an der dem Sitze seiner Krankheit entsprechenden Stelle, so kann er auf Genejung hoffen. Nach dem Ausschauen des Gößen zu schließen, scheint der Schnupfen in Japan oft vorzukommen, denn das Geruchsorgan des Gottes ist schon fast ganz abgerieben. Ein anderes Götterbild hat zu entscheiden, ob der zu erwartende Kindersegel sich mit einem Knaben oder Mädchen einstellen wird; diesem werden Hähne geopfert. Ferner sahen wir einen Gott, der Gegenliebe gewährt. Die beiden letztgenannten Gößenbilder sind vorsichtigerweise durch starke Gitter vor dem zu großen Andränge weiblicher Verehrer geschützt. Endlich zeigte sich uns ein Gott, welcher Zahnschmerz vertreiben kann; er erfreut sich auch, wie die zahlreichen auf ihm haftenden Papierknäuelchen beweisen, trotz moderner amerikanscher Zahnärzte eines lebhaften Zuspruches. Die Art und Weise, mit diesen Gottheiten zu verkehren, ist nämlich etwas ungewöhnlich. Der Hilfsbedürftige schreibt sein Anliegen oder seinen Namen auf ein Stückchen Papier, faut es zu einem Knäuelchen und bewirft damit den entsprechenden Heilspender. Bleibt das Knäuelchen haften, so ist das Anliegen gewährt, wo nicht — nun so wird der Vorgang so lange wiederholt, bis der Ballen kleben bleibt.

Diese göttliche medicinische Facultät kann aber auch auf brieflichem Wege consultirt werden. Vorausgesetzt, daß die Briefe entsprechend beschwert sind, werden sie von den Priestern der Gottheit vorgetragen, und die Heilung ist sicher. Daß der Gott der Gegenliebe sehr mächtig ist, erhellt schon aus dem Umstande, daß Liebende seinen Schrein häufig zur Vereinbarung von Stellbischen benutzen. Dabei werden aber die Opferkisten vor jedem Heiligthume, trotz ihrer ungewöhnlichen Größe, bald gefüllt, denn kein Gebet ohne Münze, und somit sind auch die Bonzen zufriedengestellt.

Den religiösen Jahrmart umgibt ein wirklicher. Rings um den Tempel, zwischen mächtigen Bäumen, befindet sich eine Art Wurstelprater. Theebuden, Schießstätten, Cabinete, in denen die grimmigsten Mordthaten durch lebensgroße Figuren dargestellt sind, Marionettentheater, Menagerien u. dgl. reihen sich aneinander und finden stets ihr Publicum. Gaukler und Kraftmenschen lassen sich sehen, Taschenkünstler ohne jedweden Apparat verblüffen mit ihren Kunststücken. Hier erzählt ein blinder Greis spannende Geschichten, zu welchen sein Enkelkind die durch häufigen Gebrauch stark abgenutzten Bilder vorweist; ein durch seinen bis zu den Schultern reichenden Glockenhut unkenntlich gemachter verschämter Armer entlockt durch sein jammerndes Flötenspiel der mitleidigen Zuhörerschaft einige Münzen. Dort endlich findet an der Hand eines Modelles ein gynäkologischer Vortrag statt, dem junge Mädchen an der Seite ihrer Eltern mit vollster Seelenruhe zuhören. Überall Frohsinn, Heiterkeit oder gespannte Aufmerksamkeit, äußerst höfliche Begrüßungen zwischen Bekannten, selbst in den niedersten Schichten. Uns fiel auf, daß trotz der dichtgedrängten Menge und des Durcheinanders nicht ein unfreundliches Wort zu hören oder ein Streit zu bemerken war. In dieser Art Bildung wird wohl das japanische Volk von keinem der Welt übertroffen.

In einer der Menagerien Asakas erregten langschweifige Hähne unsere Aufmerksamkeit. Wir hatten bereits im Museum derlei Thiere ausgestopft zu Gesicht bekommen, doch war es uns erwünscht, durch mehrere lebende Exemplare bestätigt zu sehen, daß diese eigenthümlichen Thiere nicht zu den ganz ausnahmsweisen Wunderthieren gehören. Die Schwanzfedern dieser Hähne werden durch Anhängen von Gewichten während des Wachsthumes oft mehr als 3 Meter lang, was den Hähnen ein ganz eigenthümliches verändertes Aussehen verleiht. Naturgemäß werden die Bewegungen des Thieres durch die langen Federn sehr behindert, und sind letztere auch nur dadurch schön zu erhalten, daß man den Hahn in einen hohen engen Käfig sperrt, in welchem er, auf einer Sprosse stehend, sich wenig bewegen kann und die Federn frei herunterhängen.

Der Tag fand einen entsprechenden Abschluß mit einem national japanischen Diner, welches auf Befehl Sr. Majestät im ersten japanischen Club Kojokan „zum Ahornblatt“ veranstaltet wurde. Kojokan liegt im Haine von Schiba, und ein herrlicher Weg führt durch einen stellenweise dichten Wald zu demselben. Es war bereits ganz dunkel, als wir der auf der Veranda des Hauses aufgehängten Lampions ansichtig

wurden, welche mysteriös zwischen den Bäumen hervorleuchteten. Das Geräffel der vorfahrenden Wagen schien die Bewohner des in träumerischer Stille versunkenen Hauses aus dem Schlafe zu wecken. Im Hauseingange wurde es plötzlich hell. Eine Schar niedlicher, junger Mädchen, gleichmäßig in elegante, graue Kimonos gekleidet, empfing uns, vor uns die Stirne auf den Boden drückend, mit freundlichem „Konbanwa!“ (Guten Abend!). Nachdem wir die Schuhe abgelegt hatten, wurde jeder von uns von einer der neckischen Nymphen an der Hand genommen und über die glänzend polierte Treppe in das erste Stockwerk geführt. Hier lagen längs der Wände eines großen Gemaches kleine Polster als Sitze bereit. Nichts einfacheres und zugleich eleganteres als dieses strenge, nach altjapanischem Gebrauche eingerichtete Gemach. Alles Holz-



Der Nagaoniwatori (langschwefiger Hahn). Nach einer japanischen Naturgeschichte. Text in der japanischen Silbenschrift Hirakana und theilweise mit chinesischen Typen.<sup>1)</sup>

werk ist des Anstriches bar, aber glatt und rein und mit geschmackvollen Goldbronzebeschlägen verziert. Die Schubwände sind mit einfachen weißen Tapeten überzogen und tragen als einzigen Schmuck hie und da das Cluhwappen, ein goldenes Horn-

<sup>1)</sup> Überfegung des rechten Theiles der Beschreibung. Der Nagaoniwatori ist eine Hühnerferte mit langen Schweiffedern. Sie stammen aus Schinowara, Bezirk Nagaoka, Provinz Tosa Japan. Deswegen werden sie auch Schinowaratau genannt. Diese Gattung zu halten war vor 40 Jahren in Tosa sehr gebräuchlich, daher von dort die schönsten Sorten gekommen sind. Vorstehendes Bild zeigt Hühner, wie sie vom Samurai Kōhei Schimanti gepflegt wurden. Die längste Feder ist 4.09 Meter lang und 1.5 Centimeter breit. Früher beschrieb diese Hühner nur das Buch Schiohinkoh. Es sagt: Im Buche Gijji steht: In Korea und in Tosa gibt es langschwefige Hühner, deren Federn über 1.54 Meter lang sind. Ferner sagt es: 2c. 2c.

Meidi 12. Jahr (1879) Juli. Tanaka schreibt. Nakaschima zeichnet. Tanaka durchgesehen. 60\*

blatt. Der Boden ist, wie überall, mit tadellos reinen Strohmatteu bedeckt. Nur auf der Stirnwand des Gemaches befindet sich etwas, das einem Möbel und einem Zimmerschmuck gleichkommt. Hier ist eine Vertiefung in der Wand, von welcher die eine Hälfte mit einem der Jahreszeit entsprechenden Blumenbilde behängt ist, die andere einen lackierten Schubkasten aufweist, auf welchem eine Vase mit einer Blume oder einem Baumaste steht. Hierdurch ist das Tokonoma, die Ehrenseite des Zimmers, gekennzeichnet, an welcher der höchste Gast seinen Sitz einnimmt. Über das Ganze verbreiten Lampens, sowie entsprechend japanisierte Petroleumlampen, ein abgedämpftes Licht.

Während wir berathen, wie wir auf den niedrigen Sitzen Platz nehmen sollen — das japanische Sitzen auf den Fersen ist wohl nur für denjenigen eine Ruhestellung, welcher von Kindheit auf daran gewöhnt ist — verschwinden unsere schönen Führer. Bald erscheinen sie aber wieder, um mit tiefer Verbeugung jedem ein Tabakomon (Kästchen, welches ein Gefäß mit glühender Kohle nebst einem Bambusaschenbecher enthält), sowie einen Fächer anzubieten. Sodann bringen sie uns mit der gleichen Formalität ein kleines Schälchen mit japanischem Thee. Während dieser eingenommen wird, bemächtigen sich unsere niedlichen Pagen der Fächer, um uns Luft zuzufächeln und lassen überhaupt nichts außeracht, was den Comfort der ihnen anvertrauten Gäste fördern könnte. Auf ein unsichtbares Signal verschwindet nochmals gleichzeitig die Mädchenschar und erscheint bald darauf mit schönen kleinen Lacktischchen, auf denen sich in Lackschalen und hübschen Porzellanäpfchen verschiedenerlei Süßigkeiten befinden. Zwei appetitliche Eisstäbchen, in eine Papierserviette gewickelt, werden beigelegt. Nun folgen nach und nach drei weitere Tischladungen mit allerlei Suppen, Fischen und Braten, endlich wieder Thee. Jedes einzelne der Gerichte, selbst der rohe Fisch mit einer scharfen Sauce (Schoja) — eine Lieblingsspeise der Japaner —, war an sich recht schmackhaft. Da jedoch die Reihenfolge, in welcher die Gerichte aufgetragen wurden, unserem Geschmack nicht entsprach, mußten wir uns zum Leidwesen der hübschen Mesans bloß auf das Kosten beschränken. Auch dem Saki, Reisbrantwein, begegneten wir mit einer gewissen Vorsicht und hielten uns lieber an das Hiradowasser, einen ausgezeichneten japanischen Sauerling. Während des Speisens entspann sich eine ganz lebhaftere Unterredung. Dank unseren Conversationsbüchern konnten wir selbst ohne Hilfe der anwesenden Japaner Namen und Alter unserer Schönen in Erfahrung bringen und Unterweisungen im Gebrauch der Eisstäbchen und bezüglich der japanischen Pfeife verstehen. Selbstverständlich gieng es dabei nicht ohne Gelächter über die Aussprache und über manches Mißverständnis ab, aber darin lag vielleicht der Hauptreiz der naturgemäß etwas banalen Gespräche. Mittlerweile hatte sich ein Orchester eingefunden. Es bestand aus drei Mädchen, welche Koto (eine Art Zither), Samisen (Gitarre) und Biwa (Mandoline) spielten und einige nicht unangenehm klingende melancholische Weisen zum besten gaben. Auf der entgegengesetzten Seite des Zimmers producierten sich Gaukler, die Feuer aßen, Schwerter verschluckten und ganze Tische mit Theeservicen auf ihren Fächern balancierten. Ein Theil der Dienerinnen ver-



Inneres eines japanischen Hauses.



schwand sodann, um in prachtvoll gestickten Costümen als Tänzerinnen wieder zu erscheinen. Zuerst wurde der Dododji, eine Art religiöser Tanz, in gemessenem Tempo aufgeführt, sodann der mehr burleske Kuramajischi oder Löwentanz, bei welchem zwei Tänzerinnen in weiten Damastgewändern, mit großen Perücken und helmartigen Kopfbedeckungen auftreten, endlich ein wahrhaft graziöser Tanz, welcher Frühling, Sommer und Herbst des Hornbaumes darstellen sollte und wobei das Laub durch Überwürfe und entsprechend gemalte Fächer angedeutet wurde. An Eleganz und Grazie der Bewegungen, die sich allerdings vorwiegend auf den Oberkörper beschränkten, und an Mannigfaltigkeit der Posen standen die Leistungen auf der Höhe des besten europäischen Ballets. Ganz außerordentlich waren hierbei die graziösen Fächerbewegungen und die Raschheit und Eleganz, mit welcher durch Überwürfe während des Tanzes die Toilette verändert wurde.

Einen seltsam fremdartigen, aber dabei reizenden Eindruck gewährte das Gesamtbild der Gesellschaft. Wenn man, auf der Veranda zurückgezogen, seine Blicke vom Dunkel des umliegenden hohen Waldes dem Saale zuwandte, so wurde man dessen erst recht gewahr. Die theils liegende, theils hockende Tischgesellschaft, die Tänzerinnen, die Gaukler, das eigenthümliche Orchester gaben ein Traumbild, ein griechisches Symposium mit ostasiatischer Localfarbe. Unwillkürlich fragte man sich, wohin man die weiblichen Wesen zu classificieren hat, welche die Hauptrolle in dem Gemälde einnehmen. Im Alter fast alle unter 20 Jahren, waren sie von einer kindlichen Naivität und Zutraulichkeit, und dabei bewegten sie sich trotz demüthiger Begrüßungsformen mit dem Anstand und der Sicherheit von feingebildeten Damen. Es unterlag keinem Zweifel, daß man hier anständige Mädchen vor sich hatte, Töchter ärmerer, aber guter Familien, welche weniger des Verdienstes halber, als um Umgangsformen, Musik und Tanz zu erlernen, in Dienst getreten waren. Ähnlichen Erscheinungen begegnet man aber auch in jedem Theehause. Nach europäischen Begriffen ist ein so freundliches, ja höchst zutrauliches Benehmen und doch volle Wahrung des Anstandes bei jungen Mädchen nicht denkbar. Daher wird von Reisenden oft der Moralität der Meians ein schlechtes Zeugnis ausgestellt, das man zumeist auf das ganze japanische Volk erstreckt. Wenn man auch nicht für die strenge Tugend jeder einzelnen eintreten kann, so scheint bei solcher Beurtheilung nach allen, welche die Verhältnisse kennen, ein grober Irrthum zu unterlaufen. Gerade so wie man fehlgehen würde, wenn man auf Grund der höflichen Umgangsformen, selbst der niedersten Volksschichten in Japan, diesen außergewöhnliche Bildung in anderer Beziehung zuschreiben wollte, so dürfte es auch im vorliegenden Falle angezeigt sein, nicht blindlings nach europäischen Verhältnissen zu urtheilen.

Am 14. Juli 1888.

Des frühen Morgens wurde der große Club von Rukmekan besucht. Es ist dies ein Vereinigungspunkt der japanischen Intelligenz und der in Tokio ansässigen Europäer. Das in einem schönen Garten gelegene hübsche Gebäude bietet den Ver-

einsmitgliedern allen erdenklichen Comfort und kann sich bezüglich seiner eleganten Einrichtung, der Reichhaltigkeit der ausliegenden Zeitungen und der Bibliothek, sowie der Ausdehnung der der Unterhaltung gewidmeten Räumlichkeiten mit jedem europäischen Vereinslocale messen. Allwöchentlich finden hier Concerte statt; auch an Vor-



Costüme japanischer Tänzerinnen. (Suromajishi und Kagura.)

stützung der Regierung.

Noch ein Spaziergang durch den schönen Park von Enriokan, durch dessen Bäume eine frische Seebrise weht, sodann Abfahrt von Tokio mit dem gleichen Pomp wie bei der Ankunft. Doch die weitaus größere Betheiligung beim Abschiede, sowie die wärmere Form desselben zeigen, dass dies nicht bloß ein formeller Act, sondern auch ein Ausdruck der Sympathien ist, welche sich unser junger Prinz bei

lesungen und populärwissenschaftlichen Vorträgen, meist in englischer Sprache, fehlt es nicht. In der Winterzeit finden hier auch Tanzunterhaltungen statt. Vom Standpunkte der Europäisierung des Landes, sowie als Vereinigungspunkt der Intelligenz Tokios erhebt sich die Bedeutung von Rufmekan weit über die eines gewöhnlichen Clubs; derselbe erfreut sich daher auch der moralischen und mitunter pecuniären Unter-

allen, mit denen er in Berührung gekommen, zu erwerben gewußt. Mit diesem uns mit Stolz erfüllenden Bewußtsein endete die höchst interessante Episode des formellen Besuches Sr. k. u. k. Hoheit in Tokio.

In Yokohama erwartete uns Ritter v. Kreitner, bei welchem das Dejeuner eingenommen wurde. Da Frau v. Kreitner ebenfalls eine Österreicherin ist, so befanden wir uns in einer vollkommen heimatischen Atmosphäre. Abgesehen von der Liebenswürdigkeit des gastlichen Paares, war es auch interessant, aus dem Munde unserer Gastfreunde vom österreichischen Standpunkte und auf Grund genauer Kenntniss eine Beurtheilung von Land und Leuten zu hören. Wir hatten ähnliches schon lange entbehrt. Österreicher sind nur sehr vereinzelt in überseeischen Orten zu finden, selbst die österreichisch-ungarischen Consulate sind häufig von Ausländern geleitet und österreichisch-ungarische Berufsconsuln (Staatsbeamte) sind schon gar eine große Seltenheit. Auf der ganzen Reise trafen wir nur vier. Dafür konnten wir mit hoher Befriedigung sehen, daß dieselben überall mit Recht eine sehr angesehene und einflußreiche Stellung genießen, was umsomehr hervorzuheben ist, als ihre Gebühren weitaus schmaler sind als jene der meisten ihrer Collegen, somit auch die Repräsentation nicht geringe Opfer von ihnen fordert.

Auch Herr v. Kreitner hat sich in der verhältnismäßig kurzen Zeit seines Aufenthaltes in Japan eine achtungsgebietende Stellung erworben, welche ihm in seinem rastlosen Streben, die Handelsbeziehungen zwischen Japan und Österreich-Ungarn zu fördern, sehr zu statten kommt. Letztere haben mit Reissendungen nach Fiume und der Einfuhr von Wein und mancherlei österreichischer Industrieproducte einen erfreulichen Anfang genommen, und die Ausdehnung der Lloydfahrten nach Yokohama wurde bereits ernstlich in Erwägung gezogen. Falls es gelingen sollte, neben Tuch, Mehl, Glaswaren und Droguen, welche bereits jetzt Absatz finden, auch dem österreichischen Eisen Eingang auf den japanischen Markt zu schaffen — bei dem Mangel guten Eisens und dem Aufschwung, welchen der Eisenbahnbau im Lande nimmt, ist stets eine rege Nachfrage nach diesem Artikel vorhanden — dürfte mit dieser Erweiterung unseres Absatzgebietes auch die so wünschenswerte Ausbreitung unserer Schifffahrt gesichert sein.

Der Besuch des Herrn Erzherzogs Leopold in Tokio hatte natürlich die Aufmerksamkeit des Publicums und besonders der Presse Yokohamas in hohem Grade erregt. Fortan war die „Tasana“ Gegenstand vieler Besuche und wurde scharf beobachtet, um möglichst viel über das Thun und Treiben des Prinzen zu erfahren. Dies war jedoch nicht so leicht, da Sr. k. u. k. Hoheit sogleich nach der Rückkehr von Tokio wieder das strengste Incognito annahm und den Dienst wie jeder andere Cadet versah. Hierdurch ergab sich manch ergötzliches Mißverständnis. So z. B. kam ein fremder Würdenträger an Bord, um dem Herrn Erzherzog eine Aufwartung zu machen. Als er den Bescheid erhielt, daß Sr. k. u. k. Hoheit keine Audienzen erteile, überreichte er in Abwesenheit des Begleiters des Prinzen diesem selbst, welcher zufällig die

Wache versah, seine Karte. Ein amerikanischer Reporter war durch diese Verhältnisse besonders enttäuscht, wußte sich aber mit nationaler „smartness“ zu helfen. Nachdem er vom Wachcadeten erfahren hatte, daß ein Interview nicht zugestanden werden könne, erkundigte er sich bei demselben sehr inständig über das Aussehen des Prinzen. Am nächsten Tage erschien in seinem Blatte eine detaillierte Schilderung seiner Audienz beim Herrn Erzherzog. Wohl hatte der scrupellose Yankee keine Ahnung davon, daß sein Bericht doch zum Theil auf Wahrheit beruhte, indem der Wachcadet, welchen er derart zudringlich ausgeholt hatte, eben der kaiserliche Prinz selbst gewesen war.

## Capitel XIX.

### Nikko—Yokoska—Mijanoscha.

#### Nikko.

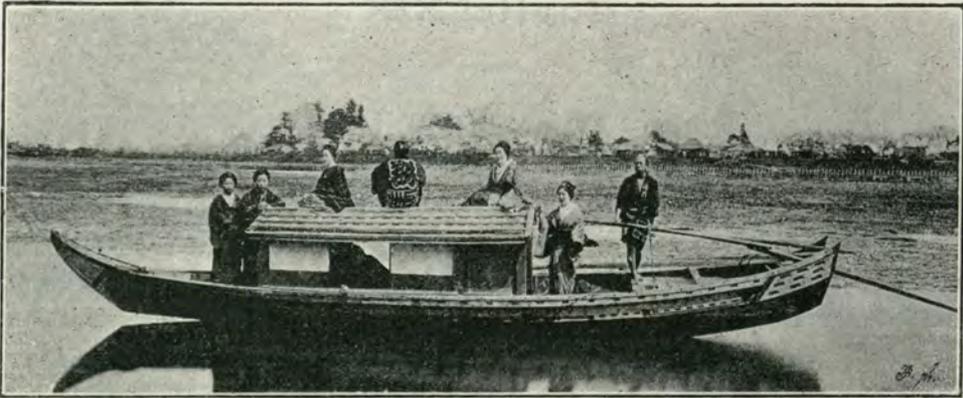
Mit dem Momente, als die Samurais ihre zwei Schwerter mit dem Säbel oder dem Tuschpinsel vertauschten und als moderne Officiere oder friedliche Beamte keine Gefahr mehr für den Reisenden bildeten, gelangte Japan zur Rolle der Schweiz für Ostasien. Der reiche Kaufmann von Schanghai oder Hongkong, der leberfranke englische Militär wählen diese Gegenden gerne als Sommeraufenthalt und suchen und finden in den herrlichen Gebirgstälern, sowie in den zahlreichen Heilbädern Japans Erholung und Genesung. Auch junge Ehepaare wählen oft die lieblichen Naturschönheiten Japans zu Zeugen ihres Glückes. Allerdings sind vorläufig bloß die Vertragshäfen dem Fremden geöffnet,<sup>1)</sup> allein behufs Erholung oder zu wissenschaftlicher Forschung erteilt die japanische Regierung anstandslos Pässe, welche zur freien Bewegung im ganzen Lande ermächtigen. Ein recht gutes Handbuch nach Art des Bädeler ist ebenfalls erschienen, und so ist der Europäer mit dem rothen Buche, welcher die Tour X oder Y gewissenhaft durchmacht, keine Seltenheit im Lande der aufgehenden Sonne.

Einer der besuchtesten Punkte im Innern Japans ist Nikko. An den Abhängen eines mächtigen Gebirgsstockes gelegen, durch reine Gebirgsluft und eine reizende Umgebung an und für sich anziehend, gewährt es wegen der prachtvollen Tempel und Gräber, die sich dort befinden, ein ganz besonderes touristisches Interesse. Auch wir wählten es als erstes Ziel bei den Ausflügen ins Innere des Landes.

<sup>1)</sup> Es sind Unterhandlungen im Zuge, wornach für Deutsche, Amerikaner, Engländer und Russen das ganze Land eröffnet werden soll.

Wir fuhren hierbei über Tokio, von wo aus man mit der Nordbahn in drei Stunden Utsunomija erreicht. Vom letztgenannten Orte nach Nikko sind dann Djinrikschas das gebräuchlichste Beförderungsmittel.

In Tokio bot sich uns die günstige Gelegenheit, dem berühmten Flußeröffnungs-feste am Sumidagawa beizuwohnen. Über den Ursprung dieses Festes konnten wir nichts Näheres in Erfahrung bringen, als daß solche Flußbeleuchtungen überall vorkommen, wo Buddhisten oder Brahmanen wohnen; nach einigen zur Besänftigung der Gottheit, welche über die Verunreinigung des ihnen geheiligten wässerigen Elementes zürnt. Es ist dies jedenfalls ein wohlervünschter Anlaß für die Bevölkerung Tokios, im heißen Monat Juli abends in schön beleuchteten Booten Picknicks auf dem kühlen Flusse zu veranstalten. Unser lebenswürdiger Geschäftsträger Herr v. Siebold hatte uns ein-



Vergnügungsboot auf dem Sumidagawa.

geladen, dem Schauspiele auf einem von ihm gemietheten Boote beizuwohnen. Gegen Abend setzten wir uns in Bewegung.

Vorerst gieng es durch die Canäle des Handelsviertels, welche allerdings mit denen Venedigs, mit welchen sie manchmal verglichen werden, nur die schmutzige Färbung des Wassers und einen unleidlichen Gestank gemein haben. Doch die rege Bewegung auf denselben entschädigte uns für letztere Unannehmlichkeit. Gleich unserem bewegten sich zahlreiche geschmückte Boote, deren hüttenartige, mit Lampions behängte Aufbauten viele festlich geschmückte Insassen beherbergten, dem Sumidagawa zu. Hier saß eine Familie, Vater, Mutter und eine zahlreiche Kinderschar, gemüthlich vereinigt, sich an den mitgenommenen Erfrischungen labend; dort wieder zeigten sich junge Pärchen, denen eine Begegnung mit ihren Eltern vielleicht unangenehm gewesen wäre, im traulichen Beisammensein. Höhere Standespersonen gaben sich den Freuden einer reichbesetzten Tafel hin; in anderen Booten gewahrte man Gëschas,<sup>1)</sup> welche

<sup>1)</sup> Gëschas heißen Mädchen, welche Musik und Tanz berufsmäßig betreiben und zu diesem Zwecke meist eine sorgfältige Erziehung genossen haben.

ihre melancholischen Gefänge auf der Guitarre begleiteten. Überall gab sich eine gehobene, unverkennbar freudige Stimmung kund. Endlich gelangten wir bei anbrechender Dunkelheit in den Fluß. Dieser bot einen wahrhaft feenhaften Anblick. So weit das Auge reichte, ein Lichtmeer. Häuser und Boote, mit verschiedenfarbigen Lampions reich geschmückt, spiegelten sich auf der Wasseroberfläche; an verschiedenen Orten erstrahlte prachtvolles Feuerwerk, welches zeitweilig den Fluß taghell erleuchtete. Hierzu Freudenrufe und das Händeklatschen der bewundernden Menge, Musik und Gesang, Geschäker und herzliches Lachen; mit einem Worte ein Übersprudeln von Heiterkeit, Frohsinn und Lust, das sich unwillkürlich auf alle Theilnehmenden erstreckt. Gegen die große Brücke zu, auf welcher man das schönste Feuerwerk abbrannte, wurden die Boote immer dichter; es bildete sich dort eine Art schwimmende Stadt, wo man bequem von einem Boote zum anderen steigen und Besuche abstaten konnte. Dieser günstige Umstand wurde in hohem Maße ausgenutzt, und da bei Besuchen die gastfreundlichen Anbote von Erfrischungen nicht ausgeschlagen werden dürfen, mehrte sich auch individuell, besonders bei der jungen Herrenwelt, die Heiterkeit. Auch wir erhielten Besuche. Durch unsere Chorgefänge angezogen, kamen Gieschas zu uns an Bord, die ihre musikalischen Rivalen aus der Nähe zu hören wünschten, dann wieder Herren, die uns ihre Zustimmung und Sympathie bezeugen wollten. Viel Spaß machte uns ein japanischer Doctor. Nachdem er offenbar schon vorher manchen anderen Besuch mit obligatem Trunk abgestattet hatte, versetzten ihn unsere Jodler in die höchste Begeisterung. Mit lebhaftem Händeklatschen tanzte er dazu und zog endlich mit Frau und Kind zu uns, um uns bis nach Hause zu begleiten. Obwohl von mancher Seite über den Durst getrunken wurde, blieb doch, als sich gegen Mitternacht alles verlief, der freundliche Eindruck, welchen eine allgemein gute Stimmung hervorruft, ungestört. Bei einem Mitgliede unserer Gesellschaft, welches infolge zu intensiver Bewunderung des Feuerwerkes mit dem dunklen Canalwasser eine unangenehme Bekanntschaft machte, aber durch eine Menge rettender Hände vor weiterer Unbill geschützt wurde, dürfte allerdings, bevor die Kleidung gänzlich trocknete, eine verhältnismäßig nüchterne Beurtheilung solcher Volksfeste auf dem Wasser eingetreten sein.

Am nächsten Tage fuhren wir des Vormittags nach dem Bahnhofe. In den Straßen waren viele Häuser mit Flaggen geziert, die im Vereine mit allerlei Flitter an langen Bambusstangen befestigt waren. Auch zeigte sich die Mehrzahl der Bevölkerung, besonders die Jugend, im Sonntagsstaate. Dies geschah zur Feier des sogenannten Sternfestes, bei welchem man die Gunst der Sterne ansieht. In erster Linie sind es die Kinder, für deren Schicksal man die Lichtträger am Firmament zu interessieren trachtet. Es war ein höchst ansprechendes Bild, die kleinen Japaner und Japanerinnen im bunten Kimono, die Mädchen mit Blumen im Haare, an der Hand ihrer Eltern zum Tempel trippeln zu sehen. Es genügte dabei, die Mienen der Eltern und Großeltern zu beobachten, wie sie mit freudiger Theilnahme jeden Schritt der Jugendschar überwachten, um die Überzeugung zu gewinnen, daß das, was man

von der liebevollen Behandlung der Kinder in Japan berichtet, auf Wahrheit beruht. Übrigens wird der Besucher Japans dieser schönen Seite des Familienlebens bald gewahr. Nie sieht man, daß Kinder geschlagen werden. Dagegen beweisen unzählige Spielereihandlungen — selbst im kleinsten Dorfe finden sich solche —, eigens den Kindern gewidmete Festtage, die Theilnahme der Erwachsenen an den Kinderspielen u. dgl., daß man auf liebevollem Wege jene beispiellose Folgsamkeit und jene Anhänglichkeit der Kinder an die Eltern erzielen kann, welche die Grundlage zur bewundernswerten Achtung der Obrigkeit und der Gesetze bilden, die Japan auszeichnet.

Am Bahnhofe erwartete uns Herr Yamanoutchi, dessen vorsorgliches Walten uns alle Wege geebnet hatte. Bald saßen wir gemüthlich in einem Extravaggon und sausten, Tokio westlich im weiten Bogen umkreisend, gegen Norden. Vorerst durch schönes, grünes Hügelland, zwischen Thee- und Indigopflanzungen, Reis- und Arumfeldern mit vielen Dörfern, deren kokette, schöne Theehäuser auf starken Zuspruch seitens der Ausflügler der Hauptstadt schließen lassen. Später gelangten wir in das vom Sumidagawa und Tonagawa bewässerte, saftig grüne, aber einförmige Flachland. Im Nordwesten zeigen sich Bergketten, sowie Pinien- und Paulownienhaine; eine stattliche Kryptomerienallee rahmt die fast parallel mit der Bahn laufende Reichsstraße ein.

Der Tonogawa ist sehr fischreich. An seinen Ufern sah man viele Angler beschäftigt, doch wird der Fischfang dort auch mittels Cormorans betrieben. Es ist erstaunlich, wie diese Thiere abgerichtet werden. Gewissenhaft bringen sie die erhaschte Beute ihrem Herrn, manchmal vereinigen sich sogar zwei, um einen schwereren Fisch zu überwältigen, während sie selbst sich mit der ihnen vorgeworfenen Nahrung aus Bohnenbrei und kleinen Fischen oder Fischabfällen begnügen. Ein Mann reicht aus, um ein Duzend dieser Vögel zu beaufsichtigen.

Um 3 Uhr sind wir in Utsunomija, einer Stadt von 20.000 Einwohnern mit einem alten Daimiostell. Hier steigen wir aus und nehmen in einem der zahlreichen Theehäuser einen Imbiss. Mittlerweile finden sich vor dem Hause zwölf Djirikschas ein, welche uns und das Gepäck weiterbefördern sollen. Bald setzt sich die Colonne in raschem Tempo in Bewegung, zuerst durch die holperigen Gassen, wo der lärmende Zug die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkt, dann auf der schönen, ebenen Straße im Schatten der mächtigen Kryptomerien. Langsam steigen wir an, nach und nach gelangen wir zwischen schöne bewaldete Hügel, die, bis auf ihre vulcanischen Formen, lebhaft an Südsteiermark erinnern. Unermüdtlich laufen unsere wackeren Kurumas in gleichem Tempo weiter und, obwohl von Schweiß bedeckt, daß ihnen die blauen Kleider am Leibe haften, lächeln sie stets und sind guter Dinge. Beim Passieren eines Dorfes springt dieser oder jener zu einem Brunnen, um sich den Mund auszuspülen, oder in einen Laden, um ein neues Paar Strohsandalen zu kaufen, aber ohne Verzug ist er wieder auf seinem Posten.

Endlich, nachdem wir zwei geographische Meilen in zwei Stunden zurückgelegt, erreichen wir eine größere Ortschaft, Tokudjira. Mit lautem Halloß fahren wir vor einem Theehause vor; hier wird gerastet. Wir steigen gerne ab, entledigen uns der Schuhe und strecken uns auf den molligen Matten aus. Der Gastwirt und seine Nefans (Kellnerinnen) eilen herbei, um mit der gebräuchlichen tiefen Verbeugung das Feuerzeug und den Thee anzubieten. Ohaijo! Konmitschiwa! (Gruß! Guten Tag!) werden ausgetauscht, die Kurumas waschen sich und nehmen dann ihren Zimbiss, Reis mit Thee. Trotz ihrer anstrengenden Arbeit genügt ihnen diese einfache Kost. Alkoholische Getränke nehmen sie während der Fahrt nie zu sich. Wir haben indes genügend Zeit, das Haus in allen seinen Theilen zu mustern. Das Gebälke ist, als ob es gestern der Zimmermann errichtet, der Estrich, als ob man ihn gerade



Theehaus auf der Landstraße, rechts ein Tori.

gefirnisset hätte, die Matten und Wände sind fleckenlos, das Küchengeschirr ist durchgehends glänzend geschauert. Und nun erst der kleine Garten mit dem Wasserbehälter aus einem massigen Felsblock, umgeben von Zwergbäumen, einem kleinen überbrückten Fischteiche, sowie von den nie fehlenden Toros, der wie ein herziges Kinderspielzeug erscheint. Unsere unverhohlene Bewunderung gewährt den Hausbewohnern sichtliche Befriedigung, und als wir gar unseren Gefühlen mit Hilfe des Conversationsbuches Ausdruck geben und sich ein häufig durch Gelächter unterbrochenes Gespräch entspinnt, sind alle japanischen Herzen gewonnen, und zahlreiche „Arigato“ (Dank) und „Sajonara“ (Adieu) werden uns auf den Weg mitgegeben, sobald sich der Zug wieder in Bewegung setzt.

Je mehr wir uns Nikko nähern, desto mehr steigt das Terrain an und desto bewegter ist das Leben auf der Straße. Pilger, an ihren weißen langen Gewändern

und Strohhiiten kenntlich, Sommerfrischler in Djinrifchas, sowie zahlreiche Händler in Begleitung von warenbeladenen Karren beleben die Straße. Bereitwillig macht einer dem anderen Platz, wobei die Kurumas sich gegenseitig freundlich begrüßen. Erneute Rast in Ossawa und Imaitschi, sodann geht es wieder weiter. Mittlerweile war jedoch die Sonne untergegangen und in der dichten Allee herrschte trotz der sternhellen Nacht volle Finsternis, nur unterbrochen durch die großen, Leuchtkäfern gleichenden Lampions der vor uns fahrenden Djinrifchas. Endlich passieren wir eine breite, durch die bunten Lampions der Häuser und die beleuchteten Läden erhellte Gasse, sodann fahren



Wasserreservoir im Garten eines Teehauses.

wir längs einer dichtbewaldeten hohen Lehne, endlich über einen schäumenden Fluß, und um 9 Uhr — nachdem wir  $4\frac{1}{2}$  geographische Meilen in fünf Stunden Fahrzeit zurückgelegt — halten wir vor unserem Quartier in Nikko. Die Pforten der Abtei Tsojokan öffnen sich, und wir sind nicht böse darüber, daß wir in dem sehr reich, aber sonst strenge im japanischen Stile eingerichteten Hause ein europäisches Mahl vorfinden. Bald darauf umfängt uns erquickender Schlaf an derselben Stelle, wo seinerzeit die Schogune bei ihren periodischen Pilgerfahrten nach der Grabstätte des Gründers ihrer Dynastie zu ruhen pflegten.

Es ist immer ein angenehmes Gefühl der Neugierde, das einen beschleicht, wenn man des Morgens in einem fremden Orte erwacht, den man in dunkler Nacht erreicht

hat. In Nikko empfanden wir dies besonders rege. Das Rauschen der Gebirgsbäche, insbesondere des wilden Dajagawa, die frische, nach langem Aufenthalte in den Tropen doppelt angenehme Gebirgsluft und ein ausgesprochener Fichtennadelgeruch hatten bei uns Träume von der schönen Heimat hervorgerufen. Als uns des frühen Morgens gongartige Glockenschläge im nahen Sanbutsu-Tempel aus dem Schlafe weckten, waren wir, nachdem ein Blick auf das Schlafgemach uns rasch nach Japan zurückversetzt hatte, nicht wenig begierig, über das Aussehen des Ortes, in welchem wir uns befanden, klar zu werden. Dazu war bald die Gelegenheit geboten.

Programmgemäß erwarteten uns um 6 Uhr Kangos, landläufige Tragbahren, um uns nach dem 1½ geographische Meilen entfernten Tschiusendjisee zu bringen. Als wir den prächtigen Pinushain verließen, in welchem die Abtei im Vereine mit vielen Tempeln und Klöstern liegt, bot sich uns ein herrlicher Anblick. Vor uns der schäumende Dajagawa, dessen klares Wasser sich zwischen hoch aufsteigenden, reich bewaldeten Berglehnen Bahn bricht; links Unternikko (Hatschijschi), ein freundliches Städtchen in einem sich rasch erweiternden Thale, dessen Horizont in weiter Ferne verschwimmt; rechts eine abgeschlossene Gebirgsklaufe mit den netten, lichten Willen Obernikkos, welche zwischen üppigem Grün hervorlugen und Europäern wie auch reichen Japanern aus Tokio als Sommeraufenthalt dienen. Wir folgten dem Laufe des Flusses, in dessen Umgebung, selbst als die Julisonne hoch am Himmel stand, angenehme Kühle herrschte. Die anfangs breite Straße verengt sich bald mit dem Thale zu einem mitunter sehr steilen Waldpfade. Wasserfälle zu beiden Seiten erhöhen den Reiz der Waldungen, die schon an sich eigenthümlich sind, da sie selten aus Bäumen einer und derselben Gattung bestehen. Verschiedene Pinusarten und Laubhölzer, darunter Linden und Eichen, häufig mit ellenlangem Moos behangen, finden sich dicht nebeneinander, in stets wechselnder Gruppierung vor. Doch überwiegt im allgemeinen in den niedrigeren Partien ein liches Grün, während mit zunehmender Höhe das dunkle Grün der Lärchen und Fichten den Ausschlag gibt.

Es bedurfte dieser herrlichen Scenerie, um unsere Gedanken von unseren Kangos abzulenken. Für Japaner, die von Jugend auf gewöhnt sind, ihre Beine vollständig zusammenzuklappen, mögen diese Fortbewegungsmittel ganz angenehm sein. Für Europäer aber sind sie ähnliche Folterinstrumente, wie ihre chinesischen Namensvettern.<sup>1)</sup>

Man denke sich einen langen Balken, an welchem mittels Streben eine etwa 50 Centimeter lange Plattform als Sitz für den Passagier befestigt ist. Die Enden des Balkens nehmen die Träger, nach je 5 bis 10 Minuten wechselnd, bald auf die eine, bald auf die andere Schulter. Anfänglich, wenn man, ohne sich den Kopf angestoßen zu haben, zusammengekauert in das mit Polstern ausgeschlagene Nest gekrochen ist, fühlt man sich sogar behaglich. Doch bald empfindet man das Bedürfnis sich zu strecken,

<sup>1)</sup> Kang heißen bekanntlich die viereckigen Rahmen, in welchen man in China den Hals der Sträflinge spannt.

die Ecken und Kanten machen sich unangenehm bemerkbar. Schließlich glaubt man keine Gliedmaßen mehr zu besitzen und beneidet noch die armen Träger, deren Schultern mit Schwielen bedeckt sind, die aber als echte Japaner sich dadurch ihre heitere Laune nicht verderben lassen. Glücklicherweise gab es viele Stationen. Wo ein schöner Aussichtspunkt ist, da gibt es in Japan auch ein Theehaus; somit stehen auf dem Wege nach Tschiusendji deren gar viele, und unter diesen Umständen schmeckte uns der bittere japanische Thee oder der fade, aber durststillende Gerstenabsud sogar süß.



Kango.

Kennzeichnend für den Sinn der Japaner für Naturschönheiten ist es, daß die unter der Last der Kango's keuchenden Träger immer die ersten waren, welche auf diese oder jene besonders schöne Partie aufmerksam machten.

Endlich war die steile Lehne erklimmen, die das Thal von Nikko von jenem scheidet, in welchem nahezu 1500 Meter über dem Meerespiegel der See von Tschiusendji liegt. In einer Falte der Bergwand befindet sich der über 120 Meter hohe Kegonnotaki, ein Fall des ausfließenden Seewassers, welches im Unterlaufe den Dajagawa bildet. Noch ein herrlicher Gang durch einen dichten Wald — wir hatten mehr aus Menschlichkeit gegen uns selbst, als gegen die Träger, schon längst unsere Last den eigenen

Keinen anvertraut — und der große, von hohen Bergen umrahmte, stahlgrüne See liegt vor uns.

Es war ein schönes, aber ernstes Bild, diese große, glatte Wassermasse, in der sich alle die sie umgebenden Bergriesen spiegelten. Für uns beinahe zu ernst, denn es zeigte sich vorderhand keine menschliche Behausung, welche uns die nach der anstrengenden Tour in frischer Bergluft ersehnte Labung bieten konnte. Noch eine Wendung aber, und zu Füßen des dichtbewaldeten, von einem Heiligenschrein gekrönten Mantaisan zeigten sich, um einen Tempel gelagert, die zahlreichen Theehäuser, welche in der Wallfahrtszeit unzähligen Pilgern zur Unterkunft dienen. Jetzt waren allerdings die meisten dieser Gastwirthschaften geschlossen; immerhin fand sich eine Stätte, wo wir uns in den zur Bewunderung von Naturschönheiten geeigneteren Zustand leiblicher Sättigung versetzen konnten. Gelegentlich einer Fahrt auf dem See konnten wir erst so recht ermessen, welche anständige Leistung eine Pilgerfahrt auf den Mantaisan ist. Über 1200 Meter heißt es da eine steile Lehne zum Theil auf Stufen hinaufklimmen — jedenfalls ein verdienstvolles Beginnen, das auch schon hienieden durch eine prachtvolle Aussicht und einen herzhaften Appetit Belohnung findet. Und die ausgezeichneten Lachsforellen des Sees bieten zur Befriedigung des letzteren das geeignetste Mittel.

Der Rückweg, bei welchem man fast die ganze Zeit hindurch einen Ausblick auf das hübsche Thal genießt, wäre wohl schön gewesen. Leider gilt aber auch bei den Kangoträgern das Universalgesetz, daß es nach Hause rascher als vom Hause weg geht, und beim Lauffschritt der Träger wurde die Existenz im Kango für uns nachgerade eine schmerzenvolle. Wir waren somit froh, als wir schließlich abends wieder in Nikko anlangten. Unter diesen Umständen war es auch uns nicht gelungen, den Zauber bezüglich der am Ufer des Dajagawa befindlichen Reihe von Buddha-Statuen zu zersthören. Es soll nämlich bis jetzt noch niemandem gelungen sein, deren Anzahl, die mehrere Hundert beträgt, genau festzustellen; bei jeder Abzählung wurde ein verschiedenes Resultat gefunden. Auch ein ziemlich heftiges Erdbeben, welches uns des Nachts weckte, war nicht imstande, unsere Aufmerksamkeit lange zu fesseln. Leider stellte sich später heraus, daß die Erschütterung nicht ganz unschuldiger Natur gewesen war, sondern im Zusammenhange mit einem gleichzeitigen Ausbruche des Vulcanes Bandaisan stand, bei welchem über 400 Personen das Leben verloren. Auch die japanische Rose hat ihre Dornen, und in dem herrlichen Lande gesellen sich zu den häufigen Feuersbrünsten in den Städten auch Erdbeben und Taifuns als nicht minder furchtbare Landplagen.

Nach dem Naturgenusse des ersten Tages wurde uns am zweiten Tage der Anblick der schönsten Kunstschätze Japans geboten. Die Tempel zu Nikko überbieten an Pracht und Schönheit noch jene von Schiba, ja nach einem japanischen Sprichworte kann man das Wort kekko (prachtvoll) erst dann berechtigt anwenden, wenn man Nikko gesehen. Auch hier, wie in Schiba, ist die Lage der Tempel eine außer-

gewöhnlich schöne. Überschreitet man, von Unternikko kommend, den Dajagawa auf der gewöhnlichen oder auf der rothlackierten Schogunbrücke, so gelangt man in einen wundervollen Hain von Kryptomerien und anderen mächtigen Nadelhölzern, welcher sich über die ganze Hügelkette des linken Ufers hinzieht. Die breite Straße führt hierauf durch die Klosterstadt, am Sanbutsu-Tempel vorbei, und nun glaubt man in dichten Wald zu kommen, wenigstens sieht man vor sich nichts als Bäume, deren rothbraune Stämme, oft 6 bis 7 Meter im Umfange messend, sich vortheilhaft vom lichtgrünen Moos des Bodens abheben. Doch nach einer Wendung schimmert und

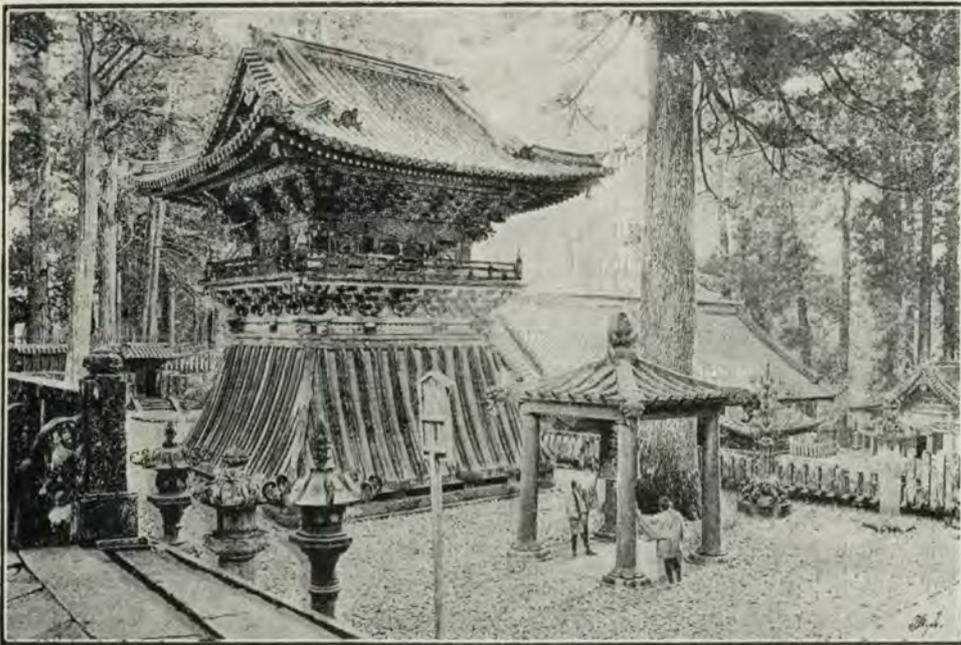


Nikko. Das Domeimon, Eingangsthor zur dritten Terrasse des Jyejasu-Tempels.

glitzert es zwischen den Baumriesen. Es zeigt sich ein mächtiger Steintori mit dem Wappen der Tokugawa, und hinter demselben die schöne, buntfarbige fünfstöckige Pagode und das Niomon, das Eingangsthor zu dem Tempelcomplex der Grabstätte des Jyejasu, des mächtigen Stammvaters der Tokugawa-Dynastie.

Terrassenartig aufsteigend folgt nun ein Hof nach dem anderen, durch Scheidewände mit monumentalen Thoren voneinander geschieden, bis man endlich durch das Karamon den eigentlichen Tempelraum betritt. Auf der ersten Terrasse befinden sich außer der fünfstöckigen Pagode, welche durch ihre zierliche Bauart und durch schöne, den Thierkreis darstellende Schnitzereien auffällt, und dem Reinigungsbrunnen noch die Bibliothek und ein Gebäude zur Unterbringung der Tempelgeräthschaften. Auf der

zweiten Terrasse stehen fremdartige Thürme, welche die Glocken, Tempelgongs und Trommeln enthalten. Ein Unterbau von der Form eines vierseitigen Pyramidenstüzes trägt ein niederes prismatisches Stockwerk mit Veranda, in welchem sich die Lärminstrumente befinden; das Ganze wird von einem geschweiften schweren Ziegeldach überdeckt. Auch befinden sich hier mehrere Riesencandelaber und die sogenannte „von Motten angefressene“ Bronzeglocke aus Korea, wahrscheinlich wegen einiger Löcher in derselben so bezeichnet. Der dritte Hof enthält rechts und links Priesterwohnungen, sowie Tribünen für die religiösen Tänze. Durch das Karamon gelangt man in die Gebethalle und endlich durch drei bis vier Vorräume zum Heiligthume des Tempels.



Nikko. Glockenthurm im Szejaju-Tempel; links drei Toros.

Schon beim Durchschreiten der Höfe wird man von dem Reichthume, der Anlage und der Ausführung der bis auf die Scheidemauern der Höfe und die Ziegeldächer ganz aus Holz ausgeführten Bauten überrascht. Jedes Thor mit den verschiedenen tempelbewachenden Ungeheuern, jede Hofscheidewand mit den durchbrochenen Fenstern und den obligaten Tororeihen weist Prachtstücke der Holz- und Steinschneidekunst, in rothem und weißem Lack und von Bronze auf, die in dem Grau der wunderbarlich geschweiften schweren Ziegeldächer und dem Dunkelgrün des Waldes einen höchst wirksamen Hintergrund finden. Es gibt wohl kein Thier und keine Blume Japans, welche hier nicht, mehr oder minder stilisiert, als Motiv benutzt wäre. Die Gebethallen, in ihrer blendenden Ausschmückung dem Innern der Schiba-Tempel gleich, sind leer, weil

der Tempel nach der Verficierung des Szejasu dem Schintocultus anheimfiel, weshalb all die reiche, buddhistische Einrichtung aus denselben entfernt wurde.<sup>1)</sup> Doch dient eine der Hallen zur Aufbewahrung der von Szejasu selbst benutzten Waffen, während sonstige, auf ihn bezughabende Reliquien im Rundgange des Domeimon den Pilgern zugänglich gemacht sind. Je näher man zum Sanctuarium gelangt, umsomehr steigert sich der Glanz der Borräume. Was sich da an Goldlack und vergoldeter Bronze vorfindet, ist unbeschreiblich, und doch macht das Ganze durchaus nicht den Eindruck von geschmackloser Überladung. Das Heiligthum, eine kleine, mit feinen goldschimmernden Mattenvouleaux verhängte Halle, enthält einen Spiegel, gewellte Papierstreifen und eine Inschrift; ringsum befinden sich Kakemonos von besonderer Schönheit, die von einem der berühmtesten Meister Japans herrühren.

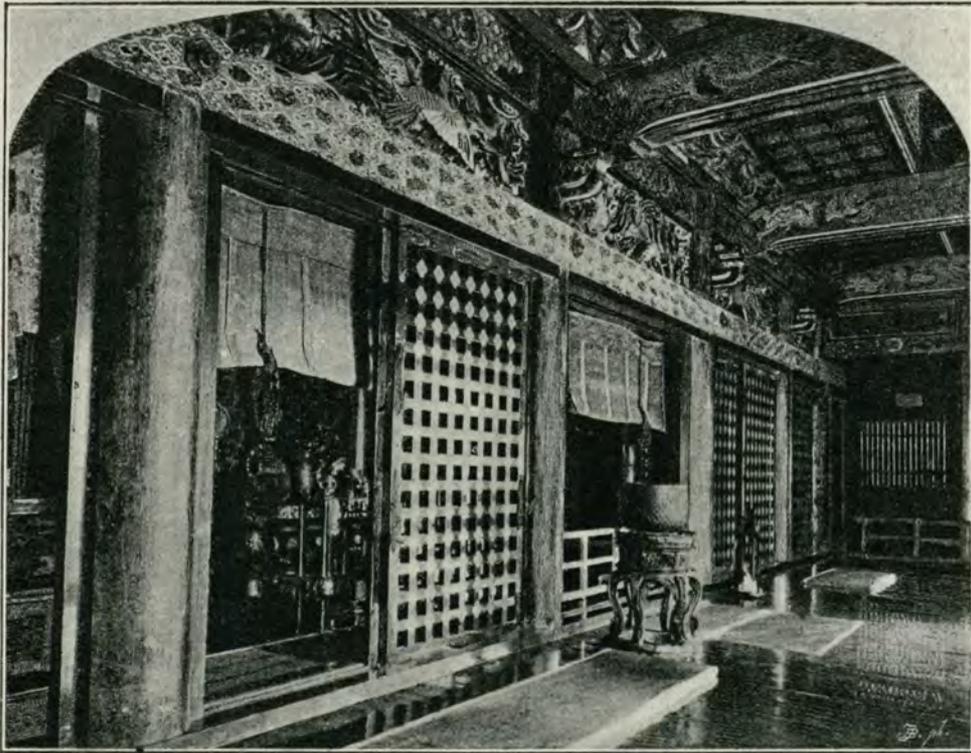
Wie bei den Grabtempeln in Tokio, liegt das eigentliche Grab des Szejasu abseits vom Tempel, hier auf dem Gipfel eines Hügels. Hohe Bäume überschatten die bronzene Graburne, vor der auf einem steinernen Opfertisch die traditionellen drei Opfergeräthe, das Räuchergefäß, der Storchleuchter und die Lotusblumenvase aufgestellt sind.

Ähnlich den Grabtempeln des Szejasu sind jene seines Enkels Syemitsu, welche man ebenfalls erst in unmittelbarer Nähe gewahr wird, da auch sie von hohem Wald umgeben sind. Doch überwiegt im Gegensatz zu der dort vorherrschenden weißen Farbe hier die rothe; auch enthält das Innere der Tempel, die noch dem buddhistischen Cultus dienen, eine Menge Kunstgegenstände als Zierde und als Opfernaben.

Außer diesen zwei Hauptheiligthümern Nikkos wurde noch der Stara-Tempel, das ursprüngliche Heiligthum Nikkos, und der Sanbutsu-Tempel besucht. Bei letzterem ist eine Friedenssäule aus Bronze, 12 bis 14 Meter hoch, errichtet, welche lebhaft an die Siegessäulen der alten Hindus erinnert. Überhaupt findet man bei der Ausschmückung der Tempel manchen Anklang an die indische Kunst, was offenbar im Zusammenhang mit der aus Indien überkommenen Buddhalehre steht. Die Architrave und Säulen mit ihren grotesken Schnitzereien würden, in Stein ausgeführt, in den dravidischen Tempeln Süd-Indiens ganz am Platze sein. Die Farbenzusammenstellung mancher Ornamente, selbst die Stilisierung mancher Blumenmotive mahnt dagegen wieder an die farbenreiche Ausschmückung der Monumentalbauten Nord-Indiens. Im ganzen sind jedoch diese Tempel, sowie die Prachtbauten Japans überhaupt, etwas ganz Eigenthümliches und lassen sich nicht mit den monumentalen Bauten Indiens, noch weniger aber mit jenen Europas vergleichen. Schon der Umstand, daß sie aus

<sup>1)</sup> Die Schogune waren vielleicht aus politischen Motiven Verfechter des Buddhismus, im Gegensatz zu den Mikados, die stets dem Schintoglauben huldigten und deren Macht über das Volk darin wurzelt, daß sie selbst eine Götterrolle in diesem Cultus einnehmen. Mit der Abschaffung des Schogunates wurde seitens des Tennos eine Purification des Schintocultus eingeleitet, dabei wurden auch die Götter der Buddha-Tempel eingezogen und viele derselben wieder dem Schintodienst eingeräumt.

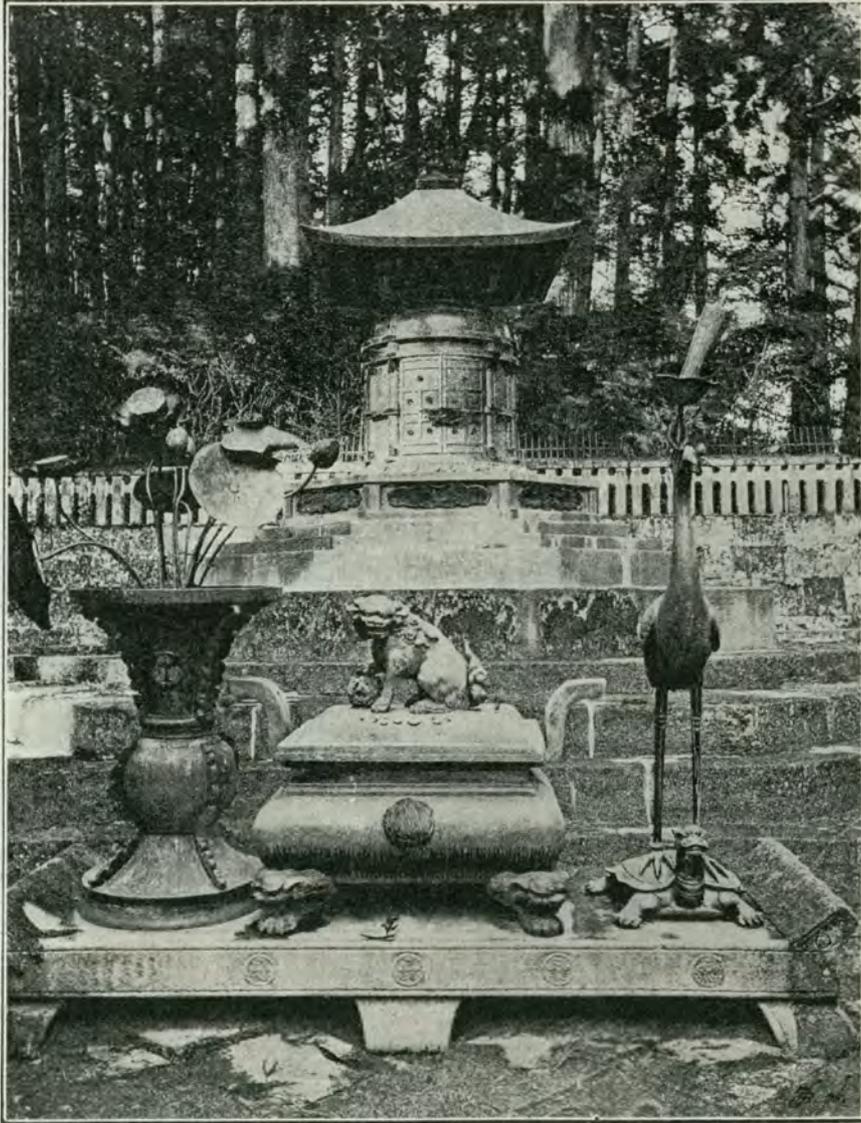
Holz gebaut ſind und das plumpe, ſchwere Ziegeldach haben, läßt ſich mit den bei uns herkömmlichen Ideen über Prachtbauten nicht vereinigen. Und doch kann man nur ſagen, daß dieſe Tempel, je öfter man ſie beſucht, einen um ſo vortheilhafteren Eindruck machen. Wie viel von letzterem auf die Schönheiten der Umgebung dieſer Bauten zu ſehen iſt, wäre ſchwer zu ſagen, denn allerdings iſt der jeden Augenblick auftretende Gegenſatz der erſten Naturschönheit des Tempelhains mit den Erzeugniſſen einer raffinierten Kunſt dazu angethan, den Gesamteindruck großartiger zu geſtalten.



Nikko. Gallerie im Jtara-Tempel.

Es iſt wohl einer der Hauptreize des Reiſens, beobachten zu können, wie unter ganz verſchiedenen Bedingungen und Verhältniſſen der Grundzug des menſchlichen Charakters doch überall der gleiche bleibt. So z. B. herrſcht in Nikko, dem japaniſchen Mariazell, im Weſen das gleiche Leben und Treiben wie in jedem europäiſchen Wallfahrtsorte. Vor allem zeigt ſich der Charakter der Pilger ganz wie bei uns, ſei es beim ſtrengen Altgläubigen im weißen Überwurf und mit dem koniſch geformten Strohhut, ſei es beim Gebildeteren mit dem Korkhelm und den in Japan leider, wie es ſcheint, berechtigterweiſe häufig getragenen blauen Brillen. So gering, eigentlich verſchwindend klein das Gepäck iſt, welches der Wallfahrer mitbringt, ſo groß iſt jedoch die Leicht-

gläubigkeit, die er mit sich führt. Man sieht ihn ebenso in weihungsvoller Stimmung dem Führer lauschen, der ihm unter anderen Merkwürdigkeiten auch den Schädel des



Nikko. Grabmal des Shoguns Iyeyasu.

Iyeyasu aus dessen Knabenzeit vorweist, wie er den gewinnlüchtigen Überredungen der zahlreichen Amulettverkäufer zum Opfer fällt, die neben den Tempeln ihr einträgliches Geschäft betreiben. Auch die Gastwirte in Nikko erfreuen sich des gleichen Rufes, wie jene in unseren vielbesuchten Wallfahrtsorten, so daß die Empfehlung, welche ein

Franzose dem besten derselben gab: „on n'y plume que les poulets“ — als eine ganz außergewöhnlich gute bezeichnet werden muß. Und dann all die unzähligen Läden mit Andenken, Holzschneidereien, grellgemalten Bildern der Tempel und Naturschönheiten oder Souvenirs de Nikko in Form von Photographie-Albums, für welche selbst der ärmste Wallfahrer noch Geld findet, um sie als Beleg seinen staunenden Zuhörern vorzuweisen, wenn er bei der Rückkehr von den Wundern Nikkos erzählt. Auch an Vergnügungen fehlt es in Nikko nicht. Fühlt doch der japanische Pilger gleich dem europäischen Wallfahrer das Bedürfnis, nachdem er mehr als andere andächtig gewesen, sich auch irdische Zerstreuungen zu gönnen.

### Yokoska—Mijanoshta.

Ein zweiter Ausflug hatte die westlich von Yokohama gegen den Fudjijama gelegenen Gegenden zum Ziele. Zum Theile noch innerhalb des dem Fremden ohne Pass zugänglichen Vertragsgebietes von Yokohama gelegen, ist dies ein von europäischen Touristen häufig besuchtes Terrain, umsomehr, als die Naturschönheiten des gebirgigen Theiles ihm mit Recht den Namen „japanische Schweiz“ eingebracht haben.

Vorerst fuhren wir mit einer Dampfbaraffe nach dem 10 Meilen südlich von Yokohama gelegenen Yokoska, dem Hauptkriegshafen und Seearsenal Japans. Es wehte heftig, die See gieng ziemlich hoch und brandete tosend an der theils schroff abfallenden, theils flach verlaufenden, durchgehends aber schön grünen Küste. In der geräumigen, von bewaldeten Hügeln eingerahmten Bucht von Yokoska war es ganz ruhig. Wir dampften zwischen einigen scheinbar recht gut gehaltenen Corvetten, dann längs des Torpedo-Etablißements und der Matrosenkaserne dem Arsendale zu, welches am Ende der Bucht liegt. Der erste Blick auf das Etablißement und die in dessen Nähe vertäuten Schulschiffe und Schiffe in Ausrüstung zeigt uns, daß bei Beurtheilung derselben anstandslos ein europäischer Maßstab angewendet werden kann.

Vom Stabschef des Hafenadmirales empfangen, wurden wir, wie gewöhnlich, vorerst zu einer kleinen Stärkung in die elegant europäisch eingerichteten Räumlichkeiten des Admiralats geführt. Die Spitzen der einzelnen Departements, theils englisch, theils französisch sprechende Ingenieure, fanden sich hier ein, endlich auch Admiral Vicomte Nakamuta, ein verhältnismäßig junger, energisch aussehender Mann, den die japanische Marineuniform — sie gleicht fast ganz der englischen — ausgezeichnet kleidet. Der Rundgang durch das Arsenal bestärkte den ersten empfangenen Eindruck. Dasselbe, von Haus aus gut angelegt, entspricht allen Anforderungen, welche man heutzutage an ein solches Etablißement stellt. Auf den gedeckten Stapeln waren mehrere Eisenschiffe, darunter ein großes Panzerschiff, im Bau; letzteres, wie der Chef-Ingenieur betonte, unserer „Kronprinzessin Stefanie“ sehr ähnlich.<sup>1)</sup> Überhaupt zeigten mehrere der uns begleitenden Herren eine erstaunliche Vertrautheit mit unserem

<sup>1)</sup> Die japanische Kriegsflotte zählt gegenwärtig 11 größere Panzerschiffe, ebensoviele Kreuzer, fobann mehrere Kanonenboote und Torpedofahrzeuge.

Flottenmateriale. Einer der drei großen Trockendocks wurde gerade zur Aufnahme des englischen Admiralschiffes „Audacious“ vorbereitet. In den Werkstätten herrschte, bei dem löblichen Bestreben, alles im Inlande zu erzeugen und sich möglichst vom Auslande unabhängig zu machen, große Rührigkeit. Die Maschinen sämtlicher im Bau begriffenen Schiffe werden im Arsenal selbst hergestellt, ja sogar Ankerketten daselbst erzeugt. Wenn man bedenkt, dass noch viele Flotten Europas ihre Ketten aus England beziehen, und sich andererseits vor Augen hält, dass noch vor 20 Jahren die vorsündflutliche Djunke das größte Werk der Schiffbaukunst Japans vorstellte, so muss man der Energie und Geschicklichkeit der modernen Japaner alle Achtung zollen. Im Arsenal befinden sich auch verschiedene Schulen zur Heranbildung von Maschinisten, Arbeitern u. s. w. In einer derselben wurde eben Prüfung abgehalten, und der Admiral lud uns ein, derselben beizuwohnen. Es war ein Schiffbau-Vorarbeiter, der seine Befähigung zum Werkführer darzuthun hatte. Eine strenge Commission von Ingenieuren saß zu Gericht. Nachdem der arme Delinquent seine Frage gezogen hatte, machte er sich daran, auf der schwarzen Tafel das ihm zugefallene Problem aus der ebenen Trigonometrie zu lösen. Ein ungewohnter Anblick; das altbekannte rechtwinkelige Dreieck in Verbindung mit japanischen Buchstaben. Wenn auch mancher Schweißtropfen perlte, bevor die Lösung gefunden war, so hätte ich doch gewünscht, dass diejenigen, welche die wahrhaft bewundernswerten Anstrengungen der Japaner vornehm belächeln und als geistlose Imitation abfertigen, sich dies angesehen hätten. In manchen Staaten Europas dürfte man zur Erlangung der gleichen Stelle nicht die gleich hohen theoretischen Anforderungen stellen. Und nicht in diesen Anforderungen allein, sondern vielmehr in dem dadurch gelieferten Beweis, dass das moderne Schulwesen sich in Japan bereits eingelebt hat, liegt das Staunenswerte.

Da der Besuch des Arsenalles früher als vermuthet zu Ende war, wurde noch, um die Zeit bis zum Frühstück auszufüllen, eines der im Hafen befindlichen Schiffe besucht. Die Schnelligkeit, mit welcher das mit Signal herbeigerufene Boot bereitgestellt wurde, die wahrhaft tadellose Kleidung der Matrosen — gleich jener der Officiere nach englischem Vorbilde — die gute innere Haltung des Schiffes, das rasch und mit Genauigkeit ausgeführte Kanonenercieren ließen erkennen, dass der Dienst an Bord sehr gut geleitet wird. Nachdem uns der lebenswürdige Admiral noch den Beweis geliefert, dass selbst was die Kochkunst anbelangt, Yokoska vollkommen auf der Höhe der Zeit steht, verließen wir dasselbe, um nach Kanafawa zu fahren. Von dort aus ist nämlich die alte Heeresstraße, der Tokaido, leichter zu erreichen, als über die steilen Hügel, welche Yokoska umgeben.

Hefige Stöße weckten uns aus dem Nachmittagschläfen, in welches uns die starken Rollbewegungen der Dampfbarasse eingekullt hatten. In dem Bestreben, uns möglichst nahe der Ortschaft zu landen, war das Boot bei der Einfahrt in die seichte Bucht von Kanafawa aufgefahren. Ein prachtvolles Bild, die mächtigen Koller, welche sich rings um uns mit donnerndem Geräusch brachen und in eine weiße, schäumende



63\*

Nikko. Das Karamon im Jhejafu-Tempel.



Gischt übergiengen; dazu ein lachend üppiggrünes Ufer mit netten Häusern und unweit davon eines jener malerischen, schroffen Felseneilande mit reichem Baumwuchse auf dem Gipfel, wie sie an der japanischen Küste so häufig anzutreffen sind. Ein Flachboot nahm uns auf und brachte uns nur etwas durchnäst, sonst aber unverfehrt ans Land. Auch der Dampfbarkeffe gelang es bald darauf, sich aus der bedenklichen Lage zu ziehen, in welche sie durch die zu große Liebenswürdigkeit ihres Führers gerathen war.

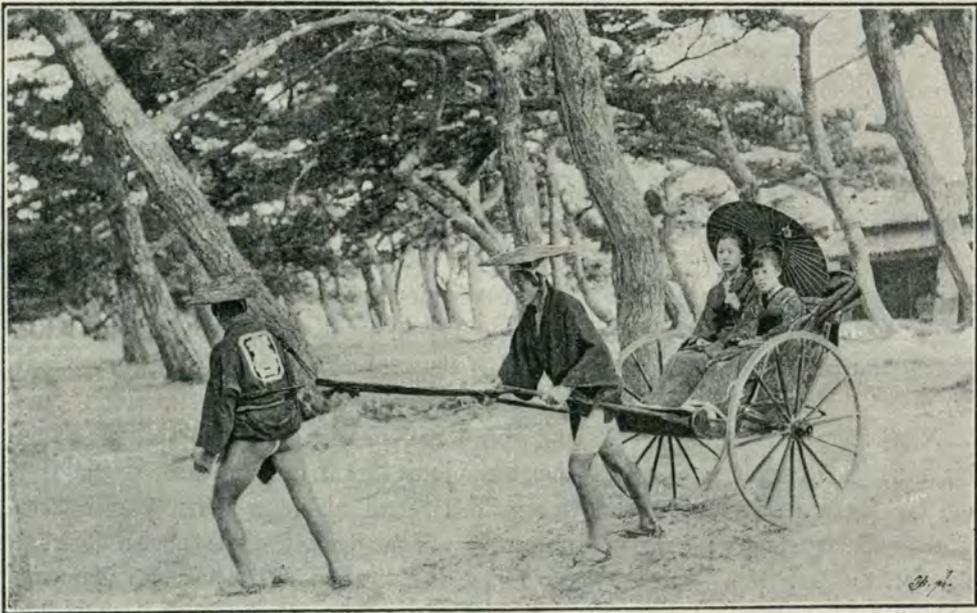
Für uns begann aber jetzt die Arbeit. Wir waren hier ganz allein, inmitten der neugierig uns umringenden Bevölkerung des Fischerdörchens, der Sprache bis auf wenige Brocken unkundig. Doch mit Hilfe unserer japanischen Conversationsbücher und der raschen Auffassung der guten Leute, saßen wir nach manchem Mißverständnisse und vielem Lachen bald in unseren Djinrikshas, und fort gieng es über den holperigen Pfad. Eine höchst anmuthige Scenerie umgab uns. Reizendes Grün überall; wohlgepflegte Felder, meist mit Reis bebaut, die Hügel bewaldet oder mit langem Gras bewachsen, das durch den Wind bewegt, die wunderlichsten Wellenlinien bildete. Zwischen den dunkelgrünen Nadelhölzern mitunter lichtgrüne Bambusgruppen, in den Gärten der Landhäuser ein reicher Blumenflor, darunter riesige Päonien und schöne Camelien, hie und da auch Fächerpalmen und andere tropische Gewächse. Bald war der Tokaido erreicht, doch war damit das Hindernisnehmen mit unseren Djinrikshas noch nicht zu Ende. Das Communicationswesen im alten Japan war wohl schlecht bestellt, nach dem Zustand zu schließen, in welchem sich noch kürzlich diese häufig benutzte Verkehrsader befunden haben muß. Dafür entwickelt man aber jetzt in diesem wichtigen Fache die größte Rührigkeit; wo man hinkommt, findet man Brücken und Straßen im Bau. Auch der Tokaido wird jetzt ausgebeffert, allein die neue Schotterung erweist sich für die Djinrikshas womöglich noch ungünstiger als die früheren Gruben. Jeden Augenblick mußten unsere wackeren Läufer neue Strohbandalen anlegen; auch ist die Straße mit weggeworfenen Sandalen förmlich gepflastert. Doch dies störte die gute Laune der Leute nicht, welche sich übrigens, das Auge der Obrigkeit ferne wissend, bis auf einen kleinen Lendenschuß ihrer Kleider entledigt hatten.

Die zahlreichen Dörfer, die wir passierten, zeigten deutlich, daß wir uns in einer von Europäern häufig besuchten Gegend befanden. Kein freundliches, silberhelles „Ohajo!“ mehr seitens der durch die Wagencolonne von ihren Spielen aufgeschreckten Kinderschar, ja selbst ein von uns ausgehender Gruß an die neugierig aufsehenden Erwachsenen wurde kaum erwidert. Abstoßende, herrische Arroganz war oft die Erwiderung auf Höflichkeitsbezeugungen gewesen, darum werden diese nicht mehr an die groben Ausländer verschwendet. In dieser Richtung, sowie in manch anderer hat sich der Verkehr mit Europäern für die niederen Classen Japans nicht vortheilhaft erwiesen.

Endlich war die Landzunge, welche die Bucht von Tokio von jener von Odawara trennt, überschritten; wir spürten wieder frische Seeluft. Bald sah man den flachen

Strand mit einer herrlichen Oceanbrandung und innerhalb eines Haines von durch den Wind gebeugten Föhren das Hotel von Kamakura, mit Seebäder gebrauchenden Sommerfrischlern aus Yokohama überfüllt.

Trotz eines feinen, durchdringenden Regens giengen wir gleich an die Erfüllung unserer Touristenpflicht. Kamakura, jetzt bloß aus mehreren elenden Weilern bestehend, hat nämlich eine geschichtliche Wichtigkeit. Durch mehrere Jahrhunderte Hauptstadt des östlichen Japan und Sitz der mächtigen Minamotofamilie, zählte es unter dem berühmten Yoritomo<sup>1)</sup> über 200.000 Einwohner. Zahlreiche Tempel und Gräber, in den Falten des lieblichen Hügellandes versteckt, sind noch Zeugen einer glänzenden



Djinritscha mit Vorspann.

Vergangenheit. Vor allem erregt natürlich der Daibuts, eine große Bronzestatue Buddhas, die Aufmerksamkeit. Abgesehen von den bedeutenden Dimensionen — die Länge eines Auges beträgt 1 Meter, jene der Ohren 2 Meter, und trotz der sitzenden Lage, in welcher der Gott dargestellt ist, hat er eine Höhe von 16 Meter — verdient das Standbild auch wegen des gelungenen Gesichtsausdruckes tiefen Sinnens hervorgehoben zu werden. Die aus einzelnen Gußstücken zusammengelöthete Figur ist hohl,

<sup>1)</sup> Unter dem Namen Tai-Schogun (großer General), abgekürzt Taifun, bekannter, durch sein außergewöhnliches Feldherrntalent, sowie auch als Gesetzgeber berühmter Schogun. In Japan geht die Sage, daß der nicht minder militärisch tüchtige Bruder Yoritomos, Yidemischo, welcher sich wegen politischer Umtriebe auf das asiatische Festland flüchten mußte, mit dem gefürchteten Djingisthan identisch sei.

was sich japanische und europäische Reiselats zunutze machten, um die Innenseite reichlich zu beschreiben. Überhaupt muß diese Monstrestatue häufig besucht werden, was sich aus dem Umstande schließen läßt, daß es die Bonzen daselbst einträglich genug gefunden haben, sich einen photographischen Apparat anzuschaffen, um die Besucher, auf den Händen Buddhas sitzend oder in seinem Schoße ruhend, aufzunehmen.

Der schön gelegene Tempel des Hatshiman, sowie der sechs Jahrhunderte alte Tempel von Kentschoji hatten für uns nach den Herrlichkeiten Nikkos keinen Reiz; wir machten uns daher bald auf den Weg, um noch vor Einbruch der Finsternis das Wallfahrer-Eiland Enoschima zu erreichen. Der Weg führte theils längs des Strandes, theils über kleine, üppig bewachsene Hügel; überall hatten wir jedoch einen schönen Ausblick auf die vom heftigen Winde mächtig bewegte See und die schäumende Brandung. Endlich waren wir an dem Punkte angelangt, wo eine kleine Mehrung die Insel mit dem Festlande verbindet. Allein infolge des hohen Seeganges war keine Möglichkeit vorhanden, sei es zu Fuß, sei es mittels eines Bootes, auf die Insel zu gelangen. Ja diese selbst, obwohl kaum eine halbe Seemeile vom Strande entfernt, war durch die heftig aufspritzende Gischt und den mitunter dichten Regen manchmal unseren Blicken gänzlich entzogen. Hingegen bot die imposante Brandung einen Anblick, an welchem man sich nicht satt sehen konnte und der wohl des Pinsels eines Bachhuyjen würdig gewesen wäre.

Ein recht gutes Diner in Gesellschaft näselnder Amerikaner, eine Nacht, während welcher das Heulen des Windes und das Prasseln niederströmenden Regens sich zu einem Concerte vereinigten, welches sich bei dem Gedanken, jetzt nicht in See zu sein, ganz behaglich anhörte, eine Djinrikshafahrt, zum Theil durch halbüberschwemmte Felder, und wir waren in Fudjijawa. Hier bestiegen wir den Zug der Tokaidobahn, welcher uns gegen Mittag nach Kozdu, der gegenwärtigen Endstation dieser Linie, brachte. Mittlerweile hatte sich der Himmel aufgeheitert. Die Bergkette des Hakonegebirges in allen Schattierungen von Grün lag vor uns, ja manchmal zeigten sich die Umrisse des mächtigen Fudjijama. Die glatte, nur mehr von einer leichten Brise gekräuselte See, mit zahllosen Segeln bedeckt und im hellen Sonnenschein erglänzend, bot im grellen Gegensatz zum vergangenen Tag ein anmuthig friedliches Bild. Der Eisenbahnwaggon wurde mit einem Postkarren vertauscht. Wir fuhren zumeist längs des Strandes über wohlbebautes, von vielen Flüssen durchzogenes Flachland, endlich nach Passirung des langgestreckten, durch seine Zeugwebereien berühmten Odawara, längs des wildbachartigen Hajagawa landeinwärts. Eine herrliche Scenerie; steile Berglehnen, mit Kryptomerien, Kiefern und Bambus bewachsen, dazwischen der sich durch mächtige Felsblöcke zwingende, schäumende Fluß. Die Dürftigkeit der Hütten in den Dörfern ließ auf eine arme Bevölkerung schließen. Dagegen mehrten sich anmuthige Villen, und bei Numoto, wo man den Fluß überschreitet, wähnt man sich bei dem Anblicke der netten, an die Berge angebauten Hotels in die Schweiz versetzt.

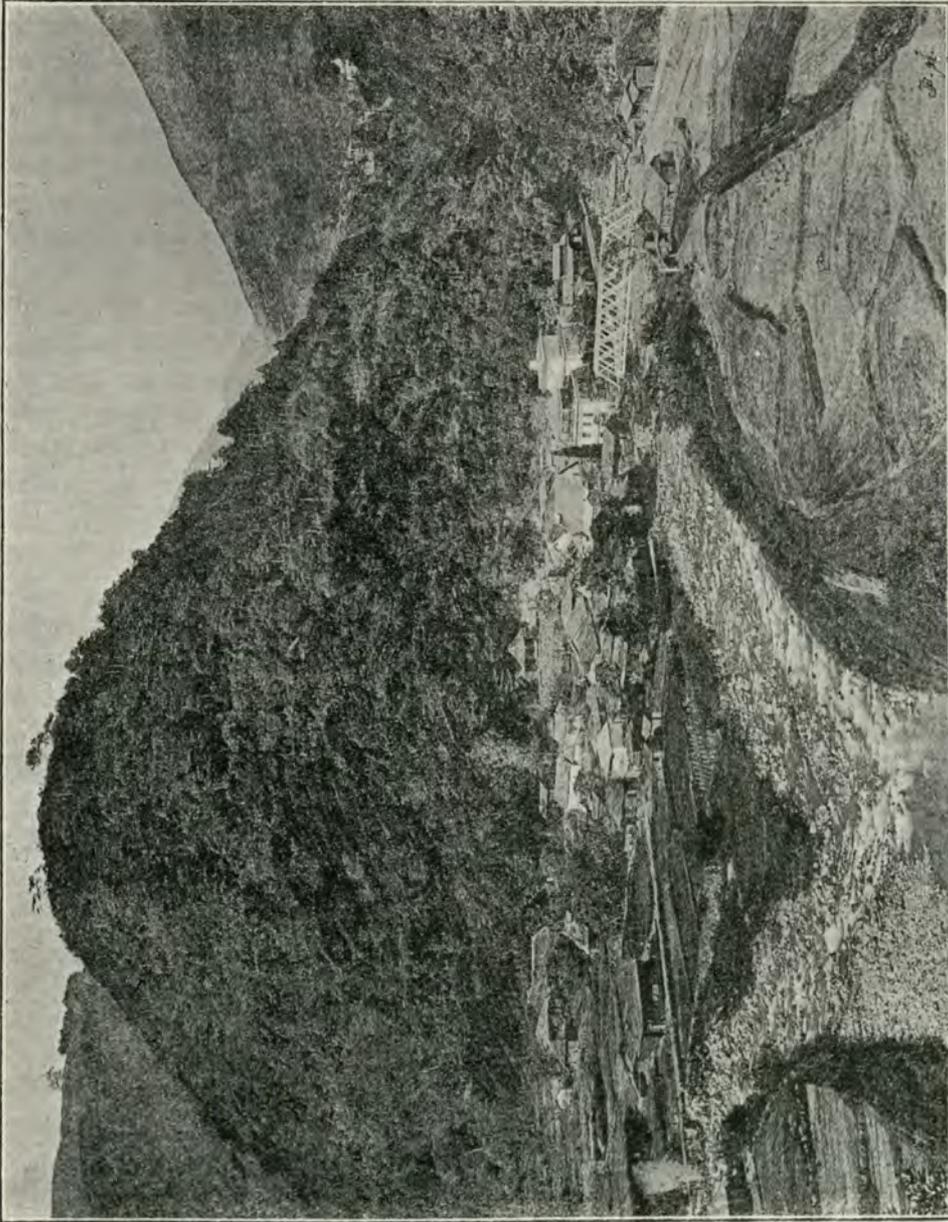
Von hier bis nach Mijanoschtsa bietet sich längs der engen Klamm mit jeder Wendung des Weges ein neues, anmuthiges Bild. Wasserfälle in allen Formen führen dem Strome Nahrung zu; an jedem schönen Punkte steht ein kokettes Theehaus, und überall sehen wir reichen Baumwuchs in allen Nuancen von Grün. Endlich zeigte sich Mijanoschtsa, wo auf einer scheinbar die Klause schließenden Wand zwei schöne, große Hotels oberhalb mehrerer Holzarbeiterhütten thronen.

Wir wählten das japanische Naraya-Hotel, welches übrigens für Ausländer auch europäisch eingerichtete Zimmer besitzt. Im schönen, ganz im japanischen Stile gehaltenen Garten sahen wir viele Curgäste. Mijanoschtsa besitzt nämlich, wie alle Orte dieser Gegend, heiße Quellen, denen eine große Heilkraft für rheumatische Leiden zugesprochen wird. Außerdem herrscht hier selbst im Hochsommer eine angenehme Temperatur, was, verbunden mit der herrlichen Gegend, Mijanoschtsa zu einem beliebten Sommeraufenthalt für Japaner und die in China und Japan lebenden Europäer macht.

Wir benutzten die Gelegenheit, um ein Bad zu nehmen. Nichts appetitlicher, als ein japanisches Bad, wie ein solches in jedem Theehause oder Hotel zu finden ist. Die ganze Einrichtung ist aus Holz erzeugt, von der Badewanne bis zum kleinen Schöpflöffel, aber seltsamerweise glaubt man noch ganz neue, unbenutzte Gegenstände vor sich zu haben, und nirgends zeigt sich eine Spur von Fäulnis; wahrscheinlich ist dies dem Harzgehalte des Holzes zuzuschreiben. Der Japaner liebt sehr heißes Badewasser, dem er sich kurze Zeit anvertraut, um sich dann mit kaltem Wasser zu übergießen. Auch pflegt er sich vor dem heißen Bade gründlich zu waschen, was den Gebrauch, daß in den Dorshotels das heiße Wasser der Reihe nach von allen Gästen benutzt wird, weniger anstößig erscheinen läßt. Überhaupt ist der Reinlichkeits Sinn eine allen Japanern gemeinsame Eigenschaft. Jeder Japaner, ob hoch oder niedrig, nimmt täglich ein Bad, sei es in der eigenen Wohnung, in einem der häufig anzutreffenden öffentlichen Bäder oder, wie es die Unbemittelten thun und wie man es des Abends in den Dörfern und ärmeren Stadtvierteln sehen kann, in einem Kübel auf offener Straße. Letzteres, sowie die Badeanstalten, in welchen die Abtheilung für Männer von jener für die Frauen nur formell getrennt ist, widerspricht wohl unseren Begriffen von Anstand. Doch bei dem Japaner der unteren Classen, welcher von Jugend auf seine Mutter und Schwester während des Sommers mit entblößtem Oberleibe sieht, erregt dies keinen Anstoß und ist auch nicht Anlaß zu der geringsten Unzukömmlichkeit. Anstand ist eben ein relativer Begriff.

Ein über alle Beschreibung schöner Mondaufgang, gerade zwischen den beiden die Klause bildenden Bergwänden, der das japanische Publicum bis zur letzten Nejan und den Kulis in Entzücken versetzte, beschloß würdig die uns während dieses Tages gebotenen Naturgenüsse. Ungern schieden wir bereits am nächsten Morgen von dem herrlichen Mijanoschtsa, um nach Yokohama zurückzukehren. — Der Zeitpunkt des Auslaufens war nahegerückt. Mit Bedauern giengen wir daran, Abschied von

den eben erst erworbenen lieben Freunden und Bekannten zu nehmen. Auch trat jetzt



Mumoto, Badeort am Eingange des Thales von Mijanoschtsa.

das Einkaufsfieber in verstärktem Maße auf.

Japan und speciell Yokohama ist so recht das Eldorado für Curiositätenjammler. Da gibt es Bronzen, Cloisonnés, Porzellan, Lackwaren und Schnitzereien, Seidenzeug  
Sedina, An Asiens Küsten zc.

und Stickerien, um den Standhaftesten in Versuchung zu führen. Allerdings sind wirklich gute und schöne Stücke auch in Japan theuer und selten, während hauptsächlich nur das für den sogenannten europäischen Geschmack bestimmte Nachwerk verhältnismäßig billig zu haben ist.<sup>1)</sup> Bei alledem muß man jedoch zugeben, daß die meisten japanischen Erzeugnisse, selbst wenn sie flüchtig ausgeführt sind, geschmackvoll genannt werden müssen, und sich dadurch vortheilhaft von der im Detail zumeist sorgfamer hergestellten chinesischen Ware gleichen Schlages unterscheiden. Ganz besonders muß man die nie versagende Einbildungskraft in der Wahl der Decorationsmotive bewundern; desgleichen tritt auch bei vielen Kunstgegenständen ein getreues Ablauschen der Natur zu Tage.

Mit einem reizenden Gartenfest bei Herrn und Frau v. Kreitner, woselbst sich die Spitzen Yokohamas zusammenfanden, beschlossen wir den Aufenthalt im Haupthafen Japans. Es gieng damit ein Zeitabschnitt zu Ende, der durch die Fülle des Interessanten und Schönen, das uns während desselben geboten wurde, und durch die außerordentliche Herzlichkeit, mit der uns sowohl Japaner, als unsere Landsleute und selbst Fremde entgegengekommen waren, zu den angenehmsten der ganzen Reise zählte.

Am 28. Juli des Morgens, nachdem sich noch unsere Freunde zum Abschied an Bord eingefunden, dampfte die „Fasana“ aus dem Hafen.

Schon im Hafen blies es ganz frisch aus Ost. Als wir jedoch in die offene See kamen, nahm der Wind noch bedeutend zu; auch stellte sich eine heftig bewegte See ein. In steifen Böen gieng der Wind nach Südost über, das Barometer fiel, und somit lag die Vermuthung nahe, daß wir es mit einem Wirbelsturm zu thun hatten, der von Südwest heraufzog. Dementsprechend wurde die Takelage sturmgemäß hergerichtet, und das Schiff unter Dampf mit Gaffelsegeln beigelegt. Obwohl der Wind am nächsten Tage noch weiter drehte und gleich heftig wehte, auch die See eine achtunggebietende Höhe erreichte, so daß das Schiff mitunter bis auf 35° nach Lee überholte, so zeigte das Verhalten des Barometers doch, daß die Befürchtung bezüglich eines Taifuns unbegründet war und nur ein stürmischer Windwechsel vorlag. Es wurde daher die Fahrt wieder aufgenommen. Am 30. Juli suchten wir den Hafen von Dschima auf, um klares Wetter abzuwarten, da bei dem strömenden Regen das Ansegeln des Ki-Canales nicht rätlich erschien.

Ein großartiges Bild bot die kleine Insel Dschima dar, welche, an der südlichen Spitze der Ki-Halbinsel gelegen, den häufig besuchten Zufluchts-hafen gleichen Namens

<sup>1)</sup> Die Wohlfeilheit der japanischen Industrieerzeugnisse ist aus den Lohnverhältnissen erklärlich. Ein Fabrikarbeiter erhält je nach der Geschicklichkeit 40 bis 80 kr. täglichen Lohn; Weber, der Mann 9 fl., die Frau 6 fl. monatlich, aber hierzu die Verpflegung. Geradezu lächerlich gering nach europäischen Begriffen ist die Entlohnung der Landarbeiter; durchschnittlich erhält ein Mann 4 fl., eine Frau 2½ fl. monatlich und die Verpflegung. Das Dienstpersonale erhält oft noch geringeren Lohn.

dieser von Stürmen oft heimgesuchten Meeresgegend bildet. Tausend brandeten die ungeheueren Wellen an dem schwarzen Felsen, so daß die weiße Gischt thurmhoch an demselben emporspritzte und den netten weißen Leuchtturm zu erreichen drohte. Letzterer, von Pinushainen und saftigen Wiesen umgeben, blickte im Gegensatz zu dem grimmigem Kampf der Elemente dem Ankommenden freundlich entgegen. Mit einem gewissen Unbehagen sieht man das große Schiff, von der See wie ein Spielzeug hin und her geworfen, in unmittelbarer Nähe der Brandung; doch nur zwei-, dreimal überholt es derart, daß die Boote ins Wasser tauchen, und dann schießt es pfeilschnell durch die enge Einfahrt. In Deckung der Insel gelangt, befindet es sich fast in Wind- und Seestille und setzt ruhig, als ob es nicht anders sein könnte, seinen Weg zu dem von äußerst malerischen, kantigen Felsen umrahmten Ankerplaz fort. Hier fanden wir eine ganze Flotte von kleinen und größeren Seglern vor, welche ebenfalls im Hafen Zuflucht gesucht. Darunter gewahrte man einige sehr schöne Dreimastschoner, der beliebteste Seglertypus des modernen Japan. Die alte Djunke ist nämlich auf den Aussterbe-Glat gesetzt. Wie alles in Japan, so wurde auch der Bau der Handelsschiffe gründlich modernisiert. Man ließ die besten Pläne von größeren und kleineren Segelschiffen aus Amerika und England kommen, und wählte die für die Küstenverhältnisse Japans entsprechendsten Typen aus. Diese wurden als Muster festgesetzt, nach welchen alle Neubauten vorgenommen werden müssen. Daher besitzt die neue Handelsflotte Japans sehr hübsche und seetüchtige Schiffe, entsprechend dem nun auch nach außen gerichteten Unternehmungsgeiste, während eben die Bauart der Djunken derart festgestellt war, um das Verlassen der Küstengewässer absolut unthunlich zu machen.<sup>1)</sup>

Der kleine Ort Dschima nimmt sich von See ganz malerisch aus, bei näherer Betrachtung jedoch erweist er sich nur als ein sehr ärmliches Fischerdorf. Sowohl die Häuser, als auch deren Bewohner zeigen wenig von der Reinlichkeit und Nettigkeit, welche japanische Niederlassungen gemeinhin kennzeichnen. Doch befindet sich hier ein recht hübscher Tempel; auch soll der Leuchtturm, dessen Leuchtapparat wegen der häufigen Erdbeben auf Kugeln frei ruhend installiert ist, sehenswert sein. Selbst hier in diesem kaum einige hundert Einwohner zählenden Städtchen scheint, wie überall in Japan, eine peinliche Ordnung zu herrschen. Gleich nach dem Einlaufen des Schiffes stellten sich der Ortsvorstand und der Chef der Polizei an Bord ein, um das Schiffs-Constitut aufzunehmen und ihre Dienste anzubieten, was angesichts des schlechten Wetters vortheilhaft auffiel. Nach eintägigem Aufenthalte, als sich das Wetter gebessert hatte, setzte die „Fasana“ ihre Fahrt nach Kobé fort.

<sup>1)</sup> Die japanische Handelsmarine zählte 1886: 461 Dampfer mit 59.600 Tonnen Gehalt und 15.180 Pferdekraften, 509 moderne Segler mit 53.000 Tonnen Gehalt und ungefähr 17.000 altartige Segler mit 500.000 Tonnen. Dabei sind die zahlreichen Fahrzeuge und Boote unter 10 Tonnen Gehalt nicht gerechnet.

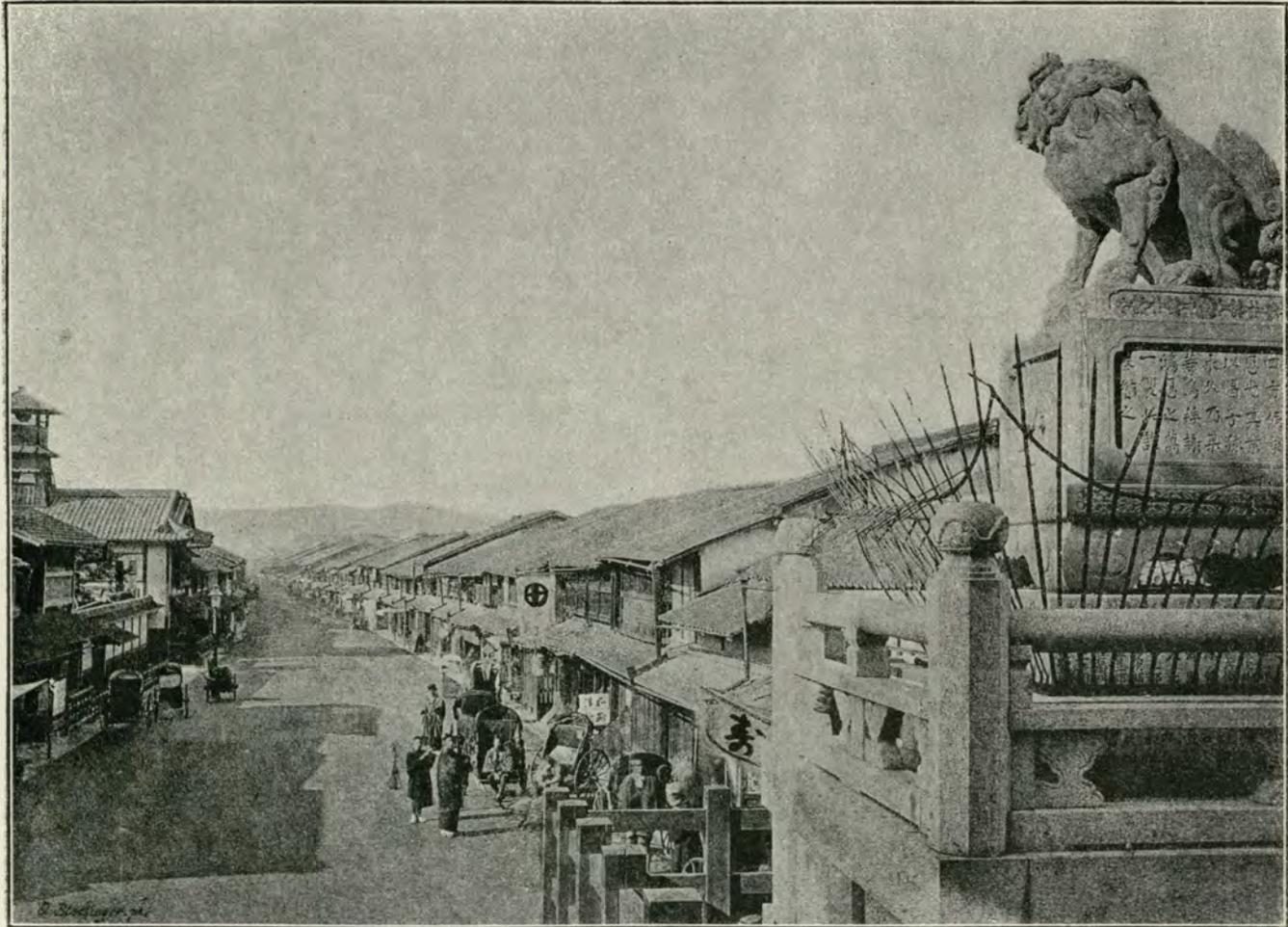
## Capitel XX.

### Kobé—Kioto—Nara—Osaka.

Kein Licht ohne Schatten, und wo es Schattenseiten gibt, kommen die Lichtseiten erst recht zur Geltung. So auch im Seeleben. Die eben vergangenen stürmischen Tage gehörten nicht zu den angenehmsten. Auf dem von der See heftig herumgeworfenen Schiffe war kein trockenes Plätzchen zu finden, beim Essen und Trinken gab es mancherlei Hindernisse, und auch das Schlafen war mit Schwierigkeiten verbunden. Selbst der Seegewohnte konnte nur mühselig seiner gewöhnlichen Beschäftigung nachgehen, während manch bleicher Jüngling in den abgesperrten, schwülen und dunstigen unteren Räumlichkeiten sich kagenjämmerlichen Betrachtungen über das Seeleben hingab, die allerdings mit den späteren enthusiastischen Schilderungen im Kreise der unter Grufeln lauschenden Angehörigen wenig übereinstimmten. Nach diesen Strapazen fesselte umso mehr das freundliche Bild, das sich eröffnete, als wir am 1. August des Nachmittags im Hafen von Kobé vor Anker giengen.

Einerseits das europäisierte Kobé, daran anschließend das unverfälscht japanische Hiogo mit seinem mittelalterlichen Leuchthurm, hinter beiden Orten hohe Berge, am Fuße dicht bewachsen, und im Vordergrund ein ungemein reges Hafenleben. Dazu heller Sonnenschein und ein lachender blauer Himmel.

Rasch waren all die Unbilben und das Ungemach der letzten Tage vergessen, man freute sich wieder das Land zu betreten, und es setzte sich auch sofort eine Gesellschaft zu einem Ausfluge nach Kioto, der alten Mikadostadt, in Bewegung. Bald waren wir wieder in Djinrifschas placiert und durchstreiften die Hauptstraßen Kobés, um die Zeit bis zur Abfahrt des Eisenbahnzuges auszufüllen. Im allgemeinen bietet Kobé mit Hiogo ein ähnliches Bild wie Yokohama. Die gleiche Regelmäßigkeit und eintönige Ordnung im menschenleeren europäischen Theile, das gleiche Häusergewirre mit ameisenhaftem Menschengewühl im japanischen Viertel. Doch sind die englischen



Strasse in Kioto.



Ausschriften hier seltener, die europäische Tracht minder häufig, der ganze Menschenschlag dunkler, das Leben und Treiben abends bei der reichen Lampenbeleuchtung fesselnder. Auch auf dem Bahnhofe wurde man durch den Umstand, daß an Europäer Billette nach Kioto nur gegen Vorweisung des Passes verabsolgt wurden, daran gemahnt, daß man sich an der Grenze des den Europäern nur beschränkt zugänglichen Theiles von Japan befinde.

Um 8 Uhr setzte sich der gedrängt gefüllte Zug in Bewegung. Fort gieng es in das trotz des Sternenhimmels in tiefe Dunkelheit gehüllte Land. Verstärktes Geräusch der Räder zu Anfang der Fahrt verrieth, daß wir einige Terraineinschnitte passierten, dann gieng es in gerader Linie in der Ebene dahin. Unwillkürlich wendeten sich die Gedanken heimwärts; ist ja doch mehr oder minder jede Eisenbahnfahrt des Seemannes in der Heimat im Zusammenhange mit Urlaub und mit einem Wiedersehen der Lieben. Und die weite schwarze Fläche mit den undeutlichen Umrissen der sie begrenzenden Berge, hie und da die Lichter eines fernen Dorfes, das Zirpen der Cicaden, sowie die elektrische Klingel in den Stationen ließen eine solche Vorstellung ganz gut aufkommen. Das fremdartige Stimmengewirre des Menschenstromes, welcher in Osaka den Eisenbahnzug verließ, und das Geklapper der Getas (Holzschuhe) riefen uns allerdings rasch wieder in das von der Heimat so weit entfernte Japan zurück. Nach einer weiteren Stunde Fahrt befanden wir uns in dem mysteriösen Kioto, dem Moskau Japans.

Eigenthümlich zeigte sich der Ort bei unserer Einfahrt jedenfalls. Anfänglich fahren wir durch lange, dürrig beleuchtete Straßen, zwischen dicht verschlossenen Häusern; nur hie und da begegneten wir einen einzelnen Nachtwandler. Endlich zeigt sich heller Lichtschein. Über eine stark belebte, gut beleuchtete Straße gelangen wir auf die große Brücke über den Kamofluss. Ein wahres Lichtmeer breitet sich hier aus. Nicht bloß die Fronten der Theehäuser am Ufer sind mit Lampen bedeckt, sondern auch bis weit in den Fluss reichen mit bunten Lampen bekränzte Plattformen, auf welchen eine zahlreiche Menge die dort herrschende Kühle genießt und sich an Erfrischungen labt. Es schien fast, als ob ein Laternenfest abgehalten würde.

Durch ein großes, massives Thor und einen mächtigen Tori gelangen wir sodann in einen Tempelhain. Auch hier eine Scene aus 1001 Nacht. Ambulante Verkaufsläden aller Art, bunt beleuchtete Buden mit Ringelstechen, Pfeilschießen, Theehäuser in allen Größen und Formen, dazwischen eine dichtgedrängte fröhliche Menschenmenge aller Altersstufen, in allen denkbaren Farben gekleidet.

Erneut umfängt uns vollste Dunkelheit, vollkommene Ruhe; wir wandeln zwischen dichtem Buschwerke, in welchem nur hie und da ein Leuchtkäferchen Licht verbreitet, steil bergan, bis uns endlich das im Schweizer Stile gebaute, allen Anforderungen der Bequemlichkeit entsprechende Yami-Hotel aufnimmt.

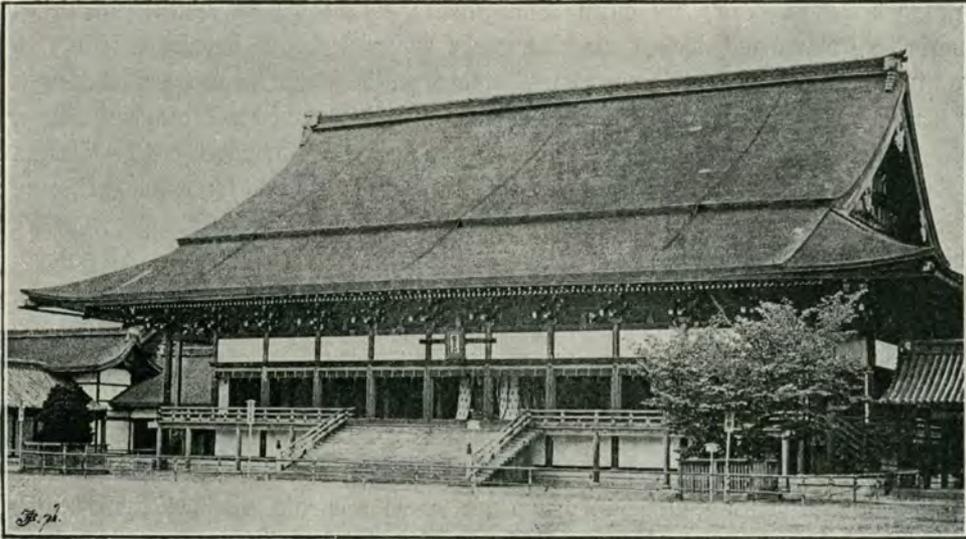
Am nächsten Morgen kamen wir vor allem auf der Veranda des Hotels zusammen, von welcher man einen guten Überblick auf Kioto hat.

Ein gegen Süden offener Ring von schön bewaldeten Hügeln umschließt die bis an das ſüdlich gelegene Meer reichende Ebene an beiden Seiten des Kamofluſſes. Innerhalb dieſes Keſſels befindet ſich die Stadt, deren lange Straßen, nach den Hauptweltrichtungen laufend, einander rechtwinkelig ſchneiden. Die bizarren weißen Thürme des niedrigen Schoguncaſtelles und die den Mikadopalaſt umgebenden Gärten, ſowie hie und da ein großer Tempel bilden die einzige Abwechſelung in dem eintönigen Meere kleiner grauer Holzhäuſer mit ſchwarzen Ziegel- oder Holzdächern. Dagegen ſind die Hügelabhänge, beſonders im Oſten, mit reizenden Hainen und Gärten, mit Tempeln und niedlichen Theehäuſern überſät. Eine eigenthümliche Ruhe liegt über der Stadt, welche trotz ihrer beſcheidenen, an ein Dorf mahnenden Häuser imponiert, ohne daß man ſich eines Grundes hiefür bewußt iſt. Vielleicht iſt die große Rolle, welche Kioſo in der Geſchichte Japans ſpielte, Urſache dieſes Eindruckes. Tauſend Jahre lang der legitime politiſche und unbeſtritten der religiöſe Mittelpunkt des Reiches, hat Kioſo erſt vor 20 Jahren dieſe Rolle an Tokio abgetreten. Doch der altconſervative Japaner ſieht in Kioſo noch immer, gleichwie der Altruſſe in Moskau, das nationale Centrum des Landes. Europäiſche Tracht und Sitte hat, die Beamtenwelt ausgenommen, hier verhältnißmäßig wenig Verbreitung gefunden. Die ſorgſam reingehaltenen Gaſſen bieten wahrſcheinlich das gleiche Bild wie vor Jahrhunderten; allerdings fehlen die bizarren Trachten des Hofadels und die gefährlichen Männer der zwei Schwerter. Dagegen ſieht man hier bei den Männern der wohlhabenden Claſſen noch mitunter das Kamishimo, den kleidsamen, altjapaniſchen, tunicaartigen Überwurf mit eingewebtem Familienwappen. Wagen haben hier noch keinen Eingang gefunden; das Djinriſſcha und das Norimon, eine Art Sänfte, ſind die allein gebräuchlichen Gefährte.

Und doch iſt Kioſo bezüglich des allgemeinen Fortſchrittes durchaus nicht zurückgeblieben. Schon früher der Hauptſitz mancher japaniſchen Industriezweige, ſteht es auch jetzt in der Erzeugung von Seidenwaren, Bronzen und Cloiſonnés, Porzellan- und Lackwaren obenan, und zwar mit Zuhiſfenahme der Errungenschaften europäiſchen Wiſſens. Da gibt es chemiſche und phyſikaliſche Verſuchſtationen, Muſterwebereien, Verſuchsgärten und eine Muſterlandwirthſchaft, ja ſogar eine Anſtalt, in welcher das Schuſterhandwerk ſyſtematiſch gelehrt wird, von den zahlreichen Erziehungsanſtalten gar nicht zu reden. Neben den gewöhnlichen Volks- und höheren Bürgerſchulen, welche ſchon äußerlich durch den verhältnißmäßig prunkvollen Bau die auf ſie verwendete Sorgfalt bekunden, beſtehen Penſionate, in welchen Mädchen zu Hausfrauen herangezogen oder in einem Kunſthandwerk unterrichtet werden, ja es gibt ſogar Anſtalten, in denen man den Geſhas (Tänzerinnen) Anſtand und feine Sitten lehrt.

In der Perſon eines gewiſſen Yamachi, eines früheren Samurais, ſeingebildet und mit würdigem Auftreten, hatten wir bald einen guten Führer und ausgezeichnet engliſch ſprechenden Dolmetſch gefunden. Vorerſt mußte beim Fuſſcho, der Präfectur, die Erlaubnis zur Beſichtigung des Mikadopalaſtes und des Schoguncaſtelles erwirkt werden. Wir hatten da Gelegenheit, einen kleinen Einblick in ein japaniſches Amt

von Bedeutung zu machen. Zum Troste aller jener, die unter der modernen Papier- und Tintenverbrauchswuth in Europa leiden, sei mitgetheilt, dass es im Lande der aufgehenden Sonne in dieser Beziehung nicht besser ist. Da gibt es ebenfalls Actenstücke, Protokolle, Registraturen und Expedite tout comme chez nous. Mehr als ein Duzend Beamter hockten über Acten und registrierten und protokollierten mit peinlicher Sorgfalt und höchst zierlich mit dem Tuschpinsel. Es ist dies wohl keine moderne Errungenschaft, sondern scheint, wie in China, wo jeder Kaufmann den kleinsten Gegenstand, den er verkauft, registriert, auf einer Nationaleigenschaft zu beruhen, welche beiden leitenden Völkern Ostasiens gemeinsam ist. Endlich waren die Erlaubnisscheine gehörig ausgefertigt, vidiert und protokolliert, und wir machten uns auf den Weg.



Kioto. Die Audienzhalle mit dem Thronzelt im Mikadopalaste.

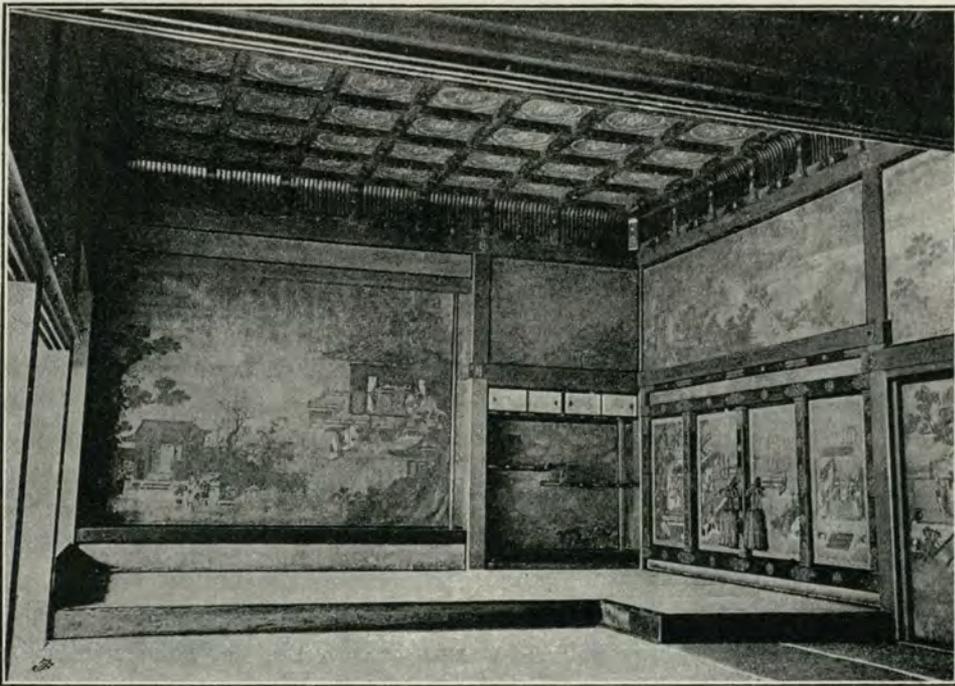
Vorerst begaben wir uns zum Goshjo, dem Mikadopalaste. Hier harrte unser eine kleine Enttäuschung. Das gegenwärtige Gebäude wurde erst im Jahre 1854 gebaut, nachdem das alte Schloß durch einen Brand zerstört worden war. Es knüpfen sich somit streng genommen wenig historische Erinnerungen an dasselbe. Allerdings wurde es genau im alten Stile wieder errichtet, und die bei dem Brande der Mehrzahl nach geretteten Decorationsstücke fanden hierbei Verwendung. Doch auch von dem neuen Gebäude ist schon ein Theil der Modernisierung zum Opfer gefallen. Die zwei äußeren Gebäudereihen, welche früher den Palast umgaben, machten einem Garten Platz, nur das Haus der Kaiserin-Mutter steht noch und dient als Ausstellungsgebäude. Man gelangt daher jetzt direct in das große Mauerviereck, welches seinerzeit das eigentliche Mikadoschloß enthielt. Wir treten durch eines der sechs Thore ein, von denen früher jedes als Eingang für eine bestimmte Rangklasse diente. Vor uns

liegt eine Anzahl niederer, bloß ein Erdgeschofs enthaltender Häuser, die, nach den vier Weltgegenden orientiert, viereckige Höfe bilden, und welchen die hohen Dächer aus der Rinde der Sonnencypresse — ein Privilegium der kaiserlichen Paläste und der Tempel — sowie die geschwärzten hölzernen Außenwände ein düsteres und scheunenartiges Aussehen verleihen. Im Innern der zahllosen Wartegemächer, Säle und Wohnräumlichkeiten finden wir eine ähnliche Einrichtung und Wanddecorationen, wie im neuen kaiserlichen Palaste zu Tokio. Doch haben die Gemälde statt einen Gold- meist Holz- holzhintergrund. Dieses ist besonders in den endlosen Gängen der Fall und erhöht den düsteren Eindruck, welche diese jeder Einrichtung baren Räume hervorrufen. In Audienzsaale befindet sich das berühmte würfelförmige, schwarzgeränderte weiße Zelt mit dem Thronessel des Mikado und zwei Koreaner Bronzetiger als Wächter zu Füßen desselben. Trotz der guten Wandgemälde, welche die 34 chinesischen Weisen vorstellen, macht auch diese Halle einen mehr mysteriösen, als imponanten Eindruck. Achtzehn breite Stufen führen vom Vorplatze zu derselben hinauf. Bei Audienzen nahmen die verschiedenen Hofbediensteten, je nach ihrem Range, auf den Stufen Aufstellung.

Die Privatgemächer des Mikado und der Kaiserin sind reicher als die übrigen Räumlichkeiten ausgestattet. Die Wände sind mit Goldtapeten bedeckt; doch widerstreiten die Menge der Holzstützen, sowie die tief herabreichenden Scheidewände der ohnedies niederen Zimmerdecken unseren Begriffen von Pracht. Eigenthümlich sind die Wandgemälde des Schlafzimmers, welche durchgehends grimmige wilde Thiere darstellen. Sie hatten den Zweck, die bösen Geister fernzuhalten. Im Schlafgemache befindet sich ferner eine kleine Kammer, welche die Kroninsignien: Schwert, Spiegel — als Sinnbild der Sonne — und den heiligen Stein, unserem Reichsapfel entsprechend, enthielt. Ringsum befinden sich Gemächer der Leibwache.

Eine erdrückende Luft von künstlicher Abgeschlossenheit und Mißtrauen liegt über diesem seltsamen Kaiserjchlosse, und wir waren froh, als wir aus demselben in den ausgedehnten Garten gelangten. Dieser enthält künstliche Felspartien, Wasserfälle, Goldfischteiche, sonderbar verkrüppelte Bäume und — bezeichnend — einen erdbebensicheren Pavillon. Welch eigenthümliche Existenz muß doch die eines Mikado gewesen sein! Er durfte sich nicht aus den vier Mauern seines Palastes oder des unweit davon gelegenen Sommerjchlosses entfernen, um nicht sein Ansehen als Abkömmling der Götter zu schädigen. Und wenn er ja in Ausnahmefällen einen Umzug hielt, so geschah dies in einem dicht geschlossenen Wagen. Wehe demjenigen aus dem Volke, der sein Antlitz schaute — er mußte unachtsichtig erblinden! Des Kaisers Fuß durfte nie den nackten Boden berühren; wollte er im Garten lustwandeln, so mußten vorher Matten gelegt werden. In einem der Gemächer sahen wir eine cementierte Fläche, auf welche täglich etwas Erde gestreut wurde, damit er, über dieselbe gebeugt, die rituellen Ahnengebete verrichten könne, ohne selbst den Fuß auf die Erde setzen zu müssen. Seine Gesellschaft war ausschließlich auf den Hofadel beschränkt. Ein Monarch und Gefangener, ein Gott und Slave in einer Person!

Das Nijo, nämlich das Castell mit dem Palaste, welcher letzterer dem Schogun bei seinen periodischen Kundgebungen scheinbarer Unterwürfigkeit zum Aufenthalte diente, sonst aber den Daimio beherbergte, welcher den Mikado zu bewachen hatte, macht einen ganz anderen Eindruck als das Goscho. An und für sich gewähren die japanischen Castelle mit ihren Wassergräben, den grauen Steinwänden und grünen Brustwehren, hinter denen oft mächtige Bäume stehen, und mit ihren mehrstöckigen, weißen, von geschweiften Pagodendächern überdeckten Ecktürmen einen freundlichen Anblick. Welche Pracht herrscht aber in dem der Anlage nach vom Mikadojchlosse wenig ver-



Kioto. Ein Gemach im Nijo.

schiedenen Palaste! Schon das große Eingangsthor mit seinen reichen Schnitzereien und Hautreliefs und den ausnehmend schönen Bronzebeschlägen ist höchst prunkhaft. Das Gleiche gilt von den verhältnismäßig hohen Gemächern, deren Wandgemälde und Lackarbeiten sich mit jenen des neuen kaiserlichen Palastes messen können, ja dieselben sogar übertreffen. Sie rühren von den berühmten Meistern des goldenen Zeitalters japanischer Kunst — des 16. und 17. Jahrhunderts — her. Viele der meist auf Goldgrund gemalten Bilder sind ausnehmend schön. Auffallend ist die bis in das kleinste Detail künstlerische Ausstattung der Wohnräumlichkeiten; jeder Thürknopf für sich ist ein Kunststück. Möglichst auffällig ist überall, wo thunlich, das von einem Ringe umschlossene Kleeblatt, das Wappen der Tokugawas, ersichtlich gemacht. Vom

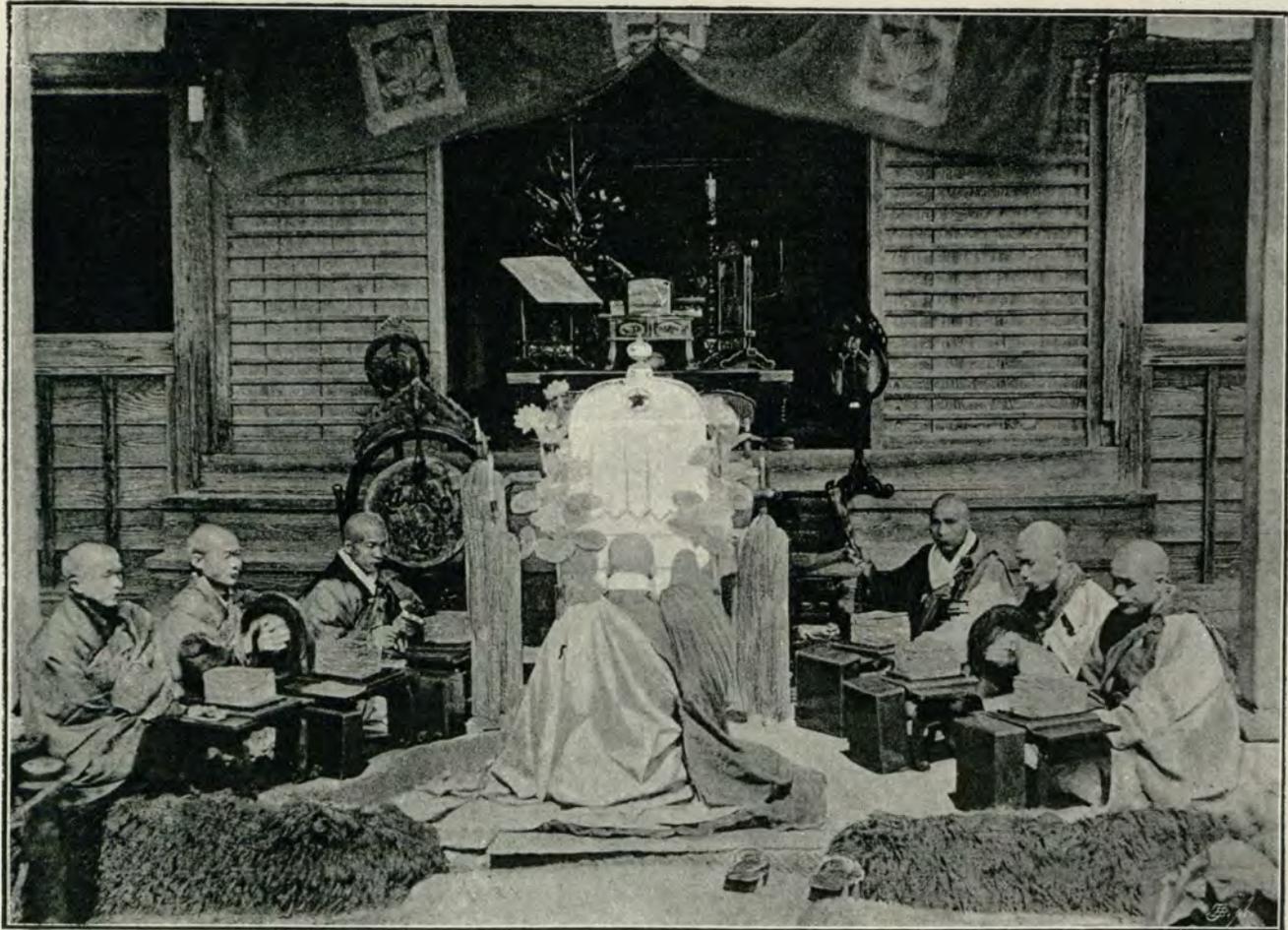
Garten hat man eine freie, schöne Aussicht über die Stadt. Es zeigt sich ganz klar, daß hier und nicht im Gojcho die eigentlichen Herrscher des Landes zu Hause waren.

So sehr uns die Besichtigung von Tempeln widerstrebte — in Japan wird man gegen dieselben ebenso abgestumpft, wie in Italien gegen die Kirchen — so konnten wir uns in Kioto, das deren über 1000 besitzt, doch nicht gänzlich dieser Touristenpflicht entziehen. Übrigens ist der Mischu Hongwandji, der Haupttempel der buddhistischen Montosecten, besonders sehenswert.

Ein monumentales Hauptthor und nebenan das Thor für den Abgesandten des Mikado mit prachtvollen Schnitzereien, zu welchen Chrysanthemen, Mohnblumen und Drachen als Motive dienten, führt zum Tempelcomplex. Derselbe enthält prachtvolle Wartesäle, welche für den Schogun und sein Gefolge bestimmt waren, und den eigentlichen Tempel. Dieser scheidet sich wieder in die einfache, von mächtigen Säulen aus unverwüßlichem Kejakiholze gebildete Vorhalle und das durch ein Gitter davon geschiedene Honden mit fünf kapellenartigen Altären. Der mittlere Altar trägt die Statue des Gründers; vor demselben befinden sich, wie in allen buddhistischen Tempeln Japans, Opfertische mit Räuchergefäßen, Vasen mit Lotusblumen u. dgl. Die ganze Innenwand des Heiligthumes ist vergoldet und hebt sich, durch den Schein der Hängelampen matt beleuchtet, wirkungsvoll von der schmucklosen Vorhalle ab.

Einige Gongschläge kündeten den Beginn des Gottesdienstes an. Eine Reihe violett gekleideter Priester mit umgehängter Stola kniet singend vor dem Hauptaltare nieder und begleitet den Gesang mit Trommelschlag und Flötenspiel. Hierauf erscheint der roth gekleidete Hohepriester. Alles verneigt sich, sodann folgt auf ein Gongzeichen gemeinschaftliches Prosternieren, und der Gottesdienst ist zu Ende. Das zumeist aus Frauen und Greisen bestehende Publicum verliert sich nun, während nach wie vor in einer Ecke mehrere minder Andächtige, ihre Pfeifen rauchend, sich dem japanischen Schachspiele hingeben. Übrigens ist der Mischu Hongwandji ein von der Gottheit besonders begnadeter Tempel. Die zahllosen Feuersbrünste, welche Kioto verheerten, konnten ihm nichts anhaben, dank einem alten Baume vor demselben, welcher im entscheidenden Momente Wasser speit. Allerdings scheint der Wunderbaum jetzt seine Säfte verbraucht zu haben; er ist im langsamen Absterben begriffen. Offenbar ist seine Mission angesichts der nun überall in Japan auf europäischem Fuße eingerichteten Feuerwehren beendet. Dagegen zeigt der anstoßende Tempelgarten das üppigste Grün, und in seinen schattigen Gängen verbreitet eine klare Quelle eine angenehme Kühle, abgesehen von sonstigen ihr zugemutheten heilbringenden Eigenschaften. Ferner ist dem Besucher des im Garten befindlichen Pavillons die Gelegenheit geboten, beim „Gemälde der guten Manieren“ Verbeugungen machen zu lernen. Das Bild ist nämlich mit Absicht so tief unten angebracht, daß es nur in tiefgebeugter Stellung betrachtet werden kann.

Seinem Schicksal kann niemand entgehen! Vergebens lehnten wir alle die verlockenden Vorschläge des Führers ab, weitere Tempel, als die der Mikadogräber



Buddhistischer Trauergottesdienst.



mit einem Originalpferdezahl Buddhass, den großen Daibuts, ähnlich jenem von Kamakura, jedoch aus Holz erzeugt, und den Tempel der 33.333 Götter zu besuchen. Selbst das Mimidzuka, ein Monument, welches über Tausenden von Koreaner Ohren errichtet worden ist, die als Trophäen aus dem Feldzuge des 16. Jahrhunderts mitgebracht wurden, konnte uns, bei aller Achtung vor der Seltenheit eines solchen Denkmals, nicht reizen. Wir wollten ins Freie, auf die schönen Abhänge der Ostberge, um frische Luft und schöne Aussicht zu genießen. Doch kaum waren wir im östlichen Stadttheile, wo der Weg sich aufwärts zu wenden beginnt, so gieng es schon wieder durch einen Tempelhain. Es zeigte sich der große Tschionin-Tempel, eines der größten Bauwerke dieser Art: 60 Meter lang und vielleicht 30 bis 40 Meter hoch, und trotz seines plumpen Daches ein achtungsgebietender Bau. Daneben befindet sich eine mächtige Glocke von 74 Tonnen Gewicht und 3 Meter Durchmesser, mit wunderbarem Klang, welchen die Gläubigen der gottgefälligen Opferwilligkeit der Beisteuernden, die Skeptiker aber, wahrscheinlich mit mehr Recht, einem ungewöhnlich großen Silbergehalt der Bronze zuschreiben. Ein wenig weiter, in der von Porzellanläden gebildeten Straße, sahen wir die schlanke fünfstöckige Jajaka-Pagode, und als wir endlich die steile Berglehne zum Theile auf Stufen erklimmen hatten, befanden wir uns richtig wieder im Umkreise eines Andachtsortes, nämlich des Kiomitsu-Tempels. Doch dieser ließ sich wohl hinnehmen. An und für sich ist er ein seltsames Bauwerk; eine an die Berglehne mittels hohen Kosterwerkes angebaute Halle mit breiter Veranda, von wo man über die schönen Bäume des Abhanges hinweg eine herrliche Aussicht auf Kioto genießt. Ferner herrscht dort ein Leben und Treiben, das an jenes in Asakja zu Tokio erinnert.

Raum hatten wir uns auf einer der zahlreichen Ruhebänke niedergelassen, als uns die dienstbeflissenen Mesans Thee und das unvermeidliche Rauchservice vorsetzten. Ein Gespräch entspann sich, und bald hatten wir einen Kreis freundlicher, neugieriger Leute um uns, die alle bestrebt waren, uns die Merkwürdigkeiten des Ortes zu zeigen. Vorerst wurden uns alle die wunderlichen Widmungsbilder der gnadenreichen Göttin Kanon erklärt. Man unterwies uns ferner im Werfen von Steinen auf eine kleine Steinpagode, wobei, wenn es gelingt, den Stein derart zu werfen, daß er oben liegen bleibt, die Erfüllung des gedachten Wunsches sicher ist. Weiters wurde uns erklärt, daß man die Gunst der Götter auch gewinnen könne, wenn man gegen ein kleines Entgelt Sperlingen die Freiheit gibt, welche zu diesem Zwecke von einer alten Frau in Käfigen gefangen gehalten werden. Ganz geheimnisvoll theilte man uns auch mit, daß derjenige, welcher sich mit einem Schirme versehen von der Veranda des Tempels in die vielleicht 30 Meter tiefe unterhalb befindliche Schlucht stürze und unverfehrt ankomme, ein ganz besonders begnadetes Wesen sei. Dies bezweifelten wir natürlich nicht, fanden es aber doch sehr begreiflich, daß die Obrigkeit dieses Mittel, sich Gegenliebe u. dgl. zu sichern, strenge verbietet und zur Verhinderung desselben die Brüstung mit japanischen Reitern umgeben ließ. Wir wußten nicht, was

wir mehr bewundern sollten, den naiven Aberglauben der guten Leute oder deren gemüthliche Freundlichkeit. Unserem Führer behagte jedoch das Gebaren seiner mittheilsamen Landsleute sehr wenig. Wie alle gebildeten Japaner in religiösen Dingen Skeptiker, sowie stets bestrebt, dem Fremden nach seiner Auffassung die günstigste Meinung von seinem Vaterlande beizubringen, betonte er wiederholt, daß in Japan nur Ungebildete derlei Unsinn glauben und gab seiner Verachtung nicht nur durch Worte, sondern auch durch ein zwangloses Auftreten in den heiligen Hallen Ausdruck.

Doch in einem Punkte zeigte sich der gute Yamaschi bald wieder eins mit seinen minder gebildeten Landsleuten. Die Sonne gieng zur Neige und ihre röthlichen Strahlen, sowie die Schatten der gegenüber befindlichen Berge riesen in dem vor uns aufgerollten reizenden Landschaftsbilde die schönsten Lichteffecte und Farbentöne hervor. Ob alt, ob jung, ob hoch oder nieder, gelehrt oder nicht, alles drängte sich auf die Veranda und zum Tempelthor, um das herrliche Schauspiel zu bewundern. In dieser Richtung kennt man in Japan keine Blasphemie. Für die Schönheit der Natur hat man stets offene Augen, und wie man förmliche Pilgerzüge unternimmt, um einen blühenden Baum oder eine schöne Blume zu bewundern, so gilt auch der Anblick einer schönen Landschaft für jedermann ohne Unterschied als einer der größten Genüsse. Das Herz gieng einem auf, wenn man die Begeisterung sah, mit welcher der eine den anderen auf diese oder jene schöne Färbung aufmerksam machte, und wie Mütter ihre Kinder emporhoben, damit diese ja des Anblickes in vollem Maße theilhaftig würden. Und doch war ja eigentlich nur etwas fast alltägliches zu sehen! Den Japanern wird oft Gemüth abgesprochen; ein flüchtiger Besuch des Landes gestattet kein Urtheil, ob dies berechtigt ist oder nicht, aber ihre Naturbewunderung spricht jedenfalls dafür, daß ihnen Gefühl nicht abgeht.

In aller Frühe fuhren wir am nächsten Morgen durch die noch menschenleeren Gassen Kiotos, deren scrupulöse Reinhaltung jetzt erst recht hervortrat, gegen Westen. Unser Ziel war Yamamota, von wo aus man den Kozugawa herunterfährt, um die berühmten Katsurafälle zu sehen. Wir durchqueren die sorgsam, meist mit Thee, Indigo, Tabak und Baumwolle angebaute Thalebene, eigentlich ein großer Garten, und steigen dann zwischen hübschen Pinienwäldern, Bambus und Laubhölzern aufwärts. Über freundliche Dörfer, deren Bewohner die Djinrikshakarawane mit gutmüthiger Neugierde betrachten, und durch ein langes Tunnel gelangen wir in das hübsche Thal von Hiromatschi und endlich über einen holperigen Fußsteig nach Yamamota. In diesem kleinen, am Ufer des Kozugawa gelegenen Dorfe warten unser bereits die bestellten Boote. Es sind dies für das Seemannsauge gar eigenthümliche Fahrzeuge; flache, 6 Meter lange, kaum 2 Meter breite, viereckige Kästen, deren dünne Planken stumpf aneinanderstoßen, und die infolge der schwachen Querverbindungen außerordentlich elastisch, aber dabei, dank ihrer im Wasser aufquellenden Bastkalfaterung, vollkommen wasserdicht sind. Vier Mann, einer vorne mit einem Bambusstabe, zwei an seitwärts angebrachten Rudern arbeitend, und einer mit einem Ruder

hinten steuernd, bilden die Bemannung. Unter einem kleinen Zelte ist ein Tischchen aufgestellt, auf welchem der unvermeidliche Thee, übrigens nach der langen Fahrt sehr willkommen, und das obligate Rauchservice bereit stehen. Unsere Gesellschaft nimmt in einem der Boote Platz, in dem zweiten stauen sich die Djinrikshaleute sammt ihren Fuhrwerken, und fort geht es stromabwärts.

Eine reizendere und interessantere Wasserfahrt kann man sich kaum vorstellen. Die Schlucht, durch welche sich der Fluß windet, ist theils von schönen, grünen, zumeist von Nadelhölzern bedeckten Abhängen, theils von schroffen, malerischen Felswänden gebildet. Das hellgrüne, klare Wasser zwingt sich zwischen zahlreichen Granit-



Die Stromschnellen des Katsura.

blöcken durch und nimmt zum Theile auch über solche seinen Weg. Der Fluß gleicht derart auf die Länge einer geographischen Meile einem schäumenden Wildbache. In Europa würde man gar nicht daran denken, ein solches Gewässer zu befahren, ja es würde dies behördlich untersagt sein. Hier aber herrscht ein regelmäßiger Verkehr; täglich steuern Boote in der reizenden Strömung hinab, während andere stromaufwärts gezogen werden. Allerdings ist die Localkenntnis und die Geschicklichkeit der Bootsleute eine außerordentliche. Oft glaubt man, das mit einer Geschwindigkeit von ungefähr acht Meilen die Stunde dahersausende Boot müsse an einem im Wege liegenden Felsblocke zerschellen. Ein Steuerdruck oder ein Stoß mit dem Bambus, ja mitunter bloß ein heftiges Auftreten auf einer Seite des elastischen

Bodens, und im letzten Momente wendet das Fahrzeug und schießt, kaum handbreit vom Felsen entfernt, unversehrt die schiefe Ebene hinab. Hier versetzt es der tosende Wassererschwall in ein solches Schwanken, daß man erwartet, es müsse jeden Augenblick aus den Fugen gehen, ja man fühlt deutlich, wie der Boden über diesen oder jenen Stein streift. Doch vermöge der elastischen Bauart hält das Boot diese Kraftproben recht gut aus. In der That soll trotz der augenscheinlichen großen Gefährlichkeit, dank der wirklich bewundernswerten Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit der Führer, auf den Katsurafällen noch kein Unglücksfall vorgekommen sein. Zu der aufregenden Fahrt paßt die romantische Scenerie der Schlucht, eine abgeschlossene Wildnis, die nur durch einige zwischen Bäumen versteckte Hütten und hie und da einen nackten Angler belebt wird. Endlich gelangt der Fluß in ein mehr flaches Bett, die Hügel des linken Ufers treten zurück, und wir landen bei den schönen Theehäusern von Araschijama, einem beliebten Ausflugsorte der Bevölkerung von Kioto. Hier nehmen wir eine Erfrischung ein, bewundern die großen Cicaden, die man hier Vögeln gleich in Käfigen hält, und zurück geht es nach Kioto.

Nachmittags lenkten wir unsere Schritte wieder den herrlichen Abhängen der östlich von Kioto liegenden Hügel zu. Auf dem schönen, aber einsamen Wege, der bald zwischen Pinienhainen, bald durch zierliche Bambusgehölze führt, überholen wir einen Leichenzug. Vier Lastträger tragen eine schwarze, geschlossene Sänfte, ihnen folgt eine Schar von Leuten, durchgehends Männer. Weder der gewöhnliche blaue Anzug — die weiße Trauerfarbe ist nur in den höheren Classen gebräuchlich — noch die lärmende Unterhaltung der unter ihrer Last keuchenden Träger würde glauben lassen, daß hier ein Menschenkind zu Grabe getragen wird. Am Ende des steil ansteigenden Weges am Rande des Waldes zeigt sich eine Reihe von Häusern, und im Sattel zwischen zwei Hügeln ein großer fabriktartiger Kohziegelbau mit zwei hohen Schloten. Die Häuser stellen sich als Theehäuser heraus, und das vermeintliche Fabriksgebäude entpuppt sich als die Leichenverbrennungsstätte Kiotos. Eine hölzerne Vorhalle mit einem altarartigen Tisch, der obligaten Weihrauchurne, Leuchtern und Opfertellern, mahnt allerdings an eine ernste Bestimmung des Gebäudes; doch würde man dasselbe, angesichts der roh gemauerten Feuerungen mit eisernen Heizthüren, vielleicht 60 bis 70 an der Zahl, eher für eine Gasanstalt halten. Über jeder geschlossenen Heizthüre hängt ein Täfelchen mit einer Aufschrift. In den offenen Feuerstellen sehen wir einen großen Kofst und einen viereckigen Raum, durch den ein heftiger Luftzug nach dem mächtigen Schornstein streicht. Einige fast nackte Heizer bereiten die Öfen und öffnen hie und da die gefüllten, um sich vom Fortgange der Verbrennung zu überzeugen.

Mittlerweile war der Leichenzug angelangt, und ein glattgeschorener Priester kam aus einem der Nebengebäude herbei. Unter scherzhaften Bemerkungen, wahrscheinlich über die schwere Last, wird der Sänfte eine würfelförmige, weißangestrichene Kiste entnommen. Einer der Heizer empfängt ein kleines Blechtäfelchen und hängt es

über der eben bereiteten Feuerstelle auf. Der Priester spricht einige Segensworte, die Heizer ergreifen die Kiste, welche den Leichnam, offenbar in zusammengekauertem Lage, birgt, und schieben sie in den viereckigen Verbrennungsraum des Ofens. Mächtige Holzscheite werden über dem Roste aufgethürmt, die zwei Angehörigen des Verstorbenen, Bruder und Nefte, überzeugen sich von der richtigen Lagerung und setzen dann mittels einer in Petroleum getränkten Fackel das Holz in Brand. Hellobernd schlägt die Flamme auf; von mächtigem Zuge erfaßt, umgibt sie den eigenthümlichen Sarg, der ihr, wie ein lebhaftes Knistern verräth, nicht lange widersteht. Die Heizthüre wird nun fest geschlossen, die Zeit notiert. Die Angehörigen und ihre Freunde ziehen sich in eines der Theehäuser zurück; bald sieht man sie bei einer Schale Thee ihr Pfeifchen schmauchen und lebhaft plaudern. Nach ein bis zwei Stunden wird sie das Glockenzeichen rufen — die Theehäuser sind mit dem Verbrennungshause telegraphisch verbunden — um die Asche und die zurückgebliebenen Gebeine in Empfang zu nehmen. Diese werden vorerst in einer Urne zu Hause aufbewahrt und sodann nach einigen Wochen begraben.

Wir verlassen mit eigenthümlichen Gedanken diese Stätte und blicken nach einigen Schritten zurück auf das friedliche, schöne Thal, die Theehäuser und das seltsame Gebäude, dessen Schloten nun mächtiger Rauch entsteigt, in welchem sich die Atome verflüchtigen, aus denen noch vor kurzem ein Mensch mit all seinem weltlichen Sinnen und Trachten zusammengesetzt war. Kein Zweifel, daß wir durch diesen geschäftsmäßigen Vorgang in unseren Gefühlen tief verletzt und sehr geneigt sind, über Gemüthsroheit und Herzlosigkeit zu klagen. Doch wäre dies ungerecht. Der Japaner faßt eben den Tod von einem anderen Standpunkte auf als wir. Schintoismus und Buddhismus sind darin übereinstimmend, denselben als den Abschluß einer Stufe zu bezeichnen, mit welcher eine Annäherung an das gewünschte Ziel, sei es Eintreten in die Reihe der göttlich verehrten Ahnen, sei es das Aufgehen in das Nirvana, stattfindet. Ferner wird dem Japaner von Jugend auf gelehrt, den Schmerz nicht äußerlich zu zeigen und alles wo möglich von der heiteren Seite aufzufassen. Und hierin ist wohl der Grund zu der anscheinenden Pietätlosigkeit angesichts des Todes zu suchen. Denn wo findet man andererseits so herzliche Familienbände, eine so unbegrenzte Hingebung an die Eltern und die oft rührende Aufopferung für den Feudalherrn und Führer, als im Volksleben und in der Geschichte Japans? Wo werden das Andenken der Verstorbenen und deren Gräber mehr in Ehren gehalten, als in Japan und China? Übrigens ist die Leichenverbrennung, obzwar sie immer mehr um sich greift, durchaus noch nicht die allgemeine Bestattungsart in Japan; besonders auf dem flachen Lande werden die Todten wie bei uns beerdigt.

Das Nachtleben in Kioto stellt sich jenem in Tokio würdig an die Seite und bietet gleich jenem ein reizendes Bild japanischen Volkslebens, an welchem man sich nie genug sattsehen kann. Dasselbe concentriert sich um den Fluß, die lange Ost-West laufende Sanjodori und die darauf senkrecht Teramatschidori. Schon die erstere Straße

macht mit ihrem Menschengewühle, ihren hell erleuchteten Läden, den zahlreichen Lampions im Anschluß an die Brücke mit der Aussicht auf den feenhaft beleuchteten Kamagawa einen sehr günstigen Eindruck. Die Teramatschidori zeigt sich noch vortheilhafter und eigenthümlicher. Mit Bambusgerüsten eingedeckt, an welchen gleichwie an den Fronten der Häuser Leuchtbällons hängen, unter denen geschmackvolle Gläslampions mit Petroleumlampen vorherrschen, gleicht sie einem ungemein langen, glänzend beleuchteten Saale. Läden aller Art, Theehäuser mit großen Transparenten, eine endlose Reihe von Schaubuden und Theatern zu beiden Seiten; in der Mitte eine wogende Menschenmasse, welche mit kindlicher Freude sich dem Augenreize hingibt, Einkäufe macht oder zu den Vergnügungslöcalen strömt. Da wandelt der ehrsame japanische Familienvater im Kimono, nach althergebrachter Sitte barhaupt, ihm zur Seite seine kleine Ehefrau, durch ihre geschwärzten Zähne und die rasierten Augenbrauen als verheiratet kenntlich. Vor ihnen trippeln in schwerfälligen Holzschuhen die Töchter des Hauses, Arm in Arm mit kleineren Geschwistern in bunter Kleidung, oder den jüngsten Sprößling der Familie auf dem Rücken tragend. Stets heiter, betrachten sie alles neugierig und brechen alle Augenblicke in ein fröhliches unschuldiges Lachen aus, wie man es in dieser Weise nur in Japan hört. Dort wandeln junge Studenten und Fortschrittsmänner, durch ihre Schuhe und Strohhüte auffallend, mit selbstbewußten Blicken und leider nur zu häufig auch durch Brillen die Menge mustern. Mitunter zeigt sich die gedrungene Gestalt eines beurlaubten Soldaten in weißer Uniform; dazwischen ambulante Eswarenverkäufer und hie und da ein blinder Masseur von einem Kinde geführt, der sich durch schrilles Pfeifen ankündigt. Alles schwätzt und lacht. Die Bekannten grüßen einander freundlich, man betrachtet die zahlreichen ausgestellten Photographien oder die verlockend aufgestapelten Waren, spricht über die Theater, lauscht wohl auch den Klängen eines der zahlreichen Orchester, welche sich in den Theehäusern und Theatern hören lassen, entscheidet sich vielleicht für eines derselben oder begibt sich zu den kühlen Restaurants am Flusse, um sich bei einer Schale Thee und einer Pfeife Tabak gütlich zu thun. Trotz des Gewühles kein Drängen, kein Stoßen, alles weicht rechtzeitig aus, kein böses Wort, kein Betrunkener.

Wir besuchen einige Theater. In dem einen producieren sich bloß Frauen in wunderbaren, schönen Costümen; sie führen eine alte Heldentragödie auf. Es sind dies Mimen im stricten Sinne des Wortes, denn während ein unermüdlicher Souffleur mit bewundernswert modulierbarer Stimme das Sprechen besorgt, begleiten sie nur dessen Worte mit entsprechenden Geberden. In einem anderen Schauspielhause tanzen junge Mädchen, und zwar mit einer seltenen Grazie, obwohl sich hie und da auch manche gewagte Pose einschleicht. In einem dritten Locale waren wieder alle Rollen bloß mit Männern besetzt, und wir konnten da Scenen aus dem altjapanischen Leben sehen, die dank dem ausgezeichneten Geberdenspiele auch ohne Kenntniss der Sprache zu verstehen waren. Anderswo producierten sich Seiltänzer und Taschenspieler und



Japanische Tänzerinnen.



entwickelten eine ganz außergewöhnliche Geschicklichkeit. Trotz der winkligen, feuergefährlichen Holzgebäude rauchte jedermann und überall. Das Rauchen ist bei den Japanern überhaupt mehr verbreitet als bei anderen Nationen. Männer und Frauen, auch junge Mädchen rauchen, und das erste, was einem im japanischen Hause serviert wird, ist, wie schon erwähnt, das Rauchservice. Auch bilden Pfeifensfutteral und Tabakstasche, welche dolchartig am Gürtel befestigt werden, geradezu ein Merkmal der japanischen Männertracht. Allerdings ist das Rauchen nirgends weniger gesundheitschädlich und mehr appetitlich als eben in Japan. Man raucht vorwiegend nur fein geschnittenen Tabak in ganz kleinen, meist aus Metall erzeugten Pfeifen, die nach zwei bis drei Zügen frisch gefüllt werden. Wenn auch des frühen Morgens mit einer Pfeife begonnen und des Tages über wiederholt eine solche angezündet wird, so macht dies doch im ganzen an Nicotiningehalt kaum eine Cigarre aus. Auch sieht die kleine Pfeife ganz nett aus und läßt selbst einem jungen Mädchen nicht schlecht, nur macht in einer größeren Gesellschaft, wie etwa in Eisenbahnwaggon, das so häufige Ausklopfen der Pfeifen den hieran nicht gewöhnten Europäer meist nervös. Neuester Zeit finden übrigens im Lande erzeugte Cigaretten auch schon viel Anwert und Verbreitung.

Bei der nächtlichen Wanderung durch Kioto diente uns ein Hotelfellner als Führer, da unser würdiger Yamaschi krank geworden war. Aufmerksam gemacht durch die grammatikalisch richtige Sprechweise des Englischen, sowie durch die Intelligenz des jungen Mannes, befragten wir denselben, welche Schulen er besucht habe. Es stellte sich nun heraus, daß er als Kind einer Beamtenfamilie die Mittelschulen absolviert hatte und daß sein Streben dahin gehe, im Auslande seine Studien zu vollenden. Gleich mehreren seiner Kollegen hatte er den Kellnerdienst im Hotel nur für kurze Zeit übernommen, um sich in der englischen Sprache einzuüben und zu vervollkommen. Fließendes Sprechen einer der europäischen Sprachen ist nämlich eine der Bedingungen, welche die Regierung an jene jungen Leute stellt, die sie auf Staatskosten zum Besuche der Hochschulen in das Ausland sendet. Wieder ein Zeichen jener zähen Strebbarkeit, welche für die Jungjapaner charakteristisch zu sein scheint.

Eine kurze Eisenbahnfahrt brachte uns von Kioto zum Biwasee, einem langgestreckten Binnensee von ähnlicher Größe und Form wie der Bodensee. Er ist ebenso Liebling der naturfreundlichen Japaner wie der Fudzijama, und beide sind der Sage nach zu gleicher Zeit durch eine vulcanische Umwälzung entstanden. Wir hatten keine Gelegenheit, eine der acht Naturschönheiten der Provinz Omi zu sehen, welche den See umgibt, als da sind: Herbstmond in Ischijama, Abendsschnee am Hirajama, Niederlassen der Wildgänse, Regennacht in Karakasaki u. Doch genossen wir einen sehr schönen Ausblick vom Midera-Tempel, welcher sich auf der mit Pinien bedeckten, über Otsu gelegenen Anhöhe befindet, und von dem aus wir dieses freundliche Hafensstädtchen, sowie den See und dessen niedere, aber fruchtbare Ufer auf der gegenüberliegenden Seite überblickten. Auch wurden wir der berühmten tausendjährigen Pinie

von Karakafasi ansichtig, deren Äste, längs Holzgerüsten geführt, einen so großen Flächenraum überdecken, daß man ein Wäldchen vor sich zu haben meint. Mehr noch als die Natur Schönheit des Ortes imponierte uns der Umstand, daß wir auch hier im Innern des Landes, weit von dem Regierungssitze, deutliche Beweise von der rastlosen fortschrittlichen Thätigkeit der japanischen Behörden fanden. Abgesehen vom regen Verkehr im Hafen, wo zahlreiche Dampfer die Anschlussfahrten an die Eisenbahnzüge besorgen, fielen uns in dem, viele hübsche villenartige Häuser enthaltenden Städtchen zahlreiche große, moderne Gebäude auf, welche zu gemeinnützigen Institutionen, als Schulen, Spitälern u. dgl. dienen. Ein Granitobelisk zur Erinnerung an die in der Satsumarebellion gefallenen Soldaten aus dieser Gegend, eine praktisch angelegte, reine Kaserne, sowie die nett gekleideten, stramm aussehenden Soldaten, denen wir begegneten, zeigten uns auch, daß die Modernisierung des japanischen Heeres sich nicht etwa bloß auf die Truppen in der Hauptstadt beschränkt. Aber geradezu bewundernswert ist die Thätigkeit des japanischen Communicationsministeriums, welche sich hier darthut. Gleichwie in der Nähe von Kioto sahen wir hier zahlreiche Brücken und Straßen im Bau, doch das großartigste Unternehmen ist jedenfalls der im Bau befindliche Schleusencanal, welcher den Biwasee mit dem Jodofluß im Thale von Kioto verbinden wird. Derselbe soll mittels eines langen Tunnels die vorliegenden Sanaanaberge durchschneiden und nicht nur die directe Schifffahrt vom Biwasee zum Meere ermöglichen, sondern auch zur Bewässerung der Felder und als Wasserkraft zum Betriebe von Fabriken dienen. Bei dem großen Niveau-Unterschiede — der Biwasee liegt beiläufig 70 Meter über dem Meerespiegel — werden die angestrebten Ziele wohl zu erreichen sein, und muß man dieses Werk als eine hervorragende technische Leistung bezeichnen.

Von Otsu fuhren wir mit der Bahn nach dem in der Nähe von Kioto befindlichen Inari zurück und bestiegen dann Djinrikschas, die uns nach Nara, der alten Mikadohauptstadt, zu bringen hatten. Der Weg führte durch die von zahlreichen Wasserarmen durchschnittenen Niederungen des Jodogawa, welche an Fruchtbarkeit ihresgleichen suchen, allerdings aber auch mit einer außergewöhnlichen Sorgsamkeit bebaut sind.

In dieser Gegend wächst der beste Thee Japans. Auch Tabak, Indigo und Reis werden mit reichem Erträgnis gepflanzt. Hier ist aber auch das historische Schlachtfeld Japans, wo die meisten Kämpfe um die Herrschaft des Landes endgiltig ausgefochten wurden. Unter den zahlreichen freundlichen Ortschaften passierten wir auch Fuschimi und Yodo, welche wohl für die Geschichte Japans ewig denkwürdige Orte bleiben werden. Im Jahre 1868 wurde hier das Schogunheer von den Mikadotruppen geschlagen und damit begann der Feldzug, welcher mit der gänzlichen Unterwerfung des ersteren und der Abschaffung des Schogunates endete. Hier nahm somit die Wiedergeburt des Landes, welche in so kurzer Zeit wunderbare Fortschritte gemacht und Japan gänzlich umgestaltet hat, ihren Anfang.

Gegen Ende der Fahrt windet sich die ausgezeichnete Straße durch ein schönes Hüggelland. Nachdem wir nahezu sechs geographische Meilen mit unseren unermüdblichen Läufern in 5½ Stunden zurückgelegt hatten, langten wir im langgestreckten Nara, und nach einer weiteren Fahrt zwischen herrlichen Hainen und in der Abenddämmerung doppelt geheimnisvollen Tempeln, in dem Nara beherrschenden Musaschinohotel an. In demselben lernten wir ein elegantes, jedoch seinem Wesen nach noch unverfälscht japanisches Hotel kennen. Dasselbe besteht aus einer Anzahl kleiner



Icheehaus für das niedere Volk an der Reichsstraße.

Häuschen in einem reizenden Garten; ringsumher hoher Wald, nur gegen das tief unten liegende Nara zu, ein wundervoller Ausblick. Jedem von uns wurde ein Häuschen zugewiesen, die Papierlaternen wurden angezündet, der Tabakomon hereingebracht. Eine geschäftige Musmé beeilte sich, die Koffer auszupacken und alles zum Bade herzurichten. Erquickt durch dasselbe fand sich bald die ganze Gesellschaft im bequemen Nationalcostüm vor einem echt japanischen Mahle in heiterster Stimmung zusammen. Unser japanischer Reiseleiter — der Secretär des Gouverneurs von Kioto, Herr Kubota — thaute jetzt gleichfalls auf und trug durch seine Erzählungen aus dem Nara umgebenden Sagenkreise nicht wenig dazu bei, die Localfarbe der ganzen

Situation eindrucksvoller zu machen. Mittlerweile war die nationale Schlafstätte bereitet. Über die einladenden Strohmatte war das Futu, eine dünne Matratze, gebreitet, daneben lag, tadellos rein, das Kemaki, ein dem Kimono ähnlicher Schlafrock, welcher die Stelle der Decke vertritt. Als Kopfkissen diente ein kleiner Holzschemel mit einer Papierrolle, von welcher nach jedesmaligem Gebrauch ein Blättchen abgezogen wird. Über alles erstreckte sich, fast das ganze Zimmer einnehmend, die Kaja, das große grüne Mosquitonez, welches sich in ganz Japan sowohl im Hause des Reichen, als in der Hütte des ärmsten Bauers vorfindet. Eine große, würfelförmige Papierlaterne, sowie der unvermeidliche Tabakomon vervollständigten die Einrichtung des Schlafgemaches.

Am nächsten Morgen bei herrlichem Sonnenschein konnten wir erst die ganze Schönheit der meist aus hundertjährigen Kryptomerien und Sonnencypressen gebildeten



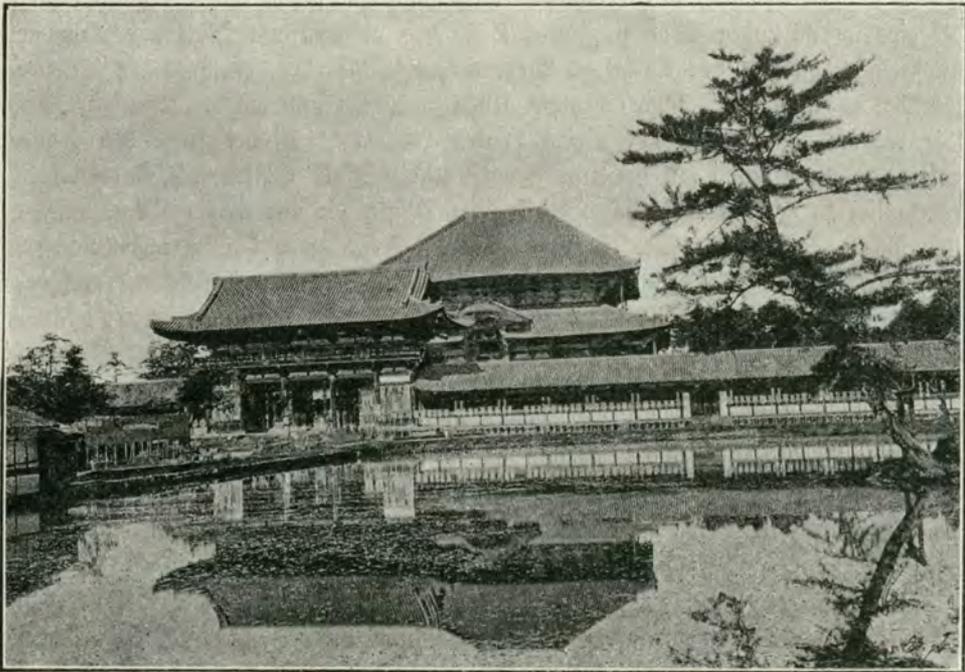
Bord-Japaner.

Haine würdigen, welche die Berglehnen um Nara bedecken, und zwischen denen die mitunter kolossalen Tempelbauten fast verschwinden. Bezüglich der Wahl des Ortes stehen eben die meisten japanischen Verehrungsstätten unübertroffen da. Die Tempel Naras fordern auch an sich, trotz ihrer mitunter plumpen Formen und des äußerlich verwitterten Holzmaterials, zur Ehrfurcht auf. Stammen

doch manche derselben, sowie auch das Gebäude, welches den kaiserlichen Schatz enthält, aus dem 8. Jahrhundert, zu welcher Zeit Nara die Residenz der Mikados war. Das mächtigste Bauwerk ist unstreitig der Tempel des Daibuts. Derselbe birgt unter seinem schweren Dache eine kolossale Buddha-Statue, welche jene von Kamakura noch an Größe übertrifft. Vom Untersatz — einer ungeheueren Lotosblume mit drei Meter langen Blättern — erhebt sie sich über 20 Meter hoch. Mehr als 500 Tonnen Bronze sollen zum Guß dieser Riesenfigur verwendet worden sein, und die solide Vergoldung dürfte ebenfalls ziemlich viel Material in Anspruch genommen haben. Die Statue stammt aus dem 8. Jahrhundert; der Kopf ist jedoch neueren Datums, der ursprüngliche war bei einem Erdbeben heruntergefallen. Der Gesichtsausdruck dieser Figur steht jener des prachtvollen Kunstwerkes in Kamakura bedeutend nach. Doch ist der Gesamteindruck infolge des Dunkels, in welchem sich der Heiligenschein verliert, und da sich nebenan zwei kleinere Götterstatuen befinden, welche die Größe des Daibuts besser hervortreten lassen, womöglich ein noch überwältigender als jener des Kamakura-

Buddhas, der sich im Freien befindet. Der Tempel enthält auch eine Art Museum, in welchem neben sagenhaften Reliquien der Abdruck des Buddha-Fußes in Granit, historische Alterthümer, 1000 Jahre alte Waffen und Rüstungen, alte Handschriften und moderne Karten, ja auch stereoskopische Ansichten von Nara und Osaka zu sehen sind.

Der kaiserliche Schatz, welcher, wie erwähnt, ebenfalls in einem mehr als elf Jahrhunderte alten, auf Pfosten ruhenden Gebäude aus Kejakiholz aufbewahrt wird, enthält Gegenstände, die hauptsächlich durch ihr hohes Alter und durch historische



Nara. Todajin, der Tempel des Daibuts.

Erinnerungen von Wert sind, so alte Waffen, Musikinstrumente, Kagamispiegel und Damastkleider, ferner auch einige hübsche Kakemonos.

Einen besonderen Wert legte der Custos des Museums und dessen Gehilfen einigen alten schwärzlichen Porzellanvasen und mehreren Kesseln bei, welche bei den Tichanoyu (starker Thee), den geheimnisvollen Theegeellschaften, Verwendung fanden, und die so hoch geschätzt werden, daß man sie sorgsam in kostbares Seidenzeug einhüllt. Die geheimen Theegeellschaften sollen seinerzeit den Zweck gehabt haben, die durch die Bürgerkriege im 16. Jahrhunderte verwilderte japanische Gesellschaft durch Zusammenkünfte, bei welchen man Poesie, Philosophie u. dgl. betrieb, zu verfeinern. Noch jetzt findet man in jedem größeren japanischen Hause ein Gemach, mitunter

auch einen abgeforderten Pavillon, in welchem der „starke Thee“ getrunken wird, und welche Räumlichkeit unserem Gesellschaftszimmer entspricht.

Ein Gang durch den schönen Wald, in welchem sich eine Menge zahmer Damhirsche herumtummeln, versöhnte uns mit dem toujours perdrix Japans, weiteren Tempeln. Wir besuchten noch den durch seine prachtvollen Bronzetosos besonders bemerkenswerten Kasaga-Tempel. Über 3000 Tosos, theils aus Bronze, theils aus Stein, befinden sich hier und auf dem Wege zur Abtei von Wakamija, die zum Tempel gehört, und wenn, wie dies regelmäßig geschieht, des Abends zum mindesten einige hundert Laternen angezündet werden, muß in der That der Effect ein magischer sein. In Wakamija hatten wir Gelegenheit, den religiösen Raguratanz zu sehen. Drei Schintopriester, der eine im näselnden Tone singend und die zwei anderen mit Flöte und Trommel ausgerüstet, bildeten das Orchester. Mehrere junge Mädchen, durchgehends Priesterfamilien angehörnd, in scharlachrothen Untergewändern und weißem Überwurfe, das lose rabenschwarze Haar mit einem breiten Goldband auf der Höhe des Halses zusammengehalten und mit hörnerartig vorstehenden Blumen geschmückt, bewegten sich rhythmisch zu den melancholischen Weisen der Musik, die nur wenige Töne umfaßt, und schlangen im Takte Schellen oder Fächer. Infolge der dick aufgetragenen weißen Schminke, welche allen Tänzerinnen einen gleichartigen steifen Gesichtsausdruck verlieh, und der genau gleichmäßigen, wenn auch nicht ungraziösen Bewegungen glaubte man ebensoviele mechanisch sich bewegende Puppen vor sich zu sehen. Die Auführung vermochte, trotz ihrer Seltbarkeit, bei uns keinerlei weihvolle Stimmung wachzurufen; vielmehr war der Gesamteindruck, den wir davon empfingen, jener einer einschläfernden Eintönigkeit.

Die Zeit drängte. Wir überließen die Besichtigung der übrigen Tempel den zahlreichen Pilgern, welche hier aus dem ganzen Lande zusammentreffen, und setzten unsere Fahrt nach Osaka fort.

Mit nur geringen Aufenthalten, darunter in Horiudji, woselbst sich der älteste Tempel Japans befindet, gieng es auf der staubigen Straße unserem Ziele zu. Die Gegend ist freundlich und gut bebaut. Hier und da zeigten sich große künstliche Hügel, meist mit Bäumen bepflanzt, welche kleine Tempel tragen; es sind dies die Mikadogräber. Ferner erregte eine große Anzahl Ziehbrunnen und Wasserräder, mittels welcher die unermüdblichen, fleißigen Bauern ihre Felder bewässern, unsere Aufmerksamkeit. Wieder legten unsere wackeren Djinrikshaführer eine geographische Meile per Stunde zurück. Froh und munter, als ob — schon den zweiten Tag — ein sechsstündiger Dauerlauf mit einem beladenen Gefährte ein Kinderspiel wäre, brachten sie uns durch die endlosen, wohlbeleuchteten Straßen Osakas um 8 Uhr abends zu Juteis Hotel.

Osaka wird oft das Venedig Japans genannt. In der Abendbeleuchtung hat dieser Vergleich seine Berechtigung. Der Jodogawa, welcher sich in der Stadt in zwei Theile theilt, sowie mehrere schiffbare Canäle, die in denselben münden und in denen sich die mit Lampions besetzten Häuserfronten, die Transparente der ambulanten

Läden auf den Brücken, sowie die Lichter der zahlreichen Boote widerspiegeln, mahnen



Nara. Der Daibutsu im Todaiji-Tempel.

gewiß an die Königin der Adria. Dies umsomehr, als bei der zauberischen Beleuchtung die Häuser viel größer erscheinen, als sie wirklich sind, und, allerdings mit einiger

Einbildungskraft, für Paläste gehalten werden können. Auch hört man überall das Gesumme einer sich dem Vergnügen hingebenden Menge, und aus den Booten ertönt Gesang und Saitenklang, ganz wie an einem festlichen Abend in der Lagunenstadt.

Doch das helle Sonnenlicht zerstört grausam diese Illusion. Die Paläste werden zu unansehnlichen braunen Holzhäusern mit ebenso traurigen grauen Ziegelbächern; auf dem Flusse und in den Canälen sieht man nur den regen Verkehr unförmlicher Lastboote. Das Schnauben von ausströmendem Dampf, das Hämmern und Pochen in den zahlreichen Fabriken, sowie die Rauchwolke, welche sich über das gleichförmige Häusermeer ausdehnt, benehmen jeden poetischen Gedanken und zeigen den wahren Charakter Osakas, nämlich jenen der industriellen Hauptstadt Japans. Die frühere Rolle als Ausfuhrhafen der industriereichen Bezirke Mitteljapans hat Osaka an Kobé-Kiogo abgetreten, dafür ist es jetzt selbst eine mächtige Industriestadt geworden, und zwar im modernen Sinne. Wie Pilze aus der Erde sind alle jene Fabriken emporgeschossen, welche mit Zuhilfenahme der neuesten Errungenschaften der Technik, die nun so begehrten europäischen Industrieartikel liefern, und damit nicht nur Japan versorgen, sondern nun auch in China den westländischen Erzeugnissen Concurrnz zu machen beginnen.

Osaka hat übrigens trotz seines vorwiegend industriellen Charakters doch auch manches Interessante für den minder praktisch denkenden Touristen. Ich lasse die prachtvollen Tempelbauten von Tennodji und den den Seceuten besonders heiligen Sumijoschi-Tempel, nach dessen zahlreichen Opfern zu schließen, in den japanischen Gewässern stets nur günstige Winde wehen müßten, beiseite. Dagegen muß ich des prachtvollen Castelles erwähnen, welches in der Geschichte Japans eine so große Rolle spielte, und dessen Besitz als ein Beweis der Herrschaft über das ganze Land galt. Der Anlage nach dem Nijo von Kioto gleichend, doch mit einer doppelten Encinte und einem centralen Castelle versehen, imponiert es durch die gewaltigen Steinblöcke, aus welchen die hohen Escarpemauern gebildet sind. Wir sahen Blöcke von 6 bis 7 Meter Höhe und 10 bis 12 Meter Länge, deren Gewicht über hundert Tonnen betragen muß. Auf welche Weise diese ungeheueren Granitmassen an Ort und Stelle gebracht wurden, ist räthselhaft; jedenfalls erscheint die Angabe in den japanischen Chroniken, daß der Bau der Festung nur 1½ Jahre in Anspruch genommen habe, ganz ungläublich. Früher beherbergte das Castell den schönsten Palast Japans, welcher jedoch während des Restaurationskrieges im Jahre 1868 in Flammen aufgieng. Jetzt befinden sich daselbst Kasernen und die Kanzleien des commandirenden Generales.

Wir wurden von den anwesenden Officieren auf das lebenswürdigste empfangen und zu dem Pavillon am höchsten Punkte des Forts geführt, von wo aus man eine schöne Rundschau über das weitausgedehnte Osaka, den mit Küstenfahrern bedeckten Hafen und auf die weite Niederung hat, die mit den Bergen ober Kobé und dem Höhenzuge bei Kioto ihren Abschluß findet.

Unweit des Castelles liegt das kaiserliche Arsenal, in welchem Geschütze für das Landheer und zum Theile auch für die Marine erzeugt werden. Das Arsenal steht in allem und jedem auf derselben Höhe wie ein europäisches Etablissement gleicher Art; leider konnten wir auch constatieren, daß der Uchatiusproceß hier kein Geheimnis mehr ist. Wir sahen Feldgeschütze, und selbst 15 Centimeter-Positionsgeschütze aus Stahlbronze in Erzeugung. An Geschützen waren ferner noch 28 Centimeter-Kanonen und gezogene 22 Centimeter-Mörser aus bereiftem Gußeisen in Construction, desgleichen Lafetten nach den neuesten Principien. Das Constructionsbureau, wo wir schön ausgeführte Zeichnungen sahen, sowie das ausgedehnte chemische Laboratorium, erregte



Japanisches Bewässerungsrads.

ganz besonders unser Erstaunen, angesichts des kaum fünfzehnjährigen Bestandes der Anstalt. Dabei bekamen wir nirgends einen Europäer zu Gesicht. Doch sollen zwei italienische Officiere als technische Beiräthe des Arsenalcommandanten, besonders bezüglich der Stahlbronze-Erzeugung, fungieren. Die ebenfalls ausschließlich von Japanern geleitete Münze wird von Fachleuten als ein Musterinstitut dieser Art gerühmt und imponiert dem Laien durch ihre schönen Baulichkeiten und durch die Ordnung und Reinlichkeit, die daselbst herrscht. Besonderes Interesse gewährte uns jedoch der Besuch der permanenten Ausstellung in Osaka.

In jeder größeren Stadt Japans bestehen nämlich Ausstellungen oder vielmehr Bazare, in welchen die verschiedenen Firmen ihre im Inlande erzeugten Waren aus-

stellen und zu festen, auf jedem Gegenstande ersichtlich gemachten Preisen verkaufen können. Dem Fremden ist dadurch die Möglichkeit geboten, einen Überblick über die industriellen Leistungen des Landes zu erhalten. Wir trauten unseren Augen nicht. Abgesehen von den bekannten japanischen Erzeugnissen sahen wir Glaswaren, optische Instrumente, Kleidungsstücke, sowie Modeartikel, die sich dem Aussehen nach in nichts von der europäischen Ware unterscheiden und dabei zu sehr billigen Preisen erhältlich sind; ja selbst in der Fabrication von Getränken steht Japan auf der Höhe unseres Kunstweinzeltalters. Ob die sehr netten Etiketten mit oft naiven Aufschriften, wie: *Wermouth di Torino, from the brewery in Osaka* <sup>1)</sup> gerade ein sehr empfehlenswertes Gebräu anzeigen, möge dahingestellt sein. Dagegen sind die in Japan erzeugten Sodawasser und Limonaden recht gut; auch liefern die Bierbrauereien von Yokohama und Tokio, bis jetzt von Fremden geleitet, ein sehr gutes Getränk.

Mit der Ausstellung ist ein kleines Museum verbunden, in welchem unter anderen Merkwürdigkeiten das Mittelstück eines alten Voptes aus Kämpferholz die Aufmerksamkeit erregt. Obwohl beim Bau desselben kein Metall Anwendung fand, zeigt es schöne Linien; dessen Alter — es wurde 10 Meter tief in der Erde gefunden — wird auf mindestens 2000 Jahre geschätzt.

Osaka zeigt sich nach jeder Richtung als eine fortschrittliche Stadt. Abgesehen von gemeinnützigen Institutionen wird auch der Verschönerung der Stadt Aufmerksamkeit zugewendet. Verschiedene öffentliche Gärten sind angelegt, und in einem derselben sahen wir sogar unweit des Denkmals für die gefallenen Soldaten auch die Statue eines holländischen Arztes, welche die Gemeinde aus Dankbarkeit für dessen ersprißliches Wirken gesetzt hat. Dies im Lande, wo „südlicher Barbar“ noch vor wenigen Jahren die gebräuchlichste Bezeichnung für Europäer war!

Am 6. August kehrten wir von unserem Ausfluge, während welchem wir außer unserer Gesellschaft keines Europäers ansichtig geworden waren, auf das höchste befriedigt wieder an Bord zurück.

Ursprünglich war bestimmt gewesen, daß die Corvette am 7. August auslaufen habe. Da jedoch der Lotse für die Inlandsee erst am 10. zur Verfügung stand, erlitt die Abfahrt einen Aufschub, welcher uns die erwünschte Gelegenheit gab, uns in Kobé-Kiogo ein wenig umzusehen.

Vor allem besuchten wir die Nunobiki-Wasserfälle. In einer der Schluchten der hinter Kobé liegenden Berge stürzt ein Bach in mehreren Absätzen über die steilen Granitwände. Es ist dies an und für sich kein großartiges, aber in Folge der Umrahmung durch Pinien und üppig grünes Buschwerk ein recht liebliches Bild. Eine Reihe von Theehäusern führt dahin; bei den zwei untersten großen Cascaden sind gedeckte Brücken über den Bach geführt, wo den Beschauern Erfrischungen feilgeboten werden. Das freundliche Naturschauspiel, sowie die angenehme Kühle, die

<sup>1)</sup> „Turiner Wermut aus der Bräuerei in Osaka.“

dieselbst herrscht, lockt viele Ausflügler aus der Stadt an, welche sich nebenbei dem Vergnügen eines kühlenden Bades hingeben können. Ländlich, sittlich, sieht man da die braunen Männergestalten in adamitischem Costüme unter der Douche, während der weibliche Theil der Familie, bei einer Schale Thee, ungeniert dem lustigen Treiben zusieht. Auch das Nachtleben, besonders in Hiogo, in dessen Tempelhöfen beständig Jahrmarkt abgehalten zu werden scheint, lockte uns zu wiederholtem Besuche der Stadt.

Mit dem europäischen Theile der Bevölkerung Kobés traten wir in freundliche Beziehungen, besonders mit den Deutschen, welche auch hier, in richtiger Erwägung der stets wachsenden Bedeutung Kobés, stark vertreten sind. Wir fanden uns auch häufig in den gastlichen Räumen des deutschen Clubs ein. Zum Abschiede ließ der Schiffscommandant, wie in Yokohama, die Schiffsmusik im Club concertieren, eine Aufmerksamkeit, welche in ganz Ostasien, wo Musikgenüsse äußerst selten sind, stets sehr gewürdigt wird. In der That herrschte auch große Begeisterung. Reden wurden gehalten, die Bierindustrie und Weinproduction lebhaftest unterstützt, zum Schlusse auch noch getanzt, und mit schwerem Herzen und bei manchen auch mit nicht gerade leichtem Kopfe wurde endlich Abschied genommen.

Am 10. August in aller Frühe dampfte die „Fasana“ aus dem Hafen.

## Capitel XXI.

### Nagasaki.

Die japanische Inlandsee wird durch die großen Inseln Schikoku und Kjuschiu, welche oft ziemlich nahe an die Hauptinsel Hondo herantreten, gebildet. Sie gewährt durch die schönen, grünen Ufer, auf welchen sich hie und da eine freundliche Ortschaft, ein Tempel oder ein altes Daimioschloß zeigt, durch die zahllosen Eilande und das klare, blaue Wasser, welches mit Djunken und Fischerbooten bedeckt ist, einen zwar nicht großartigen, aber lieblichen Anblick. Infolge der sehr starken, mitunter wirbelartigen Strömungen, sowie der leichten, veränderlichen Winde, die hier herrschen, müssen größere Schiffe die Maschine zur Durchfahrt benutzen. Wenn nicht Eile geboten ist, pflegt man auch nur tagsüber zu fahren, um nicht in der Dunkelheit eine unliebame nähere Bekanntschaft mit einem der zahlreichen kleineren Felsen oder einer Untiefe zu machen.

Demzufolge ankerte auch die „Fasana“ sowohl nach dem Durchdampfen des Harimanada als auch in der Binganada, so heißen zwei der größeren Becken der Inlandsee, während der Nacht und erreichte erst am dritten Tage die Enge von Schimonosjeki, das westliche Ausgangsthor, die Straße von Gibraltar des japanischen Mittelmeeres. Hier treten die beiden ziemlich hohen Ufer wiederholt bis auf 200 bis 300 Meter einander näher; insolgedessen steigert sich die Strömung oft zur Stärke von 6 Meilen pro Stunde. Die Scenerie, welche sich dem Auge bei jeder Windung der Wasserstraße in neuen Bildern enthüllt, ist reizend. Auf Hondo zeigt sich das freundliche Städtchen Schimonosjeki mit zahlreichen Bororten und hübschen Tempelhainen, welche wirkungsvoll von dem üppigen, grünen Hintergrunde abstechen. Hier, wie auch auf den gegenüberliegenden bewaldeten Höhen, bildet die Pinie das vorherrschende Element. Zahlreiche vor Anker liegende Schiffe und Boote, sowie ein reger Verkehr zwischen den beiden Ufern beleben die durch die Strömung wirbelförmig gekräuselte Wasserfläche.

Auf einem quer in die Straße reichenden Vorsprunge von Kiuschiu erhebt sich eine moderne Batterie schwerer Geschütze, welche im Vereine mit einer Minensperre die Forcierung der Passage unmöglich macht. Demnach dürfte ein Gewaltsact wie jener im Jahre 1864 nicht leicht wieder stattfinden. Bei Schimonoseki spielte sich nämlich eine jener Beweisführungen, daß Macht vor Recht geht, ab, welche in transoceanischen Ländern so häufig vorkommen. Ich lasse hier nach englischer Quelle <sup>1)</sup> eine kurze Schilderung dieses Vorfalles folgen. In demselben liegt die Erklärung, wie mitunter Fremdenhass entsteht, dessen traurige Folgen man gerne der Bösartigkeit der „Eingeborenen“ zuschreibt, während sie nur Ausbrüche einer gerechten Entrüstung sind, die gegenüber einer erdrückenden Übermacht nach Ausdruck sucht.

Die Japaner hatten die Inlandsee als Territorialgewässer erklärt und die Passage der Schimonosekistraße Schiffen fremder Flagge untersagt. Nach internationalem Rechte waren sie hierzu vollkommen befugt. Der Daimio von Nagato wurde beauftragt, diese Anordnung aufrecht zu erhalten, und die fremden Mächte verständigte man in entsprechender Weise davon. Dies hinderte den amerikanischen Dampfer „Pembroke“ nicht, dennoch die Passage zu versuchen. Er wurde durch blinde Schüsse zum Anker gebracht, und als er sich weigerte, die Enge zu verlassen, mit Gewalt zum Auslaufen gezwungen — ein Vorgang, so correct, daß, wenn er in Europa vorgefallen wäre, der Capitän des Dampfers nicht einmal gewagt hätte, bei seiner Regierung Klage zu führen. Mit „Eingeborenen“ aber, seien sie noch so gebildet, gehen die civilisierten Nationen anders vor. Eine amerikanische Corvette kam, den der Flagge angethanen „Schimpf“ zu rächen, bombardierte Schimonoseki und schoß die zwei Dampfer des Prinzen von Nagato in den Grund. Doch die Japaner ließen sich nicht einschüchtern, und als später holländische und französische Schiffe passieren wollten, wurden sie wieder durch blinde Schüsse abgewiesen. Hierauf erneutes Bombardement der Stadt durch französische und holländische Kriegsschiffe. Die Engländer ließ dies nicht ruhen. Obwohl weder ein englisches Schiff, noch ein britischer Unterthan durch diese Vorfälle in Mitleidenschaft gezogen war, kam eine ganze Escadre von neun Schiffen nach Schimonoseki, vereinigte sich mit den Franzosen, Holländern und Amerikanern, demontierte begreiflicherweise sehr bald die kleine Batterie, schleppte die Kanonen weg und schoß das, was von der Stadt noch geblieben, in Trümmer. Außerdem wurde als Entschädigung für die gehaltenen Auslagen und für die Hinterbliebenen der Gefallenen die Summe von 3 Millionen Dollars (6 Millionen Gulden) verlangt, welche angesichts der Übermacht nicht versagt werden konnte und auch ratenweise bis zum Jahre 1875 gezahlt wurde. Wie übertrieben diese Forderung war, geht daraus hervor, daß die amerikanische Regierung, welche 750.000 Dollars beanspruchte, nicht mehr als 25.000 Dollars dem Marineministerium für die gehaltenen Auslagen ersetzte. Doch den Amerikanern zur Ehre muß auch beigefügt werden, daß sie jetzt, nachdem sie

<sup>1)</sup> Sir Edw. Reed, „Japan“, Seite 129 und 130.

die Ungerechtigkeit ihres Vorgehens erkannt hatten, wenigstens die Restsumme wieder an Japan zurückerstatteten. Einsichtige Engländer, wie eben auch Sir Edward Reed, der berühmte Schiffbauer, welcher angibt, er habe alle auf den Vorfall Bezug habenden Documente genau studiert, verlangen, daß ähnliches von Seite Englands geschehen solle; doch scheint bis jetzt diesem Verlangen nicht Rechnung getragen worden zu sein.

Es ist kein Zweifel, daß man große Thaten, wie die Civilisierung fremder Länder, nicht ohne energische Mittel durchführen kann, obwohl eine oft mehr als erlaubte Anwendung des Principes „der Zweck heiligt das Mittel“ gerade von Seite so freiheitsliebender Völker, wie die Amerikaner und Engländer es sind, dabei seltsam erscheint.

Eine weitere, kaum 24stündige Fahrt längs der vielgliederten Westküste von Kjusiu, wobei wir einer so großen Zahl von Fischerbooten begegneten, daß deren Lichter bei Nacht den Eindruck hervorriefen, als erstreckte sich längs des ganzen Ufers ein wohlbeleuchteter Quai, brachte uns in den Hafen von Nagasaki. Dieser Hafen ist nicht bloß vom seemännischen, sondern auch vom landschaftlichen Standpunkte einer der schönsten Ankerplätze der Welt. Die S-förmig sich windende lange Bucht ist von grünen, mit Niefeln bedeckten Hügeln umschlossen. Die freundlichen, villenartigen Häuser der europäischen Ansiedelung ragen theils aus üppigen Gärten hervor, theils bilden sie längs des Ufers eine schöne Zeile. Selbst das einförmige graue Häusermeer der japanischen Stadt stört hier nicht, während zahlreiche an den Bergterrassen aufsteigende Friedhöfe und von riesigen Kampferbäumen beschattete Tempel dem Ganzen einen für das europäische Auge erhöht bizarren Reiz verleihen. Im Hafeneingange liegt das romantische Eiland Pappenberg, wo seinerzeit Tausende von Japanern ihre christliche Glaubensstreue mit dem Tode küßten, und vor demselben die Takaschimagruppe mit ihren unter die See reichenden Kohlenminen. Einige Dampfer und Kriegsschiffe, sowie eine große Anzahl von Djunken und kleineren Küstenfahrern füllen das Hafenbecken.

Die Stadt Nagasaki als solche bot uns nicht viel Neues; die gleichen unscheinbaren Häuser, die gleichen Läden, wie in anderen japanischen Städten; bei Nacht durch die Lampionbeleuchtung recht interessant, bei Tage jedoch eher eintönig und armselig. Einige öffentliche Gebäude ragen durch Größe und europäischen Stil hervor. Die Trachten und Physiognomien der Bewohner sind die gleichen wie allerwärts in Japan, doch sind letztere etwas dunkler gefärbt und scheinen deshalb vielleicht auch minder rein als die Japaner aus dem Norden des Reiches. Auch in Nagasaki ist das Djinrikscha das einzige Gefährte, doch sieht man hier häufiger als sonst in japanischen Städten Reiter, meist Landleute, welche Einkäufe in der Stadt besorgen. Und charakteristisch zeigt sich hier, in der Stadt, welche am längsten den Europäern eröffnet ist, ja wo, wenn man die holländische Niederlassung auf Deschima <sup>1)</sup> in Betracht zieht, schon seit

<sup>1)</sup> Die Holländer hatten in Folge ihrer Mitwirkung bei der Bekämpfung der von portugiesischen und spanischen Missionären bekehrten Christen die Ausnahmsbegünstigung erworben, in Deschima eine Factorie zu halten und alljährlich mit einem Schiffe Handel zu treiben; doch mußten sie jedes zweite Jahr eine Art Huldigungsdeputation zum Schogun senden und, unterstützt von Geschenken, um Verlängerung dieses Privilegiums bitten.

Beginn des 17. Jahrhunderts ununterbrochen ein Verkehr mit Fremden bestand, gerade am wenigsten das freundliche Entgegenkommen, welches im allgemeinen dem Fremden in Japan entgegengebracht wird. Deschima, die kleine, durch Anschüttung entstandene Halbinsel — denn kein zollbreit japanischen Landes sollte den fremden Barbaren überlassen werden — bietet, nach einem Brande neu aufgeführt, kaum mehr ein Interesse. Auch sind weder der Osuwa-Tempel mit seinem angeblich vom Himmel heruntergefallenen Bronzepferde, noch die übrigen Tempel an und für sich sehenswert; wohl aber genießt man von den poetischen Hainen derselben und den dahinterliegenden, mit großer Pietät gepflegten Gräbern eine herrliche Aussicht. Die Sehenswürdigkeiten der Stadt waren daher bald gewürdigt, und wir hatten somit während



Nagasaki, vom nordwestlichen Ende des Hafens aus gesehen.

unseres längeren Aufenthaltes genügend Muße, uns das Leben und Treiben der Bevölkerung im Detail zu betrachten. Unter anderem hatten wir auch Gelegenheit, japanische Hochzeiten zu sehen.

Wie in allen orientalischen Ländern, spielt auch in Japan bei der Eheschließung ein Mann oder eine Frau, zumeist aber ein Ehepaar, als Vermittler eine große Rolle. Wenn auch der Verkehr zwischen der männlichen und weiblichen Jugend ein verhältnismäßig ungezwungener, und somit für einen jungen Mann die Möglichkeit vorhanden ist, eine Wahl nach Neigung zu treffen, so ist doch ein directes Anhalten nicht schicklich. Die Vertrauensperson wird zu den Eltern der Auserkorenen gesandt, um deren Ansicht zu ergründen und bei erlangter Zustimmung die einzelnen Punkte des Ehevertrages festzusetzen. Im allgemeinen erhält die Japanerin, es sei denn, sie

wäre das einzige Kind ihrer Eltern, außer ihrer einfachen Ausstattung keine Mitgift. Selbst die bei Officiersehen nun beanspruchte, allerdings sehr bescheidene Heiratscaution wird zumeist vom Bräutigam beigelegt.

Die Annahme eines durch den Vermittler überbrachten Geschenkes — Seidenzeug, Saki (Reisbrantwein) und eingelegte Früchte — seitens der Braut bekundet, daß die Werbung angenommen ist; hierauf wird der Vertrag abgeschlossen. Es folgt sodann ein Austausch von Geschenken zwischen dem Bräutigam und dessen zukünftigen Schwiegereltern. Am Abend des Hochzeitstages wird die Braut von Abgesandten des Bräutigams abgeholt, um ihr neues Haus zu beziehen. Zu diesem Behufe wird das Haus der Braut festlich geschmückt; zu beiden Seiten des Einganges brennen die Hochzeitsfeuer. Vor dem Verlassen des Hauses soll sich die Braut die Augenbrauen wegrasieren und die Zähne schwarz färben; doch kommt dieses etwas drastische Mittel, um die eheliche Treue der Frauen weniger Anfechtungen auszusetzen, immer mehr außer Gebrauch.

In Begleitung der Eltern und des Gefolges zieht die Braut — alle dem Herkommen nach in Sänften getragen, jetzt wohl auch oft in langer Djinrikschacolonne — zum Hause des Bräutigams. Dieses ist ebenfalls mit Lampions geschmückt, und beim Eingange brennen Flackerfeuer. Nach altem Gebrauche soll nach dem Betreten des Hauses als Symbol der Vereinigung der Inhalt zweier zum Theile mit Reispulver gefüllter Mörser zusammengeschüttet werden. Im Empfangsgemache befinden sich die Anverwandten beider Familien, welche, mit dem Bräutigam an der Spitze, die Braut begrüßen. Nun beginnt das Festmahl, bei welchem die Braut, schräg gegenüber vom Bräutigam, zum ersten- und einzigenmale den erhöhten Ehrensitz einnimmt. Vor beiden steht ein Tischchen, auf welchem sich außer den Speisen Porzellanflaschen mit Saki befinden. Der Vermittler und dessen Frau nehmen zwischen dem Brautpaare Platz und gießen den Inhalt der Sakiflaschen in eine Schüssel zusammen, Braut und Bräutigam füllen nun dreimal gleichzeitig ihre Tassen aus der Schüssel und trinken sich zu. Hiermit ist die Ehe geschlossen. Allerdings muß eine Meldung von der Eheschließung beim Standesamte gemacht werden, allein diese berührt die Giltigkeit der Ehe nicht. Eine weitere Ceremonie religiöser Natur, etwa unter Zuziehung von Priestern, findet nicht statt. Nach dem Zutrinken zieht sich die junge Frau zurück, legt den Schleier oder das an dessen Stelle gebräuchliche weiße Kopftuch ab, nimmt die Frauenfrisur an, und bekleidet sich mit den ihr als Hochzeitsgeschenk überbrachten Gewändern. Hierauf huldigt sie ihren Schwiegereltern und übergibt denselben Geschenke. Besitzt der junge Ehemann keine Eltern mehr, so bringt seine Frau vor den Gedentafeln derselben ihre Verehrung zum Ausdruck.

Nagasaki hat seine einstige commercielle Wichtigkeit eingebüßt. Durch zwei Jahrhunderte, zur Zeit des Monopoles der Holländer, gieng der ganze Außenhandel Japans über Nagasaki, und selbst nach der Eröffnung des Landes concentrirte sich dort das Ausfuhrgeschäft. Langsam wendete sich dieses jedoch nach Yokohama und Kóbé,

und der ganze Handel Nagasakis beschränkt sich nun auf die Ausfuhr der Producte Kiutschius: Rohkampfer, vegetabilisches Wachs, Porzellan zc., hauptsächlich aber auf Steinkohle, welche die Gruben der nahen Inseln in großer Menge liefern. Durch letzteren Umstand ist der Schiffsverkehrsverkehr in Nagasaki doch noch ein ziemlich reger. Laufen auch die größeren europäischen Postdampfer den Hafen nicht mehr an, so sieht man doch die schönen Dampfer der japanischen Gesellschaft „Nippon Yusen Kaisha“ sehr häufig. Wenn auch gegen früher ein gewisser Stillstand im Handel herrscht, so macht doch Nagasaki in sonstiger Beziehung den Eindruck einer aufstrebenden Stadt. Abgesehen von den maritimen Etablissements, worunter ein großes Trockendock und



Japanische Trauung (der Bräutigam in altjapanischer Tracht).

mehrere Fabriken, in welchen fleißig gearbeitet wird, fällt uns eine große Thätigkeit in der Herstellung gemeinnütziger, öffentlicher Bauten auf. Der Präfect von Nagasaki, Herr Kusuka, ein feingebildeter, gut englisch sprechender Beamter, scheint von eifrigem Bestreben beseelt zu sein, die von ihm verwaltete Stadt zu einer mustergiltigen zu machen. Die Straßen werden reguliert und gepflastert, und die Ufer mit Quais versehen. Die öffentlichen Anstalten, Schulen und Spitäler, erfreuen sich seiner besonderen Obforge.

In Nagasaki befindet sich auch ein großes Gefängnis. Bekanntermaßen scheiterte an der Justizpflege in Japan die gänzliche Eröffnung des Landes. Die Japaner wollen die letztere nicht zugestehen, so lange nicht die Exterritorialitätsrechte der

Fremden, nämlich deren Consulargerichtsbarkeit, welche sie als eine beschämende Einschränkung ihrer Oberhoheit empfinden, aufgegeben wird.<sup>1)</sup> Die fremden Nationen dagegen behaupteten, daß die Justizverhältnisse in Japan, trotz der Einführung des modificierten Code Napoléon und moderner Rechtspflege, nicht genügende Garantien für eine gerechte Behandlung ihrer Nationalen bieten. Dies aus dem Grunde, weil viele tief im Volke eingewurzelte Sitten und Gebräuche mit westländischen Rechtsanschauungen im Widerspruche stehen. Inwieweit diese Behauptungen gerechtfertigt sind oder nicht, läßt sich nicht so leicht entscheiden.<sup>2)</sup> Die Meinungen der im Lande lebenden Europäer variieren darüber bedeutend. Die japanischen Gefängnisse aber, wenn alle jenem von Nagasaki gleichen, geben keinen Anlaß zur Besorgnis. Wir fanden eine Anstalt, welche, was gesunde, dem Klima entsprechende Unterkunft der Gefangenen, deren Absonderung und systematische Heranziehung zu Arbeiten, ja selbst den Schulunterricht, die Nahrung, Kleidung, ärztliche Beaufsichtigung und Krankenpflege anbelangt, den Vergleich mit den besten englischen Colonialgefängnissen aushalten kann, nur mit dem Unterschiede, daß man hier, sowie überhaupt in ganz Japan, die körperliche Züchtigung nicht kennt.

Auch die Polizei ist in Nagasaki, wie im übrigen Lande, ganz ausgezeichnet organisiert, doch haben die nett adjustierten Wächter der öffentlichen Sicherheit im allgemeinen sehr wenig Gelegenheit zum Eingreifen. Es klang allerdings etwas komisch, gerade von einem Amerikaner ihre Allwissenheit preisen zu hören: „Denken Sie sich,“ meinte der Republikaner ganz begeistert, „das nenne ich mir eine Polizei; für sie gibt es kein Geheimnis. Sie gehen jetzt aus und machen einen Rundgang in der Stadt, und eine halbe Stunde, nachdem Sie zurückgekehrt sind, kann Ihnen der Polizeicommissär haarklein erzählen, wo Sie überall gewesen sind und was Sie gethan und gesprochen haben. Wenn wir eine so tüchtige Polizei in unseren Staaten hätten, wäre es mit der öffentlichen Sicherheit besser bestellt.“ Thatsache ist es, daß wenigstens in den

<sup>1)</sup> Daß solch ein Zustand dem betreffenden Staate äußerst peinlich werden kann, ist aus folgendem zu entnehmen: Während des Satsuma-Aufstandes verhielt sich ein in Yokohama erscheinendes englisches Blatt der Regierung gegenüber direct feindlich, indem es sowohl deren Maßnahmen vorzeitig bekannt machte, als sie auch einer aufreizenden Kritik unterzog. Die japanische Regierung stand vor dem Dilemma, entweder im eigenen Lande bei einem fremden Consulate Klage führen zu müssen, wobei angesichts der verschiedenen Auffassung über Pressfreiheit der Erfolg noch zweifelhaft erschien, oder diesen Act offener Feindseligkeit über sich ergehen zu lassen. Man entschied sich zähneknirschend für letzteres, nachdem man ersteres nicht mit der Würde des Landes vereinbar fand.

<sup>2)</sup> Mittlerweile wollten Deutschland, Rußland und Amerika die gänzliche Eröffnung des Landes für ihre Nationalen erlangen, indem sie sich bereit erklärten, letztere für einen Zeitraum von fünf Jahren einem gemischten Gerichtshofe und nach Ablauf dieses Übergangsstadiums gänzlich der japanischen Gerichtsbarkeit zu unterordnen. Nun wollen aber wieder viele Japaner nichts mehr von einer Änderung der Stellung der Fremden wissen, und infolge dieser Opposition wurden die neuen Verträge bis jetzt noch nicht ratificiert.

größeren Städten Japans Diebstähle verhältnismäßig selten vorkommen, und länger im Lande weilende Europäer wissen mitunter auffallende Beweise der Ehrlichkeit der unteren Bevölkerungsschichten anzuführen.

Unter den vielen Kaufläden Nagasakis sind Porzellanläden vorherrschend. Kiuschii ist der Sitz einiger der wichtigsten Zweige der japanischen Porzellanindustrie, welche ihren Aufschwung hauptsächlich den im 16. Jahrhunderte aus Korea mitgeführten Arbeitern verdanken sollen. Hervorragend unter anderen Sorten ist das Arita- oder Hizenporzellan, rein weiß, hart und oft ungemein dünn und durchscheinend, sodann das Amakjaporzellan von grauer oder brauner Farbe mit weißen Verzierungen. Am meisten fällt



Nagasaki. Ein Porzellanladen.

wohl das in Europa so geschätzte Satsumafeingut, mit den bekannten reichen Malereien auf Goldgrund, auf. Doch sind künstlerisch schöne Stücke japanischer Keramik, besonders des Satsuma, auch in Nagasaki selten und meist nur bei Raritätenhändlern zu finden. In den Porzellanläden findet man gewöhnlich bloß die für die Ausfuhr en gros oder für den Hausgebrauch berechnete Ware, die allerdings, wenn auch von mittelmäßiger Güte, so doch sehr preiswürdig ist.

Wie aus der geringen Handelsthätigkeit in Nagasaki erklärlich, ist die europäische Colonie daselbst eine ziemlich kleine und zählt kaum 80 Köpfe. Doch dafür ist sie fast stationär, und manche Mitglieder derselben sind schon mehr als 20 Jahre im Lande. Alle Nationen Europas, jedoch vorherrschend Engländer und Deutsche, sind

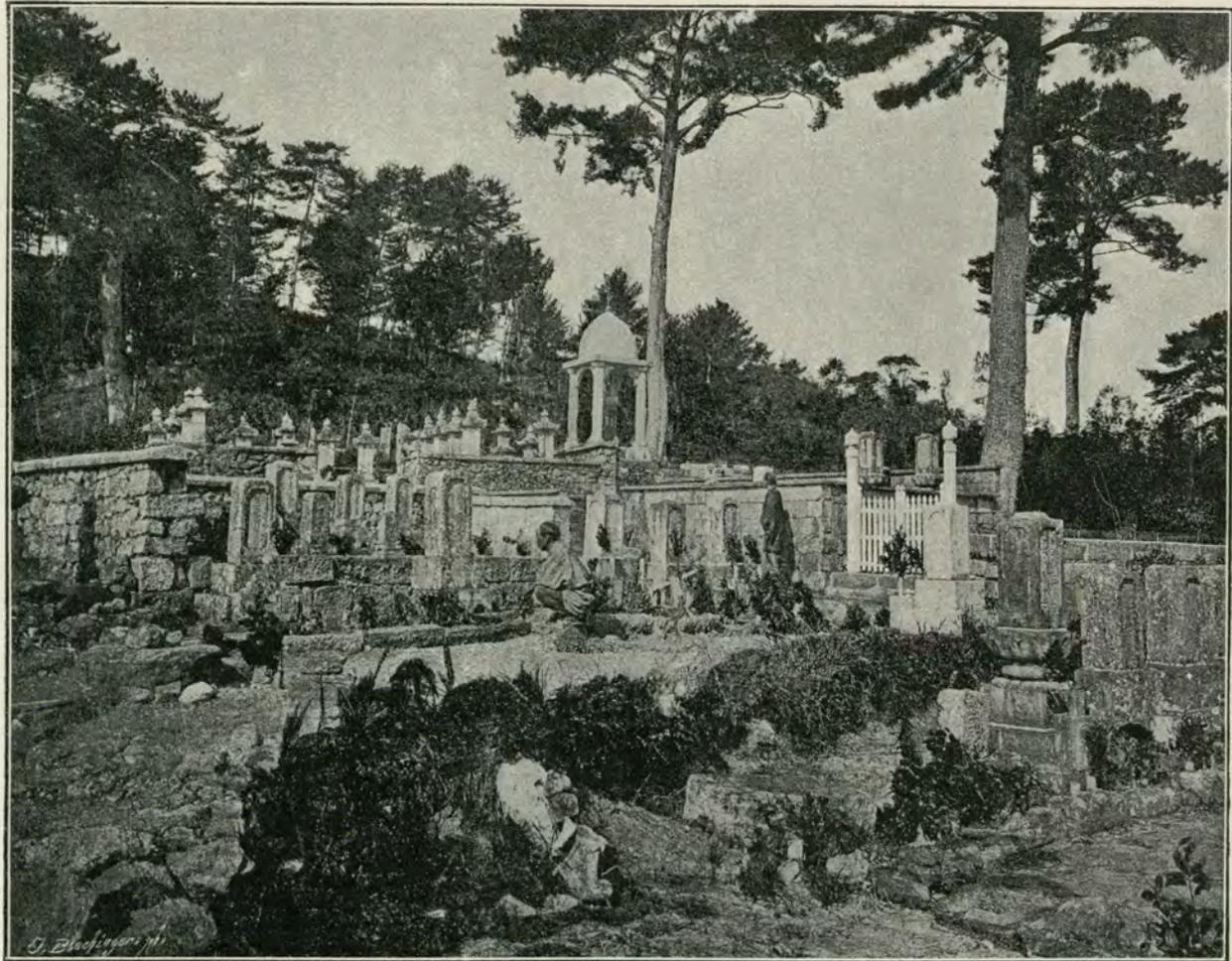
hier vertreten und verkehren miteinander auf dem Fuße vollster Gleichberechtigung und in herzlichster Weise. Auch mit den japanischen Beamten werden freundliche Beziehungen unterhalten. Die materiellen Verhältnisse sind ebenfalls recht angenehm. Das Klima ist bis auf die heißen Monate Juli und August milde und warm; man hat bequeme Häuser, die Umgebung der Stadt ist reizend, und letztere selbst bietet alle denkbaren Ressourcen. Eine regelmäßige Post- und Telegraphenverbindung und das reichausgestattete Lesezimmer des Nagasaki-Clubs ermöglichen es, den geistigen Rapport mit Europa aufrecht zu erhalten.

Darum fühlt man sich in Nagasaki auch so wohl, daß bei Verheirateten der Wunsch, nach Europa zurückzukehren, kaum rege wird. Und selbst ältere Junggesellen entscheiden sich schwer dazu, gänzlich von Nagasaki zu scheiden.

Durch anstrengende Arbeit hat man es endlich zum Wohlstand und zu einer angenehmen Stellung gebracht. Man lebt mit großem Comfort und zählt unter die Honoratioren des Ortes. Ja, wenn es gelungen ist, ein Consulat zu erlangen, was nicht schwer wird, da Honorarconsuln nicht besoldet sind, daher selbst von dem kleinsten Staate ernannt werden, gehört man sogar zum diplomatischen Corps, hat einen wohlklingenden Titel, eine Aufsehen erregende, reiche Uniform und wird, wenn man ein Kriegsschiff besucht, mit Kanonenschüssen salutiert. In der Heimat sind mittlerweile die meisten Angehörigen gestorben oder haben einen eigenen Familienkreis gebildet, die Jugendfreunde sind nach allen Weltgegenden zerstreut, man hat dort weder eine Stellung noch ein Interesse. Selbst das materielle Leben kann bei gleichen Mitteln in der Heimat nicht mehr auf gleich bequemem Fuße geführt werden — kann es daher wundernehmen, daß man es vorzieht, dort auch sein Leben zu beschließen, wo man den Haupttheil desselben zugebracht hat?

Doch ganz besonders die Damenwelt der *haute volée* — es wird hier sorgfamer als anderswo der Kastenstrich gezogen — will von einer Rückkehr nach Europa nichts wissen. Begreiflich! Kaum ein Duzend an der Zahl, bei vielleicht vierzig Herren ihres Gesellschaftskreises, erfreuen sie sich eines Cultus, wie er selbst vor dem Auftreten der modernen arroganten Salongekken in Europa nicht geübt wurde, und da sie glücklicherweise gut miteinander harmonieren, gebieten sie als unumschränkte Herrinnen nicht nur über die stets gehorsamen Ehemänner, sondern, was wichtiger ist, über die unternehmungslustigen Junggesellen. Es gibt daher Picknicks zu Wasser und zu Lande, Clubbälle und Regatten mehr als anderswo, und diese Unterhaltungen sind recht lustig. Dies umsomehr, als Nagasaki eine beliebte Winterstation von Kriegsschiffen ist, und deren Officiere ebenfalls ihr Contingent zu den geselligen Vereinigungen stellen.

Doch auch in Japan wachsen die Bäume nicht in den Himmel, und auf dem bis jetzt stets lachenden Firmamente der Europäerinnen Nagasakis zeigt sich seit kurzem eine mißliche Wolke. Einige Junggesellen, insgeheim unterstützt von diesem oder jenem schlecht dressierten Ehemanne, der viel mit japanischen Functionären zu verkehren hat,



\* 69 \*

Japanischer Friedhof.



machten den Vorschlag, zu größeren Festlichkeiten auch die Frauen der japanischen Spitzen einzuladen. Unter den vorerwähnten Umständen war es begreiflich, daß die Damen der Colonie „wie Ein Mann“ sich dagegen aussprachen. Doch diesmal erwiesen sich die undankbaren Junggesellen standhaft. Die eindringlichsten Vorstellungen, die schmollendsten Blicke, die häufige Anwendung der Riechfläschchen, ja sogar die fürchterliche Drohung eines Strikes, alles fruchtete nichts, die Japanerinnen wurden eingeladen und nehmen nun auch immer an allen größeren Festen der europäischen Colonie theil. Und was noch ärgerlicher ist, dieselben tanzen, allerdings bloß Contretänze, diese aber tadellos correct, ja graziös, wissen Messer und Gabel recht gut zu gebrauchen, und die Herren unterhalten sich mit ihnen in der den Europäerinnen unbekanntem Landessprache recht gut.

Wir hatten in Nagasaki das erstemal Gelegenheit, Japaner und Japanerinnen der Mittelclassen in einer Abendgesellschaft zu sehen. Die japanischen Herren, durchgehends europäisch gekleidet und der Mehrzahl nach der englischen Sprache gut mächtig, fielen nur durch ihr bescheidenes, ceremoniöses Wesen auf. Die Japanerinnen waren natürlich sofort an ihrem kleidsamen Nationalcostüme kenntlich. Dieses, unterstützt durch den Umstand, daß im Haare keinerlei Schmuck getragen wurde — Einfachheit kennzeichnet in Japan mehr als anderswo die anständige Frau — stach gegenüber den Salontoiletten der europäischen Damen auffallend, aber nicht gerade unvortheilhaft ab. Das bescheidene Auftreten der japanischen Frauen war umsomehr zu würdigen, als es keinem Zweifel unterlag, daß die europäischen Damen ihnen nur das Gefühl der erzwungenen Duldung entgegenbrachten. Nun, die Japanerinnen, ihres Samuraiblutes bewußt und noch in den strengen Principien erzogen, nach welchen ein hauptsächlich auf Geldgewinn ausgehender Stand, wie der Kaufmannsstand, ihnen weit nachsteht, werden ihrerseits wohl auch ihre Reflexionen gemacht haben. Jedenfalls können sie das Bewußtsein hegen, daß, wenn sie auch wegen der bisherigen Erziehungsmethode an geistiger Bildung den Europäerinnen nachstehen, sie sich doch, was Sanftmuth, zarten Anstand und edlen Duldersinn anbelangt, von mancher der letzteren vortheilhaft unterscheiden.

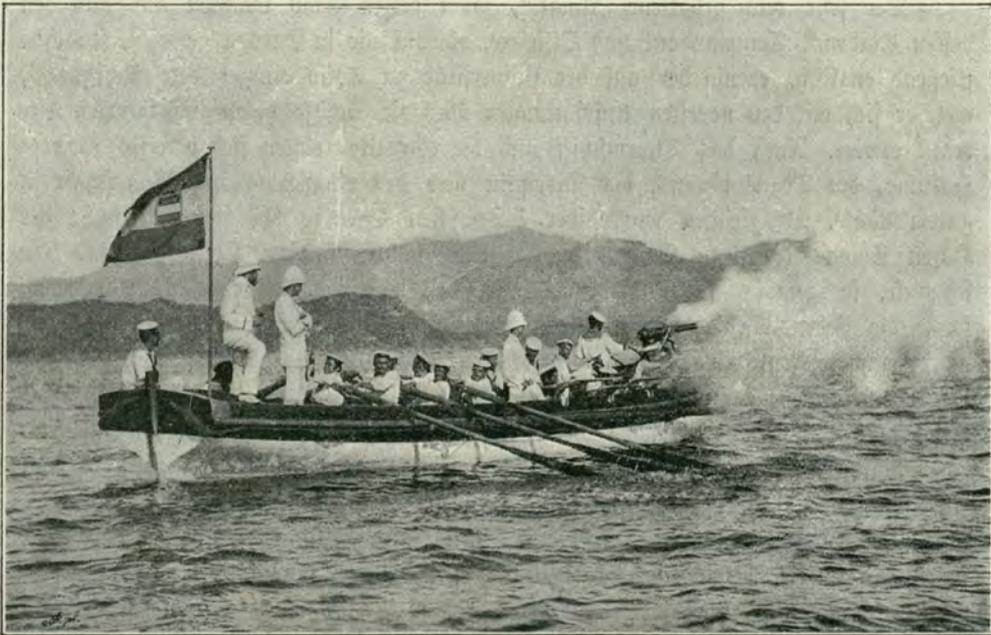
Obwohl die Japaner die Geselligkeit lieben, unterhalten sie untereinander, wenigstens die mittleren Stände, keinen gastfreundlichen Verkehr nach unseren Begriffen. Befreundete Familien finden sich in einem Theehause oder im Theater zusammen, veranstalten auch wohl gemeinschaftlich einen Ausflug, allein in das eigene Haus ladet man Bekannte oder Verwandte nur bei besonderen Familienfesten ein. Officiere und Beamte treffen sich im Casino und im Club, aber ihre Familien bleiben einander oft ganz fremd. In dieser Richtung herrschen in Japan ähnliche Verhältnisse wie in Südeuropa, und es dürfte auch hierin nicht sobald eine Änderung eintreten, da hauptsächlich beschränkte Mittel dieser Abgeschlossenheit zugrunde liegen. Die Aristokratie und die reichen Kaufleute üben jedoch Gastfreundschaft mehr nach europäischer Auffassung aus.

Sehr interessant gestaltete sich ein Besuch der katholischen Mission von Nagasaki, welcher der ehrwürdige Bischof Cousin, dessen Sprengel sich über ganz Westjapan erstreckt, vorsteht. Nagasaki besitzt nämlich eine der ältesten Christengemeinden Japans, welche Mitte des 16. Jahrhunderts gegründet wurde. Kurze Zeit darauf nahm auch ein großer Theil von Kiuschju das Evangelium an. Nun folgten aber, hervorgerufen durch Einmischungen in die Politik, sowie durch die Eifersucht der Holländer auf die Spanier und Portugiesen, die schrecklichen Christenverfolgungen zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Tausende von Christen wurden von den Felsen des Pappenberges gestürzt, gekreuzigt oder mit dem Schwerte niedergemacht, wobei die Standhaftigkeit der Gläubigen jener der ersten Christen nichts nachgab. Scheinbar war das Christenthum ausgerottet. Doch trotz der schweren darauf gesetzten Strafen — noch im Jahre 1870 wurde eine christliche Dorfbewohnerschaft gewaltsam expatriert — tauchten nach einiger Zeit immer wieder von neuem Bekenner der Christenlehre auf. Als im Jahre 1876 das Verbot gegen das Christenthum aufgehoben wurde, fand sich in unmittelbarer Nähe von Nagasaki eine Christengemeinde von 4000 Seelen vor, welche mit Freuden den ihnen zugesandten Seelenhirten begrüßte. Jetzt beziffert sich die Anzahl der eingeborenen Christen im westlichen Theile von Japan bereits wieder auf nahezu 30.000 Seelen. Im allgemeinen ist allerdings das Terrain zur Verbreitung der Christenlehre kein günstiges. Die unteren Schichten finden im Buddhismus einen ihrem Geschmacke zusagenden, zu den Sinnen sprechenden Cultus, dem es ja auch nicht an edlen Doctrinen gebricht, die an die Christenlehre mahnen. Die höheren Schichten, welche sich officiell zur Staatsreligion, dem Schintoismus, bekennen, sind zumeist religiös ganz indifferent und Skeptiker, welche nach dem allerdings bisher wenig christlichen Auftreten der Europäer in Japan einen besonders heilsamen Einfluß der Christenlehre auf die Gesittung eines Volkes bestreiten.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Bei der allgemeinen Reform des Landes wurde auch die religiöse Frage in Betracht genommen. Eine Commission wurde mit dem Studium der Angelegenheit betraut und bereiste zu diesem Zwecke auch Europa. Ihr Bericht über das Christenthum war kein günstiger. Sie fanden es schwer, angesichts der vielen christlichen Glaubensbekenntnisse ein allgemeines Urtheil über den Wert der Christenlehre zu geben. Dann bemerkten sie, daß bei den höheren Gesellschaftsclassen Europas großer Indifferentismus herrsche und bei den Europäern in Japan sich auch kein Zusammenhang zwischen deren freier Lebensweise und den edlen Doctrinen ihres Glaubens nachweisen lasse. Bezüglich letzterer fanden sie, daß die Buddhalehre dem Christenthume nicht nachstehe, und somit von der Annahme des Christenthumes kein nennenswerter Vortheil für das Land zu erwarten sei. Im Gegentheil, mit Hinweis auf die theosophischen Kreise Amerikas wurde sogar der Ansicht Ausdruck gegeben, daß eher umgekehrt die Buddhalehre sich in den westlichen Ländern Bahn brechen dürfte. Ein Seitenstück zu dieser Äußerung des radicalen Strebens, alle Verhältnisse des Landes möglichst günstig für dessen Gedeihen zu gestalten, liegt in den Erörterungen, welche zu gleicher Zeit in vollem Ernste gepflogen wurden, nämlich ob es nicht vortheilhaft wäre, die englische Sprache als Staatssprache anzunehmen. Letzteres fand nicht statt, doch dürfte die phonetische Schreibweise des Japanischen mit lateinischen Lettern zur Einführung gelangen.

Während unserer Anwesenheit befanden sich im Hafen von Nagasaki auch andere Kriegsschiffe. Es war dies die amerikanische Corvette „Brooklyn“ und das japanische Kanonenboot „Amaki“, zu welchem letzterem sich später eine Corvette und ein großes Thurnschiff von der japanischen Evolutionsescadre gesellten. Mit den beiden erstgenannten Schiffen traten wir in näheren Verkehr.

Die „Brooklyn“ hatten wir bereits in Yokohama getroffen; sie war von dort mit der Bestimmung, über das Cap der guten Hoffnung einzurücken, abgedampft. In der Heimat sollte sie, als für Kriegszwecke veraltet, verkauft werden. Doch kurz nach der Durchfahrt der Schimonosekistraße brach ihre Schraubenvelle, und sie wurde von



Scheibenschießen mit dem Bootsgeschütz.

einem russischen Kanonenboote nach Nagasaki geschleppt. Hier wartete sie ein anderes amerikanisches Kriegsschiff ab, um sich von demselben auf eine gewisse Entfernung in See schleppen zu lassen und von dort mit Segeln allein den Heimweg um das Cap Horn zurückzulegen. Zusammengehalten mit dem Umstande, daß gleichzeitig in Yokohama ein amerikanisches Kriegsschiff wegen Seeuntüchtigkeit, die eine Heimreise nicht mehr gestattete, öffentlich versteigert werden sollte — schon der zweite Fall dieser Art — würde dies allerdings einen seltsamen Eindruck machen, wenn man nicht wüßte, daß das Marineministerium der Vereinigten Staaten absichtlich in letzterer Zeit keine Neubauten vornehmen ließ, um jetzt mit einem Schlage eine ganz moderne Flotte schaffen zu können.

Wenn auch das ältere Materiale der amerikanischen Marine, dem man noch gewöhnlich begegnet, nicht besonders achtungsgebietend ist, so muß man hingegen dem Personale, besonders dem Officierscorps, welches an seemännischer und gesellschaftlicher Bildung keinem anderen nachsteht, volle Achtung zollen. Auch die Mannschaften bestehen meist aus ausgezeichneten, alten Seeleuten, was nicht wundernehmen kann, wenn man die Bezahlungen in Betracht zieht. Ein Bootsmann z. B. erhält 100 bis 120 Dollars monatlich, was beiläufig 3000 bis 3500 fl. B. N. jährlich ausmacht. Leider wirkt dies nur zu anziehend auf die Matrosen anderer Nationen, und in der Bemannungsliste amerikanischer Kriegsschiffe sind Deserteure fremder Flaggen keine Seltenheit.

Der sehr rein gehaltene „Amaki“, sowie dessen Stab machten auf uns den besten Eindruck. Commandant und Officiere, obwohl nie in Europa gewesen, sprachen fließend englisch, ebenso der auf der Universität zu Tokio ausgebildete Schiffsarzt, welcher sich mit den neuesten Anschauungen über die Schiffshygiene vollkommen vertraut erwies. Auch das Thurnschiff und die Corvette zeigten sich betreffs äußerer Haltung, des Manövrierens, der Disciplin und des Aussehens der Mannschaft in gutem Lichte. Desgleichen wurde der japanischen Escadre bei ihrem Besuche der Häfen Chinas die beste Beurtheilung seitens sachverständiger Kreise zutheil. Die schmutze, fachgemäße Haltung der Schiffe, das würdige Auftreten des Admirales, sowie die lebenswürdige Weise, mit welcher er Gastfreundschaft ausübte, wobei die ausgezeichnete Musikbande des Admiralschiffes zur Geltung gelangte, fanden allerseits die lobendste Anerkennung. Wer da weiß, welche kolossale Arbeit die Schaffung einer Kriegsmarine repräsentiert, wird die Leistungen der Japaner zu würdigen wissen.

Rascher, als wir ursprünglich gedacht, gieng unser fast dreiwöchentlicher Aufenthalt in Nagasaki, der hauptsächlich zur Vornahme von Exercitien und Scheibenschießübungen ausgenutzt wurde, zu Ende. Mit einem Gefühle aufrichtigen Bedauerns sahen wir am 31. August die Berge Kiuschius unter dem Horizonte verschwinden. Es war durchaus nicht Nagasaki, das dieses Gefühl in uns wachrief. Im Gegentheile, wir waren im ganzen genommen von diesem Orte, trotz seiner schönen Lage, enttäuscht gewesen. Unser Bedauern galt dem Umstande, daß wir dem ganzen Lande Japan und seinem sympathischen Volke wahrscheinlich für immer Lebewohl sagen mußten.

Das lebhafteste Interesse für Japan, welchem sich ein objectiver Besucher des Landes kaum entziehen kann, entspringt wohl in erster Linie der Betrachtung der neuesten Geschichte desselben.

Wie bekannt, folgte auf die glänzende politische Rolle, welche Japan im Mittelalter in Ostasien gespielt, eine über zwei Jahrhunderte währende Abschließung gegen außen. Kunst und Industrie geriethen dabei durchaus nicht in Verfall, ja das Ende des 17. Jahrhunderts gilt als eine Glanzperiode der japanischen Kunst. Angesichts der stets wachsenden Aufklärung des Volkes konnte jedoch das Feudalsystem, trotz des äußeren Friedens, seinem Schicksale nicht entgehen. Zu Beginn der Fünfzigerjahre

war dessen Unhaltbarkeit offenkundig. Der Mikado war zu einem politisch gar nicht zählenden Schattenkaiser herabgesunken. Die Schogune konnten nur mit Mühe äußerlich ihre Autorität gegenüber den vielen Daimios aufrecht erhalten, und diese waren wieder ganz in den Händen der, der größten Mehrzahl nach verarmten Samurai's. Der Kaufmanns- und Bauernstand seufzte unter einem maßlosen Drucke. Nun kommen die Fremden. Seltsamerweise sind die Amerikaner, die Kämpen der Monroe-Doctrin, die ersten, welche den Grundsatz aufstellen, Japan habe kein Recht, sich abzuschließen, es müsse gebührende Rücksicht auf die in der ganzen Welt herrschenden Ideen über freien Handel und Verkehr nehmen. Die anderen Handelsmächte folgen mit gleichen Forderungen. Die ohnedies unterminierte Stellung des Schoguns wird unhaltbar, und der Mikado nimmt im Jahre 1868, nach sechsmonatlichem Kriege mit dem rebellischen Schogun, als Tenno wieder seine Rechte in Besitz. Gewiß vorerst bloß in der Idee, sich durch Hebung des Schulwesens und Modernisierung des Heeres in die Lage zu setzen, den fremden Einmischungen besser zu widerstehen, stellt sich der Tenno an die Spitze der sich längst regenden Reformpartei. Bald jedoch sieht man, daß eine theilweise Annahme europäischer Institutionen nicht möglich ist. Ich vermeide den Ausdruck Civilisation, denn in ihrer Art, d. h. mit Bezug auf Künste, Umgangsformen, ja Rechtsgefühl, besaßen die Japaner eine solche auch während ihrer Abgeschlossenheit in gleich hohem Maße wie die Europäer. Mit kühnem Entschlusse schreitet man dazu, sich in Bausch und Bogen zu europäisieren. Im Handumdrehen wird ein 1000jähriges Regierungssystem gründlich umgeändert. Der Übergang vom Feudalismus zum modernen Rechtsstaate vollzieht sich hier in wenigen Jahren. Dabei beständiges Einmengen und Drängen der europäischen Seemächte und der Amerikaner, politische Verwickelungen mit China wegen Formosa und Korea, ja ein Feldzug nach Formosa, wenn auch mit raschem, erfolgreichem Ausgliche. Naturgemäß geht es nicht ohne Reibungen im Innern ab. Vereinzelte Erhebungen finden statt, sodann der große Satsuma-Aufstand des Jahres 1877, welcher inmitten all dieser Umwandelungen die Niederwerfung von 30.000, von einem genialen Führer befehligten Rebellen nothwendig macht. Die Folge alles dessen ist eine Geldkrisis, Entwertung des Papiergeldes, ein Agio von 82 Procent.

Und jetzt, kaum 20 Jahre nachdem der Tenno die Zügel der Regierung ergriffen, hat das ganze Land eine geordnete Administration nach europäischem Muster, im Staatshaushalt herrscht Gleichgewicht, und die Valuta ist geregelt. Eine modernen Anschauungen entsprechende Rechtspflege hat platzgegriffen, Sicherheit des Lebens und des Eigenthumes ist besser gewahrt als in vielen Ländern Europas, ein ausgebreitetes, mustergiltiges Schulwesen wurde eingerichtet. Armee und Flotte sind nach europäischen Begriffen achtungsgebietend, der Landbau, ohnehin von altersher rationell betrieben, ist im Zunehmen, Industrie und Schifffahrt in voller Entwicklung, Post- und Telegraphenwesen mustergiltig; das Verkehrsweisen befindet sich in raschem Aufschwunge.<sup>1)</sup> Die

<sup>1)</sup> Einige Daten über das Schulwesen und die Thätigkeit von Post- und Telegraphenämtern in Japan dürften hier am Platze sein. — Im Jahre 1885 hatte Japan 30.026 Schulen, welche von  
 Bed in a, An Afens Küsten 2c. 70

Einführung parlamentarischer Institutionen, welche für das Jahr 1890 festgesetzt ist,<sup>1)</sup> wird den Schluss, die Krönung dieser in der Culturgeschichte einzig dastehenden Umwälzung bilden, bei welcher kraft einer unerhörten Elasticität, eines warmen Patriotismus und einer bewundernswerten Ausdauer in kaum einem Vierteljahrhundert die Arbeit von Jahrhunderten nachgeholt wurde. Diese Leistung, welche derjenige erst recht zu würdigen versteht, der an Ort und Stelle sieht, wie dabei selbst in das Volks- und Familienleben energisch eingegriffen und mit althergekommenen Sitten und Gebräuchen aufgeräumt werden mußte, ist ein Triumph von Willensfestigkeit und ernstem Streben, auf welchen die Japaner mit Stolz blicken können und der unwillkürlich Sympathie hervorruft.

Angesichts dieser Thatfachen fragt man sich staunend, wie es kommt, daß die Meinungen über Japan und die Japaner doch so getheilt sind, und daß Land und Leute gerade von länger dort weilenden Europäern mitunter sehr ungünstig beurtheilt werden.

Ohne bestreiten zu wollen, daß, wie naturgemäß, das japanische Volk, sowie die gegenwärtigen Zustände im Lande manche Schattenseiten aufweisen, so dürften doch viele Klagen darüber einer einseitigen Auffassung entspringen. Dies gilt übrigens nicht bloß bezüglich Japans, sondern überhaupt von Urtheilen über überseeische Länder. Die meisten Residenten in solchen Ländern sind Kaufleute oder Personen, welche dorthin gehen, um Geld zu erwerben oder ihren Lebensunterhalt zu finden. Für viele derselben, besonders wenn sie der exclusiven anglosächsischen Rasse angehören, gibt es außerhalb Europas und Amerikas nur „Natives“, Eingeborene, d. h. Menschen zweiter Kategorie, deren Hauptbestimmung es ist, dem Europäer als Ausbeutungsobject zu dienen, schlechte europäische Waren möglichst theuer zu kaufen und ihre Landesproducte thunlichst billig zu veräußern. Sonst rechnet man sie kaum unter die Menschen, und selbstverständlich gilt für sie nicht das gleiche Recht wie für Europäer. Wird ein Native todtgeschlagen, was liegt daran? Einer weniger oder mehr thut nichts zur Sache; wenn aber ein Europäer oft wegen unqualificirbarer Herausforderungen getödtet wird, da gibt es eine Staatsaffaire, da muß mit dem Blute so vieler anderer, vielleicht Unschuldiger, Genugthuung geleistet werden.

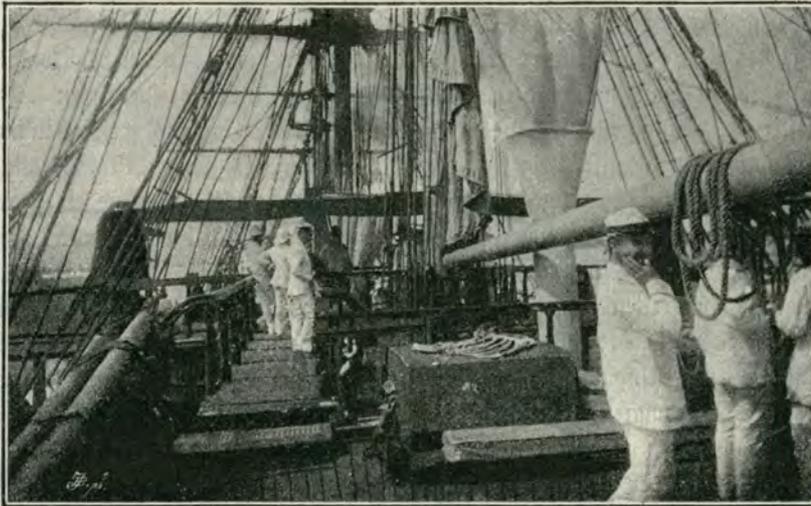
---

3,200.000 Kindern, darunter 1,025.000 Mädchen, besucht wurden; man zählte an der Universität von Tokio 1300 Hörer, von welchen 280 diplomiert wurden. Die technischen Hochschulen zählten an 1000 Hörer.

Japan besaß 1885 4137 Postämter, welche 100 Millionen Briefe, 15 Millionen Zeitungen, 3 Millionen Bücher und Muster und 900.000 Postanweisungen im Werte von 16 Millionen Gulden beförderten. Die 4100 Postcassen vermittelten 350.000 Spareinlagen im Werte von 24 Millionen Gulden. Die 280 Telegraphenämter mit einem Netz von 1800 Meilen Länge besorgten im ganzen 2 Millionen Depeschen; verbunden mit dem Telegraphenwesen sind die 160 Telephonstationen.

<sup>1)</sup> Binnen kurzem soll die Eröffnung des nach preussischem Muster constituirten Parlamentes stattfinden.

Wie die Individuen, so ganze Völker. Es war eine unerträgliche Schmach, ein himmelschreiendes Unrecht, daß China und Japan sich gegen die übrige Welt abschlossen und die Ansiedelung der Europäer nicht dulden wollten. Und doch sollte man glauben, daß dies nach dem Auftreten der Entdecker und Flibustier, welche jedes Land, das sie betraten, als Eigenthum betrachteten, eine zwar unangenehme, aber nicht ganz unbegründete Äußerung des Selbsterhaltungstriebes war. Mit den überzeugenden Argumenten von Kugeln und Granaten werden diese Staaten über ihr Unrecht belehrt. Den Fremden wird hierauf das Land wenigstens zum Theile eröffnet und deren Ansiedelung innerhalb gewisser Grenzen gestattet. Als Gegenleistung wird den Angehörigen dieser Länder großmüthig das Gleiche zugestanden. Ja, da man eben in



Letzter Blick nach dem Hafen.

Amerika und in einigen englischen Colonien, besonders in Australien, Arbeitskräfte brauchte, wurde eine chinesische Emigration organisiert. Nun aber wiederholt sich die Sache vom Zauberlehrling. Die Chinesen sind nicht so albern, als man sie annahm. Durch ihre staunenswerte Thätigkeit, zähe Sparsamkeit, durch eine besondere kaufmännische Begabung erobern sie bald auf ganz friedlichem, rechtllichem Wege in commercieller Hinsicht ihre Ansiedelungsorte. Jetzt werden sie unbequem, jetzt will man von ihnen nichts mehr wissen. Die Einwanderung wird nicht bloß bezüglich gänzlich Unbemittelter beschränkt, wogegen nichts einzuwenden gewesen wäre, sondern direct aufgehoben, und mit dem Revolver in der Hand verhindert man die Landung zugereister Chinesen. Ja, in den Vereinigten Staaten geht man sogar mit der Absicht um, die bereits angesiedelten Chinesen des Landes zu verweisen. Vom politischen Standpunkte, der naturgemäß ein eigennütziger ist, kann man wohl nichts dagegen ein-

wenden; doch was für einen Schrei der Entrüstung gäbe es, wenn die „China Natives“ Repressalien ergreifen würden und das Gleiche bezüglich der europäischen Ansiedler thäten!

Diese einseitige Denkungsweise vieler Europäer gegenüber außereuropäischen Völkern muß man sich vor Augen halten, wenn man manche ungewöhnlich harte Urtheile über die Japaner liest. Sie entstammen meist in Japan ansässigen Kaufleuten oder Personen, welche dort zeitweilig angestellt waren und bald entbehrlich wurden, vereinzelt Diplomaten und Reisenden, welche durch die Brillen der ersteren sahen, oder von ihnen beeinflusst waren. Für diese haben die Japaner vor allem einen Hauptfehler. Sie sind keine Savanen oder Indier, sie haben die Annahme, Herren im eigenen Lande bleiben zu wollen und dessen Hilfsquellen in erster Linie selbst auszunutzen, sie wollen auch durchaus nicht zugeben, daß der Europäer schon als solcher einen Vorzug vor ihnen haben soll. Abgesehen davon, daß man überhaupt bei Beurtheilung des lieben Nächsten gerne geneigt ist, den Maßstab absoluter Vollkommenheit anzulegen, so ist man natürlich gegenüber einem solchen widerspenstigen „Native“ doppelt streng. Schlagwörter sind bald gefunden. Jeder Commis spricht, kaum nach Japan gekommen, von „affenartiger Imitation“, „Unbeständigkeit“, „Unverlässlichkeit“, „Mangel an Aufrichtigkeit“ und „haarsträubender Immoralität“, ohne einen Augenblick daran zu denken, wie es im eigenen Heimatlande aussehen würde, wenn man die dicke Schicht entfernt, welche conventionelle Heuchelei über die meisten tadelnswerten Vorkommnisse zu breiten pflegt. Inwieferne diese Anklagen Berechtigung haben oder nicht, ist schwer zu sagen; es genügt jedoch anzuführen, daß viele Autoren, die auf Gründlichkeit und Unparteilichkeit Anspruch machen können, wie wissenschaftliche Reisende und Diplomaten, sie auf eine oberflächliche, einseitige Beurtheilung zurückführen.

Sedenfalls ist der „große Krach“, welchen die Japan ungünstig Beurtheilenden schon zu Anfang der Siebzigerjahre als unmittelbar bevorstehend angekündigt haben, bis jetzt noch nicht eingetreten; im Gegentheile haben sich, wie erwähnt, schon viele der neuen Einrichtungen vollkommen bewährt und eingelebt.

Obwohl ein nur oberflächlicher Besuch des Landes zu keinem Urtheil darüber berechtigt, so genügt derselbe doch, um erkennen zu lassen, daß vieles von dem, was da noch nicht klappt, weniger auf Charaktermängel, Überstürzung u. dgl., wie gewöhnlich angenommen wird, sondern einfach auf den Mangel an Geld zurückzuführen ist. Früher, bei einfacher Kleidung, Nahrung und Wohnung waren die Erträgnisse des Landbaues genügend für deren Bestreitung, und bei den sonst geringen Bedürfnissen fand alles sein Auskommen, ja es verblieb noch ein gewisser Überschuss, welcher ein verhältnismäßiges Wohlleben und einigen Luxus gestattete. Doch jetzt ist dies nicht mehr der Fall. Wenn auch Handel und Industrie einen außerordentlichen Aufschwung nahmen, so konnte doch die Vermehrung der Einnahmsquellen nicht Schritt halten mit den außergewöhnlichen Anforderungen finanzieller Natur, welche an den Staat und

den einzelnen herantraten. Bei einer Gesamteinnahme von circa 150 Millionen Gulden Banknoten, was zusammen gehalten mit der Einwohnerzahl von 40 Millionen (im Jahre 1890) genügend zeigt, wie es mit den gegenwärtigen finanziellen Kräften des Landes bestellt ist, muß man doppelt staunen, wie die Regierung es zuwege brachte, den so kostspieligen Apparat einer modernen Verwaltung einzurichten und im Gange zu erhalten. Nur durch eisernes Beharren in dem Bestreben, alles im Lande selbst zu beschaffen, was dort erzeugt werden kann, sowie durch die große Vaterlandsliebe der schlecht bezahlten Beamten war es möglich, einem finanziellen Zusammenbruche vorzubeugen. Naturgemäß ist insolgedessen der Typus des verarmten Edelmannes jetzt in Japan ein sehr verbreiteter, fast alle Staatsdiener gehören dazu. Sie wissen vermöge ihrer Bildung, welche Anforderungen nach europäischen Begriffen an ihr Auftreten gestellt werden, und haben meist nicht die Mittel, diesen Anforderungen nachzukommen. Ihrem Rationalstolze wird dadurch im Verkehre mit Europäern manche Wunde geschlagen, welche das Ausharren auf der eingeschlagenen Bahn des Fortschrittes und der strengen Rechtllichkeit nur noch verdienstlicher macht. Getreu dem Vorbilde der Strebbarkeit, wie es den Kindern in der Schule gelehrt wird, daß nämlich ein armer Bauernbursche, welcher kein Geld besaß, um Öl für seine Lampe zu beschaffen, seine Studien beim Scheine mühsam zusammengefangener Leuchtkäfer erfolgreich vornahm, arbeiten sie unverdrossen und mit Erfolg weiter.

Allerdings hat Japan eben jetzt noch eine kritische Phase zu bestehen. Die Verleihung der Constitution erfolgte nicht etwa in blinder Nachahmung europäischer Einrichtungen. Schon zur Zeit des Satsuma-Aufstandes verlangte die Adelspartei eine parlamentarische Regierungsform. Sie hoffte dadurch wieder zu der früheren Einflusnahme auf die Regierung zu gelangen, welche beim gegenwärtigen, stramm absoluten und centralistischen Regime gänzlich entfallen ist. Hierzu gesellte sich, wohl vom direct entgegengesetzten Standpunkte aus, ein Drängen der modern gebildeten Classen, unter welchen sich durch amerikanischen Einfluß eine stark demokratische Strömung fühlbar macht. Dabei herrscht gegenwärtig gerade eine große Aufregung wegen der neuen Verträge bezüglich der Ausländer. Die Feudalpartei verhält sich ablehnend gegen die geplante gänzliche Eröffnung des Landes aus national-reactionären Beweggründen. Die Handelskreise wieder bekämpfen leidenschaftlich jede Änderung des gegenwärtigen Verhältnisses, weil sie dadurch eine Schädigung ihrer materiellen Interessen befürchten. Im Parlamente wird daher die Regierung manche Anstürme zu bestehen haben, auch dürfte es an leidenschaftlichen Parteikämpfen nicht fehlen. Doch bei der regen Vaterlandsliebe, die allen Japanern in gleichem Maße eigen ist, ist zu hoffen, daß auch dieser letzte Übergang ohne ernste Störungen vor sich gehen wird, und Japan auch als ein vollkommen modern eingerichteter Staat sich weiter gedeihlich entwickeln und aufblühen wird.

## Capitel XXII.

### Schanghai.

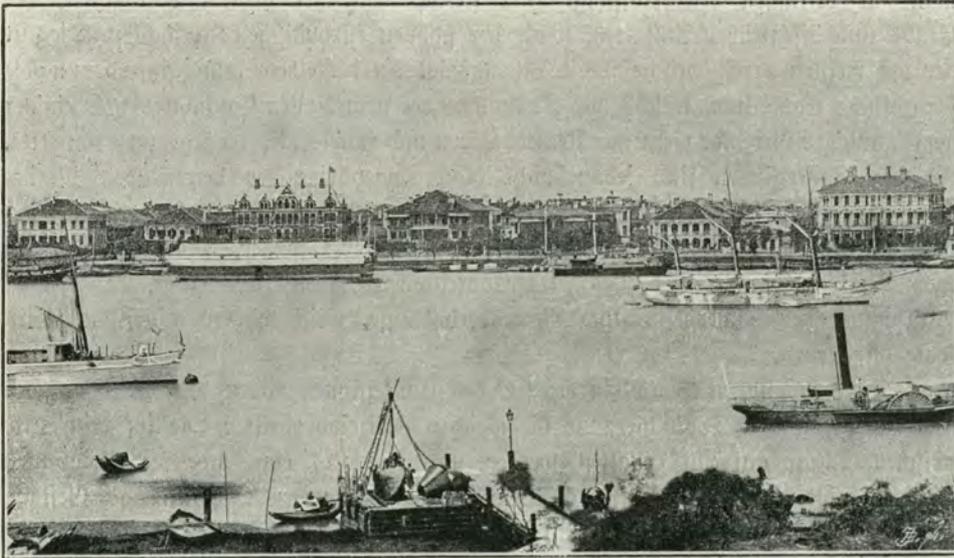
China und Japan werden in Europa oft in einem Athem genannt. Man hat von diesen beiden Ländern und ihren Völkern im allgemeinen den gleichen Begriff des Absonderlichen und Grotesken, verbunden mit der Vorstellung von einer eigenthümlichen, von der unseren ganz verschiedenen Civilisation. Und doch, welcher Unterschied zwischen beiden Nationen, trotz des zum Theile gemeinsamen Blutes, und trotz der ähnlichen religiösen Verhältnisse, besonders seit der neuesten Entwicklungsphase im östlichen Inselreiche. Die Japaner, impulsiv, tapfer, eigentlich mehr lebhaft als begabt, von warmer Vaterlandsliebe erfüllt, in ihren fortschrittlichen Bestrebungen radical, fast revolutionär, politisch unternehmend, Fremden gegenüber zuvorkommend und bescheiden. Die Chinesen, so weit man bei 400 Millionen generalisiren kann, kalt berechnend, sehr intelligent, trotz des verständnisinnigen Zusammenhaltens der einzelnen — besonders im Auslande — und dem zähen Festhalten an dem Althergekommenen doch ohne wahre Vaterlandsliebe, gegen den Fremden, wenigstens die Orthodoxen, meist überhebend, dünkeltast und ablehnend. Kurz gekennzeichnet, ist der Japaner ultrapatriotisch, der Chineser ultranational.

Kein Wunder daher, daß zwischen diesen beiden Völkern, deren Interessen auch vielfach widerstreiten, nunmehr ein Nationalhaß besteht, der die Gegnerschaft zwischen Deutschen und Franzosen weit übertrifft. Der Chineser fürchtet den Japaner, aber verachtet ihn zugleich als Renegaten; der Japaner fühlt sich vor dem Chinesen, dessen Classifier er sich angeeignet hat, etwas beengt, aber haßt ihn, als der Ausdehnung seiner Machtspähre entgegenstehend.

Aber auch die beiden Länder sind — soweit wir sie sahen — gründlich voneinander verschieden. Das meerumschlungene Japan mit seiner stets wechselnden und dabei immer hübschen Landschaft, klein, aber amuthig; das ungeheuere Reich der

Mitte mit seinen meist eintönigen Ebenen, kahlen Bergen, seinen Riesenflüssen und Canälen großartig, doch kalt lassend.

Ganz besonders zeigt sich dieser Gegensatz, wenn man, wie wir, Nagasaki und Schanghai kurz nacheinander besucht. Nach der herrlichen Bucht von Nagasaki, wo man, ringsum von grünen Bergen umgeben, sich auf einem Landsee wähnt, und in die man unmittelbar von hoher See aus gelangt, berührte es doppelt seltsam, meilenweit die schlammigen Fluten des Jantze hinaufzudampfen und kaum mehr als eine flache Uferlinie in weiter Ferne zu gewahren. Erst bei der Einfahrt in den Whangpu, einen Nebenfluß des Jantze, an welchem 12 Meilen stromaufwärts Schanghai liegt, gewinnt die Scenerie an Interesse.



Schanghai. Der Bund in der englischen Concession.

Der Ort Wufung am Zusammenfluß beider Ströme gewährt mit seinen ausgedehnten Forts, zum Theil nach modernen Principien gebaut, und der großen Anzahl reich bewimpelter Kriegs- und Handelsjunkten, die hier stets vor Anker liegen, einen freundlichen Anblick. Doch entbehrt die bei der Enge des Flußbettes leicht zu übersehende Umgebung, zumeist aus wohlangebautem Ackerlande bestehend, des landschaftlichen Reizes. Auch zeigt sich an den Ufern des Whangpu nichts eigenartig Chinesisches. Bei der Annäherung an Schanghai gewahrt man rechts und links industrielle Etablissements mit hohen Schloten und englischen Aufschriften, sowie zahlreiche Dampfer und Segelschiffe, und abgesehen von den Junkten und kleinen Flußbooten mit ihren bezopften Insassen könnte man sich ganz gut auf der Themse vor London wähnen. Ja, der europäische Theil der Stadt, welcher sich nach

einer raschen Biegung des Flusses mit seiner achtungsgebietenden Front von massiven Gebäuden in europäischem Stile und einer stattlichen Baumreihe vor denselben zeigt, würde sogar London, das bekanntermaßen im östlichen Theile sich von der Themse aus nicht sehr vortheilhaft zeigt, zur Biede gereichen.

Angeichts dieses Bildes und des äußerst regen Verkehrs am Flusse begreift man den Ruf Schanghai als schönste Stadt Ostasiens, wenngleich seine Lage im weiten, flachen Anschwemmungsterrain wenig hierzu berechtigt.

Schanghai besteht aus den europäischen Concessionen <sup>1)</sup> und der Chinesenstadt. Erstere theilen sich wieder in die amerikanische, englische und französische Concession. Von der amerikanischen Concession mit ihren maritimen und industriellen Etablissements, den verschiedenen Consulaten und den zahlreichen Schiffshändlern, gelangt man zur britischen Niederlassung. Hier ist der Sitz der großen Bankhäuser, der Clubs und öffentlichen Anstalten, sowie der schönen europäischen Kaufhallen. Dies ist der am meisten großstädtische Theil Schanghai's. An denselben reiht sich sodann die französische Concession, welche mit Ausnahme des prunkvollen Consulats und einiger gemeinnütziger Gebäude meist nur kleinere Läden und Hotels niederer Kategorie aufweist. In den Concessionen sind jedoch nicht bloß Angehörige der betreffenden Nation angesiedelt, deren Namen sie tragen, sondern die englische und amerikanische beherbergen eine ganz internationale Gesellschaft, darunter Japaner, Macao-Portugiesen und Manila-Spanier. In allen drei Concessionen haben sich ferner, in richtiger Würdigung der Sicherheits- und Rechtsverhältnisse, meist reichere chinesische Kaufleute angesiedelt.

Diese chinesischen Viertel in den fremden Concessionen bilden den interessantesten Theile Schanghai's. Denn hier, wo die gleichen Polizeivorschriften wie im rein europäischen Theile aufrecht erhalten werden und ebenfalls eine tadellose Reinlichkeit herrscht, zeigt sich einmal eine chinesische Stadt ohne den Schmutz und Gestank, welche deren Beurtheilung oft beeinträchtigen.

Die langen Reihen meist einstöckiger Häuser mit reichen Goldschmüzereien, bunten Aufschriften und prunkhaften Aushängeschildern, welche letztere oft quer über die engen Straßen reichen, und die wirkungsvoll zusammengestellten Waren in den Läden kommen

<sup>1)</sup> Man versteht unter Concession — zum Unterschiede von dem gewöhnlichen Settlement, wo Fremde einfach das Recht der Niederlassung des Grundbesitzerwerbes, des freien Handels und der Consulargerichtsbarkeit haben — Territorien, welche zwar nominell chinesisch, doch den fremden Regierungen gegen einen kleinen Mietbetrag auf 999 Jahre vermietet sind. Die Verwaltung wird durch den Gemeinderath bewirkt, ferner haben sie mit Bezug auf Europäer consular, mit Bezug auf Chinesen eine gemischte Gerichtsbarkeit, nämlich chinesische Richter und europäische Beisitzer. Letzteres Amt versehen der Reihe nach die verschiedenen Consuln. Im ganzen sind diese kleinen Staatswesen eigentlich Republiken, in welchen die fremden Consuln die Präsidenten, respective den Senat repräsentieren.

Schanghai zählt in den Concessionen 250.000 Einwohner, darunter 2000 Europäer; die Einwohnerzahl der Chinesenstadt wird auf 75.000 geschätzt.

da erst recht zur Geltung; ganz besonders des Abends bei Beleuchtung der Häuser mit Glas- und Papierlampen. Auch die bis spät in die Nacht hinein verkehrende Menge zeigt sich hier vortheilhafter als sonstwo in China. An und für sich ist der Nordchinese kräftiger gebaut als sein südlicher Landsmann, und man sieht in Schanghai feiste, wohlgenährte Gestalten mit intelligentem Gesichtsausdruck, unter dem weiblichen Theile der Bevölkerung sogar Erscheinungen, die man lieblich nennen muß. Die Kleidung der Mehrzahl, mit Ausnahme jener der Lastträger, die wie überall in Ostasien fast nur aus einer Schmutzschicht und einem konischen Strohhute besteht, ist tadellos rein. Dies ist übrigens bei dem sonst nicht ausgeprägten Reinlichkeitsinn



Schanghai. In der Chinesenstadt.

der Chinesen selbst in den schmutzigsten Städten ein Kennzeichen des einigermaßen Bessergestellten.

Die Chinesenstadt, mit alten crenelierten Mauern umgeben, unterscheidet sich wenig von den ärmlieheren Theilen Cantons. In den engen, schlechtgepflasterten Gassen der gleiche Schmutz und pestilenzialische Gestank, das gleiche Gewühl einer wenig appetitlichen, meist halbnackten Bevölkerung. Die Tempel sind mehr oder minder angerauchte, schmutzige Hallen mit allerlei fragenhaften, durch die beständig verwendeten Räucherkerzen angeruhten Göttern. Deren Hofraum ist mit den an solchen Orten nie fehlenden Wahrsagern, Quackhalbern, Geschichtenerzählern und Verkäufern von Eswaren und Opfern angefüllt. Auch der Gerichtshof und das Yamen des Gouverneurs (Taotai)

fallen hier wie dort nur durch die auf den Thorflügeln gemalten Scheufale von Tempelwächtern, aber nicht durch eine besondere Bauart auf.

Und doch muß die Stadt früher manche wirklich schöne Partie aufzuweisen gehabt haben. Vor allem den sogenannten Theegarten. Auf einer Insel, in einem ganz vernachlässigten, mit Unrath und Wasserpflanzen bedeckten Teiche erhebt sich ein geschmackvoller Pavillon, während ähnliche größere Gebäude den durch Felsblöcke und Zwergpflanzen gebildeten Garten umrahmen. Als die Gebäude noch neu und rein waren und das Wasser klar, muß das Ganze reizend ausgesehen haben. Vermuthlich dürfte auch das Innere des Pavillons damals noch nicht, wie jetzt, dank der verschiedenen Beschäftigungen der Insassen, das Bild größten Schmutzes und der Verwahrlosung gegeben haben, das die meisten öffentlichen Locale der Chinesen kennzeichnet. Einige nehmen daselbst Erfrischungen ein, unbekümmert um die Überreste von früheren Mahlzeiten, die überall zu sehen sind; andere vertrauen sich dem Barbier an, welcher Sorge trägt, daß seine Thätigkeit an den zurückgelassenen Spuren ermessen werden kann; wieder anderen gefällt es, hier ihr Opiumpfeischen zu rauchen und sich dann dem Schlafe zu überlassen, so daß trotz der offenen Fenster überall der durchdringendste Opiumgeruch herrscht. Auch der hier aufgetischte Thee mit der bei den Chinesen beliebten Beigabe getrockneter Melonenkerne dürfte wenigen Europäern zusagen. Übrigens gibt es noch ein zweites ähnliches, aber anmuthigeres Tusculum in Schanghai. Es ist dies der Mandaringarten. Hier sind in geschmackvoller Weise Grotten und künstliche Wasserfälle durch Felsblöcke gebildet, und kleine, aber elegant eingerichtete und reinliche Pavillons umgeben ein stilles, heimliches Gärtchen, dem man im Gegensatz zu der schmutzigen Nachbarschaft eine gewisse poetische Schönheit nicht absprechen kann.

Im europäischen Theile Schanghais herrscht tagsüber das rege und lärmende Treiben einer großen Handelsstadt. Zahlreiche Wagen, Lastkarren, Djinrickshas, sowie die von den ärmeren Chinesen gerne benutzten Schubkarrenartigen Einradfuhrwerke finden nur mühsam ihren Weg durch die geschäftigt hin und her wogende Menge von Fußgängern.

Gegen Abend wechselt jedoch das Bild; da zeigt sich Schanghai mit Bezug auf Vergnügungen als das Paris des Ostens. Die schöne Welt vereinigt sich am Bund — so heißt auch hier die Quaifront — wo sich täglich im Park die recht gute Stadtmusik hören läßt, oder auf der schattigen Hauptstraße von Bubblingwell, dem fashionablen Villenviertel, welches außerhalb der Concessionen entstanden ist.

Hier reiht sich ein Vergnügungslcal an das andere, ganz abgesehen von der Unterhaltungswiese und dem Rennplaze, wo stets ein dem Sport hulbigendes Publicum zu finden ist. Dann kann man in Bubblingwell oft einen Corso von Equipagen und Reitern sehen, der, was den Luxus der Wagen und die Eleganz der Toiletten anbelangt, einer europäischen Großstadt Ehre machen würde, und der durch das häufige Auftreten von reichen Chinesen mit ihren Familien auch des Reizes der Originalität nicht entbehrt.

Eine Thatsache, die dem Reisenden in ganz Ostasien auffällt, zeigt sich in Schanghai besonders stark ausgeprägt, nämlich, daß man nicht nur viel Geld zu verdienen, sondern dasselbe auch auszugeben weiß. Viele Europäer Ostasiens, manche auch durch die ergiebige Jagd in der Umgebung angezogen, strömen zur Unterhaltung dorthin. Ebenso suchen reiche Chinesen, welche sich einige vergnügte Tage machen wollen, Schanghai auf und finden dort ihre Rechnung. Allerdings macht sich hie und da bereits die Ansicht geltend, daß diese Verhältnisse einen sehr bedenklichen Einfluß auf den jungen europäischen Nachwuchs genommen haben, und daß man in Schanghai ein Wohlleben über die Verhältnisse führt. Desgleichen soll die Metropole Ostasiens auch bezüglich einer stets neue Nahrung findenden Chronique scandaleuse hinter keiner europäischen Weltstadt zurückbleiben.

Übrigens sind für Schanghai die Zeiten schon lange vorbei, in denen über die Nacht große Vermögen erworben wurden. Obwohl fast zwei Dritteile des gesammten chinesischen Außenhandels über Schanghai gehen, hat die Vervollkommnung der Verkehrsmittel auch hier ihren ausgleichenden Einfluß ausgeübt, und der einzelne hat gegen eine mächtige, stets wachsende Concurrenz zu kämpfen. Ganz besonders den Erwerb der Europäer im allgemeinen einschränkend, macht sich der Umstand geltend, daß die chinesischen Großhändler anfangen, directe Beziehungen mit den fremden Märkten anzuknüpfen. Immerhin haben die Deutschen mit ihrem zähen Fleiße und ihrer verhältnismäßigen Genügsamkeit noch ausreichenden Spielraum gefunden, um sich eine höchst achtunggebietende Stellung in der Handelswelt Schanghai's zu gründen. Sie kommen geschäftlich und gesellschaftlich gleich nach den Engländern zu stehen, während die Franzosen trotz eigener Concession hier keine bedeutende Rolle spielen.

Begreiflicherweise war in Schanghai unser Bestreben in erster Linie dahin gerichtet, das chinesische Leben näher kennen zu lernen. Dementsprechend veranstaltete unser Consul Herr Haas, ein aufopfernd lebenswürdiger Hausherr und bewährter Sinologe, der dank seines 23jährigen Aufenthaltes Sprache und Sitten des Landes wie kein Zweiter kennt, einen chinesischen Abend. Dieser hatte mit einem chinesischen Diner zu beginnen, zu welchem uns ein reicher chinesischer Großhändler geladen hatte. — Schon der Anfang unserer Expedition war ein recht exotischer und vielver-



Schanghai. Das Einradfuhrwerk.

sprechender. Zahlreiche Djinrikschas hatten sich beutewitternd vor dem Consulate gesammelt, und als die ziemlich zahlreiche Gesellschaft sich zur Fahrt anschickte, gab es ein ganz unerhörtes Anstürmen. Eine förmliche Wagenburg und eine Schar im Chorus ihre Gefährte anpreisender Führer umringte uns. Der eine zerrte dahin, der andere dorthin, bald lief man Gefahr unter die Räder zu kommen, bald wieder war das Gleichgewicht ein sehr bedrohtes. Dabei waren wir durch die groteske Haltung der Djinrikschaführer entwaffnet, welche die auf dem Rücken ihrer Blusen markierten Nummern durch Zuwenden der Rehrseite und Hinhalten der Laterne ersichtlich machen wollten. Endlich waren wir unter einem höllischen Geschrei und nach ausgiebigem Gebrauche unserer Stöcke untergebracht, ohne gerade besonderen Schaden an den Behen oder an der Kleidung genommen zu haben.

Fort ging's nun wie Lügows wilde verwegene Jagd. Jedem Djinrikschaführer war vorher die genaue Adresse des Hauses bekanntgegeben worden, nach welchem wir zu fahren beabsichtigten, worauf jeder erklären mußte, ob er verstanden habe. Eine ausgezeichnete, unbedingt nöthige Vorsichtsmaßregel, die jedoch bei Leuten dieses Schlages in Ostasien noch immer nicht genügt. Bei denselben handelt es sich stets nur darum, einmal in Bewegung zu kommen; wird gefahren, so muß gezahlt werden, lautet ihre Logik; ob man ans Ziel kommt oder nicht, ist einerlei. Ich mußte gar bald diese traurige Erfahrung machen.

Es zeigte sich nämlich, daß mein Führer mit den anderen nicht gleichen Schritt halten konnte. Der Vorsicht halber ließ ich ihm neuerdings die Adresse wiederholen und blieb dann, da es mir widerstrebte, den ohnedies schon keuchenden Mann anzuspornen, zurück. Nachdem wir einige Zeit durch das Gewühl der chinesischen Viertel gefahren waren, kam die übrige Gesellschaft außer Sicht. Es schien mir, als ob sie rechts in eine andere Straße eingebogen wäre. Doch mein Mann that nichts dergleichen, und bei der Unmöglichkeit, mich verständlich zu machen, wollte ich ihn nicht durch einen Einwand beirren.

Wir durchquerten das beträchtlich lange englische Stadtviertel, gelangten in das französische; immer gieng es fort in gleichem Tempo. Mit einer bewundernswerten Sicherheit wendete der gute Mann rechts oder links, ohne einen Moment zu zögern. Doch die als Fahrtdauer angegebene Viertelstunde war längst verstrichen, wohl auch das doppelte dieser Zeit. Die Häuser in den Straßen wurden immer spärlicher, wir näherten uns dem offenen Lande. Endlich wurde ich ungeduldig und suchte dem Führer durch Zeichen und möglichst corrumpierte englische Brocken verständlich zu machen, daß wir auf unrichtiger Fährte sein dürften. Doch vergebens, der gute Mann wies nach vorne und fort gieng's. Und in der That zeigte sich, nachdem wir bereits zwischen Feldern gefahren waren, soweit man in der Dunkelheit unterscheiden konnte, ein in einem Garten liegendes und von einer großen Mauer umgebenes Gebäude. Der Mangel an Beleuchtung erschien mir zwar auffallend, doch wir waren ja in China, wer weiß, welche Überraschungen der Chineser seinen Gästen bieten wollte.

Hinein gieng es durch ein massives Thor, in den dunklen Garten. Der Weg fieng an holperig zu werden, ich wurde immer stutziger und wollte eben halten lassen, als uns jemand nachlief und in französischer Sprache zurief, was wir eigentlich hier wollten, daß die Zeit der Besuche vorüber sei und das Thor abgesperrt werden müsse.

Nun stellte sich heraus, daß wir an einem unrichtigen Orte waren. Wenig fehlte und ich hätte die Nacht in Gesellschaft meines intelligenten Führers im katho-



Chinesisches Damenorchester.

lischen Friedhof von Schanghai zubringen müssen! Ich durfte von Glück reden, daß mich derselbe nicht sammt dem Gefährte in eine der bedenklich nahen offenen Gruben logiert hatte.

Erst nach langem weiteren Herumfahren und Fragen gelangte ich endlich an das Ziel. Dieses stand in grellem Gegensatz zu dem mir zuvor erschienenen memento mori. Es war eines jener Vergnügungsorte, in welchem reiche Chinesen ihre Gastmahlzeiten abzuhalten pflegen, und die sich mehr durch eine gewisse Abgeschlossenheit, als durch besondere Eleganz auszeichnen. Unsere zahlreiche Gesellschaft fand kaum Platz in dem etwas engen Speisezimmer, in welchem ein großer Tisch mit allerlei Delicatessen

in Schälchen und Näpfschen unserer wartete. Schwalbennester, Haifischflossen, Ribiz-eier, Lotoskerne und wie alle die chinesischen Leckereien heißen, fehlten selbstverständlich nicht. Desgleichen wurde eine Anzahl Confituren und Braten in landesüblicher Weise vorgelegt und mittels Eßstäbchen in Angriff genommen.

Moh-li hwa. <sup>1)</sup>

Die Jasminblume.

Ein chinesisches Lied.

Hau jeh to sien hwa Ju tschau ju djih<sup>2)</sup>  
Wie lieblich ist dieser Zweig frischer Blumen, des frühen Morgens in meinem<sup>3)</sup>

loh tsai wo kia Wo— pun tai puh tschu mun  
Hause gelassen. Ich werde ihn selbst, doch nicht außer Hause tragen,

Tui tsehoh sien hwa ih loh  
aber anderen Blumen zufügen und darüber frohlocken.

2. Strophe.

Hau jeh to Moh li hwa  
Mwan yuen hwa kai sehoh puh kwei ta  
Wo pun tai tsz'jeh ta  
Tai ju kung kan hwa jin ma.

Wie süß dieser Jasminzweig,  
Auf der ganzen Welt ist keiner ihm gleich.  
Ich will diesen frischen Zweig tragen,  
Doch fürchte ich, daß alle mich beneiden, die ihn  
sehen.

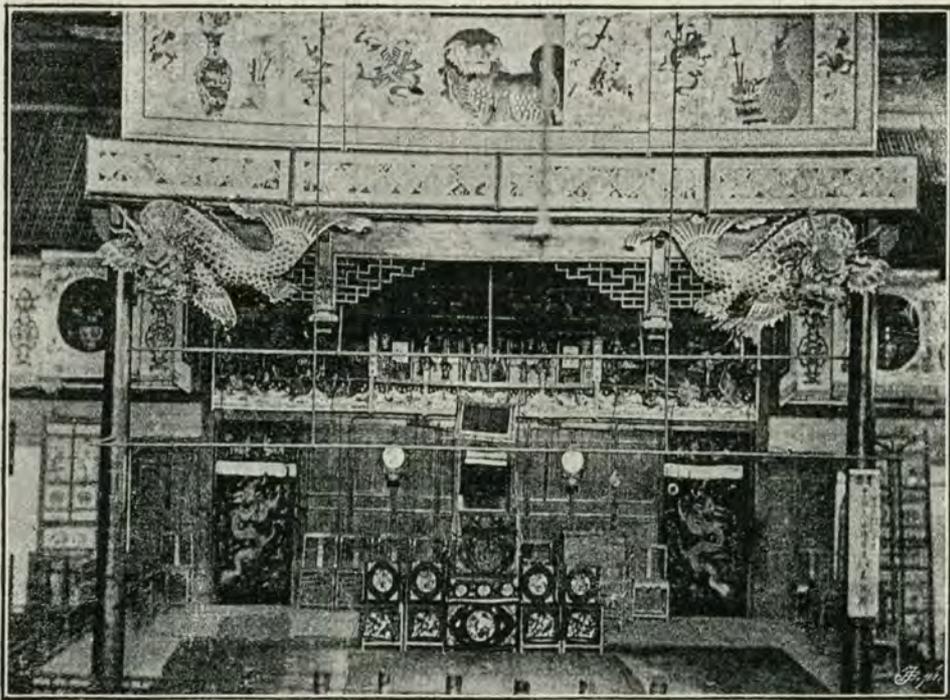
Im allgemeinen konnte man von keinem Gerichte sagen, daß es unserem Geschmacke widerstrebte, es war mehr die Voreingenommenheit gegen die dunkle Herkunft, welche uns bei dieser oder jener Speise zur Vorsicht mahnte. Die Braten waren sogar sehr schmackhaft zubereitet. Allerdings war das Nöthigen unseres Gastgebers und seiner Freunde, welche angesichts unserer Unbehilflichkeit mit den Eßstäbchen die Rolle von Kindsmädchen übernehmen zu müssen glaubten, und das wenig zusagende Getränke, Samtschu, ein aus Reis gegohrener Brantwein, sowie Mandelmilch und Thee, nicht geeignet, das Mahl für unsere Mägen zuträglich zu gestalten. Während desselben erschienen Sängerinnen, welche ihren eintönigen Gesang auf der Pipa, einer Art Gitarre, begleiteten und damit unseren Hausherrn nicht wenig entzückten. Wir

<sup>1)</sup> Aus „Barrows Travels“ nach Williams.

<sup>2)</sup> Phonetische Wiedergabe des Textes.

<sup>3)</sup> Freie Übersetzung.

aber konnten den zwar nicht unharmonischen, doch, wie erwähnt, sehr gleichförmigen Melodien nichts abgewinnen. Dagegen war es nicht uninteressant, in den Künstlerinnen eine Musterkarte chinesischer Schönheiten zu sehen. Wir mußten zugeben, daß die meisten derselben auch nach europäischen Begriffen schön genannt werden konnten, und daß allen durchwegs ein bescheidenes, anmuthiges Auftreten eigen war. Doch fehlt ihnen jene natürliche Heiterkeit und kindliche Zutraulichkeit, welche die Japanerinnen so anziehend macht. Der Toilette widmen diese chinesischen Künstlerinnen viel Sorgfalt. Schwere goldene Armbänder, Ohrgehänge, Haarnadeln und Ringe, wobei Jaspis stets



Chinesische Bühne.

stark vertreten ist, bilden ihren reichen Schmuck, den ein mit echten Perlen gezielter Kopfschmuck ergänzt. Die langen Nägel an den kleinen Fingern, oft an 5 Centimeter messend, durch Goldkappen sorgsamst geschützt, winzige Füßchen, kunstvoll steif gekämmtes Haar, sowie kirschroth gefärbte Lippen und rosig geschminkte Wangen lassen sie nach chinesischen Begriffen ganz besonders reizend erscheinen.

Nach dem Diner wurde das chinesische Theater oder „sing song“, wie es im Pidjindialekt bezeichnend heißt, besucht. Das Theatergebäude, ein anspruchsloser Holzbau, ist ziemlich geräumig und hat sogar elektrische Beleuchtung. Der Zuschauerraum war gedrängt voll. Vornehmlich waren es Chinesen des wohlhabenden Mittel-

standes, welche bei einer Schale Thee und der messingenen Wasserpfeife sich an den barocken Aufführungen ergöhten.

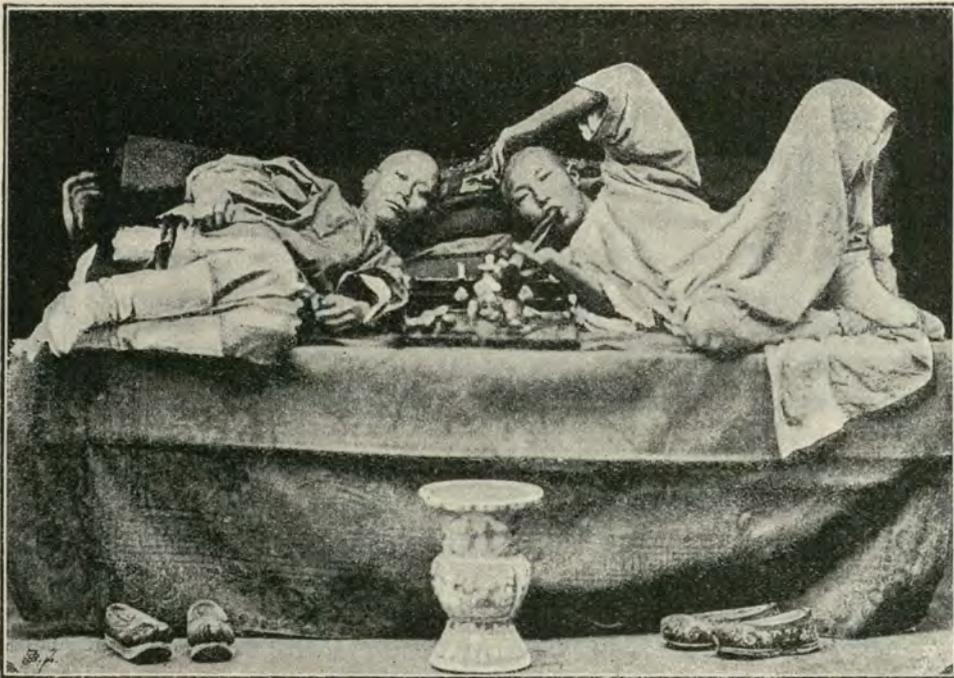
Die Bühne ist einer Veranda ähnlich in den Zuscherraum gebaut, so daß man von drei Seiten Einblick in dieselbe nehmen kann, und beherbergt auch das Orchester. Dieses, in erster Linie aus Trommlern und Gongschlägern, sowie aus Flöten- und Gitarrespielern zusammengesetzt, sucht durch einen wahrhaft betäubenden Lärm auf die Sinne zu wirken. Zwei Thüren verbinden die Bühne mit dem Ankleideraum. Während der Aufführung findet ein beständiger Kreislauf der Schauspieler statt. Bei der einen Thüre herein, ein rasches Heruntersagen der Rolle, und bei der anderen Thüre hinaus, wobei jede neue Erscheinung durch eine Steigerung des Lärmens mit den Trommeln und Gongs angezeigt wird. Doch fehlten auch nicht einige Gesamtaufzüge, bei denen, im Drama wie in der Feerie, altchinesische Costüme von außergewöhnlicher Pracht in Verwendung kommen. Vielsfarbiges Feuerwerk findet zur Erhöhung des Effectes häufig Anwendung, obwohl das Abbrennen desselben oft für die Sicherheit der Bühne ernstlich fürchten läßt. Im ganzen waren die Sehorgane ebenso sehr in Anspruch genommen, wie die stark beleidigten Ohren.

Nachdem das Heldenstück mit einem entsprechenden Gemekel, nach welchem die Bühne mit Leichen bedeckt war, geendet hatte, kam eine Pantomime an die Reihe. Diese ließ bezüglich gauklerischer und akrobatischer Kunststücke, sowie betreffs der Unzweideutigkeit der Situation nichts zu wünschen übrig. Das Publicum, die in abgesonderten Logen befindlichen Frauen inbegriffen, wurde hiervon in das höchste Entzücken versetzt und gab demselben durch nicht endenwollende Hau, Hau (gut, gut) Rufe Ausdruck. Wir waren jedoch des Spases bald überdrüssig und suchten nun ein Opiumhaus auf.

Im Gegensatz zu den elenden Spelunken der meisten anderen chinesischen Städte, sind es in Schanghai gewöhnlich außerordentlich elegant eingerichtete Locale, in welchen dem Opiumrauchen gefröhnt wird. Das von uns besuchte Opiumhaus war auch in seiner Ausstattung eine wahre Sehenswürdigkeit. Prachtvoll geschnitzte Schirme mit eingelegtem chinesischen Mäander und phantastischen Gemälden theilen die einzelnen Säle, welche mit Goldzieraten, großen Spiegeln und reichen Hängelampen ausgestattet sind, in Cabinette. Diese enthalten die ebenfalls schön geschnitzten, aber trotz der darüber gebreiteten Teppiche immerhin etwas harten Lagerstätten, in deren Mitte ein Tabouret mit dem Opium- und Theeservice aufgestellt ist. Im weißlichen elektrischen Lichte, welches die vielen halb in Schlaf versunkenen, abgezehrten Gestalten leichenähnlich erscheinen ließ, machte das Ganze einen ebenso seltsamen, wie widerlichen Eindruck, welcher durch den durchdringenden, ranzigen Geruch des Opiums noch unangenehm gesteigert wurde.

So waren der Reihe nach alle unsere Sinne auf eine harte Probe gestellt worden. Wir athmeten auf, als das Programm des Abends erschöpft war, und wir an Bord unserer schwimmenden Heimat wieder frische Luft und die nöthige Ruhe genießen konnten.

Wenngleich auch nicht in so verdichteter Weise als bei unserer ersten Streifung, bot doch mehr oder minder jeder Rundgang durch die Chinesenviertel Schanghai's irgend einen neuen Einblick in das Leben und Treiben seiner bezopften Einwohner. Bald war es ein religiöses Fest, bei welchem dieser oder jener Tempel in außergewöhnlicher Beleuchtung erglänzte, dann wieder ein feierlicher Aufzug, sei es zur Verherrlichung irgend einer Gottheit oder in Verbindung mit einem anderen Ereignisse freudiger oder trauriger Natur. Allen diesen auf Aufsehen berechneten Rundgebungen war aber das Hervorkehren von möglichst viel Glitterwerk und grellen



Opiumraucher.

Farben und von außergewöhnlicher Beleuchtung, ganz besonders aber ein sinnverwirrendes Lärmen mittels Musik, Gongs und Krachern gemein.

Ein Hochzeitszug oder vielmehr die feierliche Überführung einer Braut vom Hause ihrer Eltern in jenes der Familie ihres Bräutigams fesselte durch den dabei entwickelten Prunk ganz besonders unsere Aufmerksamkeit. Offenbar waren die Eltern der Brautleute sehr wohlhabende Leute; übrigens soll in China, wie auch in Indien, bei solchen Gelegenheiten überhaupt ein ganz außergewöhnlicher Aufwand gemacht werden.

Eine phantastisch, vorherrschend roth gekleidete Musikbande, von einem älteren Manne mit einem Sonnenschirme angeführt, schritt einer langen Reihe ebenfalls bunt herausstaffierter Träger voran, die auf Tragbahren grell bemalte Kisten mit der

Ausstattung und den Geschenken trugen. Eine Reihe junger Leute, die mit riesigen Lampions, Fahnen und Tafeln mit Inschriften einher schritten, faßte den Zug ein, dessen Schluß von mehreren dicht verhängten Palanquins gebildet wurde. In der schönsten mit Flitter und Laternen reich gezierten Sänfte befand sich die dicht verummte Braut. Unter höllischem Gelärme und beständigem Abbrennen von Krachern gieng es zum festlich beleuchteten Hause des Bräutigams. Letzterer hob die Braut, unter erneuten Salven von Krachern und Einschlagen der Gongs und sämmtlicher Instrumente, aus der Sänfte und geleitete sie in das Haus.

Wie man uns sagte, soll der Bräutigam oft seine zukünftige Frau hier das erstemal zu Gesicht bekommen. Denn wenn auch die chinesischen Frauen nicht derart abgeschlossen sind, wie jene der Mohammedaner, und sich auch nicht verschleiern, so herrscht doch im gewöhnlichen Leben in China eine ziemlich strenge Scheidung der Geschlechter, und ein gesellschaftlicher Verkehr zwischen jungen Leuten verschiedenen Geschlechtes ist ausgeschlossen.

Der Vater des jungen Mannes, der sich zu verheiraten wünscht, setzt sich durch einen Vermittler mit der Familie eines jungen Mädchens von passenden Verhältnissen in Verbindung. Oft sind es auch noch Kinder, über deren künftige Verheirathung in solcher Weise verhandelt wird. Sind die Auseinandersetzungen befriedigend, so ist mit der Annahme von Geschenken seitens der Braut die Verlobung erklärt. Natürlich finden „glückliche Tage“ hierbei, sowie bei der Wahl des oft erst nach Jahren stattfindenden Vermählungstages entsprechende Berücksichtigung. Durch den Heirathsvertrag zwischen den Vätern, in welchem der Braut meist eine Summe Geldes zugesichert wird, ist eigentlich die Verbindung bereits rechtskräftig. Doch soll das nach dem Anlangen der Braut im Hause des Bräutigams vorgenommene gemeinsame Gebet vor den Ahnentafeln, das Niederwerfen vor den Eltern und gegenseitiges Zutrinken mit aneinander gebundenen Bechern auch bis zu einem gewissen Grade zu den gesetzmäßigen Förmlichkeiten beim Abschlusse einer Ehe gehören.

Der Empfang der Braut in ihrem zukünftigen Heim muß übrigens kein besonders angenehmer Augenblick für dieselbe sein. Abgesehen davon, daß sie möglicherweise ganz fremde Personen antrifft, muß der eigenthümliche Gebrauch, daß zuerst alle Männer und dann alle Frauen der Familie der Reihe nach ihr Urtheil über den ihnen vorgeführten Ankömmling laut abgeben, mitunter äußerst peinlich sein. Die in manchen Gegenden Chinas herrschende Sitte, die aus der Sänfte steigende Braut über ein Becken glühender Kohlen schreiten zu lassen, ist sehr sinnbildlich für das Schicksal, welches sie, wie man uns sagte, zu erwarten hat.

Der Anfang des ehelichen Lebens soll nämlich in China für die Frau durchaus nicht rosig sein. Die Schwiegermütter in China genießen, wie es scheint mit Recht, einen weitaus schlechteren Ruf als bei uns, und die Schwiegertöchter sollen auf das härteste, ja wie Dienerinnen behandelt werden. Wollte es der Mann überhaupt wagen, seiner Mutter Vorstellungen zu machen, so würde er nur die Sachlage ver-

schlimmern. Im Augenblicke jedoch, in welchem die junge Frau selbst Mutter wird, und besonders, wenn sie einem Knaben das Leben schenkt, ist die Prüfung vorbei, und vom Aschenbrödel der Frauengemeinschaft des Hauses wird sie das angesehenste und verehrteste Mitglied derselben.

Immerhin scheint im allgemeinen die Stellung des schönen Geschlechtes bei den Chinesen keine der sonstigen unleugbar höheren Civilisation dieses Volkes entsprechende zu sein, und kommt ziemlich jener der Hindufräuleich gleich. Das durch den Gebrauch gerechtfertigte Nehmen von Nebenfrauen, die der ersten Frau unterstellt sind, und deren Kinder gleiche Rechte wie alle anderen haben, der moralische Druck auf die Witwen, demzufolge dieselben nicht mehr heiraten, sowie andererseits wieder die Verlobung von Kindern und das rasche Heiraten der Witwer erinnern ebenfalls, gleich manchen Ceremonien, an Indien. Auch das, wie behauptet wird, noch immer zeitweise stattfindende Aussetzen von Kindern weiblichen Geschlechtes spricht dafür, daß in China selbst in den niedersten Schichten, in welchen sonst überall, auch bei gesetzlich anerkannter Vielweiberei, die Frau meist die natürliche Gleichberechtigung genießt, noch eine Hintansetzung derselben besteht.

Doch vermöge der durch Gesetz und Herkommen gleich gebotenen Ehrerbietung der Kinder gegenüber den Eltern, ist die Stellung der Frau zu ihren Kindern eine vollkommen unseren Begriffen entsprechende, was sich z. B. schon dadurch äußert, daß die Kinder nach dem Tode der Mutter ebenso drei Jahre Trauer anlegen müssen, wie nach dem Tode des Vaters. Auch können Prinzessinnen, wenn zwar nicht wie seinerzeit in manchen Staaten Indiens zur Regierung, so doch zur Regentschaft gelangen, was nun fast durch dreißig Jahre, während der Minderjährigkeit des jetzigen Kaisers und seines jung verstorbenen Vorgängers, der Fall war. Manche Neuerung der letzten Zeit wird sogar auf die energische Einflussnahme der Kaiserin-Mutter als Regentin zurückgeführt.

In der Nähe von Schanghai befinden sich einige Regierungs-Etablissemens, deren Besichtigung gute Anhaltspunkte zur Beurtheilung des chinesischen Militär- und Marinewesens, sowie bezüglich der Zustände im Heere und in der Flotte gibt.

Wir besuchten vorerst das Seearsenal, welches am Whangpu, eine Stunde Wagenfahrt, stromaufwärts von Schanghai liegt. Dasselbe ist eine bedeutende Anstalt, in welcher über 3000 Arbeiter beschäftigt sind. Letztere haben sich mit ihren Familien in unmittelbarer Nähe des Arsenalles angesiedelt, wodurch eine kleine Stadt entstanden ist. Im Arsenalle werden große, schwere Geschütze, bis zum Caliber von 21 Centimeter, sowie Geschosse aller Art, Handwaffen, dann Dampfessel erzeugt und alle Maschinen- und sonstigen Schiffsreparaturen bewerkstelligt. Zu letzterem Zwecke ist ein Trockendock von großen Dimensionen vorhanden. Seinerzeit wurden hier auch Schiffe gebaut, doch hat man dies aufgegeben, da sie ganz außerordentlich theuer zu stehen kamen. Desgleichen bestehen keine größeren Vorräthe an Materialien, wie auch die chinesischen Kriegsschiffe nie abgerüstet und dem Arsenalle übergeben werden,

weil die Erfahrung gezeigt hat, daß alles, was nicht niet- und nagelfest ist, im Arsenal rasch abhanden kommt.

Mit Ausnahme mehrerer englischer Constructions-Ingenieure besteht das Arsenalpersonal aus Chinesen. Wie uns die Ingenieure erzählten, ist der chinesische Arbeiter recht intelligent und bedient die modernen Arbeitsmaschinen in den einzelnen Ateliers recht gut. Die eine besondere Geduld erfordernden Kesselarbeiten werden sogar ganz vorzüglich ausgeführt; besonders die Kantonesen zeichnen sich durch Anstelligkeit und Genauigkeit aus und sind daher bei allen wichtigen Stellen vertreten. Dagegen haben die Ingenieure viel mit dem chinesischen Eigensinn zu kämpfen; eine Änderung einer einmal angenommenen Arbeitsweise ist kaum zu erzielen. Nebstbei herrscht eine große Disciplinlosigkeit und Corruption unter dem Personale. Viele unter demselben verdanken ihre Anstellung einer Bestechung der maßgebenden Persönlichkeiten und können sich infolgedessen ungestraft jede Ausschreitung oder Unterlassung erlauben.

Im allgemeinen machte uns das Etablissement nicht den Eindruck großer Leistungsfähigkeit. Bei aller Liebenswürdigkeit des Arsenalsdirectors, eines Civilmandarins, welcher uns gleich nach der Ankunft in reichster Weise bewirtete, warf sich uns doch unwillkürlich die Frage auf, wie derselbe, früher Privatsecretär des Vicekönigs von Nanking, bloß auf Grund der abgelegten literarischen Staatsprüfungen, mit dem besten Willen und dem ehrlichsten Streben seiner Aufgabe als Leiter einer militärisch-technischen Anstalt gerecht werden könne. Bei allem Respecte vor Confucius und Mencius und den fünf classischen Büchern würde man doch glauben, daß eine technische Vorbildung hier besser am Platze wäre.

Das nächste militärische Object, welches wir in Augenschein nahmen, war das Fort in Wufung. Dasselbe besteht aus mehreren, nach modernen Principien gebauten Erdwerken, welche mittels Mauern zu einer Art befestigtem Lager verbunden sind. Die Lage ist nicht schlecht gewählt. Vom Fort aus kann sowohl das Einlaufen nach Schanghai, als auch die Fahrt stromaufwärts am Yangke durch wirksame Beschießung bedeutend erschwert, wenn nicht gänzlich verhindert werden.

Beim mächtigen Thore am Landungsplatze wurden wir mit Trompetensanfaren empfangen, auf welche hin sich alsbald die inneren Umfassungsmauern der einzelnen Forts und der Regimentslager mit Fahnen bedeckten. An diesem Gegenstande leidet die chinesische Armee keinen Mangel. Jeder Schwarm besitzt seine Fahne mit entsprechenden kriegerischen Sinnsprüchen, und wenn dieselben alle beherzigt würden, so müßte dem Feinde schon beim Anblick einer chinesischen Truppe bangen, worauf es, wie es scheint, auch abgesehen ist. Am Eingange des Hauptforts ertönten erneut Trompetensanfaren nach französischer Art, und zwischen einem Spalier ausnahmsweise ziemlich rein und gleichmäßig uniformierter Soldaten einherschreitend, gelangten wir zu einem ebenerdigen Hause, der Wohnung des Generales. Die Uniform der Garnison bestand aus dunkelblauen weiten Blusen mit breiten rothen Einfassungen, gleichen Beinkleidern und turbanartig um den Kopf geschlungenem Tuche.



Chinesische Familie.



Der General empfing uns mit zahlreicher Suite. Die Würde des Heerführers zu erkennen war schwer, da er im langen weißen, hemdartigen Gewande und dem mongolischen, kurzkrämpigen schwarzen Hute wie ein Kaufmann aussah. Das Gleiche war mit seinem Generalstabe, unter dem sich auch mehrere Knaben befanden, der Fall. Übrigens war auch im Verkehre zwischen den einzelnen Personen schwer zu entnehmen, wer eigentlich der Höhere oder Niedere sei. Wenigstens spielte eine Persönlichkeit, welche einige Worte Englisch sprach, bei dem uns angebotenen Imbiss den Champagner einschenkte — dieses Getränk fehlt in Ostasien bei ähnlichen Gelegenheiten nie — und den wir für einen Diener hielten, die Hauptrolle. Bei der späteren Besichtigung des Forts schob er den General, sowie dessen offenbar durch Opiumgenuss ganz verkommenen Adlatus oft sehr unceremoniös zur Seite.

Das Fort, welches wir nun besichtigten, zeigte sich im ganzen allen modernen Anforderungen entsprechend, doch sah man an manchem, so aus den veralteten Systemen der eben aus Europa erhaltenen Kanonen, daß man den guten Chinesen wohl noch gerne alte Überbleibsel anhängt. Um uns einen Begriff von der Ausbildung der Leute zu geben, ließ der General ein Geschütz bemannen und Exercitien vornehmen. Dieselben wurden von einem chinesischen Instructor mit englischem Commando und offenbar nach englischer Schulung geleitet und giengen ganz tadellos und rasch vorstatten. Überhaupt machte, im Gegensatz zu den Officieren, die Mannschaft den besten Eindruck. Es waren durchgehends kräftige Leute, manche vielleicht an 2 Meter hoch, mit intelligenten entschlossenen Gesichtszügen. Dieselben sind für chinesische Verhältnisse nicht schlecht bezahlt. Der gemeine Mann erhält 8 Dollars = 16 Gulden monatlich, wovon er sich allerdings auch nähren muß. Die Kleidung wird jedoch vom Staate beigestellt. Und daß der Sold regelmäßig ausgezahlt wird, dafür sorgen die Leute selbst. Sie wissen genau, daß die chinesische Regierung pünktlichst ihren Verpflichtungen nachkommt, somit ein Veräumnis nur am General liegen kann. Ein solches wird dem letzteren dann gleich mit Faustkraft in Erinnerung gebracht, was keine Seltenheit sein soll. Solch ein Zwischenfall wird ja vom General um so eher verschwiegen, als er ohnehin die Bezahlung für mehr Leute erhält, als thatsächlich unter seinen Befehlen stehen. Bei Inspicierungen, die man humanerweise stets lange vorher ansagt, werden, um Abgänge zu verbergen, die ersten besten Lastträger in die Uniform gesteckt. Leider geht dies nicht so bequem mit den Ausrüstungsgegenständen der Geschütze, die manchmal — trotz oder vielleicht weil sie Tag und Nacht von Schildwachen bewacht werden — verschwinden. So wurde kürzlich die Inspicierung einer Batterie angesagt, mit welcher auch geschossen werden sollte. Zum großen Entsetzen entdeckte man aber, daß die Messingaufläge der Geschütze fehlten. Es wurde nun schnell an die verschiedenen Etablissements in Schanghai und Hongkong telegraphirt, allein vergebens; keine Möglichkeit, Metallaufläge in so kurzer Zeit zu erzeugen. Natürlich herrschte helle Verzweiflung, wußte man doch, daß mit dem Inspicierenden nicht zu spaßen sei, und daß derselbe den Mangel sofort entdecken würde. Da kam

ein heller Kopf auf die Idee, die Aufsätze aus Holz herzustellen und zu bronzieren. Gefagt, gethan, und der betreffende Commandant entgieng der drohenden Bastonnade.

Bei allen staatlichen Institutionen Chinas zeigt sich eben der Pferdefuß einer greulichen Corruption, eines gänzlichen Mangels an Patriotismus und Pflichtgefühl, und hierin scheint die Hauptursache zu liegen, warum in militärischen Dingen die Chinesen weitaus hinter den Japanern stehen, obwohl letztere nur über unverhältnismäßig geringere Geldmittel gebieten.

Das chinesische Admiralschiff „*Nan-Schuin*“, das mit vier anderen Kreuzern in der Nähe des Wusungforts vor Anker lag, und welches wir auf der Rückfahrt besuchten, machte einen vortheilhaften Eindruck. Das an und für sich schöne, in Stettin gebaute Schiff war sehr gut gehalten, desgleichen Stab und Mannschaft nett und rein gekleidet. Die Adjustierung der Officiere: Mongolenhut, dunkelviolette Bluse mit Marineknöpfen, weiße, in den hohen chinesischen Tuchstiefeln steckende Beinkleider und englischer Marinesäbel, ist sogar recht kleidsam. Die Mannschaft trägt die allerwärts übliche Matrosenkleidung.

Noch während wir an Bord waren, wurden die Leute behufs Abgabe des Geschützsalutes zu den Gefechtsstationen gerufen, was rasch und in vollster Ordnung geschah. Der Salut gieng, obwohl nur vier Geschütze hierzu zur Verfügung standen, anstandslos und regelmäßig vonstatten. Wie dies bei den Landtruppen der Fall ist, soll auch die unter den Befehlen des Vicekönigs von Petchili stehende Flotte alle anderen Abtheilungen der chinesischen Wehrmacht zur See <sup>1)</sup> an Leistungsfähigkeit überragen. Große Verdienste um die Ausbildung der chinesischen Flotte hat sich Admiral Lang — früher englischer Seeofficier — erworben.

Die Umgebung Schanghai's bietet an und für sich wenig Interesse. Endloses, flaches, von zahlreichen Canälen durchzogenes, vorwiegend mit Reis bebautes Ackerland. Die Canäle, stets mit Waren- und Hausbooten, sowie kleineren Fahrzeugen bedeckt, bieten allerdings etwas Abwechslung. Unter anderen sieht man hier auch die eigenthümlichen kleinen Postkähne, in welchen ein Mann, mit den Füßen die Ruder und mit den Händen das Steuer bedienend, mit großer Geschwindigkeit lange Strecken zurücklegt. Die kennzeichnende Staffage chinesischer Landschaften, zahlreiche Gräber, zeigt sich auch in der Umgebung von Schanghai, ja selbst inmitten der fruchtbarsten Felder. Bei dem Umstande, daß die Gräber für immerwährende Zeiten Gegenstand der Pietät der Nachkommen bleiben, begreift man, welch ein großes Hindernis sie für den Straßen- und Eisenbahnbau bieten. Wie sehr das an sich ganz löbliche

<sup>1)</sup> Diese besteht aus der Nord-Escadre Pe-hang vor Taku, respective in Port Arthur stationiert, und aus der Süd-Escadre Nan-hang, bei Schanghai; beide stehen unter den Befehlen des Vicekönigs von Petchili. Ferner unterhalten der Vicekönig in Futschan, jener in Canton, sowie der Gouverneur von Formosa kleinere Schiffs- und Torpedobootsabtheilungen für die Küstenverteidigung und für die Kreuzungen gegen Piraten und Schmuggler. Im ganzen besitzt China 10 kleinere Panzerschiffe, 12 Kreuzer und eine größere Anzahl von Kanonen- und Torpedobooten.

Bestreben, die Ruhesstätte der Ahnen zu ehren, in China übertrieben wird, zeigte sich bei der Eröffnung der Telegraphenlinie Schanghai-Wujung. Eines Tages fand man den Draht an allen Stellen durchschnitten, wo er in der Nähe von Gräbern vorbeiführt. Als Nachforschungen gepflogen wurden, ergab sich als Beweggrund der That die Befürchtung, daß der Schatten des Drahtes den Geistern der Verstorbenen Unheil bringen könnte.

Neuerer Zeit hat man dieses Vorurtheil, bei dem gewiß politische Fäden mitgespielt, überwunden, und alle Hauptorte des Riesenreiches sind telegraphisch verbunden. Der Schwierigkeit, welche die Sprache, beziehungsweise die Schrift bot, ist man durch Anwendung eines Codex ausgewichen, in welchem für die wichtigsten Worte und Sätze Nummern festgesetzt sind. Es werden daher nur Zahlen telegraphirt. Das Telegraphenpersonale besteht ausschließlich aus Chinesen. Manche von diesen wurden in Amerika ausgebildet, die Mehrzahl aber erhielt ihre Ausbildung in den Arsenalschulen von Schanghai und Futschau.

Wie bekannt, wird dem Ackerbau in China eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet und von der Regierung dessen Wichtigkeit für das Land stets gebührend hervorgehoben.

Alljährlich pflügt der Kaiser persönlich das in Peking gelegene heilige Feld, um seine Achtung vor diesem wichtigsten aller Erwerbszweige darzuthun, und in jedem Districte wird zur gleichen Zeit von dem Präfecten eine ähnliche Ceremonie vorgenommen. Auch sollen Personen, welche ein größeres Landgut ankaufen, früher ihre Befähigung dazu durch eine Prüfung — allerdings ländlich, sittlich, von literarischer Natur — darthun.

Man sollte demnach erwarten, daß sich der Landbau in China auf einer außerordentlich hohen Stufe befindet. Wir waren daher enttäuscht, wenigstens in Schanghai, längs des Yangkesslusses, und auch in den anderen von uns besuchten Theilen Chinas noch das primitivste Ackergeräth in Gebrauch zu finden. Ein urwüchsiger Holzpflug mit Eisenbeschlag, rechenartige Holzeggen, aber hauptsächlich ebenso elende Hauen und Schaufeln bilden jetzt, gleichwie vielleicht schon vor Jahrtausenden, die dürftige Ausrüstung des chinesischen Bauern. Nichtsdestoweniger wird aber wirklich dem Boden ein außerordentliches Erträgnis abgerungen. Die Erklärung dafür liegt in der methodischen, beispiellos fleißigen Bearbeitung, in der meist geringen Ausdehnung der Grundstücke, wodurch der Landbau eigentlich zum Gartenbau wird, und in der ungewöhnlich sorgsamem Düngung. Man kennt kein Brachliegen der Felder und erzielt selbst längs des Yangke, also in einem Klima, das jenem von Washington gleichkommen dürfte, auf einem und demselben Felde jährlich eine Reis- und eine Weizen- oder Haferernte, während die nicht so gut zu bewässernden Grundstücke Bohnen, Erbsen, Indigo und Baumwolle, zum Theile nacheinander, liefern.

Unter solchen Umständen ist der chinesische Bauer, selbst der Pächter, meist mit seinem Lose sehr zufrieden. Hierzu trägt auch eine Einrichtung bezüglich der Steuern

bei, die man in China wohl nicht erwarten würde. Es gibt dort nämlich keine feststehenden Steuer- oder Pachtsummen. Der Steuer- oder Pachtbetrag, gewöhnlich ein Fünftel des Ertrages, wird bei schlechter Ernte entsprechend heruntergesetzt, ja entfällt bei einer Missernte auch gänzlich.

Die chinesischen Bauernhäuser, die wir sahen, zeichneten sich nicht durch Bequemlichkeit und Reinlichkeit aus. Selbst das beste Gelaß in der Männerabtheilung weist gemeinhin nur einige rohe Möbel, und als ganzen Schmuck mehrere rothe Papierstreifen mit Sprüchen an den Wänden auf. Auch in der Frauenabtheilung deuten Spinnrocken, welche vor allem ins Auge fallen, und der Webstuhl mehr auf den Fleiß der Bewohner als auf Behaglichkeit. Stall und Geflügelhof, die, wie auch in Europa, bei ärmeren Bauern mit den Wohnräumen eins sind, beherbergen die zum Pflügen dienenden Büffel, über welche allerdings nur Wohlhabendere gebieten, ferner Ziegen, hängebauchige schwarze Schweine, hochbeinige Hühner und Enten.

Die Nahrung der Bauern, die vorzüglich aus Reis, Gemüse und etwas Fisch, an besonderen Festtagen aus dem beliebten Schweinefleisch besteht, ist angesichts der harten Arbeit eine dürftige. Als Stärkungsmittel wird warmer Reisschnaps und Thee genommen; Ärmere begnügen sich — im Theelände *par excellence* — wohl auch mit Aufgüssen von Weidenblättern. Nichtsdestoweniger fanden wir unter diesen Leuten zumeist Frohsinn und Heiterkeit und ein offenes Auftreten, das uns weitaus sympathischer berührte, als die berechnete oder arrogante Höflichkeit, welche Chinesen der höheren Stände gemeinhin dem Europäer entgegenbringen.

Der interessanteste Ausflugsort in der unmittelbaren Umgebung von Schanghai ist jedenfalls die Jesuitenmission von Zikawei. Dieselbe besteht aus einem Waisenhause für Knaben, Schulen für Kinder der besseren Classen und einem Seminar; verbunden damit ist ein Waisenhaus für Mädchen, welchem Carmeliterinnen vorstehen. Ein meteorologisches und astronomisches Observatorium, ersteres wegen richtiger Taifunprognosen berühmt, außerdem eine reichhaltige Bibliothek und ein kleines Museum gehören ebenfalls zur Mission.

Wenn man sieht, in welchem elenden Zustande die mitunter buchstäblich von der Straße aufgelesenen Knaben und Mädchen in die Anstalt kommen, wie sie sich hier zu gesunden und kräftigen Kindern entwickeln, später aber zu tüchtigen Handwerkern, beziehungsweise zu mit allen Handarbeiten vertrauten Mädchen ausgebildet, der menschlichen Gesellschaft als nützliche Mitglieder wiedergegeben werden, muß man das aufopfernde Wirken der frommen Väter und Schwestern wärmstens bewundern. Zu den vielen schweren Opfern, die sich das Missionspersonale im Interesse der Sache auferlegen muß, gesellt sich bei den Vätern auch jenes des Anlegens der Landestracht, den langen Zopf inbegriffen.

In Hongkiu, der amerikanischen Concession von Schanghai, befindet sich auch ein von den Jesuiten erhaltenes, hauptsächlich für Europäer bestimmtes Gymnasium, welches sich eines lebhaften Zuspruches selbst seitens der Engländer erfreut.



Chinesen beim Mahle.



Wir hatten Gelegenheit, einer jener musikalisch-dramatischen Vorstellungen beizuwohnen, welche periodisch von den Vätern veranstaltet werden, um die Geselligkeit zu fördern, und die Erziehung der Kinder auch in dieser Richtung zu vervollständigen. Die Leistungen des jugendlichen, ganz normal mit Blasinstrumenten ausgerüsteten Orchesters waren ganz annehmbare, auch die Solovorträge und Chorgesänge, in allen denkbaren europäischen Sprachen, sowie die Theatervorstellung waren recht gut und zeugten von fachkundiger Leitung. Es war schwer zu sagen, welcher Anblick der angenehmere war, jener der für ihre Aufgabe begeisterten Jugend oder der auf die Leistung ihrer Söhne nicht wenig stolzen Eltern. Der Umstand, daß, getragen von diesen edlen Gefühlen, für den Augenblick jeder Unterschied von Nation und Hautfarbe in der buntgemischten Versammlung verschwand, und alle sich gleich als Menschen zeigten, erhöhte den wohlthuenden Eindruck.

Daß unter solchen Verhältnissen die Schule sich einer sehr großen Beliebtheit erfreut, ist ganz begreiflich. Denn in ganz Ostasien klagt man mit Recht über den prosaischen Charakter der geselligen Vereinigungen, die sich, mit Ausnahme der Spiele im Freien, zwischen dem steifen langweiligen Diner in der Familie und dem Junggesellenrandal im Club bewegen, und begrüßt daher mit Freude eine Bestrebung, welche mit der Zeit auch musikalische und geistig anregende Momente in die Gesellschaft bringen wird.

Ein sehr dankbarer Ausflug von Schanghai ist der nach Nanking, der ehemaligen Hauptstadt des Reiches der Mitte. Bei dem regen Schiffsverkehrs am Yangtze — fast täglich gehen von Schanghai nach Hankau Dampfer ab, desgleichen umgekehrt — ist ein solcher Ausflug auch leicht auszuführen. Eine Schwierigkeit liegt nur in der Unterkunft in Nanking, doch dank der Liebenswürdigkeit des Bischofes von Zikawei war uns ein Absteigequartier in der Jesuitenmission von Nanking gesichert.

Etwas nach Mitternacht verließ der sehr bequem eingerichtete Dampfer „Kiang-Kwan“, in dessen Kojen wir uns zur Ruhe begeben hatten, Schanghai. Wie wir bei der Rückfahrt sahen, hatten wir durch diese Nachtruhe wenig versäumt.

Die Scenerie am Yangtze ist bis auf 100 Meilen über Schanghai, respective Wusung, ebensowenig interessant als im Unterlaufe des Flusses. Flache, zum Theile eingedämmte, meist mit Reis oder Baumwolle bebaute Ufer ohne die geringste Erhebung begrenzen die gelben Fluten des „blauen Stromes“. Das einzige Object, welches das Auge des Reisenden fesselt, sind die vielen Djunken, von denen manche durch ihre außerordentliche Größe, sowie durch die eigenthümliche Bemastung die Aufmerksamkeit erregen. Wir sahen welche mit vier Masten, von denen zwei symmetrisch an den beiden Bordseiten standen.

Bei Kiangjin, wohin wir nach Sonnenuntergang gelangten, zeigten sich die ersten Berge, auch verengt sich hier der Fluß. Hier, wie auch weiter stromaufwärts, sind mächtige Batterien aufgeworfen, welche das Fahrwasser gänzlich beherrschen. Sie verdanken dem Conflict mit Japan im Jahre 1874 ihre Entstehung und wurden im

Jahre 1884, als man einen Handstreich der Franzosen befürchtete, in aller Eile und mit großen Kosten mit modernen Geschützen bestückt. Zu unserem Erstaunen wurde beim Herankommen des Dampfers ein Schuß gelöst, bald folgte ein zweiter und so fort, ein regulärer Salut, eine Huldigung, welche sich in der hereinbrechenden Dunkelheit doppelt imposant ausnahm. Es war dies eine kleine Aufmerksamkeit des Taotais von Schaanghai, welcher, trotz des Incognitos, die Anwesenheit Sr. k. u. k. Hoheit an Bord des Dampfers dem Fortcommandanten telegraphisch bekannt gegeben und die Weisung beigefügt hatte, die entsprechenden Ehrenbezeigungen zu leisten. Wir fuhren um die romantische Silberinsel (Tsiatschan), einen inmitten des Flusses emporragenden Keel mit mehreren Pagoden, passierten das an der Mündung des großen Canales gelegene Tschinkiang und langten am nächsten Morgen mit Tagesanbruch bei der Dampferstation vor Nanking an. Der Yanke spaltet sich hier in mehrere Arme, ebensoviele Inseln bildend; an einem der ersteren, dem nur für Schiffe geringen Tiefganges befahrbaren „Strohschuhcanal“, liegt Nanking. Die Dampfer und größeren Djunken halten im Hauptarme des Flusses, an dessen Ufer sich einige Magazine zur Aufnahme von Waren befinden.

Der Anblick, der sich uns darbot, war nicht vielversprechend. Niedere, mit Schilf und langem Grase bewachsene Inseln, zum Theile vom schlammigen Wasser überflutet, im Hintergrunde kahle Berge. Eine Dunstschicht zu Füßen der letzteren, sowie altes verfallenes Mauerwerk an einigen Berglehnen war alles, was von der einstigen Hauptstadt des himmlischen Reiches zu sehen war. Doch wir hatten keine Zeit zu langen Betrachtungen. Auf dem Stehschiffe zeigten sich, umringt von einer dichtgedrängten Menge, einige chinesische Würdenträger im Galacostüm, welche, wie auch zwei reichbeslagte, mit buntgekleideten Soldaten bemannte Djunken, offenbar der Ankunft des Herrn Erzherzogs harnten.

Höchst ceremoniös übergeben die Mandarinne ihre placatgroßen rothen Visitenkarten; pflichtgemäß wird dies von der Suite Sr. k. u. k. Hoheit durch Überreichung womöglich noch größerer Karten erwidert, doch wären wir darnach so weise wie früher gewesen, wenn nicht der ebenfalls zum Empfange des Prinzen herbeigeeilte Chef der Mission von Nanking, Père Simon, bei der Vorstellung als Dolmetsch gedient hätte. Unter tiefen Verbeugungen und mit einer langen Rede findet die Begrüßung des Prinzen statt. Hierauf werden die Djunken unter Salut der darauf befindlichen Kanonen bestiegen und im Schlepp einer kräftigen Dampfbarke Curis auf Nanking genommen. Von den Ehrensitzen im erhöhten Achterraum der, nebenbei gesagt, sehr reingehaltenen Fahrzeuge genießen wir einen freien Ausblick über die ganze Gegend, vor allem über den Flußarm, den wir befahren. Auf demselben herrscht die größte Bewegung. Djunken aller Art, schöne Hausboote — das Reisefahrzeug par excellence im Innern Chinas — und Fischerboote der verschiedensten Formen, meist dicht mit Menschen gefüllt, kreuzen hin und her. Das Gewirre wird immer dichter, und als wir endlich vor die hohen, crenelierten Mauern Nankings gelangen, befinden wir uns

in einer Art schwimmender Stadt. Es bedarf keiner geringen Geschicklichkeit seitens der Führer, um die Djunken ohne Zusammenstoß zum Anlegeplatze gelangen zu lassen. Letzterer, mit hübsch geschnitzten Dächern eingedeckt und, gleich der Empfangshalle, zu der wir geführt wurden, mit allerlei Flaggenzeug bunt geschmückt, nimmt sich von außen recht achtunggebietend aus. Doch erweist sich der Gang über die halbvermoderte Plattform und durch die zum Theile eingefallenen Portale beim erneuten Donner der Geschütze für die Gliedmaßen etwas bedenklich.

In der Halle waren Sänften bereitgestellt. Dieselben trugen zwar die Kennzeichen einer hohen Würde der Insassen, zeigten jedoch gleichwie die einst bunte Kleidung der Träger eine Abnutzung, die mit dem ehrwürdigen Alter des Reiches



Nanking. Der Landungsplatz.

der Mitte in vollem Einklange stand. Von je vier Trägern gehoben, setzten wir uns in Bewegung. Der Zug ist ganz imposant. Voran der Befehlshaber der Soldaten zu Pferde, trotz der kühlen Morgenluft den Fächer lebhaft schwingend, dann ein Theil der Escorte mit den weitkrämpigen Strohütten am Rücken und paarweise einhersehrend, wie zu einem Bittgange. Hierauf die lange Reihe von Sänften, und zum Schluß wieder mehrere der friedlich aussehenden Krieger. Letztere entsprachen nichtsdestoweniger der auf den Rücken ihrer Blusen eingestickten Aufschrift „Tapferkeit“. Schon bei der Eintheilung hatten sie die streitsüchtigen Träger handgreiflich zur Ordnung verwiesen. Unterwegs entflammt zwischen den Trägern einer Sänfte wieder heller Zwist, ja einer derselben spannt plötzlich aus, die anderen geben auch nach, und Palanquin sammt Insasse liegen auf dem Boden. Mit Blitzeseile sind die

Soldaten bei der Hand. Ein Höllengeschrei, der Übelthäter wird durch energische Arbeit der Fuß- und Handmuskeln in eine bedenkliche Beschleunigung versetzt, der erste, beste der gaffenden Zuschauer beim Zopfe erfaßt und trotz alles Widerstrebens als Träger eingereiht. Fort geht es im alten Tempo.

Wir passieren die Hafensstadt von Nanking, eine Reihe elender Hütten mit Kaufläden, welche sich am Flussufer längs der Stadtmauer hinzieht. Doch auch als wir durch das massive Westthor in die eigentliche Stadt gelangt sind, wird es nicht viel besser. Kleine niedere Steinhäuser, meist nur ein Erdgeschoss enthaltend, bilden die geraden, häufig durch Ehrenbögen<sup>1)</sup> abgetheilten Gassen. Auch die wenig zahlreiche Bevölkerung sieht abgehärmt aus und ist ärmlich gekleidet. Endlich zeigt sich die ziemlich große Missionskirche mit dem anheimelnden kleinen Glockenthurme; wir sind bei unserem Absteigquartiere angelangt.

Die Mission ist ein freundliches, einstöckiges Gebäude mit langer Veranda und einem gut gepflegten Vorgarten, von kleineren Schulgebäuden umgeben. Klosterliche Einrichtung, nach unseren Begriffen, verbindet sich hier mit chinesischen Außerlichkeiten. Im Empfangszimmer ist die überall gleiche chinesische Möbelgarnitur aufgestellt; neben einem prachtvollen Stahlstiche Leo XIII. finden sich Bildnisse von Bischöfen in chinesischer Tracht, Hängebilder mit chinesischen Sprüchen und chinesische Karten vor. Die Seminaristen, welche gleich Pere Leblanc, dem zweiten Geistlichen der Mission, den Prinzen hier empfangen, sind ganz chinesisch gekleidet, mit langem Zopfe. Das erste Stockwerk zeigt vollständige Klostereinteilung; endlose Gänge und kleine Zellen mit ärmlicher, europäischer Einrichtung. Die Kirche ist einfach, aber nett eingerichtet. Altar, Orgel, Bänke u. sind das Werk der Missionszöglinge von Zitiawei. In der Knabenschule, welche unter Leitung von in Klöstern ausgebildeten Lehrern steht, sahen wir zwar bloß eine mäßige Anzahl von Schülern, aber darunter sehr intelligente Gesichter.

Bevor zur Besichtigung der Stadt geschritten werden konnte, mußte der Besuch des Taotais abgewartet werden, der sich bereits durch seine Visittarte angemeldet hatte. Endlich erschien derselbe, mit einem ähnlichen Aufzuge wie der unsere bei der Ankunft war. Doch giengen dem Taotai statt der Soldaten mehrere zerlumpte Gesellen voran, welche den rothen Sonnenschirm, mehrere Tafeln mit Sprüchen und ähnliche Insignien seiner Würde trugen, und durch Gongschläge die Aufmerksamkeit der Vorbeigehenden wachriefen. Der Taotai selbst war eine jehenswürdige Erscheinung. Ein kleiner, starker Mann mit schwarzem Barte und energischen, ausgesprochen mongolischen Gesichtszügen, in blauem Seidentalar mit reicher Stickerei auf der Brust. Ein Halsband aus geschnittenen Mandelkörnern, der chinesische Hut in Waschbeckenform mit rothem Federbusche, hohe Tuchstiefel und ein schwarzer Fächer vervollständigten das Galacostüm.

<sup>1)</sup> Verdienstvollen Chinesen wird mit Bewilligung des Kaisers nach dem Tode statt der bei uns üblichen Standbilder ein Ehrenbogen im Geburtsorte errichtet.

Nach der etikettegemäßen Vorstellung erfolgte die Audienz im Empfangszimmer, wobei, mit Ausnahme Sr. k. u. k. Hoheit, alle Teilnehmer als Zeichen der Ehrerbietung die Kopfbedeckung aufbehielten. Der chinesischen Sitte gemäß nahm auch der Höhere links vom Niederen im Range Platz. Das Auftreten des Taotais war, seiner hohen Stellung gemäß, ein sicheres, überhaupt scheint derselbe ein sehr intelligenter Mann zu sein. Entsprechend den chinesischen Höflichkeitsbegriffen schrie er mit Stentorstimme, lachte häufig laut auf und gab jedem das doppelte, wenn nicht das dreifache Alter; auch verstand er sogleich, als von Seite des Prinzen das Zeichen zum Aufbruche gegeben wurde. Dank seiner raschen Auffassung wurde der Hauptzweck der trotz des Incognitos gewährten Audienz erreicht. Die seitens Sr. k. u. k. Hoheit ausgesprochene Befriedigung über das sichtliche Gedeihen der Christengemeinde in Nanking mit dem Beifügen, daß dies offenbar nur der wohlwollenden Unterstützung



Chinesischer Mandarin im Feststaate.

der chinesischen Behörden zuzuschreiben sei, hatte den Taotai sichtlich angenehm berührt. Er entgegnete mit der den Missionären begreiflicher Weise sehr willkommenen Versicherung, daß er das gemeinnützige, selbstlose Wirken der Mission vollständig zu würdigen wisse und auch in Zukunft bestrebt sein werde, sie thunlichst zu unterstützen. Bei dem Umstande, daß der Vicekönig von Nanking ein kranker Greis ist, und der Taotai dem Wesen nach dessen Stelle vertritt, ist dies nicht ohne praktische Bedeutung.

Unser erster Gang bei Besichtigung der Stadt galt dem berühmten Confucius-Tempel, welcher gleich der Mission im Westtheile der Stadt, auf einem Hügel liegt. Derselbe ist für chinesische Verhältnisse rein gehalten, was aus dem beschränkten Zutritt erklärlich ist. Mehrere Vorhallen mit Gongs und Tamtams sind durch lange gedeckte Gänge miteinander verbunden und umschließen gut gepflegte Gärten und einen weiten Platz, an dessen erhöhtem Ende sich der eigentliche Tempel befindet. Dieser besteht aus zwei hintereinander stehenden Gebäuden von rechteckigem Grundriß. Das vordere und größere derselben trägt ein besonders plumptes, geschweiftes Doppel-dach mit gelbglasierten Ziegeln, deren Metallglanz ihm den Namen „goldener Tempel“ eingetragen hat. Nichts einfacher als die Einrichtung dieser Andachtsorte. Ein Gedenkstein mit dem Namen „Confucius“ in dem einen, ähnliche Steintafeln mit den Namen seiner Familienmitglieder und Jünger in dem anderen, davor einfache Opfertische. Die Decken der hohen Hallen sind mit hübschen Schnitzereien geschmückt; die glatten weißen Wände aber zeigen keinerlei Zierat — eine besonders im Lande der Überladung doppelt angenehm wirkende Einfachheit. Der uns begleitende Mandarin, welcher gut französisch sprach, hob dies auch gleich mit Stolz hervor und meinte: „Les idoles sont seulement pour les ignorants, mais les lettrés ne croient pas à ces bêtises.“<sup>1)</sup>

Allerdings war es mit der Aufklärung unseres „lettré“ auch nicht so weit her, denn als er bei einer späteren Gelegenheit gewahrte, daß er Gegenstand einer photographischen Aufnahme gewesen war, zitterte er an allen Gliedern und war lange nicht wegen der nach seiner Meinung dadurch heraufbeschworenen bösen Geister zu trösten.

Von dem Pavillon am Gipfel des Tempelhügels genießt man einen Überblick über die Stadt, so weit dies bei der ungeheuren Ausdehnung derselben überhaupt möglich ist. Bekanntlich hatte Nanking, bis vor 300 Jahren Reichshauptstadt, einen außerordentlichen Umfang. Zur Veranschaulichung dessen pflegte man seinerzeit anzuführen, daß zwei Reiter des Morgens, von einem Thore ausgehend, um in entgegengesetzter Richtung die Stadt im Galopp zu umkreisen, einander erst des Abends treffen könnten. Wenn dies auch bei normalem Terrain und mäßig guten Pferden für die heutige Umfassungsmauer zu viel erscheint, so kann man letztere doch auf vier bis fünf geographische Meilen Länge schätzen. So weit das Auge reicht, sieht man noch Häuser, und die hervorragenden monumentalen Stadttore erscheinen mitunter in nebelhafter Ferne. Allerdings befinden sich innerhalb der Mauern manche Hügel, die eine vereinzelte Pagode tragen, dann auch ausgedehnte Maisfelder, ja, man wird nicht irre gehen, wenn man annimmt, daß zwei Drittel des von den Mauern eingeschlossenen Flächenraumes aus Feldern oder brachliegenden Grundstücken besteht. Infolge der jahre-

<sup>1)</sup> Der gegenwärtige Confucius-Tempel ist erst vor einigen Jahren gebaut worden an Stelle des in der Taipingrevolution zerstörten, welcher der größte und berühmteste Tempel in ganz China war.

langen Belagerung zur Zeit der Taipingrevolution (1849—1864), welche hier am Sitze Hungsiutien, des himmlischen Königs, ihren Mittelpunkt hatte, wurde eben die Mehrzahl der Häuser in Trümmer geschossen. Auch die Überreste des kaiserlichen Palastes in der Tatarenstadt und der berühmte Porzellanturm fielen dabei zum Opfer. Doch sieht man keine Trümmerhaufen mehr. Die meisten der durchwegs aus Stein gebauten Häuser tragen wegen ihrer glänzenden schiefergrauen Dächer und den über dieselben hinausragenden, weißen stufenförmigen Scheidemauern den Anstrich der Neuheit. Nur im südwestlichen Theile der Stadt, wo sich das Yamen des Vicekönigs, das Arsenal und die kaiserlichen Seidenwebereien befinden, sind die Häuser gedrängter; sonst bilden sie vereinzelte Zeilen inmitten ausgedehnter Gründe. Dies, verbunden mit der in einer chinesischen Stadt besonders befremdenden Stille, den im Hintergrunde



Nanking. Statuen auf dem Wege zu den Minggräbern.

im Osten sich erhebenden, nur mit spärlichem Graswuchs bedeckten Bergen, zu deren Füßen man die Überreste der halbverfallenen Minggräber sieht, machen einen eigenthümlich ernsten Eindruck. Man fühlt auf diesem Boden den Hauch gewaltiger historischer Ereignisse, die das Schicksal von vielen Millionen beeinflussten.

Nachmittags gingen wir an die Besichtigung der Minggräber, der Hauptsehenswürdigkeit Nankings. Zu diesem Behufe durchquerten wir die Stadt in westöstlicher Richtung. Die Straßen, durch welche wir gelangen, scheinen wenig bevölkert; wengleich der Zug alle Neugierigen vor die Häuser lockt, sieht man doch nur wenige Leute, und in den Mienen derselben glaubt man Trauer zu lesen. Dabei zeigt sich ein auffallender Anklang an die Mongolei oder an Turkestan. Manche Typen mahnen trotz Zopf sogar an die Türkei, besonders in der Tatarenstadt, wo auch die Frauen einen langen Raftan an Stelle der chinesischen Bluse tragen. Auch fehlen bei den

Tatarenfrauen die verstümmelten Füße. Die häufige Verwendung des Esels als Reit- und Tragthier erinnert ebenfalls an den engeren Orient. Breite, wohlgepflasterte Straßen und sorgsam mit Quadern ausgemauerte Canäle mit schönen Brücken in der Nähe des Ortes, wo einst der kaiserliche Palast gestanden, lassen darauf schließen, daß letzterer mit großem Aufwande gebaut worden war. Jetzt erhebt sich an seiner Stelle ein kleiner Tempel zu Ehren des größten Widersachers der Mingdynastie, welchen die jetzige Dynastie errichten ließ. In der Nähe befinden sich die Häuser der aristokratischen Tatarenfamilien, als solche durch eine das Eingangsthür maskierende Mauer <sup>1)</sup> kenntlich.

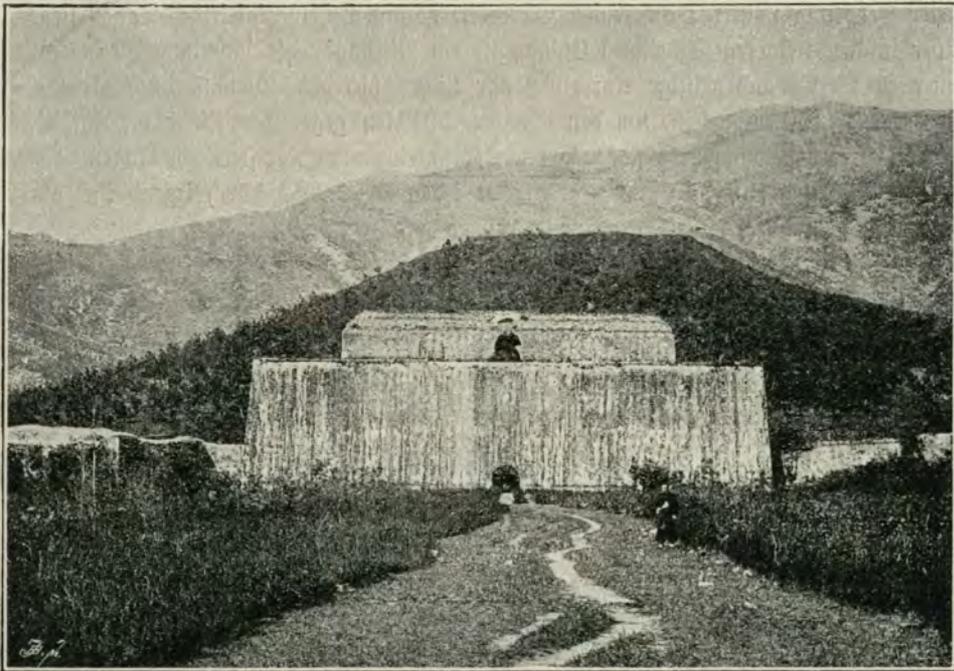
Außerhalb des doppelten Ostthores gelangten wir auf ein wellenförmiges Steppenland, welches sich bis zu den Ranking im Osten umschließenden Bergen hinzieht. Mit einer durch zwei Doppelbogen gebildeten Halle beginnt das Grabterrain. Ein hier befindliches seltsames Monument — eine Schildkröte mit einem Obeliskten auf dem Rücken — trägt eine darauf bezügliche Inschrift. Von der Halle führt über die Steppe ein seinerzeit gut gepflasterter Weg zu den am Bergabhänge gelegenen Gräbern. An den auffallenden Windungen des Weges zeigt sich das Bestreben, den bösen Geistern den Zutritt möglichst zu erschweren. Zu beiden Seiten des Grabweges bilden große, an 4 Meter hohe Steinmonumente Spalier. Vorerst Thiere: Löwen, Tiger, Elephanten, Kameele etc., je vier der gleichen Gattung, je zwei gegenüberstehende in gleicher Stellung. Obwohl roh ausgearbeitet, imponieren diese Monolithen durch ihre Größe. Nach den Thieren, deren Reihe mit dem Pferde offenbar als dem edelsten oder nützlichsten Thiere endet, folgen überlebensgroße menschliche Figuren. Kennzeichnend für die Stellung des Kriegerstandes in China zu allen Zeiten, beginnen sie mit Kriegsmantarinern als den niedrigsten. Vor dem Hügel, welcher die Überreste der ersten Kaiser der Mingdynastie birgt und der künstlich aufgeführt sein soll, befand sich einst eine Vorhalle oder ein Tempel. Von dort führt ein breiter, noch jetzt schön gepflasterter Ausgang zu den massiven, mehr einer Einfassungsmauer mit kleinem Durchlasse, denn einem Thore gleichenden Portale, das sich unmittelbar an den Hügel lehnt. Vereinzelte Säulen, Reliefs und Inschrifttafeln, sowie die schönen, noch intacten Brücken und Geländer bezeugen die einstige Pracht der ganzen Anlage.

Die Sonne gieng zur Ruhe, als wir, um ein wenig zu rasten und die Aussicht zu genießen, die Zinnen des Grabportales erklimmen hatten. Uns zu Füßen lagen die Tempelruinen und die öde Steppe, dann gewahrte man das eintönige Häusermeer der Stadt, von der endlosen Mauer halb verdeckt, und hinter derselben eine kahle Bergkette mit scharfen kantigen Umrissen. Das fahle Licht der Dämmerung und die Nebelschleier, welche dem Flusse entstiegen, gestalteten das Bild noch düsterer, ganz im Einklange mit den Reflexionen über die Nichtigkeit des menschlichen Strebens

<sup>1)</sup> Ursprünglich, um böse Geister abzuhalten, nun aber, weil bloß Vornehme sich diesen Luxus gestatten konnten, ein Ehrenzeichen.

gegenüber den gewaltigen Entscheidungen der Vorsehung, welche unser Aufenthaltsort wachrief.

Wir befanden uns am Grabhügel eines Usurpators. Taitsu hatte sich vom Tempeldiener zum Führer der der Fremdherrschaft müden Chinesen aufgeschwungen, die Fahne der Empörung entrollt, nach Niederwerfung des kaiserlichen Heeres die Tatarendynastie Yuen abgesetzt und sich schließlich zum Kaiser gemacht. Unter seinem Scepter und unter seinen nächsten Nachfolgern hatte China eine neue Glanzperiode zu verzeichnen. Hochgeehrt und vom ganzen Volke betrauert, wurde er mit aller



Nanking. Eingang zum Hügel über den Minggräbern.

erdentlichen Pracht und mit den größten Ehren hier zu Grabe bestattet. Unweit von uns, innerhalb der Tatarenstadt Nankings, liegt dagegen die Stätte, wo Hungsiut-sien, der Führer der Taipings, nachdem er sich vergiftet, in möglichst unauffälliger Weise verscharrt wurde. Hungsiut-sien hatte sich gleichfalls vom einfachen Schulmeister zum Führer mächtiger Rebellen aufgeschwungen; auch er hatte die Befreiung Chinas von der Fremdherrschaft der Mandschutataren auf die Fahne geschrieben. Durch Jahre schwankte die Entscheidung, und hätten die Europäer nicht gegen ihn Partei ergriffen, so wäre sein Wagnis wahrscheinlich geglückt. Statt dessen nahm er sich nach fünfzehnjährigem Kampfe aus Verzweiflung selbst das Leben, und der Fluch von Millionen im gänzlich verwüsteten Lande folgte ihm ins Grab. Ja selbst dieses

sollte er nicht ruhig genießen. Als die kaiserliche Armee Nanjing einnahm, forschte man nach demselben, grub den Leichnam aus, zerstückelte ihn und warf ihn den Hunden und Raben zum Fraße vor.

Welch ähnliche Bestrebungen, Welch verschiedener Erfolg!

Der Abend wurde im gemüthlichen Geplauder mit den Missionären verbracht. Den wackeren Vätern sah man an, daß es ihnen ein Vergnügen gewährte, sich nach langer Zeit wieder einmal mit Europäern aussprechen zu können. Wenn man sich die reizlose Existenz derselben vor Augen hält, so kann dies nicht wundernehmen. In Nanjing zu Zweien dürfte doch noch im gegenseitigen Meinungsaustausch eine kleine Erholung nach der anstrengenden Seelsorge und Lehrthätigkeit des Tages liegen. Aber in den kleineren Stationen Chinas ist ein Missionär oft jahrelang allein unter einer in Bezug auf geistige Anregung gar nichts bietenden Bevölkerung. Er muß ferner stets reisefertig sein, um den Seelsorgepflichten gegenüber seiner oft auf viele Meilen zerstreuten Gemeinde nachzukommen. Desgleichen muß er stets vor Augen haben, daß sich die Haltung der Andersgläubigen jeden Augenblick durch irgend eine abergläubische Bewegung zu einer gefährdrohenden gestalten kann.

Seit neuerer Zeit sind wenigstens die chinesischen Behörden, wenn nicht immer gerade wohlwollend, so doch gerecht gegenüber den Missionären. Als sich z. B. im Beginne der Siebzigerjahre im Volke eine feindliche Bewegung gegen die Missionäre zeigte, und die aufgehezte Menge in deren Erziehungsthätigkeit eine teuflische Bestrickung der Kinder sah, wurde die Mission in Nanjing nur durch das energische Auftreten des Vicekönigs vor dem Niederbrennen gerettet. Letzterer büßte dafür das Leben durch die meuchlerische Hand eines Fanatikers ein. Auch im Jahre 1884, als Frankreich sich im nicht officiell erklärten Kriege mit China befand, benahmen sich die chinesischen Behörden äußerst rücksichtsvoll gegen die französischen Missionäre, und alle Sicherheitsmaßregeln wurden getroffen, damit ihnen von Seite der aufgeregten Bevölkerung keine Unbill widerfahre. Allerdings war Bischof Garnier, der Chef der Missionäre, so klug, gleich beim Beginne des Conflictes zu erklären, daß die Thätigkeit der Missionäre der Politik vollkommen fremd sei, und daß sein Personale sich bloß als katholische Priester und nicht als Franzosen in China befände.

Fast an der gleichen Stelle, wo sich gegenwärtig die Mission in Nanjing befindet, stand vor 250 Jahren die erste christliche Mission, die sich in China angesiedelt hatte. Bedenkt man, wie nahe damals die Bekehrung der Dynastie und mit ihr die Christianisierung von ganz China bevorstand, und daß dieselbe nur an den zwischen Jesuiten und Dominikanern ausgebrochenen Zwistigkeiten bezüglich der Duldung des Ahnencultus scheiterte, daß ferner bald darauf die grausamsten Verfolgungen jede Spur des Christenthumes im ganzen Reiche verwischten, so muß man die Zähigkeit und Ausdauer dieser Glaubensstreiter, die sich wieder unverzagt an das Riesenbeginnen wagen, erhöht bewundern. Dies umsomehr, als jetzt die Aussichten für die Ausbreitung des Christenthumes in China weitaus ungünstiger sind, wie von allem Anfange. Bei der

früheren Auffassung der Jesuiten, welche den Ahnencultus in gewisser Form duldeten und somit den Katholicismus nationalisierten, war es verhältnismäßig leicht, dass die erhabenen Satzungen der Christenlehre den Sieg über das verworrene Durcheinander philosophischer Skepsis und abergläubischen Götzendienstes, welche die religiösen Anschauungen der Chinesen bilden, davontrug. Gegenwärtig wird aber der Ahnencultus von den Missionären als mit der Christenlehre absolut unvereinbar erklärt. Sie stehen somit einer nationalen Grundanschauung unbedingt feindlich gegenüber, auf welcher die stramme Organisation der Familie, ja bis zu einem gewissen Grade die Autorität des Staatsoberhauptes beruht. Hierzu kommt noch das Mißliche, dass sich bisher die Convertiten ausschließlich aus den niedersten Volksschichten hervorgingen und es somit den Anschein gewinnt, als ob mit dem Christenthum socialistische Bestrebungen verbunden wären. Es ist daher zu befürchten, dass sich mit der Zeit ein Mißtrauen der wohlhabenderen Classen und auch der Regierung einstellen wird, welches zur Bekämpfung des Missionswerkes führen muß. Nichtsdestoweniger befinden sich vorderhand bereits 30 Vicariate mit ungefähr 800.000 Gläubigen in China.

Tiefer Schlaf umfieng uns nach dem an neuen Eindrücken so reichen Tage, und es bedurfte wiederholtes, von Pochen unterstütztes: *Domine, septima hora est, collatio prompta est!* eines Seminaristen, um uns demselben zu entreißen. Es war wohl hier im Herzen Chinas das erstemal in unserem Leben, dass wir in die Lage kamen, zum Latein greifen zu müssen, um uns zu verständigen. Die Anwendung des gelehrten Idioms zum Hausgebrauche und im Gespräche mit Vollblutchinesen, wie es die Seminaristen sind, entbehrte nicht der Komik, besonders nachdem gewagte lateinische Improvisationen auf Basis des Italienischen unsererseits oft Ursache zu kleinen Mißverständnissen gaben. Die lateinische Sprache ist das gebräuchliche Verständigungsmittel zwischen den Missionären und den eingeborenen katholischen Priestern. Letztere lernen meist nur erst das Französische, wenn sie in den Orden aufgenommen werden, was jedoch selten stattfindet.

Der noch übrige Theil des Vormittags wurde zum Besuche der kaiserlichen Seidenwebereien benutzt. In Nanking hat sich nämlich noch von der Blütezeit her, in welcher hier die besten Seiden- und Wollgewebe Chinas erzeugt wurden, die Seidenwebekunst auf einer hohen Stufe erhalten, und der Hof von Peking bezieht noch immer eine gewisse Gattung Damastbrocade ausschließlich von hier. Doch wie bei den meisten derlei Anstalten in China, erwartet den europäischen Touristen in der kaiserlichen Seidenweberei nur Enttäuschung. Die Webstühle sind äußerst primitiver Natur, und die ganze Einrichtung — jeder Stuhl befindet sich abgeondert in einer kleinen finsternen Kammer — sowie der Schmutz, der allenthalben zu Tage tritt, entsprechen durchaus nicht dem, was man von einer kaiserlichen Fabrik erwartet. Leider konnten wir auch nur wenige, angefangene Stücke sehen, welche jedoch ihren Ruf, als hervorragend schön, zu rechtfertigen schienen. Infolge häufiger Veruntreuungen befindet sich nämlich

in der Fabrik selbst keinerlei Depot, sondern jedes fertige Stück wird sofort in den Namen des Directors (meist ein Tatare) abgeliefert.

Das im Südwesten Nankings gelegene Handelsviertel, welches wir bei diesem Anlasse durchstreiften, zeigte sich, was Kaufläden und äußere Ausstattung anbelangt, ganz gleich den entsprechenden Vierteln Schanghais und Cantons. Auch herrschte hier im Gegensatz zu der Abgestorbenheit in den anderen Stadttheilen ein sehr reges Leben. Dieses war, abgesehen von der Handelsthätigkeit, eben jetzt auch noch dem Beginne der Staatsprüfungen zuzuschreiben, zu denen sich über 18.000 Candidaten in der Nähe der Prüfungshalle eingefunden hatten. Leider ließ die bei einer solchen Gelegenheit herrschende Aufregung es nicht rathsam erscheinen, der mit großer Feierlichkeit stattfindenden Eintheilung der Candidaten in die Zellen beizuwohnen.

Des Mittags verabschiedeten wir uns unter vielen Aves und Händedrücken von den uns liebgewordenen Mitgliedern der Mission. Mit dem gleichen Pompe wie bei der Ankunft schiffte sich Se. k. u. k. Hoheit und dessen Begleitung auf einen stromabwärts fahrenden Dampfer ein.

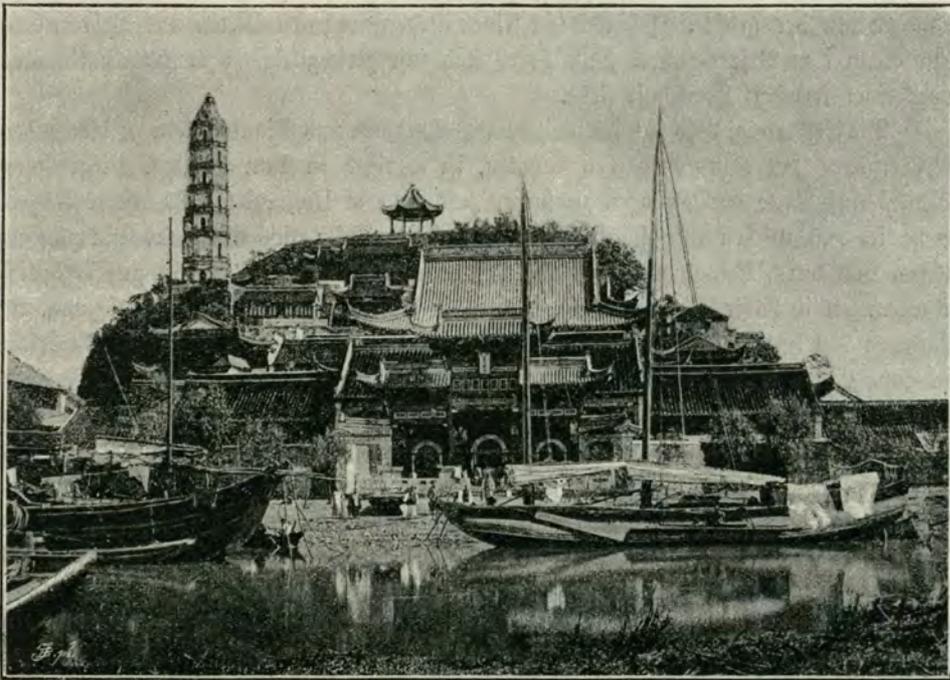
Wir hatten jetzt Gelegenheit, Tschinkiang bei Tage zu sehen. Dasselbe ist, trotzdem es seinerzeit von den Taipings gänzlich zerstört worden war, wieder eine blühende Stadt von 150.000 Einwohnern. Es verdankt dies der Wichtigkeit seiner Lage an der Mündung des großen Canales; sämtliche Lastboote und Djunken, die von dem Süden Chinas nach Peking gehen, machen dort Station. Tschinkiang enthält auch eine europäische Niederlassung, die am Flußufer eine ganz hübsche Häuserfront, wie überall in Ostasien „Bund“ genannt, aufweist. Zum Theile bewachsene Hügel, von denen einige altartige Mauern, andere aber moderne Erdwerke und befestigte Lager tragen, umrahmen die Stadt. Ein in den Fluß ragender Felsen, goldene Insel (Jinschan<sup>1)</sup> genannt, trägt eine malerische Pagode, und dies, sowie die anziehende Staffage eines äußerst regen Verkehrs von allerlei Djunken und Fahrzeugen gestaltet im Gegensatz zu der sonstigen Einförmigkeit der Flußufer das Gesamtbild der Stadt zu einem recht freundlichen.

Während unseres Rundganges hatten wir Gelegenheit, wieder ein Stück chinesisch-religiösen Aberglaubens zu sehen. Es hatte nämlich jemand eine Reise anzutreten und es handelte sich darum, zu diesem Zwecke den Wassergott günstig zu stimmen. Unter großer Feierlichkeit bewegte sich ein langer Aufzug von Bonzen gegen das Ufer. Hier wurde bei einem höllischen Lärmen mit Gongs, Trommeln und Flöten ein Boot aus Holz mit Papiersegeln, beladen mit unzähligen Krachern, in den Fluß gelassen, wo es alsbald unter endlosem Geknatter in Flammen aufging. Scheinbar wurde der Zweck dieses Spectakels erreicht, und auch wir genossen von der freundlichen

<sup>1)</sup> Eigentlich heißt Jinschan „Silberinsel“, doch wird von den Europäern das Eiland „goldene Insel“ genannt, um sie von Tschau-schan, der stromabwärts von Tschinkiang in der Mitte des Flusses gelegenen Insel, zu unterscheiden, welche unrichtigerweise aber consequent mit „Silberinsel“ bezeichnet wird.

Stimmung des chinesischen Neptuns, indem wir anstandslos und von einer besonders starken Strömung begünstigt, früher denn erwartet Schanghai erreichten.

Wenngleich Schanghai größer als Hongkong ist, so wird doch hier die Ankunft eines Kriegsschiffes mehr beachtet, und dasselbe ist Gegenstand erhöhter gastfreundlicher Aufmerksamkeiten. Auch wir tiffinierten und dinierten behufs würdiger Vertretung der Flagge ohne Ende. Zum Glück wurden wir hierbei vom Stabe des deutschen Kanonenbootes „Wolf“, mit welchem wir den herzlichsten kameradschaftlichen Verkehr pflogen, unterstützt. Sonst fand der Abend die dienstfreien Officiere



Die „goldene Insel“ bei Tschinkiang.

beider Schiffe gewöhnlich im bequemen deutschen Club vereinigt, woselbst auch unsere Musik sich des öfteren unter allgemeinem Beifall hören ließ.

Sowohl im deutschen, als auch im prunkvollen englischen Schanghai Club war uns auch die große Annehmlichkeit geboten, mit Personen in Verkehr zu treten, die vermöge eines langen Aufenthaltes gründliche Kenner von Land und Leuten, sowie der politischen Verhältnisse Chinas sind. Im anregenden Gedankenaustausch mit diesen, mit unserem hochverehrten Consul und dem aufgeklärten Richter Tjeng war es uns möglich, die Beantwortung so mancher Frage zu erhalten, die sich unwillkürlich selbst dem flüchtigen Besucher des Reiches der Mitte bezüglich der ganz eigenthümlichen Verhältnisse desselben aufwirft.

Wohl die naheliegendste Frage für jemand, der von Japan nach China gelangt, ist die, ob eine Modernisierung des letzteren, ähnlich wie sie in Japan stattgefunden, möglich sei. Dieses wurde allgemein als vorderhand nicht denkbar bezeichnet. Die Verhältnisse in China sind eben wesentlich von jenen verschieden, die in Japan vor Eröffnung des Landes herrschten.

Vor allem sind, wie bereits erwähnt, Charakter und Denkungsweise des Chinesen und des Japaners gründlich verschiedene. Der glühende Patriotismus der Japaner, der dieselben dazu führte, die theuersten nationalen Eigenthümlichkeiten zum Wohle des Vaterlandes aufzuopfern, geht dem Chinesen ganz ab. Letzterer hängt dagegen mit der größten Zähigkeit an seinen althergewohnten Sitten und Gebräuchen, und wenn ihm diese gesichert sind, ist es ihm fast gleichgiltig, ob er unter nationaler oder einer fremden Herrschaft steht.

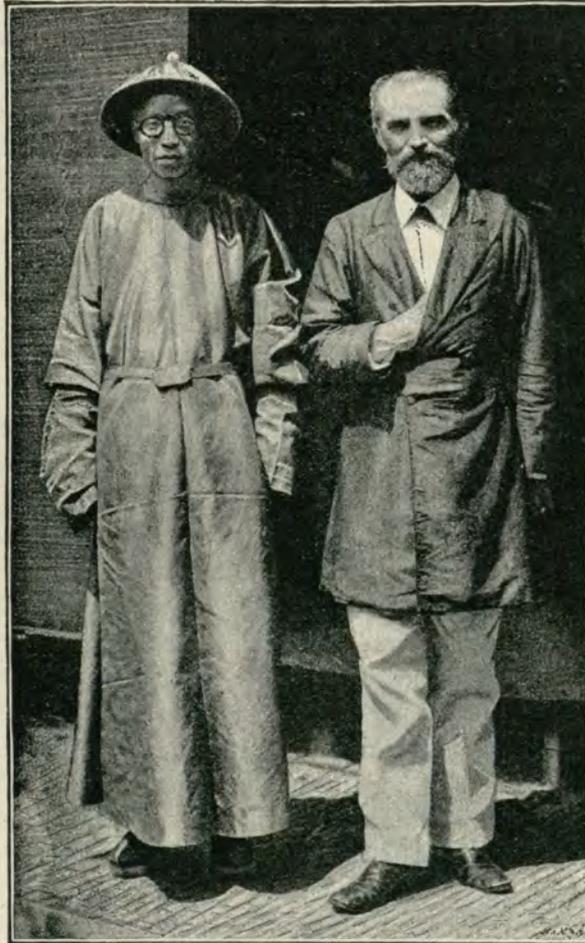
Die Erklärung, daß sich der Reihe nach Mongolen und Mandschuren zu dauernden Beherrschern des Landes machen konnten, ist weniger in dem Mangel kriegerischen Geistes auf Seite der Chinesen zu suchen, als in dem Umstande, daß erstere klugerweise im wesentlichen alle staatlichen und socialen Institutionen Chinas unverändert ließen und durch Annahme chinesischer Sitten und Gebräuche Befürchtungen bezüglich Änderungen in dieser Richtung nicht aufkommen ließen. Unter dieser Voraussetzung, im Rahmen der Jahrtausende bestehenden Institutionen, ist auch die kaiserliche Autorität in ganz China trotz der großen Autonomie der Provinzen eine unbestrittene. In dem Augenblicke jedoch, in welchem dieser Boden verlassen wird, verliert selbst der Wille des Monarchen an Macht, wie Rebellionen dies oft genug bewiesen haben. Wie sehr dies erkannt ist, zeigt sich darin, daß die Mandschuren, obwohl an Bildung den Chinesen nachstehend, das System der literarischen Prüfungen beibehielten, ja die Prüfungen noch verschärften. Allerdings haben sie damit auch die Intelligenz des Landes auf Lebensdauer an das Studium der Classiker gefesselt und erhalten sie dadurch in jener einseitigen, ultraconservativen Denkungsweise, welche für die Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft am günstigsten ist.

Übrigens liegt in dieser Institution an sich die Gewähr für eine große Stabilität des Staatswesens überhaupt. Da jeder Chinese weiß, daß er in der Lage ist, bei entsprechendem Fleiße eine seiner Fähigkeit würdige Stellung im Staate zu erringen, kann eine Umsturzpartei auf Betheiligung der Intelligenz nicht rechnen. Hierin liegt auch ein großer Unterschied gegenüber dem Japan der Sechzigerjahre, wo die durch die unteren Classen gehende, gegen die drückenden feudalen Institutionen gerichtete Bewegung das Terrain für die Modernisierung des Landes vorbereitete.

Die herrschenden Kreise Chinas können daher im Interesse ihrer Stellung, — die im Wege der classischen Studien herangebildete Intelligenz des Landes infolge ihrer Denkungsweise, einer Modernisierung des Landes in unserem Sinne nur ablehnend gegenüberstehen. Nachdem nun in den Kriegen mit europäischen Nationen trotz aller Niederlagen weder die Selbständigkeit des Reiches auch nur einen Augenblick in

Frage kommen konnte, noch bei dem Mangel an Patriotismus und bei der philosophischen Denkungsweise der Chinesen dem Stolze des einzelnen große Wunden geschlagen wurden, so fällt hier auch ein Moment weg, welches in Japan den wichtigsten Impuls zur Europäisierung gegeben hat.

Nichtsdestoweniger haben diese unglücklichen Feldzüge, sowie die wachsende militärische Macht Japans und der stets drohende Conflict mit Rußland wegen Koreas, besonders die mit der Verwaltung und Vertheidigung der Seeprovinzen betrauten Würdenträger bewogen, bezüglich der Wehrkraft mit den bisherigen Traditionen zu brechen. Dann gibt es schließlich doch auch patriotisch fühlende Chinesen, die durch Reisen gebildet, sich nicht den Vortheilen verschließen, welche manche europäische Einrichtung dem Lande brächte. Am meisten hat wohl in dieser Richtung der bei den Chinesen mächtig ausgeprägte Instinct und ein besonderer Scharfblick in der Wahrung persönlicher Interessen gethan. Die breiten Schichten der Handeltreibenden, welche sehen, wie der Handel in Hongkong und Singapore mit modernen Hilfsmitteln und unter euro-



Richter Tseng und Consul Haas.

päischen Rechtsverhältnissen mächtigen Aufschwung nimmt, sind gewiß einer Reform des Verkehrswezens und der internationalen Beziehungen günstig gestimmt.

Es gibt somit in China eine Fortschrittspartei; darunter zählen auch manch einflußreiche Männer, wie Prinz King, der Vicetönig von Petchili Lihungtschang und Marquis Tseng. Sie finden die an Sir Robert Hart, dem Chef der Zollbehörde, der vermöge der ausgezeichneten Verwaltung dieser für den Staatsfädel so

wichtigen Institution am Hofe großen Einfluß genießt, die beste Unterstützung. Sa, wie bereits geschildert, ist dem Wirken des letztgenannten Mannes und seiner europäischen Untergebenen ein großer Antheil an den in letzterer Zeit eingeführten Reformen zuzuschreiben. Und in den vergangenen 20 Jahren wurde in dieser Richtung in China gar manches geleistet. Die Einführung des Telegraphenwesens, die Regelung der Seepost, der Beginn des Eisenbahnbaues, die Schaffung einer modernen Kriegsflotte, die Anlage eines großen Seearsenales, die Gründung einer mächtigen Dampfschiffahrtsgesellschaft, eine theilweise Reorganisation der Armee in einzelnen Provinzen, das Herbeiziehen fremder Instructoren und noch mehr die Gründung von militärischen und maritimen Fachschulen in Tientsin, Futschau und Canton, und des Tungwenkuan in Peking sind nicht zu unterschätzende Fortschritte. Besonders an letztere Anstalt, eine Art Universität mit europäischen Professoren, knüpft man, wie es scheint mit Recht, große Hoffnungen hinsichtlich der Annäherung Chinas an die westländische Civilisation. Durch das Tungwenkuan wurde an und für sich eine Breche in das Princip geschossen, in den Schulen ausschließlich literarische Studien betreiben zu lassen.<sup>1)</sup> Infolge der an dieser Hochschule erzielten Resultate wurde aber vom Tjungli Yamen (Behörde für den Verkehr mit dem Auslande) und einigen anderen hohen Ämtern dem Kaiser der Vorschlag unterbreitet, bei den Prüfungen für die Literatengrade außer der Kenntnis der Classifier auch die anderer wissenschaftlicher Fächer zu verlangen. Ob dieser Antrag durchgehen wird, ist fraglich. Die Censoren, welche in China, gleichwie im alten Rom, ganz unabhängig ihre Meinung bei allen hohen Ämtern und selbst an höchster Stelle zum Ausdruck bringen können und aus den höchsten Literatengraden hervorgehen, werden jedenfalls nicht so leicht dafür zu gewinnen sein. Auf den achtzehnjährigen Kaiser Kuanghju, „glänzende Einigkeit“, setzt dagegen die Fortschrittspartei große Hoffnungen. Er soll, wenn auch etwas nervös, doch sehr energisch, dabei aufgeklärt und den Fremden nicht abgeneigt sein. Man schließt dies aus dem Umstande, daß er sich Übersetzungen von Werken über Naturphilosophie und internationales Recht anfertigen ließ. Übrigens werden sich die Anschauungen des Kaisers in der nun wieder aufgeworfenen Audienzfrage deutlich zeigen. Es handelt sich darum, ob die persönliche Überreichung der Creditive der europäischen Gesandten, wie sie sein Vorgänger Tungtschi bereits principiell zugestanden, nun auch wirklich stattfinden und somit zur Norm werden wird. Die formelle Abgeschlossenheit der geheiligten Person des Kaisers wäre dann durchbrochen, was trotzdem, daß es sich nur um eine Formalität handelt, von

<sup>1)</sup> Im Tungwenkuan bleiben die Schüler acht Jahre; drei Jahre sind zur Erlernung fremder Sprachen: Englisch, Französisch, Deutsch und Russisch, festgesetzt. Der Rest wird nach Wahl zum Studium der Astronomie, Mathematik, Physik, Chemie, Medicin, des internationalen Rechtes, der Geschichte und Geographie fremder Länder verwendet. Die absolvierten Schüler werden in die erste Madarinenrangstufe eingetheilt und rücken dann entsprechend vor. Sie werden zum Übersetzen fremder Bücher (unter anderem wurde Shakespeare kürzlich übersetzt) verwendet, oder für die diplomatische Laufbahn bestimmt.

politischer Bedeutung ist. Die Schaffung eines Ministeriums des Außern würde die unmittelbare Folge sein; ferner würden fortan nur Personen höheren Ranges als Gesandte ins Ausland gesendet werden.<sup>1)</sup> Faßt man alles dies zusammen, so ist es wahrscheinlich, daß China fortfahren wird, stufenweise alle jene Reformen einzuführen, welche betreffs Kriegswesen, Industrie, Handel und Verkehr in die Augen springende Vortheile mit sich bringen, wie man dies in Formosa, das man als Versuchsterrain ausgewählt zu haben scheint, in der That bereits gethan hat. Von einer gründlichen Modernisierung des Landes, wie in Japan, kann jedoch keine Rede sein, schon deshalb nicht, weil zu allen vorher aufgezählten Gründen noch das Verhalten der fremden Nationen den Bestrebungen der Fortschrittspartei einen starken Zaum auflegt. Die bereits erwähnte Einseitigkeit Amerikas und Australiens in der Emigrantfrage, sowie der fast possierliche Wettkampf der verschiedenen Nationen um die chinesische Kundschaft sind sehr darnach angethan, um Mißtrauen wachzurufen. Die Chinesen wissen recht gut, daß ihnen manche Reform nur aus dem Grunde vorgeschlagen wird, weil sie Unternehmungen und Arbeiten im Gefolge hat, bei denen sich die Betreffenden Geld verdienen wollen. Ist irgend etwas dergleichen nur in Frage, so regnet es gleich Anträge. Die deutsch-asiatische Bank, die allgewaltige englische Firma Jardine Matheson & Comp., ein französisches, ein amerikanisches, ja selbst ein holländisches Consortium sind gleich bei der Hand mit Entwürfen und mit dem Vorstrecken der zur Ausführung derselben nöthigen Summen. Geschenke werden gemacht und alle mögliche List angewendet, um den Auftrag zu erringen. Der besonders in derlei Dingen äußerst scharfblickende Chinese nutzt diese Umstände wohl aus, hütet sich jedoch umsomehr, dem interessierten Fremden leichtwegß irgend welche Zugeständnisse zu machen. Somit hat selbst die Fortschrittspartei vor allem die ängstlichste Wahrung des „La Chine pour les Chinois“ auf ihre Fahne geschrieben. Wenn also China sich auch gründlich europäisieren würde, so würde es ebensowenig als jetzt das „äffisch imitierend“ gescholtene Japan, die Hoffnungen jener erfüllen, die unter dem Deckmantel der Verfechtung humanitärer Principien die Modernisierung des Landes nur verlangen, um ihre Taschen möglichst zu füllen. Aber noch mehr. Gerade vom rein egoistischen Standpunkte des Europäers aus genommen, liegt in der gänzlichen Modernisierung Chinas eine große Gefahr. Die Chinesenfrage in Amerika und Australien zeigt dies deutlich. Bei der Zähigkeit und Widerstandsfähigkeit ihrer Rasse, ihrer Intelligenz, Ausdauer und zielbewußten Strebbarkeit überflügeln die Chinesen überall den Europäer, wo sie mit ihm auf dem Gebiete des Handels und der Industrie in einen Wettkampf treten.

<sup>1)</sup> Bis jetzt war dies nur ausnahmsweise der Fall. Der seinerzeit in Berlin, Wien und Rom accreditirte Gesandte Lifongpao begann seine Laufbahn als Dolmetsch in Schanghai, und als er die IV. Rangklasse — Vicekreischef — erreicht hatte, erhielt er den Posten als Gesandter. Nach sechs Jahren kehrte er nach China zurück, wo er wegen ihm vorgeworfener Unterschleife aus dem Staatsdienste entlassen wurde. Er errichtete hierauf eine Buchhandlung in Schanghai. Als er im Jahre 1887 starb, wurden seine Manen als rehabilitirt erklärt.

Schon jetzt haben sie sich in ganz Hinterindien festgesetzt, und dieses Land bildet eine ausgesprochene Handelsdomäne Chinas. Nun beginnen die Chinesen auch den Ausfuhrhandel nach Europa in eigene Hände zu nehmen. Mit der fortschreitenden Modernisierung des Landes und der sich dadurch gewaltig steigernden Expansivkraft seiner Bewohner wird es dann bald an den Europäern sein, sich im eigenen Lande einer chinesischen Überflutung erwehren zu müssen.

Am 19. September verließ die „Tasana“ Schanghai. Infolge des geringen Wasserstandes an der Wufungbarre mußte bei Middle Ground geankert werden und konnte erst am nächsten Tage die Weiterfahrt stromabwärts des Yangke erfolgen.

Ein eben auf der Barre aufgefahrener großer Dampfer, welcher schon zwei Tage trotz aller Hilfsmittel vergeblich arbeitete, um sich flott zu machen, bezeugte, dajs diese Vorsicht am Platze war.

Nach einer wenig Anregung bietenden Fahrt innerhalb des Tschusan-Archipels, dessen niedrige, spärlich bewachsene Inseln so recht im Einklang mit der vom Schlamm der Flüsse rothgefärbten Wasserfläche standen, wurden am 20. vormittags die Berge um Tschinghai, sowie das höchst malerisch auf einer Insel gelegene Leuchtfeuer an der Mündung des Youngflusses gesichtet. Wieder gieng es über eine Barre, und wir erreichten, uns zwischen einer Anzahl seltsam geformter Djunken durchwindend, um 2 Uhr nachmittags den Ankerplatz von Tschinghai.

## Capitel XXIII.

### Tschinghai—Ningpo—Amoy.

Unter den zahlreichen Sprichwörtern der Chinesen, welche, nebenbei gesagt, hinsichtlich treffender Charakteristik denen europäischer Nationen nicht nachstehen, ja leichter verständlich als manche derselben sind, dürfte sich gewiß auch eines vorfinden, welches unserem „Das Thor schließen, wenn die Kuh aus dem Stalle ist“ entspricht. An praktischer Anwendung dieses Spruches fehlt es in China wenigstens nicht, wie wir uns wiederholt überzeugen konnten, ganz besonders aber nicht in militärischen Dingen.

Nachdem die Franzosen im Jahre 1884 versucht hatten, die in Tschinghai befindlichen chinesischen Kreuzer zu kapern, was nur durch die Flucht derselben vereitelt wurde, wird nun die Mündung des Youngflusses eifrigst befestigt. Rechts und links von der Flusseinfahrt starren uns von den dort befindlichen, bizarr geformten Hügeln Batterien mit mächtigen Feuereschländen entgegen, darunter manche ganz modernen Anstriches. Einem Angreifer müßte es daher hier ganz ernst zumuthe werden, wenn nicht die tröstende Erfahrung dafür spräche, daß mit guten Kanonen allein noch nicht alles gethan ist, sondern auch eine entsprechende Munition dazu gehört. Sollte diese nicht gänzlich in die Taschen des betreffenden Mandarins gewandert sein, so ist sie doch wahrscheinlich zu den Geschützen nicht passend. Auch pflegen chinesische Lieferanten, trotz der ihrem Vaterlande zugesprochenen Priorität der Erfindung des Pulvers, diesem meist eine größere Dosis Kohle beizugeben, als mit dessen ballistischen Eigenschaften verträglich ist.

Der Tourist aber ist von der Garnierung der sonst öden Hügel recht befriedigt, umsomehr, als die mit den Befestigungen in Verbindung stehende Lagerstadt am rechten, östlichen Ufer, wie gewöhnlich mit unzähligen bunten Bannern geschmückt, etwas Abwechslung in das sonst öde Bild bringt. Denn die gegenüberliegende Stadt mit der

einförmigen hohen Mauer, den sie überragenden, eigenthümlich abgestuften Stirnmauern der Häuser und den dunklen Dächern der letzteren bietet trotz des Gewühles der Menschen am Ufer und des Djunkerverkehres einen wenig anmuthigen Anblick. Dafür werden Ohr und Nase hinlänglich an die Nähe einer größeren Ansiedelung gemahnt. Stimmengewirr, Gongschlagen und Feuerwerk auf den ein- und auslaufenden Schiffen und in der Stadt wetteifern an Intensität mit dem widerlichen Gestank, welchen die Fahrzeuge und Magazine verbreiten. Letzteres erklärt sich daraus, daß der Haupthandel der Stadt in der Ausfuhr von Fischen besteht. Weiters beeinflusst der Gedanke, daß in der ganzen Stadt vielleicht nur der Hafenmeister des Zollamtes ein Europäer ist, den Reisenden unwillkürlich unangenehm. Wer also schon Gelegenheit hatte, andere chinesische Städte zu sehen, fühlt sich nicht verlockt, Tschinghai näher kennen zu lernen. Dagegen verabsäumten wir nicht, das 12 Meilen stromaufwärts gelegene Kungpo zu besuchen.

Die Fahrt auf dem Youngflusse bietet nicht viel des Anregenden. Man durchschneidet eine vollkommen flache, wohl behaute, aber nur spärlich mit Bäumen bewachsene und von niederen Hügeln eingerahmte Ebene. Der Anblick von Kungpo ist schon interessanter. Auf einer Landzunge gelegen, welche durch die Einmündung eines großen Nebenflusses in den Young gebildet wird, stellt sich die von einer crenelierten Mauer umschlossene Stadt mit dem hohen Wahrzeichen einer neunstöckigen Pagode, den monumentalen Thoren und anderen hervorragenden Gebäuden recht gut dar.

Am anderen Ufer, mit der Stadt durch eine Schiffsbrücke verbunden, zeigt sich der kleine, aber hübsche „Bund“ der europäischen Ansiedelung mit villenartigen, von Bäumen umgebenen Häusern. Diese, ferner einige Dampfer und europäisch getakelte Boote vor der Chinesenstadt, lassen letztere viel annehmbarer erscheinen. Das Bewußtsein, wenn nöthig einen bequemen Ruhepunkt zu finden, der schroffe Gegensatz zu dem Gewohnten, und die Möglichkeit, leicht zu diesem zurückzukehren, verleihen dem Ungewöhnlichen stets einen erhöhten Reiz.

Wir landen beim Zollamte, in den weniger besuchten Vertragshäfen nach dem englischen Consulate das wichtigste und meist auch das schönste Gebäude.

In der europäischen Niederlassung herrscht, obwohl dort auch Chinesen und namentlich viele Holzschneider wohnen — letztere in ganz China berühmt —, eine wohlthuende Ordnung. In dem Maße, als wir uns der Schiffsbrücke nähern, wird es bunter und schmutziger, doch auch wieder interessanter. Fast nackte Kulis schleppen keuchend und unter taktmäßigem Rufe auf Bambusstäben mächtige Warenballen, Eiswarenverkäufer preisen ihre den westländischen Gaumen wenig reizenden Pfefferbissen an, und ambulante Schuhlicker, Wechsler, Barbierer und Schmiede, von Kunden umringt, betreiben ihr Gewerbe unbeirrt von dem Gedränge und Gestöße. Den Wohlstand sieht man durch tadellos weißgekleidete Kaufleute vertreten, die mit flugblinzelnden Augen den Europäer betrachten, oder durch irgend einen Mandarin im Seidenrock mit goldgesticktem Drachen, welcher in einer Sänfte zurückgelehnt, ein hartes und

hochmüthiges Gesicht hinter dem Fächer verbirgt. Armuth und Elend machen sich leider auch nur zu bemerkbar und Bettler mit Gebrechen aller Art belästigen vor



\* Eine chinesische Djunte.

allen den Fremden, dem sie mehr Mildthätigkeit zumuthen als den eigenen Landsleuten.

Mehr geschoben als durch eigene Anstrengung durchschreiten wir das alterthümliche Stadtthor, bei welchem eine buntuniformierte Stadtwache mit mittelalter-

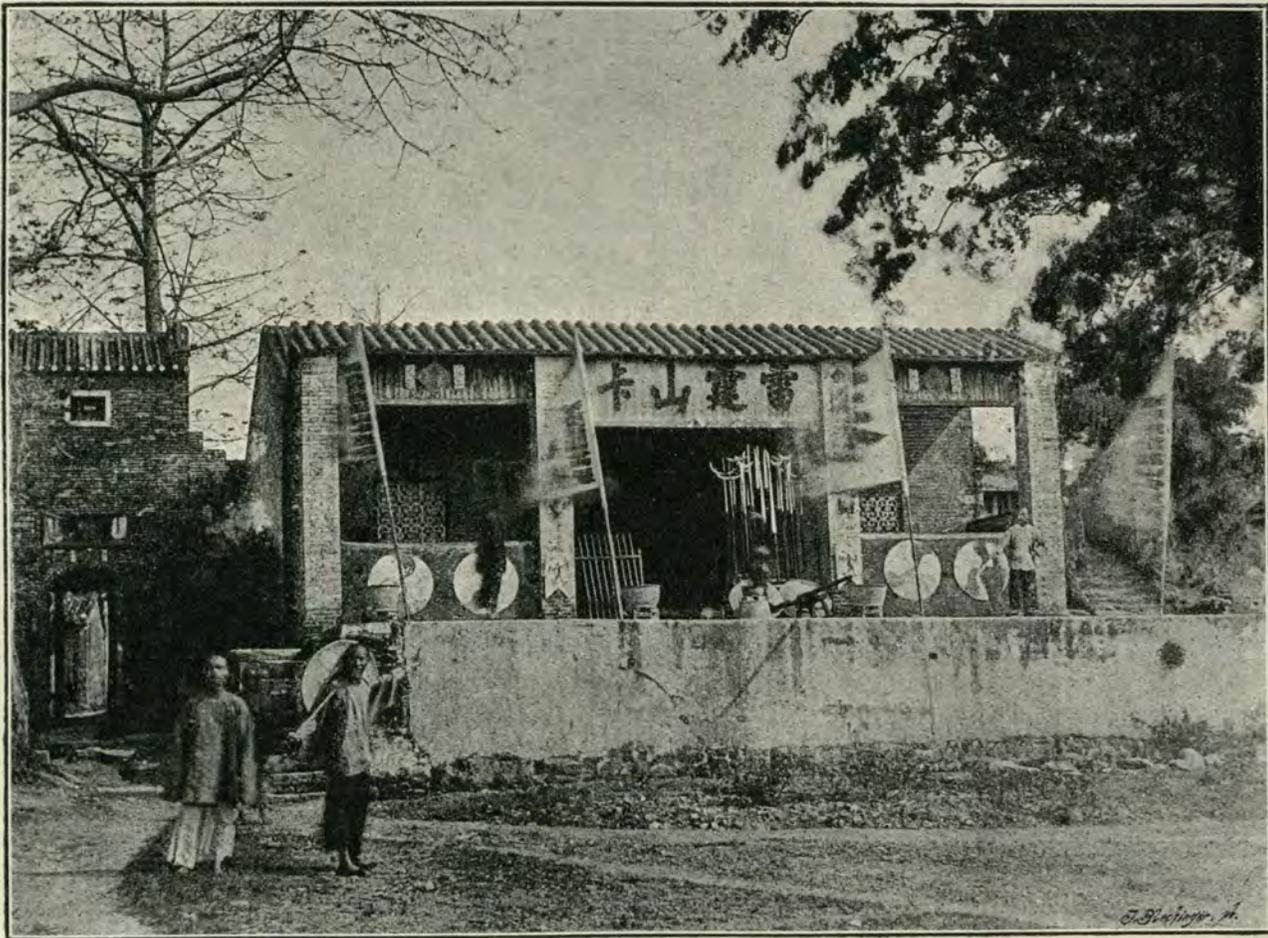
Jedina, An Ostens Küsten etc.

lichen Waffen strenge Wacht hält. Doch scheint die Schildwache, welche ihr heugabelartiges Wehrinstrument ruhig an die Wand gelehnt hat, auch menschlichen Gefühlen zugänglich zu sein, denn sie herzt den Sprößling, der in Begleitung seiner Mama dem rauhen Krieger den Mittagsreis brachte.

Im reichen Kaufmannsviertel sieht es ganz hübsch aus. Die senkrecht herunterhängenden Schilder, die kunstvollen, reich vergoldeten Holzschnitzereien der Häuserfronten, geschmackvoll ausgestattete Läden mit dem bunten chinesischen Trödel, sowie eine erstaunliche Reinheit des Pflasters versehen uns nach dem europäisierten Schanghai. Dagegen wahren die häufig anzutreffenden, über die Straße gespannten Ehrenbögen, wie die zahlreichen Mauern, welche behufs Localisierung eines Brandes kreuz und quer durch die Stadt geführt sind, die chinesische Eigenthümlichkeit. Letztere ist überdies durch den penetranten Odeur de Chine gesichert. Der Schmutz in den ärmeren Stadttheilen erklärt denselben theilweise, mehr noch die vielen Canäle, die durch die Stadt führen. Wenn man zwischen den unzähligen Booten das grün-schwarze Wasser sieht, das den Unrath der Stadt aufnimmt, dabei aber auch zum Baden, Wäschewaschen und Reisreinigen, ja versteckterweise sogar zum Kochen dienen soll, begreift man den Geruch, und wundert sich nur, daß Pest und Cholera nicht für beständig ihr Hauptquartier in Kingpo aufschlagen. Durch solche Verhältnisse dürfte der Gebrauch der Chinesen hervorgerufen worden sein, Flüssigkeiten nur in Form von Thee zu sich zu nehmen, in welchem in Folge des Kochens die schlechten Bestandtheile des Wassers unschädlich gemacht sind.

Mit großem Vergnügen besteigen wir die an 60 Meter hohe achtsseitige Pagode, auf deren oberstem Stockwerke wir eine recht hübsche Rundsicht genießen und mit wahrer Gier wieder frische Luft einathmen. Erst hier gewahrt man die Ausdehnung der mehr als 250.000 Einwohner zählenden Stadt. Zum großen Theile von Wasser umspült, in der geradlinig in Felder getheilten Ebene liegend, und in blauer Ferne von kahlen Bergen eingefasst, ist dies Bild trotz des Verkehrs auf dem Flusse recht poesielos, dafür aber echt chinesisch. Durch einige enge Gassen, welche deutlich zeigen, daß Kingpo keine anderen Verkehrsmittel als Sänften haben kann — und selbst diese finden oft nur mit Mühe Raum — gelangten wir zum Hauptanziehungspunkte Kingpos, zum großen Tempel der Theehändlergilde.

Es ist dies das schönste Bauwerk seiner Art, das uns in China vorgekommen ist. Die reichen, absonderlichen Schnitzereien und Dachverzierungen, die sorgsam gedrechselten Säulen mit den barocken Capitälern, welche die Tempelhalle und die Rundgänge tragen — meist in rothem Lack und Gold — vereinigen sich trotz der Überladung in den Details zu einem höchst wirkungsvollen Ganzen. Da der Tempel erst seit kurzem besteht, ist das mit goldenen Götzen reichlich ausgestattete Innere, sowie die sorgsame Pflasterung der Höfe vom landesüblichen Schmutze noch leidlich verschont geblieben. — Sehr praktisch sind hier die mit den Tempeln häufig verbundenen Theater eingerichtet. Dieselben befinden sich in den Tempelhöfen, und zwar in der Weise, daß



76\*

Ein chinesisches Wachposten.



die Schaubühnen gegenüber den beiden Tempelfronten zu stehen kommen, während eine bedeutende Anzahl ebenfalls recht geschmackvoll eingerichteter Logen zu beiden Seiten gleichzeitig Einblick in das Heiligthum und auf die Bühne gestattet. In dieser Weise ist den Göttern auch die Theilnahme an den Schauspielgenüssen ermöglicht, und die Gläubigen können nach dem Gebete gleich Erholung an den Possen der Mimen finden. Übrigens dienen die Tempelhöfe auch als Versammlungsort der Theehändler, welche hier eine Art Börse abhalten.

Der Versuch, einige wirklich kunstvoll ausgeführte Details photographisch aufzunehmen, war leider vergeblich. Unser Erscheinen hatte bereits eine Anzahl Nichtsthuer angelockt, und als nun gar der Apparat aufgestellt wurde, wuchs die neugierige Zuseherschaft immer mehr. Eitel jedes Bemühen, ein freies Gesichtsfeld zu erlangen; selbst das sonst überall probate Mittel, mittels einiger Münzen die Jugend abzulenken, hatte nur den Erfolg, daß neuer Zuwachs von der Straße aus stattfand. Gar bald war der Hof gedrängt voll, und die Menge wurde immer lärmender. Auf Rathen des zufällig vorbeigehenden Chefs der Zollbehörde, Herrn Kleinwächter, gaben wir den Versuch auf und traten in die Wohnung des Tempelwächters ein, um eine Tasse Thee zu nehmen. Herr Kleinwächter hatte uns diesen Rath in Befürchtung eines Tumultes gegeben, der bei solchen Ansammlungen leicht ausbricht und seine Spitze stets gegen die Fremden kehrt. In der That murrte auch die Menge nicht wenig, daß man sie des Gegenstandes ihrer Neugierde beraubt hatte, gieng jedoch nach einigem Gejohle ebenjorast auseinander, als sie sich angesammelt hatte.

Nach dem lärmenden Treiben in der Chinesenstadt erschien uns das angenehme Heim des Herrn Kleinwächter, welches wir auf dessen freundliche Einladung hin besuchten, um so gemüthlicher. Mit dem Durchschreiten der hohen Mauern, welche vorjichtshalber die Häuser der Europäer umgeben, waren wir mit einem Schlage von China nach Deutschland versetzt. Der mit Sorgfalt gepflegte kleine Garten, das Empfangszimmer, sowie die übrigen Räumlichkeiten verriethen jenen häuslichen Sinn des Deutschen, der besonders in Ostasien so angenehm berührt. Frau Kleinwächter, gleich ihrem Gemahl aus Preußisch-Schlesien, schilderte das Leben in Ningpo als recht erträglich. Europäische Frauen gibt es hier insgesammt nur acht, und somit auch keine großen geselligen Zusammenkünfte. Allein man vertreibt sich die Zeit recht angenehm mit Ausflügen und Jagdpartien auf bequemen Hausbooten, und zeitweilige Abstecher nach Schanghai bringen die gewünschte Berührung mit der großen Welt. Unglaublicherweise besitzt Ningpo sogar einen Club, ja einen ziemlich exklusiven, da die Zahl der Mitglieder nur sechs beträgt, während die europäische Colonie 42 Köpfe zählt.

Das geräumige Gebäude mit nicht weniger als drei Billards, einer Regelpbahn und einem mit Büchern und Zeitschriften gut ausgestatteten Lesezimmer dürfte wohl den Mitgliedern reichlich genügen. Wie dies alles mit einem Monatsbeitrag von 5 Dollars erhalten wird, ist eines jener Räthsel, die für denjenigen unerklärlich

bleiben, der nicht die bewundernswerte Verwaltung englischer Clubs, sowie die Unterstützung kennt, welche sie als gemeinnützige Anstalten allerseits finden.

Am 22. September verließ die „Fasana“ Kingpo und steuerte durch den Tschusan-Archipel seewärts. Als wir in hoher See anlangten, setzte frischer Nordost ein, und nach recht günstiger Fahrt ankerten wir bereits den 24. September in Amoy.

Die von uns bis dahin gesehenen Küsten und Landschaften in China, mit Ausnahme von Hongkong und Formosa, gaben uns, wie schon erwähnt, keinen hohen Begriff von der Naturschönheit dieses Landes. Vorwiegend eintönig, schien eine Landschaft der anderen zum Verwechseln ähnlich, gleich den Einwohnern des Reiches der Mitte, von denen man jeden recht genau betrachten muß, um ihn nicht mit einem anderen seiner Landsleute zu verwechseln. Dagegen muß man zugeben, daß das bergige Küstenland im Südosten Chinas, besonders dort, wo sich die Flüsse den Weg zum Meere bahnen, trotz der Baumlosigkeit manche recht malerische, ja großartige Scenerie aufweist. So auch bei Amoy, welches auf einer großen Insel an der Mündung des Drachenflusses liegt, der sich in eine weit ins Land einschneidende Bucht ergießt. Schon die vorliegenden kleinen Inseln mit dem Leuchtturme und einigen Batterien fallen durch eine sonderbare Formation auf, und heben sich mit ihrem lichtgelben Felsentone wirksam vom blauen Wasserpiegel ab. Noch effectvoller ist das Bild weiter gegen innen zu, wo durch die kleine Insel Kulangsu der eigentliche Hafen gebildet wird. Hier öffnet sich plötzlich dem Auge ein ungewohntes, großartiges Panorama.

Zwischen flachen Buchten thürmen sich hohe Felswände auf, oft fast senkrecht zum Meere abfallend. Riesige schwarze Granitblöcke, bunt durcheinander geworfen, vorherrschend in Lagen, die den Gesetzen der Schwere zu spotten scheinen, bringen durch ihre Farbe eine malerische Abwechslung in die gelbe Felsmasse. Dann entdeckt man wieder ausgedehnte senkrechte, tafelfartige Felsplatten, fast jede mit einer weit sichtbaren chinesischen Inschrift bedeckt und von einem spärlichen, aber immerhin wohlthuenden Grün von Riefen und Gesträuch bekränzt. Hierzu eigenthümliche Bauten, vornehmlich Tempel, Pagoden und Grabmäler, und endlich auf einer flach verlaufenden Spitze die Häuserfront der Stadt mit einer ganz stattlichen Menge von Fahrzeugen auf dem Flusse. Der Stadt gegenüber liegt die Insel Kulangsu, welche womöglich noch interessanter erscheint. Sie hat die gleiche auffallende, stets wechselnde Felsenformation in Schwarz und Gelb wie drüben, dabei aber an jedem dazu geeigneten Punkte eine freundliche Villa mit üppigem Garten. Eine ansehnliche Reihe von Gebäuden, durch die bunten Nationalflaggen als Consulate gekennzeichnet, und hart am Ufer eine belebte kleine chinesische Niederlassung, so zeigt sich dieser Hauptaufenthaltort der Europäer Amoy's.

Amoy ist ein wichtiger Handelsplatz, der Ausfuhrhafen der umliegenden Theedistricte, und schon seit Jahrhunderten der Stapelplatz für die Producte Formosas. Auch werden hier lebhaft Handelsbeziehungen mit Manila unterhalten, was durch

eine bedeutende Colonie spanischer Mischlinge auch sichtbar zum Ausdrucke kommt. Dies hindert jedoch nicht, daß sowohl das Handelsviertel, als auch der davon getrennte befestigte Theil der Chinesenstadt zu den schmutzigsten und elendesten Ansiedelungen Chinas gehören sollen. Wenn man die am Ufer liegenden Häuser spanischer Bauart passiert hat und in die mitunter nur mannsbreiten Straßen gelangt, bezweifelt man dies keinen Augenblick. Vor allem heißt es, Überschuhe und Regenschirm zum Schutze gegen den von unten und oben drohenden Schmutz mitnehmen. Aber wie der Berührung mit den meist halbnackten, krankhaft aussehenden Kulis, den zahlreichen unappetitlichen Kindern und den ebenso häufiger, widerlichen, von Natur aus schwarzen chinesischen Schweinen ausweichen? Das ist eine um so schwierigere Aufgabe, als die vielen vorhandenen Läden und Werkstätten auch nicht einladend sind. Obwohl die letzteren mehr Ställen als menschlichen Aufenthaltsorten gleichen und überfüllt sind, wird nichtsdestoweniger sehr fleißig in denselben gearbeitet. Doch mit Ausnahme einiger weniger Läden, wo Zinngefäße mit grotesken Zeichnungen, Bronzen, Sappirschmuck, von Mandarinern abgelegte Seidenkleider und geschnitzte Pfirsichkerne die eigenthümlichen Raritäten des Ortes repräsentieren, fehlen auch die Verkaufslocale mit buntem Kram und reicher Ausschmückung, wie solche in anderen chinesischen Städten das Auge fesseln.

Um den wenig freundlichen Eindruck, den wir von Amoy empfingen, zu vervollständigen, begegneten wir, als wir in die Hauptstraße gelangten, einem Leichenzuge.

Gongschläge und eine ohrenzerreißende Musik verkündeten denselben schon von weitem. Leute mit weißen Lampions führten ihn. An sie schlossen sich die Musikanten und die Träger von Tafeln mit Lobsprüchen über die Verdienste des Verstorbenen an. Hierauf folgte der Sarg, von vier Männern getragen, und zum Schlusse die Leidtragenden nach dem Geschlechte gesondert; letztere durchgehends in dem landesüblichen Trauerkostüme aus weißer Sackleintwand. Beim Verlassen des Trauerhauses, welches an weißen Lampions und Papierstreifen kenntlich war, begann das die ganze Zeit währende Abfeuern von Krachern und Verbrennen von Gold- und Silberpapier. Letzteres stellt bei den praktischen Chinesen ein Geldopfer für die Geisterwelt vor. Auch frisch gekochte Lebensmittel wurden dem Verstorbenen nachgetragen.



Chinesin mit ihren Kindern.

Nachdem derselbe jedoch unter einer verstärkten Salve von Krachern und Gongschlägen seine letzte Ruhestätte gefunden, wurden sie ihm nicht mitgegeben, sondern dienten zur Stärkung der Träger und Musikanten.

Wenn auch die Stadt wenig bot, so gefiel uns Kulangsu umsomehr. Hier fanden wir von neuem die Bestätigung der Regel, je kleiner eine Fremdencolonie, um so lustiger und gastfreundlicher ist sie.

Wie überall in Ostasien, sind auch in Kulangsu die Engländer tonangebend. Den gesellschaftlichen Mittelpunkt bildet stets das Haus des englischen Vertreters, dann kommen die allenfalls anwesenden fremden Berufsconsuln, der Commissioner des chinesischen Zollamtes und dessen höhergestellte Beamten, meistens auch Engländer, und schließlich die angeseheneren Kaufleute. Die Genannten bilden die haute volée, zu welcher nur ab und zu bei größeren Vereinigungen die Missionäre, einzelne kleinere Kaufleute und Schiffscapitäne Zutritt haben.

Wegen der geringen Mitgliederzahl dieses Kreises findet ein festes Aneinanderschließen statt und herrschen recht angenehme gesellige Beziehungen. Bei jeder passenden Gelegenheit werden Zusammenkünfte in Form von Dinern, Picknicks, Spielen im Freien und in der kühlen Jahreszeit auch Tanzkränzchen veranstaltet.

Immerhin bringen die für gesellige Vergnügungen meist sehr empfänglichen Officiere eines Kriegsschiffes diesem Kreise eine recht erwünschte Abwechslung. Es pulsiert dann das gesellschaftliche Leben doppelt schnell. So war es auch beim Eintreffen der „Fasana“. Und dies umsomehr, als der englische Consul in Amoy auch unsere Vertretung besorgt, wie dies in Ostasien in allen jenen Orten der Fall ist, wo Oesterreich-Ungarn kein eigenes Consulat besitzt. Consul Forrest und Mrs. Forrest bethätigten auch, in weitgehender Auffassung ihrer Vertretungspflichten, uns gegenüber die herzlichste Gastfreundschaft. Dann fanden wir im Assistent-Commissioner der Zollbehörde und dessen Gemahlin, Herr und Frau v. Frieß, Landsleute und alte Bekannte. Da gab es Einladungen nach allen Seiten, und selbst die Reserve gesetzten Alters mußte ausdrücken, damit der Stab der „Fasana“ allen gesellschaftlichen Verpflichtungen nachkommen konnte. Doch war dies sicherlich kein Opfer und z. B. das Picknick zu den „Zehntausend Felsen“ wird gewiß allen Theilnehmern in angenehmer Erinnerung bleiben.

„Zehntausend Felsen“ heißt eine Lehne der sich hinter der Stadt Amoy aufthürmenden Berge. Allerdings ist bei der Unzahl der dort funterbunt durcheinander liegenden Granitblöcke die Zahl etwas willkürlich angenommen; doch ist die Benennung bezeichnend genug, um dort keine macadamisierte Straße zu erwarten. Trotzdem verschmähte die zahlreiche Herrngesellschaft unter Führung des Herrn Forrest die bereitstehenden Palanquins und wandelte nach der Landung zu Fuß den holperigen Pfad hinan. Wir passierten die große, senkrechte Felsplatte, wo eine lange chinesische Inschrift dem Andenken Kozingas, des chinesischen Seeräubers, der im 17. Jahrhundert die Holländer aus Formosa vertrieben hat, gewidmet ist, sodann ein



Chinesischer Leichenzug.



recht viel Elend und Schmutz befundenes Dorf, und erreichten endlich einen Höhepunkt, der uns einen Ausblick auf ein ziemlich weites Thal gewährte.

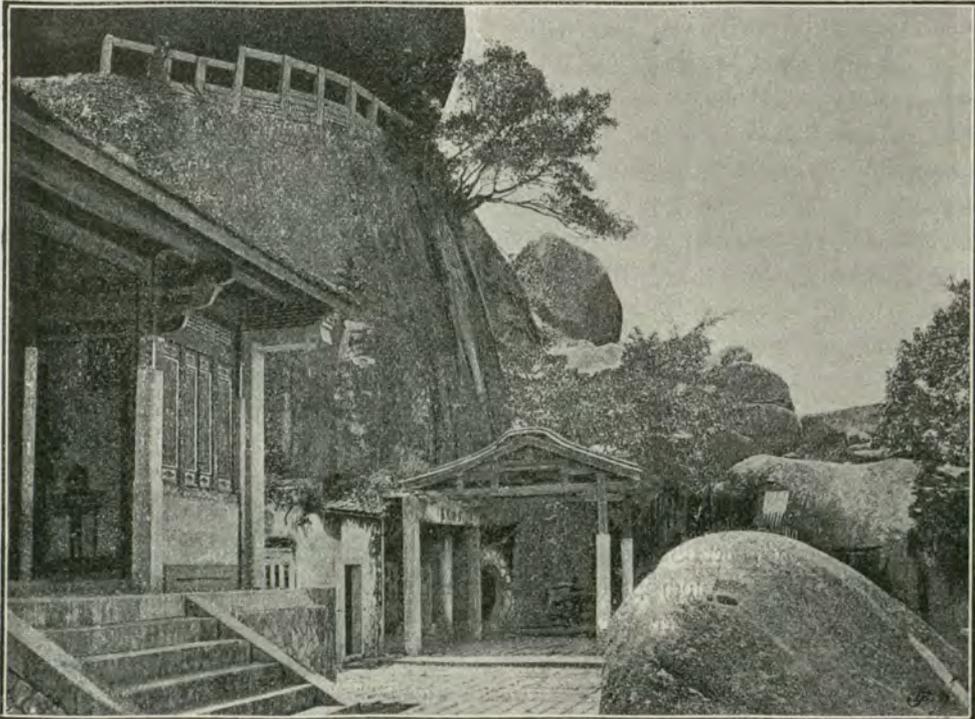
Ein seltsames Bild bot sich uns dar. So weit das Auge reichte, nichts als Gräber. Auf den hervorragendsten Punkten größere und schönere in der gebräuchlichen Hufeisenform, in der Thalsohle, mit mathematischer Genauigkeit geradlinig gereiht, kleinere, kofferartig gemauert und mit einem unscheinbaren Gedenkstein versehen; alle schneeweiß getüncht. Hier sind die Gebeine der in den Gefechten mit den Franzosen auf Formosa gefallenen Soldaten beerdigt. Das „dankbare“ Vaterland ist dabei jedenfalls etwas pietätlos mit seinen Vertheidigern umgegangen; denn nach chinesischen Begriffen ist eine Lage, welche eine freie, schöne Aussicht bietet, in erster Linie bei der Wahl der Grabstätte zu berücksichtigen. Unglücksfälle in einer Familie werden oft dem Umstande zugeschrieben, daß die Geister der verstorbenen Angehörigen mit der Aussicht unzufrieden sind, weshalb in einem solchen Falle für gewöhnlich die Gebeine übertragen werden. Hier zeigt sich wieder einer jener schroffen Gegensätze mit unseren abendländischen Ansichten, die in China so oft auffallen. Der Europäer baut sein Haus womöglich auf einem erhöhten Punkte und beerdigt seine Todten gerne in einem abgelegenen, ruhigen Thale oder in der Ebene; der Chinese macht dies umgekehrt.

Doch mit diesem ungeheueren Friedhofe waren die Gräber nicht zu Ende. Kaum hatten wir im weiteren Verlaufe des Weges eine Vorstadt Amoys mit einigen recht seltsamen Ehrenbögen durchschritten, so breiteten sich rechts und links wieder große Flächen mit Gräbern aus. Auch zeigten sich längs der Straße häufig kleine Schreine mit großen irdenen Töpfen, welche nach der Erklärung unseres heiteren Gastgeber „Eingemachte Ahnen“ enthielten. Bei aller Achtung für die Pietät, die dieser Sorgfalt für die Grabstätten der Vorfahren zugrunde liegt, muß man sich doch fragen, ob mit der Zeit in China noch Platz für die Lebenden übrig bleiben werde? Zum Glück fühlen sich die Geister der Verstorbenen nur in einem Terrain gemüthlich, das schattenlos ist, und als die „Zehntausend Felsen“ erreicht waren, hatte es mit der Gräberstaffage sein Ende. Dafür bot die Berglehne, welche nun in ihrer ganzen Ausdehnung vor uns lag, einen wahrhaft großartigen Anblick.

Die wildeste Phantasie kann sich die eigenthümlichen Combinationen der hier in regellosem Durcheinander herumliegenden großen Granitblöcke nicht vorstellen. Da sieht man eine große Platte auf zwei Blöcken ruhend, als ob sich ein Riese ein Ruheplätzchen zurecht gemacht hätte; dort steht ein Koloss auf einer schmalen Schneide und man huscht rasch an demselben vorüber, weil man jeden Augenblick seinen Fall erwartet. Natürlich fehlt es auch an Formationen nicht, denen eine auffallende Ähnlichkeit mit Thieren und Menschen zuerkannt wird. Die interessanteste Gruppierung ist aber jedenfalls der sogenannte Rockingstone (Schaufelstein). Es ist dies ein keilförmiger Block von circa 12 bis 13 Meter Länge, welcher senkrecht auf der Kante eines anderen Felsstückes, und zwar derart ausbalanciert ruht, daß die Schulterkraft

zweier Knaben genügte, um die Masse von über 100 Tonnen Gewicht in eine schwingende Bewegung zu versetzen. Zweifellos ist dieses Naturspiel staunenswert, noch mehr Bewunderung verdient aber der sonderbare Geschmack des Bauern, welcher sich unmittelbar unter einem Ende dieses wuchtigen Damoklesschwertes seine Hütte gebaut hat. Wir geboten dem Ungestim der Knaben Einhalt, fürchtend, den Koloss doch schließlich auf die Bauernhütte stürzen zu sehen.

Der Aberglaube der Chinesen hat sich begreiflicherweise dieser wunderlichen



Amoy. Der Tigerrachen-Tempel.

Naturspiele bemächtigt. An den hervorragendsten Punkten der Berglehnen erheben sich Tempel, zumeist von Banianenbäumen umgeben. Hierdurch wird der ungewöhnliche Eindruck des Bildes noch erhöht. Hier sahen wir den Tigerrachen-Tempel, wo der klaffende Zwischenraum zwischen zwei runden Blöcken den Rachen des Raubthieres darstellt, während ein weiß angestrichenes Geländer die Besucher dieses Aussichtspunktes an das Gebiß erinnert. Der Hirsch-Tempel, durch vier aneinander lehrende Blöcke gebildet, kann wohl auf unübertroffene Einfachheit der Bauart und auf Bombenfestigkeit Anspruch erheben. Schließlich erwähne ich des Tempels der Buße, dessen Bezeichnung wohl im Zusammenhange mit seiner Lage auf einem schwer zu erklim-

menden Felsengewirre stehen dürfte. Natürlich entbehren solche interessante Orte nicht der landesüblichen Wahrsager. Da wird das Tsien betrieben, welches wir bereits in Canton kennen gelernt. Auch läßt man wohl durch einen hierzu abgerichteten Vogel die Auswahl zwischen mehreren mit Nummern versehenen Marken treffen. Die derart gefundene Glückszahl wird dem Wahrsager eingehändigt. Dieser befragt damit das mysteriöse Orakelbuch und händigt sodann den Schicksalspruch, auf einem Papierstreifen ausgefertigt, dem Kunden ein. Jedenfalls gehört viel Menschenkenntnis und Geschicklichkeit dazu, um immer einigermaßen passende Antworten zu geben, da man sich die an das Orakel gestellte Frage nur denkt, keineswegs aber dem Wahrsager bekannt gibt. Wir waren jedenfalls verblüfft, auf die unter uns ausgemachte, aber nicht ausgesprochene Frage, ob wir den eben signalisierten Taifun in See treffen dürften, die Antwort zu erhalten, daß, wenn wir in den nächsten zwei Tagen auslaufen sollten, wir einen schweren Sturm zu bestehen haben würden.

Das Erklimmen der Felsen und der scharfe Nordostwind hatten unseren Appetit geschärft, Gräber und Wahrsager hatten demselben auch nicht geschadet, und so sahen wir uns mit Vergnügen am Ende des Fußweges, wo uns vom Tempel eine Prachtausicht auf die Stadt geboten war, und auf dem verlängerten Opfertische ein reichliches Mahl erwartete. Bei Ausflügen der Engländer wird auf ein solches gewiß nicht vergessen. Mit der Benutzung des Opfertisches zu so profanem Zwecke hatte man durchaus keine Tempelschändung begangen; denn seltsamerweise werden in China und Japan Tempel oft Fremden zum Wohnorte angewiesen, und das Einnehmen einer Mahlzeit in Gegenwart der Götter scheint sogar ein wohlgefälliges Werk zu sein, dem mancher feiste Chinese sein Schmerbüchlein verdanken dürfte. Dies natürlich unter der Voraussetzung, daß dabei die Gottheit, durch den Priester oder Tempelhüter vertreten, nicht leer ausgehe. Schon auf dem beschwerlichen Wege hatten sich die Theilnehmer des Ausfluges nach gegenseitiger Sympathie gruppiert, und die lange Tafel, die sich buchstäblich unter festen und flüssigen Delicateffen bog, sah eine sehr heitere Gesellschaft vereinigt. Natürlich fehlte es in dem Maße, als der Inhalt der zahlreichen Flaschen geleert wurde, auch nicht an Toasten. Ganz regelrecht beschäftigte sich die unaufhaltsame Redelust zuerst mit den Anwesenden, dann kamen die „abwesenden Lieben“ an die Reihe, denen demnach Methusalems Alter nicht entgehen konnte, und schließlich mußte, wie unvermeidlich, der hohen Politik der Zoll gebracht werden. Das Schutz- und Trutzbündnis zwischen England und Österreich-Ungarn, das da geschlossen wurde, hätte auch ohne Ratification seitens der betreffenden Ministerien des Außern gewiß die Welt in Aufregung versetzt, wenn nicht im Lande der Poppträger der Typus der Zeitungsreporter und Interviewer ein ebenso seltener wäre, als er bei uns ein zu häufiger ist.

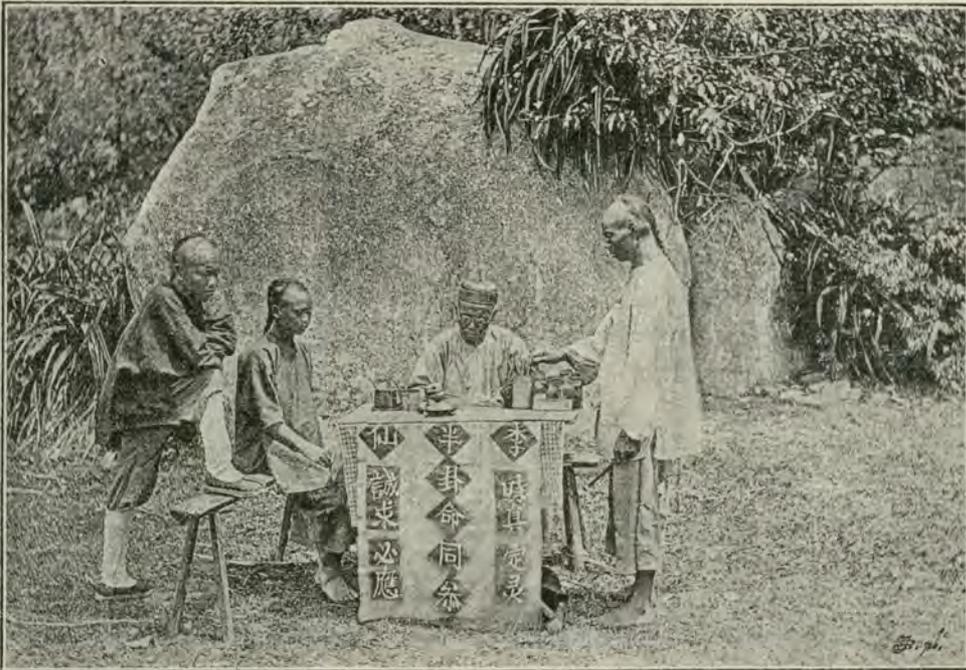
In naturgemäßer Steigerung ihrer Thätigkeit giengen die gelösten Zungen auch bald zum Gesang über. Gar lustig wurde es, als Consul Forrest, der seine Studien in Deutschland absolvierte, wie mancher Resident Ostasiens Österreich durch

Karlsbad kennt und sehr gut deutsch spricht, Kundengesänge vorschlug. Es kamen da alle möglichen Studenten- und Nationallieder zum Vortrage. Das „Hoch vom Dachstein“, die „Petronella“ und der auf der „Fajana“ componierte „Ostasiatische Kundengesang“ wechselten mit „For they are jolly good fellows“ und „Auld long syne“ ab. Allerdings nicht immer ganz genau im Sinne des Componisten, aber gewiß mit bedeutendem Nachdruck.

Bedenklich sahen die angeräucherten Götzen auf dieses ihnen entschieden ungewohnte Bild gemüthlichen Frohsinns. Bedenklich schien es aber auch, angesichts des Heimweges, wo die Felsen den Gleichgewichtsgesetzen Hohn sprechen, letztere auch unsererseits auf die Probe zu stellen. Darum wurde im richtigen Moment aufgebrochen. Ohne anderen Unfall als das Bellen der Hunde, das Auseinanderstieben des schleppbäuchigen Vorstenviehes und der erschreckten Kinder, wenn gerade beim Passieren einer Ansiedelung ein besonders gefühlvolles Lied angestimmt wurde, erreichten wir sehr befriedigt unser schwimmendes Heim.

Ein Diner und Tänzchen an Bord, das allerdings den hochkirchlichen Theilnehmern bei dem nächsten Gottesdienste eine lange Predigt über Sabbathentheiligung eintrug, sowie ein hübscher Ball am Lande verschafften uns die Überzeugung, daß Amoys abendländische Damenwelt an Frohsinn und Tanzlust um nichts ihren Schwestern im nördlichen Klima nachsteht. Dies ist umsomehr hervorzuheben, als es sich hier meist um verheiratete Damen handelt. Junge Mädchen gibt es in allen diesen Stationen nur wenige, da sie zumeist ihre Erziehung in Europa erhalten. Bei unseren continentalen Ansichten kann man es gar nicht fassen, wie man in diesen überseeischen Orten über Entfernungen hinausgehen lernt. Eine der gefeiertsten Tänzerinnen verblüffte uns nicht wenig, als sie erzählte, daß ihre Familie eigentlich in Hongkong wohne, sie nur zum Besuche einer Freundin in Amoy weise, ihr Vater sich momentan in Schanghai, ihre Mutter bei den kleinen Brüdern in England und ihr Verlobter in Calcutta befinde. Ob nicht mancher der schmach tenden Zuhörer den letztgenannten Glücklichen vielleicht noch weiter — auf irgend einen Planeten gewünscht hätte, kann ich nicht genau verbürgen, wohl aber glaube ich, daß unsere Damen sich in eine solche Familientheilung schwer finden würden. Auch wäre es sicherlich nicht nach dem Geschmacke derselben, dem Beispiele einer zweiten Tänzerin, einer jung verheirateten Dame, zu folgen. Diese wurde in Europa per procura getraut und reiste sodann allein nach Singapore, wo sie erst ihren Mann traf, der ihr dorthin entgegengefahren war. Der Umstand, daß solche Fälle nicht vereinzelt vorkommen, bewirkt volles Verständnis für die Lage bei den maßgebenden Factoren, sowie gegenseitige Unterstützung, und darum gestalten sich solche uns bedenklich und abenteuerlich erscheinende Verhältnisse in Wirklichkeit viel einfacher und natürlicher. Das Gleiche hat Bezug auf das Leben in solchen entfernten Orten überhaupt. So z. B. ist es erstauulich zu sehen, welche Fürsorge die Leitung des chinesischen Zollwesens für ihr europäisches Personale bekundet, und auf welche Weise sie allen Bedürfnissen desselben Rechnung

trägt. In jeder Station sind entsprechende Villen für die Beamten gebaut, für die unverheirateten eine gemeinschaftliche Messe eingerichtet und für einen europäischen Arzt, sowie für Dienerschaft ist Sorge getragen. Auch ermöglichen eine sehr liberale Urlaubsnorm, sowie pecuniäre Erleichterungen auf den Dampfern regelmäßige Erholungsfahrten nach Europa. Ja selbst die chinesische See-post verdankt zum großen Theile auch dem Bestreben ihre Entstehung, den Beamten die Möglichkeit zu bieten, einen regelmäßigen brieflichen Verkehr mit der Heimat zu unterhalten. Unter solchen Umständen lebt es sich, wie uns unsere liebenswürdige Landsmännin Frau v. Fries



Chinesischer Wahrsager.

versicherte, auch in den entlegensten Stationen, z. B. auf Formosa, ganz gut. Allerdings ist die Führung des Hauswesens hier, gleichwie in Indien und den meisten tropischen Niederlassungen, gründlich von jener in Europa verschieden und besteht eigentlich nur in einer allgemeinen Überwachung der unbeschränkt in ihren einzelnen Ressorts herrschenden Boys (Diener). Aber speciell der Boy, sowie auch der Koch in China zeichnen sich durch große Mührigkeit und Intelligenz aus, doch halten sie mit großer Halsstarrigkeit an den traditionell von den ersten englischen Residenten übernommenen Grundsätzen fest, und man thut wohl, jede Hinneigung zu „Pratos süddeutsche Küche“ oder sonstige Einführungen nach eigenem Geschmacke im vorhinein als fruchtlos aufzugeben.

Dass Amoy einen recht hübschen Club besitzt, ist nach dem Borerwähnten und bei einer Europäercolonie von 200 Köpfen nicht zu wundern; dass jedoch dort täglich Reuters Telegramme verlautbart werden, ist für manche unserer bedeutenden Provinzialstädte, die sich mit einem zweimal in der Woche erscheinenden Blättchen begnügen, eine beschämende Thatfache.

Dagegen fragt man sich wohl, welchen Zweck eigentlich alle die unzähligen Freimaurerlogen haben, die über ganz Ostasien vertheilt sind und von denen Amoy zwei besitzt. Der Ball in der Freemasons Hall, an welchem wir theilnahmen, häufige Dinners und ähnliche größere gesellige Zusammenkünfte daselbst, geben vielleicht einen Fingerzeig. Übrigens ist die Unterhaltung seines Nebenmenschen und die Verbreitung culinarischer Kenntnisse in fernen Landen auch ein verdienstvolles Beginnen.

Mittlerweile hatte der angekündete Taifun, welcher uns in Amoy zurückgehalten, eine andere Richtung genommen. Mit einem etwas egoistischen Gefühle der Befriedigung wurde festgestellt, dass das verheerende Phänomen den letzten Moment seine Richtung geändert habe und weiter südlich sein Unwesen trieb. Hinauf gieng es wieder mit den Stengen und Rahen, die vorsichtshalber gestrichen worden waren, und wieder einmal, nach herzlichem Abschiede von rasch erworbenen, liebgewordenen Bekannten, dampften wir in See. Ein uns günstiger steifer Nordostwind, wahrscheinlich eine Folge des Taifuns, brachte uns bereits den folgenden Tag, den 10. October, nach dem 300 Meilen entfernten Hongkong.

## Capitel XXIV.

### Hongkong—Makao.

Mit wahrem Vergnügen gaben wir uns neuerdings dem Reize des wunderbaren Panoramas hin, welches sich vor dem Beschauer im Hafen von Hongkong aufrollt. Die bizarren Umrisse der mächtigen Felsen erschienen in der klaren Atmosphäre des Nordostmonsuns noch schärfer und kantiger, die am Felsen lehrende Stadt, von üppigem Grün umrahmt, im hellen Sonnenschein noch malerischer, als bei unserem ersten Aufenthalte während der Regenzeit des Südwestmonsuns.

Der Hafen war allerdings nicht so gefüllt als damals. Die nach Norden bestimmten großen Segler und Djunken waren, den günstigen Südwest benutzend, ausgelaufen, und die von dort zu gewärtigenden Schiffe noch nicht eingetroffen.

Dagegen fanden wir einen halbentmasteten Segler und mehrere stark havarierte Dampfer, die vom Taifun erzählen konnten, welchem wir durch unseren Aufenthalt in Amoy entgangen waren.

Die Berichte darüber, nach welchen den Leuten die Kleider vom Leibe weggeholt wurden u. dgl. m., hätten recht abenteuerlich geklungen, wenn nicht die bedeutenden Beschädigungen der anwesenden Schiffe, sowie der gänzliche Verlust des Dampfers „Kildare“ von 3000 Tonnen, welcher, bis auf einige später aufgefischte Matrosen, mit Mann und Maus gesunken war, einen traurigen Beleg für deren Wahrheit geliefert hätten. Wie wir später hörten, war auch die große amerikanische Corvette „Suniata“ in den Bereich des Unwetters gelangt und hatte sich zwei Tage lang in einer sehr kritischen Lage befunden, wobei sie sämtliche Boote einbüßte.

Angeichts solcher Unfälle muß man die Einführung der Taifunsignale auf Grund meteorologischer Beobachtungen an den wichtigsten Punkten der Chinasee als einen großen Vortheil und Fortschritt dankbarst anerkennen.

Auch in dieser Richtung hat sich der chinesische Zolldirector, Sir Robert Hart, große Verdienste erworben, indem er die Bestrebungen der meteorologischen Institute von Manila, Saigon, Hongkong und Zikiawei durch Errichtung von Beobachtungsstationen in den Zollhäfen und auf exponierten Seeleuchten förderte. Auf Grund der Beobachtungen in diesem erweiterten Netze können nun in Hongkong die Schiffe mit ziemlicher Gewissheit oft schon zwei bis drei Tage vorher vor dem Herannahen eines Taijuns gewarnt werden. Diesen Wetterprognosen kommt allerdings die günstige Lage Hongkongs mit Manila als Vorposten gut zu statten. Bekanntlich ziehen alle Drehstürme, die in der Nähe der Karolinen ihren Ursprung nehmen, trotz ihrer variablen Richtungen stets über Luzon, — wenn sie überhaupt in die Chinasee gelangen. Nach dem Orte, wo sie diese Insel kreuzen, und nach der Vertheilung des Luftdruckes läßt sich dann die Bahn des Taijuns mit einer für die Praxis genügenden Sicherheit im voraus bestimmen. In Hongkong beschränkt man sich auch nicht auf die einfache Mittheilung, daß eine Cyklone herannahe, sondern bezeichnet gleichzeitig auch deren Richtung und theilt den Schiffen mit, nach welcher Seite hin das Auslaufen gefährlich wäre.

Da wir schon beim ersten Anlaufen die Hauptsehenswürdigkeiten Hongkongs besichtigt hatten, so war jetzt „Shopping“ das Hauptlösungswort beim Landgange. Und in der That, kein Ort Asiens, selbst Yokohama und Bombay nicht ausgenommen, ist in dieser Richtung so verführerisch wie Hongkong. In der langen Queensroad reiht sich ein Curiositätenladen an den anderen, und alles, was China, Japan und Indien an Raritäten bieten, ist hier in großer Auswahl zu finden. Vor der Heimfahrt verfällt man um so leichter der Versuchung, allerlei Kram gegen bares Geld einzutauschen, als man sein finanzielles Gewissen mit dem Vorwande beruhigt, daß man nicht bald wieder in die Lage kommen werde, für die Freunde in der Heimat gleich exotische Andenken besorgen zu können.

Es war uns jetzt auch möglich, in nähere Berührung mit der Gesellschaft Hongkongs zu treten. Abgesehen von den schon früher angeknüpften Bekanntschaften, gelangten wir auch im gastfreundlichen Hause des Gouverneurs, Sir Henry de Voer, welcher in der kühlen Jahreszeit in der Stadt residirt, in Fühlung mit den angesehensten Leuten der Colonie. Hierzu trug auch der Umstand bei, daß Se. königl. Hoheit der Herr Graf Bardi, jüngerer Bruder des Herzogs Robert von Parma, und höchstdeffen Gemahlin Adalgonda, geborene Prinzessin Braganza, in Hongkong eingetroffen waren. Die Hoheiten waren auf einer Reise um die Welt begriffen und hatten einen mehrmonatlichen Aufenthalt im Sunda-Archipel hinter sich. Nach einem längeren Aufenthalt auf Java, woselbst mehrere Tiger erlegt wurden, darunter auch einer von Ihrer königlichen Hoheit, wurde nun in Hongkong ein wenig der Ruhe gepflogen. Natürlich waren Sir Henry und Lady de Voer eifrigst bestrebt, ihren hohen Gästen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten. Der Herr Erzherzog Leopold, bekanntlich ein Neffe des Herrn Grafen Bardi, brachte nun auch, soweit es der Dienst

gestattete, seine Zeit im Hause des Gouverneurs zu, oder begleitete die Hoheiten bei der Besichtigung der Stadt.

Bermöge dieser Umstände waren wir in der Lage, unsere Eindrücke von Hongkong in mancher Richtung zu vervollständigen. Ein Besuch der Kasernen des dort stationierten englischen Regiments, zu welchem der commandierende General einlud, war von besonderem Interesse.

Es ist allbekannt, und auch durch den freiwilligen Eintritt in das Heer, sowie durch den Reichthum Englands erklärlich, dass mit dem englischen Soldatenstande durchaus nicht jener Begriff von knappem Auskommen und frugalem Leben verbunden ist, welcher auf dem Continente mehr oder minder von der Uniform unzertrennlich scheint. Abgesehen von der dem Engländer unendlich hochstehenden persönlichen Freiheit, lebt der gemeine Soldat materiell genommen in England besser, als die meisten Leute gleicher Bildungsstufe. In den Colonien ist dies in erhöhtem Maße der Fall. Es sind nicht nur die Gebüren durch Colonialbeiträge verdoppelt, sondern auch bezüglich der Unterkunft ist für den Mann ganz außerordentlich gesorgt.

Als wir die kühlen, hohen Mannschaftszimmer, die bequemen, mit Moskitonehen umgebenen Betten, die mit Hängesäckern versehenen Eissäle, die sehr praktisch eingerichteten Badelocalitäten, sowie die für die Mannschaft bestimmten Billards und Lesezimmer sahen, war unseres Staunens kein Ende. Dazu kommen noch eine Restauration und Läden, in welchen, da der Transport der Ware aus England unentgeltlich erfolgt, zu Preisen verkauft wird, die sich von denen des Mutterlandes kaum unterscheiden; ferner ein Casino für niedere und ein förmlicher Club mit verschiedenen Tafeltrophäen, ja selbst Silbergegenständen, für höhere Unterofficiere. Angesichts dessen muss man zugeben, dass nichts verabsäumt wurde, um in der Kaserne dem Soldaten ein äußerst comfortables, sein Standesgefühl gewiss sehr hebendes Heim zu bieten. Hier ist unbestritten selbst der Soldat ohne Chargengrad ein Individuum für sich, umsomehr, als er zu seiner Bedienung noch indische Kulis zugewiesen hat.

Ob in dieser Beziehung, alle Rücksichten auf das tropische Klima als berechtigt zugegeben, nicht doch zu weit gegangen wird, ist zum mindesten fraglich. Jedenfalls



Vornehmes Chinesentind im Feststaate.

dürften bei einer solchen Lebensweise des Mannes die Leistungen der Intendantur noch weitaus mehr ausschlaggebend für die Resultate eines Feldzuges sein, als bei irgend einer Armee des Festlandes. Bis nunzu hat allerdings die englische oder vielmehr die anglo-indische Intendantur diesen außerordentlichen Anforderungen auf das glänzendste entsprochen, wie sich dies besonders im abessinischen Feldzuge, sowie bei der Occupation Birmas gezeigt hat.

Naturgemäß wird in Hongkong, angesichts seiner buntgemischten Bevölkerung aus aller Herren Länder, dem Sicherheitswesen ein besonderes Augenmerk zugewendet. Dasselbe ist auch unter der Leitung des Generales Gordon bewundernswert organisiert. Bei den chinesischen Verbrechern tritt die dieser Rasse angeborene Schlaueit erst ganz zu Tage. Es ist unglaublich, welche Vorsichtsmaßregeln angewendet werden müssen, um den Kniffen und Listen derselben zu begegnen. Die Verbrecher werden alle derart photographiert, daß die Flächen ihrer Hände zu sehen sind, weil diese zur Identifizierung bessere Anhaltspunkte geben, als die Physiognomien, in deren willkürlicher Veränderung die Chinesen Meister sind. In dem, nebenbei erwähnt, musterhaft eingehaltenen Victoria Jail sind in den Zellen alle nur erdenklichen Alarmsignalapparate angebracht, über die Gefängnishöfe sind Netze gespannt, die Schildwachen stehen hinter starken eisernen Schutzgittern, und dennoch kommen hier und da Revolten und das Entweichen von Sträflingen vor. Hier zeigt sich die Macht der geheimen chinesischen Verbindungen, die alles daransetzen, um ihren Mitgliedern beizustehen. Wie vorsorglich sie sind, kann man daraus entnehmen, daß z. B., wie erst später entdeckt wurde, beim Bau des Gefängnisses Werkzeuge zur Befreiung an hierzu geeigneten unauffälligen Stellen eingemauert wurden. Immerhin gelingt es doch, die öffentliche Sicherheit in Hongkong so günstig zu gestalten, wie in jeder größeren Stadt Europas. Dies und der Freihafen locken noch immer und stets mehr chinesische Kaufleute vom Festlande herüber, und die von den europäischen Ansiedlern leidenschaftlich bekämpfte Theilnahme der Chinesen an der Municipalverwaltung wird auf die Dauer nicht zu verhindern sein.

Auch die rein chinesischen Theile Hongkongs wurden von uns jetzt wieder fleißig besucht, und diese Streifungen erwiesen sich recht dankbar. Es wurde zur Zeit gerade ein chinesischer Tempel vollendet und seine Einweihung hatte viele Festlichkeiten und pomphafte Umzüge im Gefolge, welche an sich, sowie durch das massenhaft zuströmende schaulustige Publicum ein großes Interesse boten, und uns eine Musterkarte chinesischer Volkstypen, zum Theile auch im eigenthümlichen Feststaate, vor Augen führten.

Recht lohnend erwies sich ein Ausflug nach Makao. Wir benutzten hierzu einen der täglich zwischen Hongkong und dieser Stadt verkehrenden Dampfer.

Es war gerade Sonnabend, an welchem Tage die Anzahl portugiesischer Mischlinge, die als Beamte oder Clerks in Hongkong angestellt sind, zu ihren Familien zurückkehren, um mit ihnen den Sonntag zuzubringen. Dazu war noch der Vor-



Hongkong. Ein religiöser Aufzug der Chinesen.



abend des berühmten Rosariosfestes, somit der sonst ganz bequeme Dampfer leider überfüllt. Außerdem fiel ein leichter Regen und es herrschte vollständige Finsternis, was den gezwungenen Aufenthalt auf Deck eben nicht angenehm gestaltete. Bei unserem Anlangen im Hafen zeigte sich auch, daß die zwei Hotels, welche Makao aufweist, überfüllt waren, wornach nothgedrungen die Nacht an Bord campiert werden mußte. Die Einleitung zu unserem Ausfluge war somit nicht gerade vielversprechend.

Dagegen weckte uns der nächste Morgen mit hellem Sonnenschein aus dem Schlafe, und eine herrliche kühle Luft war der Schwüle des vergangenen Tages gefolgt. Jetzt sahen wir erst, wo wir uns befanden. Wir lagen in dem nordwestlich der Stadt gelegenen Djunkenhafen, an dessen Ufern sich der chinesische Stadttheil ausbreitet. Der sogenannte südliche Hafen von Makao, wo größere Schiffe ankern müssen, ist eigentlich bloß eine Rhede. Doch selbst am Quai des Djunkenhafens zeigte sich in der Anlage der Häuser ein unverkennbar portugiesisches Gepräge, welches auch, abgesehen von der Straßenbezeichnung und der Policia municipal, sofort erkennen läßt, daß man sich im Gebiete des allergetreuesten Königs befindet.

Unser erster Gang galt selbstverständlich dem Camoënsgarten. Durch die verhältnismäßig reinlichen Gassen des Chinesenviertels gieng es bergan, wo sich auf dem Largo de Camoëns der Eingang zum Garten befindet, welcher den Gipfel eines Hügels einnimmt. Der Garten ist sowohl durch die Mannigfaltigkeit der vorhandenen tropischen Pflanzen, als auch durch die reizende Gruppierung großer Felsblöcke, über die sich oft ein ganzes Netz von Wurzeln riesiger Banianenbäume zieht, sehenswert und macht trotz der steifen, ummauerten Blumenbeete und der zum Theil cementierten Wege einen großartigen Eindruck. Drei gigantische Felsblöcke, aufeinander gethürmt und von hohen Bäumen umschattet, bilden die Grotte, in welcher der berühmte einäugige Epiker Portugals die Lusiaden dichtete. Eine kleine Bronzestatue mit einigen Strophen des Heldengedichtes auf einer Steintafel und mehrere Widmungstafeln verschiedener Verehrer bezeichnen den Ort.

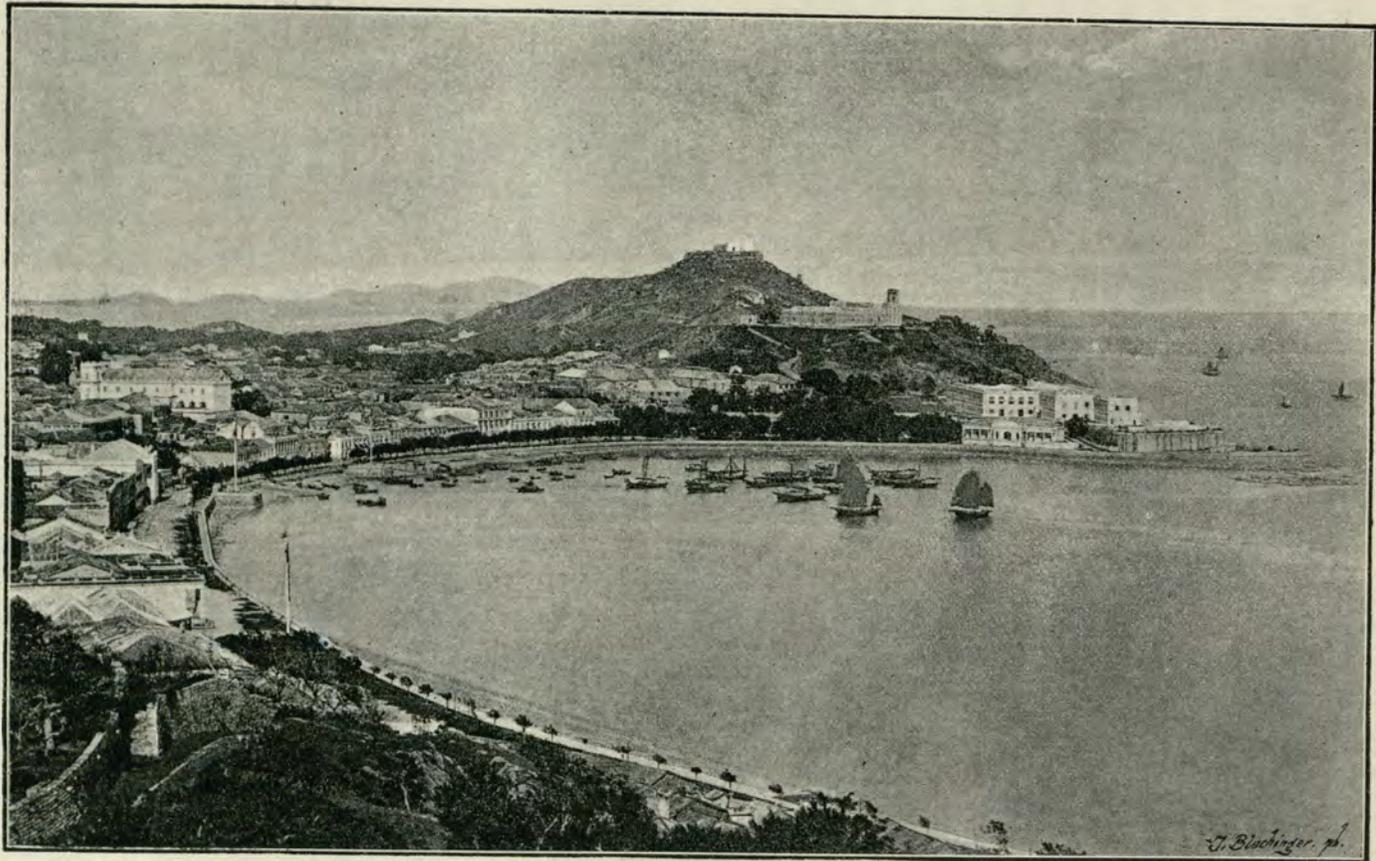
An und für sich mag das schattige Plätzchen wohl zum dichterischen Schaffen einladend sein, doch ist die Aussicht von demselben, welche so oft gepriesen wird, durchaus nicht von besonderem Reize. Weder die nur spärlich mit Gras bedeckten Hügel des gegenüberliegenden Hafenufers und die eintönigen Dächer des chinesischen Viertels, noch die Bucht mit dem geschäftigen Treiben der ein- und ausladenden Djunken bieten ein geeignetes Object zu poetischen Inspirationen.

Unweit vom Camoënsgarten befindet sich das Fort „Nostra Senhora de Guia“ mit seinen bemoosten Wällen und alten Kanonen englischer Herkunft. Dasselbe ist an sich nicht besonders interessant, doch genießt man von oben eine herrliche Rundschau. Von hier aus überblickt man die Stadt, sowie das ganze portugiesische Gebiet. Letzteres will allerdings nicht viel sagen. Das portugiesische Territorium besteht bloß aus einer hügeligen, nach Westen laufenden Spitze der Insel Heangshan, welche durch

eine Mauer auf der sandigen Mehrung vom chinesischen Gebiete getrennt ist und kaum viel mehr als eine geographische Quadratmeile Flächeninhalt haben dürfte. Auf dem hohen Gipfel im Nordosten befindet sich der erste Leuchtthurm, welcher in China errichtet wurde; auf allen anderen kleineren Hügeln liegen malerische Forts, Kirchen oder in großartigem Stil angelegte, wenn auch etwas verfallene öffentliche Gebäude. Dazwischen das durch dunkles Grün unterbrochene und durch bunten Anstrich vor Eintönigkeit bewahrte Häusermeer der Stadt, welche sich vom Djunkenhafen, mit dem chinesischen Viertel beginnend, über den Rücken der Halbinsel bis zum Ufer der Rhede hinzieht. Längs diesem Ufer erstreckt sich die Praia mit der schönen Häuserfront des europäischen Stadtviertels. Die blaue offene See ergänzt und umrahmt dieses Bild, das mit Recht den Ruf besonderer Schönheit genießt.

Im Fort wurden uns liebenswürdigerweise vom Commandanten selbst die Honneurs gemacht. Er zeigte uns auch das Gefängnis, welches gerade viele Insassen barg. Es waren dies die Officiere und mehrere Soldaten des Eingeborenenregimentes von Timor, welche Insel trotz der Entfernung von 2000 Meilen in vielen Richtungen auf Makao, als nächste portugiesische Niederlassung, angewiesen ist. Die Gefangenen, theils Malaien, theils Papuas, waren der Ermordung des Gouverneurs von Timor angeklagt. Unter den Officieren zeigten sich aber nichtsdestoweniger einige Physiognomien mit würdevollem Ausdrucke. Der alte Oberst, mit langem grauen Barte und energischer, fast europäischer Gesichtsbildung, seinerzeit wegen hervorragender Tapferkeit mit dem Thurm- und Schwertorden ausgezeichnet, schien seine traurige Lage gar wohl zu fühlen. Obwohl er nur indirect an diesem Racheacte theilhaftig war, wartet seiner begreiflicherweise doch eine schwere Strafe, wahrscheinlich Zwangsarbeit im fieberichwangeren Mozambique. Jedenfalls sieht er sein Vaterland, wo er eine der ersten Stellungen bekleidete, nicht wieder. Übrigens erzählte der Fortscommandant, welcher selbst in Timor gewesen war, daß die Bewohner der genannten Insel sonst sehr gefügig seien, und der portugiesische Theil Timors anstandslos von einer kleinen europäischen Garnison von 100 bis 150 Mann im Zaume gehalten werde.

Der europäische Theil Makaos hat in mancher Beziehung einen entschieden aristokratischen Anstrich. Obwohl wenige Häuser mehr als ein Stockwerk besitzen, liegt in deren Anlage, in den großen, bis auf den Boden heruntergehenden Fenstern, in dem Fehlen von Kaufläden und Firmatafeln und in der großen Reinheit der wenig belebten Straßen ein gewisser Anstrich alter Bornehmheit, der selbst durch den Vergleich mit den modernen Prachtbauten Hongkongs nicht beeinträchtigt wird. Allerdings ist dieser Eindruck, angesichts der vielen mit Mühe erhaltenen, theilweise leerstehenden Gebäude aus der Blütezeit, der eines verarmten Aristokraten, welcher ängstlich bemüht ist, nach außen seinem Stande gemäß aufzutreten. Die Praia mit dem Gouverneurspalaste und ähnlichen stilvollen Privatgebäuden, dem kleinen, aber hübschen öffentlichen Garten und dem Officierscasino, sowie mit einer Reihe schöner Bäume längs des Ufers, ist sogar jetzt noch recht schön. Sie bietet mit dem Ausblick



Macao. Die Praia und das Europäer Viertel.

J. Blöcher. ph.



auf die Rhede und theilweise auch auf die hohe See und bei der hier zumeist wehenden kühlen Brise einen sehr angenehmen Spaziergang.

Den europäischen Stadttheil besichtigten wir unter ganz besonders günstigen Umständen. Es war gegen Abend. Fenster und Balkone waren mit dem Damenfloer Makaos besetzt, und manche hervorragende dunkeläugige Schönheit verbarg sich neckisch hinter dem stets in Bewegung befindlichen Fächer. Auch die Straßen waren nun gedrängt voll. Grell stachen die weißen Gewänder der Chinesen von dem schwarzen Anzuge der Portugiesen ab, die hier ebenso wie im Mutterlande gekleidet sind. Alles harrete voller Erwartung der Rosarioprocession, welche, von der Pfarrkirche ihren Ausgang nehmend, durch die Stadt zu ziehen hatte. Eine Abtheilung Soldaten und die Militärmusik gieng derselben voran, und außer den zahlreichen Priestern und Ministranten nahm alles, was in Makao eine Stellung einnimmt, daran theil, darunter nicht wenige Chinesen. Der hierbei entwickelte Pomp, in vielem auf das chinesische Publicum berechnet, verfehlte die beabsichtigte Wirkung nicht. Mit einer respectvollen Neugierde, wobei selbst die sonst nie rastende Zungenfertigkeit der Chinesen eine Einschränkung erfuhr, verfolgten diese den Zug. Aber auch Europäer, ganz abgesehen von ihrem Glaubensbekenntnisse und der Tiefe ihres religiösen Gefühles, konnten sich eines feierlichen Eindruckes nicht erwehren. Das Halbdunkel, in welchem sich die nur theilweise durch die flackernden Kerzen beleuchteten, meist greisen Priestergestalten besonders ehrwürdig ausnahmen; die braunen, energischen Gesichter vieler Theilnehmer, angefichts des Ortes, unwillkürlich an die glaubenstreuen Conquistadores mahnend; die dichtgedrängte chinesische Zuhörerschaft, das Geläute der Glocken, der Kirchengesang und die Musik, sowie die laue, von Weihrauch erfüllte Luft — alles wirkte traumhaft phantastisch auf die Sinne.

In den Kirchen, welche im Stile des 16. Jahrhunderts gebaut, jedoch im Gegensatz zu der sonst in romanischen Ländern gebräuchlichen Überladung mit Bieraten, wohlthuend einfach eingerichtet sind, war eine große Menge von Gläubigen versammelt. Hier überwogen entschieden die portugiesischen Frauen der niederen Stände, in schwarzen Kleidern und mit schwarzem mantillenartigen Überwurf, sowie die chinesischen Frauen in dunkler Bluse und gleichfarbigen Beinkleidern. Es gewährte dies bei der spärlichen Beleuchtung einen ernsten, düsteren Anblick.

Ein recht hübsches Gebäude ist das schon erwähnte Officiers- und Beamten-casino auf der Praia, in welchem während der Winterszeit häufig gesellige Zusammenkünfte stattfinden. Doch können selbst diese, wie man uns sagte, mitunter recht prunkvollen Feste nicht über die Thatsache täuschen, daß es mit dem Wohlstande Makaos entschieden bergab geht.

Ursprünglich die einzige abendländische Niederlassung in China, concentrirte sich daselbst fast der ganze Außenhandel dieses ungeheueren Reiches. Doch mit der Eröffnung der Vertragshäfen, insbesondere seit der Gründung Hongkongs, das, abgesehen vom weitaus besseren und sicheren Hafen, auch als Freihafen sich zum Entrepot besser eignet, sank

die commercielle Bedeutung Makaos sehr rasch. Der Kulihandel brachte für kurze Zeit einen kleinen Aufschwung, doch mit der Aufhebung dieses vom Sklavenhandel wenig verschiedenen Gewerbes versiegte die letzte Quelle des Reichthumes. Gegenwärtig macht ein kleiner, fast ausschließlich von Chinesen und mit Djunken betriebener Handel nach den umliegenden Küstenorten die ganze Handelsthätigkeit von Makao aus. Die Einnahmen der Colonie beschränken sich somit ausschließlich auf den Opiumzoll (40.000 Dollars) und die Fantanspielpacht (100.000 Dollars). In dem Bestreben, die Einnahmen zu erhöhen, wurden die Abgaben auf die Schifffahrt vermehrt und dadurch auch diese unterbunden.<sup>1)</sup> Bisher ist Makao ein Ausflugsort für die Bewohner Hongkongs gewesen, welche daselbst Luftveränderung, Ruhe und wohl auch Zerstreuung oder besser gesagt Aufregung im Fantanspiele suchten. Infolge der hohen Hafengebühren verminderten die Dampfer ihre Fahrten, und nun werden auch die Ausflügler seltener. Dieses, sowie verschiedene andere Übelstände in der Colonie, eine große Zahl von Beamten, und zwar ausschließlich aus dem Mutterlande, ein beständiger Wechsel der Gouverneure und der Umstand, daß dieselben Militärs sind, bilden ebensoviele Beschwerdepunkte der eingeborenen Bevölkerung. Gerade zur Zeit unseres Besuches hatte diese Unzufriedenheit durch eine heftige Opposition gegen den Gouverneur Ausdruck gefunden, welche mit dessen Abberufung endete.

Nichtsdestoweniger zeigt sich in Makao die gleiche Erscheinung wie in allen Colonien der Spanier und Portugiesen. Niemand ist stolzer Portugiese zu sein, als der Bewohner Makaos, und nirgends wird mehr die Verschmelzung mit der herrschenden Rasse angestrebt, als dort und in Manila. Aus diesem Grunde hat auch das Christenthum hier ungleich mehr Anhänger als in anderen Stationen Ostasiens gefunden.

Die Fantanhäuser sind ein Hauptwahrzeichen Makaos, mächtige farbige Lampions machen dieselben schon von weitem kenntlich. Im Innern sind jedoch alle gleich einfach eingerichtet. Ein großer viereckiger Tisch, über welchem sich eine gleich große viereckige Öffnung im oberen Stockwerke befindet. Um den Tisch nehmen die ernstesten, vom Spielteufel besessenen Spieler Platz. Im Stockwerke darüber, um die mit einem Geländer versehene Luke, sitzen die verschämten „Brotstücker“, die nur hie und da ein Körbchen mit ihren Einsätzen auf eine Karte herunterlassen, um es meist leer wieder hinaufzuziehen. Übrigens scheint man im allgemeinen nicht sehr hoch zu spielen, wenigstens in dem Hause, welches wir besuchten und das man uns als eines der ersten bezeichnete, wurde bloß mit Dollars gespielt. Das glänzende Gold war nur durch die vergoldeten Käsch<sup>2)</sup> der chinesischen Croupiers vertreten.

<sup>1)</sup> Die stationäre Einwohnerzahl bekundet am deutlichsten die ungesunden Zustände in der Colonie. Dieselbe zählt 68.000 Einwohner, darunter 5000 Portugiesen wie vor 30 Jahren.

<sup>2)</sup> Käsch, runde Bronzemünze mit einem viereckigen Loche in der Mitte, circa 500 = 1 fl. Es war dies bis jetzt die einzige Currentmünze Chinas, größere Werte wurden in Silberbarren oder mexikanischen Dollars entrichtet. Seit kurzem werden in Canton Dollars geprägt, welche im ganzen Lande angenommen werden müssen.

## Capitel XXV.

### Manila.

Die Worte: „Stolz lieb' ich den Spanier,“ welche Schiller dem König Philipp in den Mund legt, hatten zur Zeit dieses Herrschers wohl ihre volle Berechtigung. Die damaligen Männer Spaniens konnten mit Stolz erfüllt sein, ob ihrer in der Weltgeschichte bis dahin fast einzig dastehenden kühnen Entdeckungsfahrten.

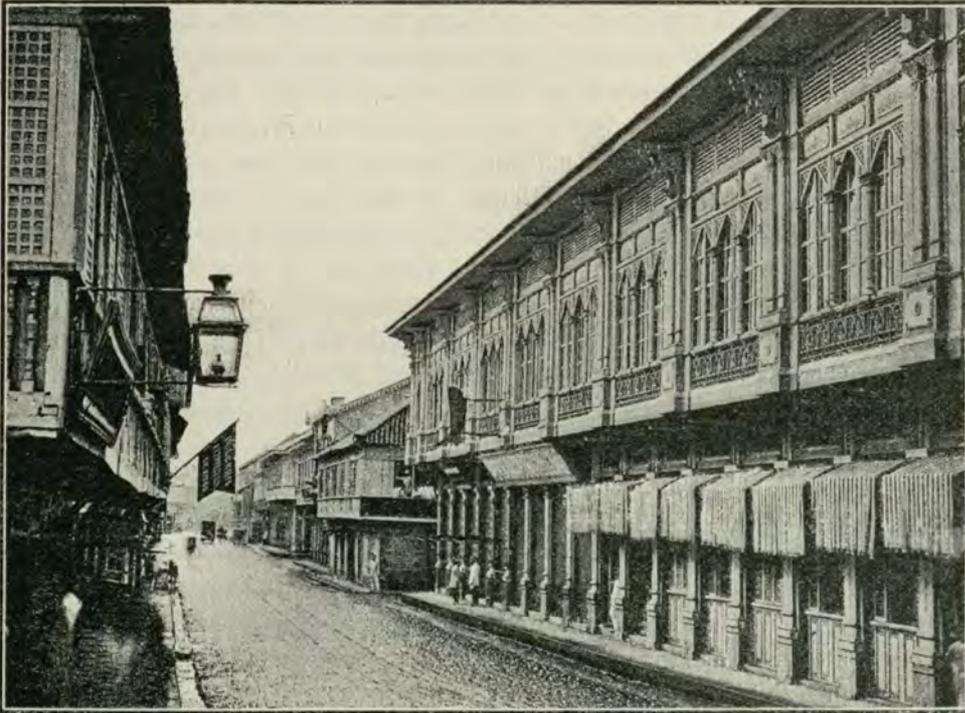
Raum 20 Jahre nach der Entdeckung Amerikas führte Magellan das kühne Project aus, diesen Continent zu umschiffen, um zu den berühmten „Gewürzinseln“ zu gelangen. Er entdeckte dabei die Inseln, welche später Philippinen genannt wurden, und nahm sie für Spanien in Besitz, wornach die Sonne in der That in den spanischen Besitzungen nie untergieng. Man muß zugeben, daß die Nation, welcher diese Männer angehörten, alles Recht hatte, sich stolz in die Brust zu werfen. Behmüthig muß es aber dafür die Nachkommen dieser Seehelden berühren, wenn sie bedenken, wie wenig ihrem Vaterlande in der weiteren Folge von dieser Herrlichkeit geblieben ist, und wie den glänzenden Anläufen ein beständiger Rückgang folgte. Im Entdeckerruhm bald von dem kleinen Portugal fast verdunkelt, mußte Spanien gleich diesem sehen, wie Stück für Stück der Errungenschaften aus der Conquistadoreszeit verloren gieng. Portugal erlag einfach dem Anstürmen stärkerer Feinde. In ganz Ostindien sah man den gleichen Proceß sich wiederholen; die Portugiesen gründeten eine Colonie, die Holländer verdrängen sie daraus, um selbst wieder den Engländern Platz zu machen. Nicht so bei den Spaniern. Diese verlieren eine Colonie nach der anderen durch den Abfall der eigenen Abkömmlinge, und die verhältnismäßig wenigen, welche ihnen bleiben, wollen nicht recht gedeihen, obwohl sie von der Natur mit außergewöhnlichem Reichthume gesegnet sind. Und dabei ist es unleugbar, daß vom Standpunkte der menschlichen Civilisation im allgemeinen, eigentlich niemand größere Erfolge

im Colonisiren aufzuweisen hat, als diese beiden romanischen Völker. Sie allein verstanden es, die christliche Religion und hiermit eine gewisse Gesittung in die weitesten Schichten der von ihnen beherrschten Völker zu verbreiten; sie allein wußten sich mit den Eingeborenen so zu amalgamieren, daß sich dieselben trotz dem erfolgreichen Streben nach Unabhängigkeit doch stolz als Abkömmlinge des Mutterlandes fühlen und daselbe auch noch jetzt als geistiges Centrum betrachten. Dies im Gegensatze zu den Anglosachsen, welche in ihren Colonien entweder schroff als herrschende Klasse den unterjochten Eingeborenen gegenüberstehen, oder dieselben gänzlich verdrängen und vernichten, wie man es in Nordamerika und Australien sieht.

Man vergleiche Mexiko und Indien. Ersteres ist dem Wesen nach ganz spanisch geworden, trotz der autochthonen Civilisation der Azteken, die jener der Indier wenig nachstand. Letzteres wird dem Geiste nach nie englisch werden. In erster Linie liegt dies wohl in der Acclimatisationsfähigkeit der Spanier in den Tropen. Dieselben vertragen das heiße Klima ganz gut; somit ist der spanische Colonist, ungleich dem englischen, in den Tropen nicht stets am Sprunge, sobald er sein Schäfchen im Trockenen hat, in das Mutterland zurückzukehren. Im Gegentheile, er betrachtet die Colonie als Heimat, und wenn er zu einem Wohlstande gelangt, bewegt er noch Angehörige aus dem Mutterlande, ihm zu folgen; auch geht er Verbindungen mit den Eingeborenen ein. Sein Interesse ist mit dem Gedeihen des Adoptivvaterlandes innig verknüpft, natürlich auch mit jenem seiner Abkömmlinge, der nun folgenden Generationen von Creolen oder Mestizen. Er hat vor Augen, daß er, sowie seine Nachkommen unter den Eingeborenen zu leben haben werden. Dies, verbunden mit dem demokratischen Zuge der romanischen Völker und der bezüglich nationaler Sitten und Gebräuche toleranten katholischen Religion, bringen jene erstaunlich rasche Amalgamierung der Eingeborenen hervor, die durch keine officiële Thätigkeit der Regierung erzielt werden kann, und welche den anglosächsischen Nationen nicht gelingen will. Das Niveau der Civilisation in der Colonie im allgemeinen hebt sich, doch die Bildungsstufe der Colonisatoren sinkt in gleichem Maße. Die ursprüngliche Willenskraft erlahmt unter den entnervenden klimatischen Verhältnissen, das Gefühl der Gleichberechtigung mit den Stammesgenossen im Mutterlande bleibt jedoch unverändert. Daher einerseits das lebendige Nationalgefühl und doch wieder der lebhafteste Widerstand gegen jede Ausbeutung der Colonie durch das Mutterland; daher Abfall oder doch häufige Opposition gegen die Regierung des Mutterlandes, während das geistig niedrigere Niveau umsoweniger einen blühenden Aufschwung erlaubt, als das Stammland selbst, in Bezug auf Volkswirtschaft und Handel nicht weitblickenden, genialen Grundsätzen huldigt.

Ähnliche Betrachtungen waren es, die wir anstellten, als die „Fasana“ nach einer im allgemeinen von günstigem Winde begleiteten Fahrt in die weite Bucht von Manila einlief. Üppig grün bewachsene Berge bilden die Einfahrt, die malerische Insel Corregidor mit dem Leuchtturme, auf welchem die stolzen Farben Castiliens

wehen, den Markstein spanischen Gebietes. Über den flachen, aber gleichfalls grünen Strand im Osten steigen die Gebäude und die Masten des königlichen Arsenalles von Cavite empor; weiter gegen Norden hebt sich die weiße Häuserlinie der Stadt, von vielen Thürmen überragt, ab und bietet, mit einer lustigen blauen Bergkette im Hintergrunde, ein ganz freundliches, tropisches Landschaftsbild. Doch auf der Rhede sieht es recht öde aus. Vier oder fünf große Segler sind mit einigen auflavierenden Schonern die einzige Staffage auf der weiten Wasserfläche, auf welcher ganze Flotten



Manila. Die Escuelta, Hauptstraße von Binonda.

Platz fänden. Wohl verrathen einige zwischen den Häusern hervorragende Masten, daß der Pasig, an dessen Mündung die Stadt liegt, noch einige Fahrzeuge beherbergen dürfte; trotzdem macht das Ganze nach dem regen Schiffsverkehre in Hongkong einen recht traurigen, schläfrigen Eindruck.

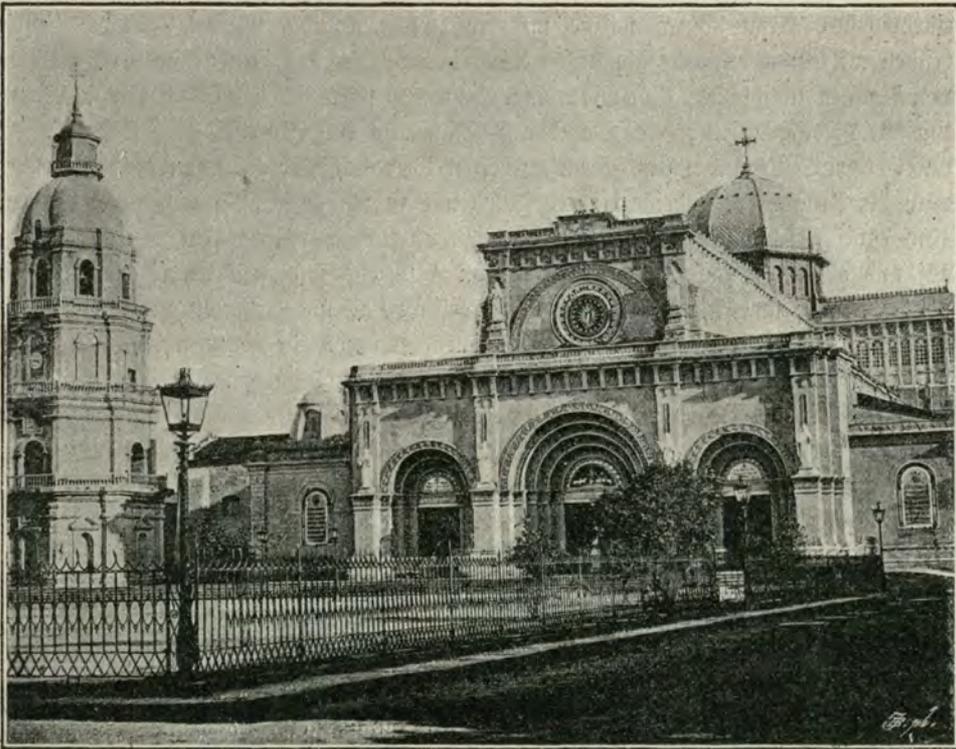
Wenn man jedoch nach halbstündiger Fahrt auf einem der Dampfboote, welche den Verkehr mit der Rhede aufrecht erhalten, die Mündung des Pasig erreicht und denselben hinauffährt, gewinnt das Bild an Leben. Sobald man das schon lange in Bau befindliche und wahrscheinlich auch noch lange nicht zur Vollendung gelangende Hafengebäude passiert hat, zeigen sich an beiden Ufern des Flusses lange Reihen von

Küstenfahrern und kleineren Dampfern. Ferner mehren sich die großen flachen Boote mit halbrundem Dache, welche zur Hälfte für den Warentransport, zur Hälfte als Behausung einer amphibienhaften Bevölkerung dienen, und die fast ausschließlich den Verkehr auf dem Flusse besorgen. Am südlichen Ufer sieht man die soliden, mit alten Kanonen bestückten Bastionen der Festung, gegenüber am rechten Ufer zahlreiche Warendepots und das geschäftige Hafenleben von Binonda, dem commerciellen Theile der Stadt. Von der Landungsstelle an der großen eisernen Brücke, welche beide Stadttheile verbindet, ist es nicht weit zur Hauptverkehrsader Binondas, der Escuelta, überhaupt der schönsten und belebtesten Straße Manilas. Ganz eigenthümlich ist die Bauart der Häuser. Durchgehends bloß einstöckig, haben sie entweder Säulengänge oder ein vorspringendes erstes Stockwerk; die Unterbauten sind aus Stein, der Oberbau aus Holz, das Dach aus gewelltem Bleche; manche Gebäude sind auch ganz aus Eisen und Holz erzeugt. Die Fensterscheiben sind, wenn überhaupt vorhanden, oft aus Placunamuscheln. Man sieht auf den ersten Blick, daß man sich in einem Lande befindet, in welchem man der zwei Geißeln, Erdbeben und Taifuns, stets gewärtig sein muß. Und doch haben die Häuserfronten mit ihren schönen Auslagen und Firmitafeln ein anheimelnd europäisches Gepräge. Auch das zahlreiche Publicum auf der Straße hat, im ganzen genommen, kein außergewöhnliches, fremdartiges Aussehen. Wohl haben die Tagalen, der Hauptstock der Bevölkerung — offenbar ein den Javanen nahestehender Malaienstamm — eine stark bräunliche Hautfarbe, allein ihre Kleidung ist eigentlich europäisch, nur mit dem Unterschiede, daß sie das sorgsam geglättete weiße Hemd als Überwurf tragen, was allerdings auf den ersten Blick etwas befremdet und recht nachlässig aussieht. Die Frauen dagegen, mit farbigem Sarong und weißer oder schwarzer Spitzenmantille über einem Täschchen, den kleinen Fuß oft in sehr schön gestickten Pantoffeln, wobei jedoch die kleine Zehe außerhalb bleibt, die Brust mit Kreuzen und Amuleten behängt, unterscheiden sich auf den ersten Blick fast gar nicht von ihren glutäugigen Schwestern im schönen Andalusien. Allerdings sieht man langbezopfte Chinesen nicht selten, doch auch diese haben durch Kopfbedeckung und Bluse nach europäischem Schutte ihr charakteristisches Aussehen eingebüßt. Dieses fremdartigere Element, sowie jenes der wenig bekleideten Lastträger wird durch die vielen schmuckgekleideten Militärs, die auffallend zahlreichen Geistlichen und die spanischen Beamten und Geschäftsleute, welche hier wie im Mutterlande, in erster Linie auf ein der letzten Mode entsprechendes Äußere halten, aufgewogen. Zahlreiche hübsche Equipagen, nette einspännige Lohnfuhrwerke, sowie eine Pferdebahn vervollständigen den europäischen Eindruck Binondas.

Jenseits der Brücke, in der Festung, hat man diesen Eindruck in erhöhtem Maße. Monumentale Gebäude, darunter der mächtige, wiederholt neu aufgebaute Dom, der allerdings noch unverkennbare Spuren von überstandenen Erdbeben zeigt, bilden gerade, einander rechtwinkelig schneidende Gassen und viereckige Plätze. Letztere sind mit steifen Gartenanlagen und Statuen geziert. Vornehme Ruhe herrscht überall, nur

hie und da durch das Rasseln der pomphaften Carosse eines Würdenträgers unterbrochen; vereinzelte Militärs und Geistliche bilden das spärliche Straßenpublicum.

Hingegen findet man in den Vorstädten, wo sich die Stadt in lange Zeilen von Villen und Hütten inmitten saftig grüner Gärten auflöst, unverfälscht tropische Scenerien. Dies besonders in der gegen Nord hinziehenden Vorstadt Tondo, wo sich an das Chinesenviertel die ausschließlich von ärmeren Tagalen bewohnten Viertel anschließen. Die auf Pfählen ruhende Hütte mit Mattenwänden, Palmstrohdach und



Manila. Der Dom in der Festung.

Beranda, wie man sie überall antrifft, wo Malaien ihren Fuß hingesezt haben, ist hier vorwiegend der bauliche Typus. Aber auch die Bevölkerung, welche sich auf der Beranda oder vor dem Hause ihrer Beschäftigung oder dem dolce far niente hingibt, zeigt sich in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit. Frauen, eine Cigarette im Munde, stampfen Reis in dem primitiven Holzmörser, flechten Matten oder besorgen ganz ungeniert ihre eigene Toilette oder jene ihrer Kinder, wobei die Jagd nach Parasiten eine hervorragende Rolle spielt. Die Männer geben sich meist der Beschaulichkeit hin, wenn sie nicht Karten spielen oder ihren Hahn dressieren. Hahnenkämpfe bilden nämlich die Hauptleidenschaft der Tagalen. Fast jeder Erwachsene zieht ein solches Thier heran

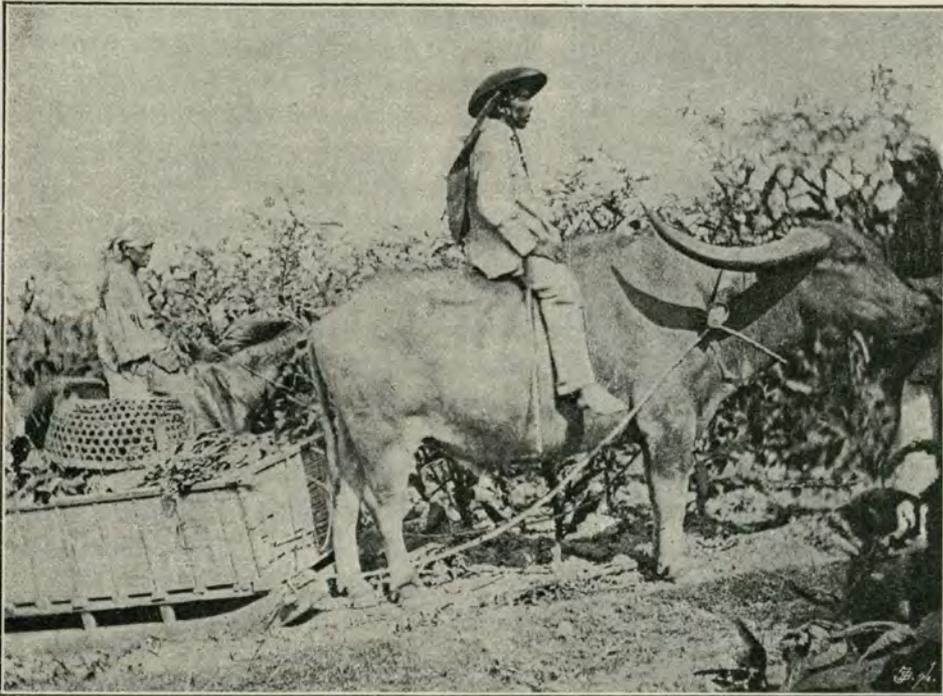
und trennt sich nie von ihm. Der Tagale, mit dem Hahn unter dem Arm oder denselben an einem Bindfaden führend, ist eine typische Erscheinung in Manila. In den Vorstädten sieht man noch die charakteristischen Ochsenkarren, auf knarrenden vollen Holzrädern oder wohl auch auf Schlittenkufen ruhend; der geduldige Büffel dient hier mitunter dem Kutscher als Reitthier. Auch der Milchverkäufer, welcher frisch von der Kuh seine Ware feilbietet oder dieselbe in Bambusgefäßen herumträgt, ist eine häufige Erscheinung.

Das anmuthigste Bild von Manila gewinnt man jedoch vom Pasig oder von einem seiner Arme, durch welche mehrere Inseln gebildet werden. Schöne Villen reichen mit ihren blumengeschmückten Veranden fast in den Fluß hinein, umschattet von Palmen und hohem Bambus; dann sieht man wieder aus üppigem Laube hervorragende niedliche, kleine Hütten oder auf Pfählen in den Fluß gebaute Schutzdächer, unter denen Speis und Trank für die vorbeiziehenden Schiffer verkauft werden und welche, nach der Anzahl der dabei vertäuten Fahrzeuge zu schließen, nicht unbeachtet bleiben. Und dabei welch reges Treiben auf dem Flusse! Mit Waren beladene Lastboote ziehen auf und ab; Flöße mit ganzen Bergen von Grünzeug und Früchten treiben langsam stromabwärts; am Ufer wird gebadet oder gefischt; hie und da faust auch eine Dampfbarke durch dieses Gewühle und weckt durch den von ihr hervorgerufenen Wellenschlag manchen halb eingeschlafenen Flößer aus seinen Träumen.

Der höheren Bevölkerungsschichten und besonders der Damen, wird man tagsüber nicht ansichtig. Die Spanier beobachten eine dem Klima angepasste Tageseinteilung. Des Morgens von 8 bis 12 Uhr wird gearbeitet, dann folgt das zweite Frühstück mit der obligaten Siesta. Wer besonders viel zu thun hat, arbeitet noch von 4 $\frac{1}{2}$  bis 6 Uhr abends. Dann aber ist der Zeitpunkt gekommen, wo man die frische Luft genießen will. Jetzt erst verlassen die Damen ihre Häuser, die Straßen füllen sich mit eleganten, offenen Wägen, in denen sich manch reizende Erscheinung in Mantille und mit Blumen in den Haaren zeigt; auch die Herren sind tadellos schwarz gekleidet. Das Ziel ist die kühle Luneta, der Paseo am Strande, wo die Militärmusik concertiert. Hier findet sich alles ein, was eine Stellung in der Gesellschaft einnimmt. Die Damen bleiben in den Wagen, welche langsam im Kreise herumfahren, während die Herrenwelt, zu beiden Seiten derselben einherschreitend, die Gelegenheit hat, ihre conventionellen Phrasen oder innig gefühlte Herzensergüsse anzubringen. Bei dem mystischen Dunkel, welches hier trotz der zahlreichen Petroleumlampen herrscht — Gasleitungen werden der Erdbeben wegen nicht gelegt — macht das Gewühle mit dem Stimmengewirre und den Musikklängen, zu welchen sich auch noch das Rauschen der Wellen am Ufer gesellt, einen ganz seltsamen Eindruck. Reizend sind die dunklen Alleen, welche zur Stadt zurückführen, und in denen bei der spärlichen Beleuchtung die prachtvollen Feuerkäfer <sup>1)</sup> auf den Bäumen und die sich im Flusse wiederpiegelnden

<sup>1)</sup> Dieselben leuchten hier so schön, daß sie von den Damen bei Gartenfesten als Schmuck im Haare verwendet werden.

Lichter von Binonda in höchst wirkungsvoller Weise zur Geltung kommen. — Die gebildeten Kreise Manilas scheiden sich in zwei ausgesprochene Parteien, welche miteinander fast keine gesellschaftliche Berührung haben. Es sind dies die Beamten, Militärs und Plantagenbesitzer — durchgehends Spanier, Creolen oder Mestizen — und die Handelswelt. In der letzteren sind, wenn man die größeren Häuser in Betracht nimmt, Spanier so gut wie gar nicht vertreten, und Engländer, Deutsche und Schweizer spielen die Hauptrolle. Der Unterschied der Religion — in Manila herrscht noch eine solche Intoleranz gegen Andersgläubige, daß man z. B.



Manila. Feldschlitten.

den Protestanten den Bau einer Kirche nicht gestattet — und auch eine gewisse Beschämung über den Fleiß und die Thätigkeit, welche die Fremden entwickeln und dadurch fast immer zu Wohlstand gelangen, verschärfen die Gegensätze. Der Conflict mit Deutschland in der Karolinenfrage trug auch das Seinige hierzu bei. Übrigens lebt die Fremdencolonie in Manila ganz gemüthlich und angenehm. Behaglich eingerichtete Clubs, ein englischer und ein deutscher, bilden die Vereinigungspunkte, wo sich die Junggesellen täglich des Abends zusammenfinden und wo auch größere gesellige Zusammenkünfte veranstaltet werden. Die Clubs üben auch gegenüber dem zeitweiligen Besucher Manilas eine weitgehende Gastfreundschaft aus,

die umsomehr zu schätzen ist, als das Hotelwesen dort noch sehr im argen liegt. In dieser Richtung zeigt sich auffallend der Unterschied zwischen der germanischen Rasse und den Romanen. Letztere, von Natur aus viel höflicher und entgegenkommender, beschränken ihre Freundschaftsbezeugungen dem Besucher gegenüber auf den äußeren Verkehr, lassen jedoch den Fremden selten über ihre Schwelle kommen, es sei denn zu formellen und pomphaften Festlichkeiten. Hingegen öffnen erstere dem Reisenden, welchem sie Beachtung schenken, sofort ihr Haus, und er findet in ihrem Familienkreise ein temporäres Heim. Auch der Stab der „Fasana“ machte die gleichen Er-



Manila. Milchverkäufer.

fahrungen. Die spanischen Kreise kamen demselben mit der größten Höflichkeit und Zuvorkommenheit entgegen, denn die Abstammung der, wie wir zu unserer großen Freude sahen, auch hier enthusiastisch hochverehrten Königin Maria Christine, sowie die geschichtlichen Erinnerungen bilden ja ein bedeutendes Bindeglied zwischen Spaniern und Österreichern. Doch fand außer dem Austausch von Etikettebesuchen kein weiterer Verkehr mit der spanischen Gesellschaft statt, nachdem die geplanten größeren Festlichkeiten zu Ehren Sr. k. u. k. Hoheit in Folge des Incognitos abgelehnt werden mußten. Dagegen verlebten wir recht angenehme, gemüthliche Abende in der Gesellschaft unseres Consuls Herrn Wegelin, meines Alter ego Herrn Meyer und des deutschen Consuls Herrn v. Möllendorf im deutschen und englischen Club. Unter der Führung dieser Herren, sowie des lebenswürdigen Adjutanten des Generalcapitäns, Major Balera, war es uns möglich, die Hauptsehenswürdigkeiten Manilas in der gegebenen be-

schränkten Zeit zu besuchen.

Eine Specialität Manilas ist die Cigarrenfabrication. Fast ganz Ostasien wird von hier aus mit Rauchmaterial versehen, und selbst in Europa beginnen die Manilacigarren, welche sich nach äußerer Form und Ausstattung von den Havannacigarren nicht unterscheiden, der letzteren Sorte eine starke Concurrnz zu machen. Wir besuchten das größte Etablissement dieser Art, jenes der Compania general de tabacos. Dasselbe beschäftigt über 5000 Arbeiter und Arbeiterinnen und die neuesten Maschinen, darunter die so sinnreiche Cigarettenmaschine, bei welcher auf der einen Seite Papierrollen und Tabak hineingegeben werden und auf der anderen Seite fertige Cigaretten herauskommen, finden dort Anwendung. Für einen Raucher

sind alle die verschiedenen Cigarrensorten wohl ein verführerischer Anblick. Dieselben werden in anerkennenswerth reinlicher Weise meist von Tagalenmädchen mit erstaunlicher Fingerfertigkeit, und bei gleichzeitiger ebenso energischer Zungenthätigkeit, gerollt.

Eine hervorragende Anstalt Manilas ist das Observatorium im Jesuitenconvent. Abgesehen von den astronomischen Beobachtungen, welche sich durch Vergleich und Regulierung der Chronometer für die Schifffahrt von großem Nutzen erweisen, ist dessen meteorologische Abtheilung eine wahre Wohlthat für die Bevölkerung. Durch entsprechende Signale werden die Stadtbewohner von heranziehenden Taifuns rechtzeitig verständigt und derart in die Lage versetzt, Leben und Eigenthum, soweit dies überhaupt thunlich, in Sicherheit zu bringen. Pater Faura, der Vorstand des Observatoriums, hat sich in dieser Richtung eine große Berühmtheit erworben. Seine Vorhersagungen erwiesen sich stets sehr zutreffend. Dafs der furchtbare Taifun des Jahres 1882 nicht noch größere Verluste an Menschenleben mit sich brachte, ist nur dem Umstande zu verdanken, dafs von dem Observatorium mit voller Bestimmtheit das Passieren des Centrums über die Stadt vorhergesagt wurde.

Auch bezüglich der noch weit mehr verheerenden Erdbeben trachtet man auf Grund umfassender seismographischer Beobachtungen Anhaltspunkte zu Warnungen zu erhalten. Es werden die Grundwasserfluctuationen, die Temperaturen des Grundwassers, die Stärke und Richtungen der tellurischen Ströme, sowie auch mikrophonisch die unterirdischen Geräusche genau registriert, um einen Zusammenhang derselben mit den Erdbeben herauszufinden, und somit aus dem Verhalten dieser Elemente auf das Eintreten jener Naturerscheinung schließen zu können. Leider bis jetzt vergeblich, doch ist bei dem Eifer und dem Scharfsinne, welche die gelehrten Patres diesen Forschungen zuwenden, zu hoffen, dafs ihre Bestrebungen mit der Zeit von dem für die Bevölkerung Manilas höchst wichtigen Erfolge gekrönt sein werden.

Wenn man die Erzählungen über die Verheerungen und Schreckensscenen hört, welche durch größere Erdbeben in der Stadt hervorgerufen wurden — in diesem Jahrhundert zählt man vier besonders unheilbringende — und dazu die jährlich wiederkehrenden Taifune in Betracht nimmt, so muß man zugeben, dafs ein gewisser



Igorotenweib. Reis stampend.

Grad von Muth dazu gehört, sich in Manila anzufiedeln. Man begreift andererseits auch das „von der Hand in den Mund leben“ bei dem größten Theile der Bevölkerung.

Der Tagale, dessen ganzes Hab und Gut in einer Kiste verpackt werden kann, und dessen Haus keinen Wert repräsentiert, leidet jedenfalls bei einer solchen Calamität am wenigsten Schaden. Übrigens bewähren sich auch die modernen Eisenconstruktionen in der Stadt bei Erdbeben und Taifuns gleich gut, und deren Besitzer können mit verhältnismäßiger Ruhe diesen Geißeln entgegensehen. Allerdings, solchen Katastrophen, wie sie das Erdbeben im Jahre 1884 mit sich brachte, bei welchem sich plötzlich eine Kluft von einer geographischen Meile Länge öffnete, sind auch sie nicht gewachsen.

Daß diese so oft sich darthuende Ohnmacht menschlicher Bemühungen gegenüber den Naturkräften einen fatalistischen Zug, ein leichtsinniges Sich-dem-Schicksal-überlassen bei den Bewohnern Luzons gefördert hat, ist gewiß und äußert sich in einem leidenschaftlichen Spielgeiste. Kartenspiel, Lottospiel und Hahnenkämpfe sind, obwohl gesetzlich vielfach eingeschränkt, bei den niederen Classen an der Tagesordnung. Die Hahnenkämpfe finden erlaubterweise nur des Sonntags in den sogenannten „Galleras“ statt. Dies sind große, meist bloß mit Stroh eingedeckte Hallen, in deren Mitte sich der 5 bis 6 Meter im Gevierte messende, wohlgeebnete Kampfplatz befindet. Derselbe wird von kleinen Tribünen für die Honoratioren und der Estrade für die Kampfrichter und den Bankier eingeschlossen. Im weiteren Umkreise befindet sich der amphitheatralische Zuscherraum und ein entsprechender Raum für die Hähne und deren Besitzer, sowie für Verkäufer von Eswaren.

Mit Mühe zwängten wir uns beim Besuche einer solchen Hahn-Arena durch den Vorraum — wo zahlreiche Hähne, an Pflöcke gebunden, ruhig der kommenden Dinge harren — um zu unseren Sitzen auf der Tribüne zu gelangen. Letztere, sowie der übrige Zuscherraum waren gedrängt voll. Alles blickte mit Spannung auf den Kampfplatz, wo eben zwei Männer, jeder mit seinem Hahn unter dem Arme, aufgetreten waren. Dieselben wiesen vorerst ihre Thiere dem Publicum vor, und ließen dann abwechselnd ein Thier dem anderen nach dem Halse fahren, um sie zu reizen und den Zuschern Anhaltspunkte über deren Temperament zu geben. Nun wurden beim Bankier die Einsätze der Besitzer hinterlegt; das Publicum setzte auf den einen oder den anderen Hahn so lange zu, bis auf beiden die gleiche Summe stand. Jetzt war die Partie geschlossen, es konnte losgehen. Die Hähne wurden nochmals aufeinander gehetzt und, nachdem die Scheiden von den haarfscharfen Messern an ihren Sporen entfernt worden waren, losgelassen. Mit vor Wuth gesträubten Halsfedern stürzten die Thiere aufeinander los, maßen sich gegenseitig und trachteten, über den Gegner fliegend, demselben einen tödtlichen Stoß mit dem Sporn zu versetzen. Oft war der Kampf nach dem ersten Gange entschieden, und eines der Thiere lag zuckend im Sande, während das andere unter donnerndem Applaus der Zuseher selbstbewußt umherstolzerte. Mitunter dauerte die Entscheidung ziemlich lange, und es fanden wiederholte Anläufe statt, bis einer der Kämpfenden unterlag oder, des Kampfes müde, das



Manila. Tagalen ihre Hähne zum Kampfe dressierend.



Weite suchte. In einem solchen Falle war die Aufregung des Publicums eine ganz außerordentliche. Bei jedem neuen Gange wurden neue Wetten eingegangen, und mit fieberhafter Aufregung beobachtete man jede Bewegung der Thiere und ließ denselben leidenschaftliche, kaum articulierte Ausrufe des Beifalles oder der Mißbilligung folgen. In Anbetracht des Umstandes, daß bei den Hahnbesitzern, sowie auch bei vielen der Zuseher das ganze Barvermögen auf dem Spiele steht, ist diese Aufregung wohl begreiflich. Doch der Unbetheiligte verliert bald das Interesse an dieser Abschlachtereier, welche um so grausamer ist, als der Verlierende, falls sein Hahn nicht todt am Platze bleibt, seine Wuth an demselben ausläßt, und z. B. ein Hahn, welcher den Kampf aufgibt, meist durch Ausrupfen der Federn bei lebendigem Leibe gestraft wird.

Eine weitere besondere Eigenheit Manilas sind die pomphaften religiösen Festlichkeiten. Die spanischen Ansichten bezüglich des äußeren Glanzes bei religiösen Functionen haben unter den Tagalen mehr als fruchtbaren Boden gefunden, und in diesem Punkte zeigt sich auch der Einfluß des nahen China. Wie man vor mancher Kirche Manilas die verzerzten Hunde des Fo (Buddha) in Stein als eine Art Tempelwächter findet, so zeigt sich auch bei den religiösen Umzügen in der Ausstattung der herumgetragenen Heiligenstatuen, in dem Feuerwerk und in der Beleuchtung manches an die chinesischen Processionen erinnernde Element. Wir hatten



Eine Manila-Mestizin.

die Gelegenheit, einer der schönsten Festlichkeiten dieser Art beizuwohnen. Es war dies das Fest des heiligen Rosenkranzes.

Schon eine ganze Woche vorher erglänzte die Pfarrkirche eines Viertels von Binonda, sowie dessen Hauptstraßen in beispiellos reicher Lampenbeleuchtung und fanden kleine Umzüge statt. Am Sonntag war jedoch die Hauptfeierlichkeit. Alle Häuser, welche der Zug zu passieren hatte, sowie zahlreiche, aus diesem Anlasse errichtete Triumphbögen waren mit Flaggen und Blumenguirlanden geziert und mit einer Unmasse Lampions bedeckt, was bei eintretender Dunkelheit sich sehr wirkungsvoll gestaltete. In den Familien des Viertels herrschte an diesem Abende unbeschränkte Gastfreundschaft, zu jedem Hause hatte man offenen Zutritt. Jeder, der da kommen

wollte, um sich die Procession anzusehen, war freundlich aufgenommen und konnte an der reichbesetzten Tafel Platz nehmen oder sich an dem der Mahlzeit folgenden Tanze betheiligen. Beim Umzuge selbst zeigte sich eine wahrhaft blendende Pracht. Es wurden die Muttergottesstatue der Pfarrkirche und die Familienheiligen des Quartiers herumgetragen. Die hervorragendsten Familien Manilas haben nämlich Statuen von Schutzheiligen in ihrem Hause aufbewahrt, welche als Familienstücke vom Vater auf den Sohn vererbt werden. Es ist Ehrensache, dieselben thunlichst reich auszustatten, was angesichts der Widmungen, welche Generationen hindurch fortgesetzt werden, auch in glänzender Weise geschieht.

Eingeleitet wurde der Umzug durch Polizisten zu Pferde in reicher Galauniform; an diese reihten sich Musikbänden, weißgekleidete Mädchen, die vor Gold und Silber strotzenden Engel- und Heiligenstatuen und hinter jeder derselben im größten Staate die Angehörigen und Freunde der betreffenden Familie, während zu beiden Seiten eine endlose Reihe von Frauen mit brennenden Herzen einherschritt. Wir zählten im ganzen zwölf Schutzheilige und ebensoviele uniformierte, mitunter recht starke und durchgehends gute Musikbänden, die mit staunenswerter Ausdauer während des zwei Stunden währenden Umzuges lustige Märsche und Gavotten spielten. Die Postamente der Figuren waren mit sehr geschmackvollen Lampions geziert und brachten das Geschmeide der Schutzheiligen zur vollen Geltung. Überall, wohin man blickte, glitzerte und funkelte es. Man gab uns den Wert der Brillanten auf der Krone und dem Heiligenschein der Muttergottes allein auf mehr als 50.000 Dollars an. Überhaupt sah man bei dieser Gelegenheit einen unerhörten Prunk. Die meisten der kerzentragenden Frauen trugen feine Spitzenmantillen aus Ananasfaser, welche mitunter einen Wert bis zu 100 Dollars haben. Auch fehlte es bei den zahlreichen weiblichen Mestizen nicht an Brillanten und anderem Geschmeide. Bezüglich der Halbblutfrauen Manilas konnten wir nicht finden, dass sie den Ruf außerordentlicher Schönheit, welchen sie mit den Creolinnen und Halbblutfrauen Havannas gemein haben, in gleichem Maße wie diese verdienen. Doch sind die meisten entschieden interessant zu nennen, wozu in erster Linie die schwarzen, bald schmachttenden, bald feurigen Augen beitragen.

Auffallend zeigte sich gelegentlich dieser Festlichkeit die Verschmelzung der lange in Manila ansässigen Chinesen mit der übrigen Bevölkerung. Nicht nur, dass Chinesen mit langem Zopfe, aber schwarz europäisch gekleidet und mit dem Amtszeichen der Municipalräthe, dem goldbeknopften Stock in der Hand, manche auch mit spanischen Decorationen ausgezeichnet, gravitatisch in der Procession einherschritten, sondern es war auch in vielen Häusern der wohlhabenden Chinesen eine elegante spanische Gesellschaft vereinigt, die mit dem gastfreundlichen Hausherrn auf dem besten Fuße zu sein schien. Überhaupt gewährte der Besuch der verschiedenen Häuser viel Interesse. Überall gieng es recht lustig zu und wurde fleißig getanzt; bei der musikalischen Begabung der Tagalen fehlt es nicht an Musik, und selbst in den ärmllicheren Behau-

lungen war wenigstens ein Geiger zu finden. Besonders großartig gieng es jedoch in den Gemeindegäusern, den „Tribunales“ der einzelnen Nationalitäten zu, wo sich die angesehensten Mitglieder der Gemeinde und deren Freunde aus anderen Stadttheilen versammelt hatten. Hier sah man erst, wie verschiedenartig die Bevölkerung Manilas ist. Es gab da ein Tribunal de Mestizos, de Naturales, de Chinos. Unter Naturales versteht man die Tagalen. Doch sind auch dies nicht die Ureinwohner der Insel, sondern Abkömmlinge der mohammedanischen Eroberer malaiischen Stammes, welche zwei bis drei Jahrhunderte vor Ankunft der Spanier Luzon in Besitz nahmen. Die eigentlichen Aborigines von Luzon sind die Negritos und Igorotes, ein schwarzer Volksstamm mit schlichtem Haare, welcher sich in die Urwälder und abgelegenen



Igorote.



Igorotenweib.

Berge der Insel geflüchtet hat und noch heutzutage, allerdings nur mehr in geringer Zahl, dort angetroffen wird. So findet man solche noch ganz auf primitivster Stufe stehende Negritos, welche sich von den Früchten des Waldes und von der Jagd mit ihrem Bogen nähren, noch unweit der Bucht von Manila bei Maricóles.

Bei den verschwenderischen Gaben, welche die Natur über die Philippinen ausgeschüttet hat, sollte man glauben, daß diese Colonie, ähnlich wie es Java für Holland gewesen und noch theilweise ist, eine wahre Geldgrube für Spanien sei. Dies ist jedoch nicht der Fall. Wohl trägt die Colonie die Kosten ihrer Verwaltung, der colonialen Armee, sowie des hier stationierten spanischen Militärs und der Stationschiffe; auch bestreitet sie sämtliche spanische Legationen und Consulate östlich von Suez. In Form eines Tabakgeschenkes erhält ferner das Mutterland einen allerdings

bezüglich seines Wertes höchst zweifelhaften Tribut. Da sich aber fast der ganze Außenhandel in den Händen von Ausländern befindet, hat Spanien im ganzen relativ wenig Vortheil von dieser Perle Hinterindiens, die Cuba an natürlichem Reichthum übertrifft.

Vor allem werden die Hilfsquellen Luzons nicht entsprechend ausgebeutet. Wohl liefert dasselbe schon beträchtliche Mengen von Abaco (Manilahanf), Zucker, Reis, Tabak,<sup>1)</sup> doch wie Kenner des Landes behaupten, könnte der Ertrag mehr als doppelt so groß sein. Ganz besonders ist der Mangel an Verkehrsmitteln fühlbar. Straßen gibt es sehr wenige, aller Verkehr bewegt sich der Hauptsache nach auf den Wasserwegen. Allerdings muß man auch die Trägheit und Leichtlebigkeit der Tagalen in Rechnung ziehen, die eben nur so viel arbeiten, als sie gerade zum Lebensunterhalte brauchen. Eine schlechte Postverbindung mit dem Auslande, lästige bureaukratische Einrichtungen, ein häufiger Wechsel der Gouverneure und Beamten und die dadurch hervorgerufenen Schwankungen der Verwaltung, als den regelmäßigen Geschäftsgang höchst störend, werden auch als Hindernis für eine größere Entwicklung des Handels bezeichnet.<sup>2)</sup> Ebenso augenscheinlich ist es, daß die Verheerungen der Taifuns und der Erdbeben als unberechenbare Factoren sehr ungünstig in die Waagschale fallen.

Nichtsdestoweniger ist in letzterer Zeit eine entschiedene Wendung zum Besseren zu verzeichnen. Die Aufhebung des Tabakmonopoles hat der Production dieses Artikels neuen Aufschwung verliehen. Mehrere Straßen wurden gebaut und mit dem Baue einer Eisenbahn nach den Reisdistricten des nördlichen Luzon, von der man sich viel verspricht, wurde begonnen. Eine kleine Dampftramway nach Malabon verkehrt bereits regelmäßig. Auch eine Beschleunigung des langwierigen Hafenaues und die Beseitigung mancher Übelstände in der Verwaltung erhofft man von dem allseits als höchst fortschrittlich, energisch und selbstlos anerkannten Wirken des gegenwärtigen Generalgouverneurs. Der Umstand, daß viel von der Eröffnung des Panamacanals für den Aufschwung der Philippinen erhofft wird, zeigt wohl, daß man sich noch mancher Träumerei hingibt; immerhin mag vielleicht der Tag nicht mehr gar ferne sein, wo diese spanische Colonie nicht bloß interessant wie eine kränkliche Schöne erscheinen, sondern die blühenden Farben kräftiger Gesundheit erlangen wird.

<sup>1)</sup> Anbei einige Daten über die Philippinen. Einwohnerzahl 7·5 Millionen. Einnahmen 11·5 Millionen Dollars. Einfuhr 19 Millionen. Ausfuhr 24·5 Millionen; darunter Zucker 8 Millionen, Hanf 5½ Millionen; Cigarren (116.000 Kisten à 1000 Stück) und Tabak (70.000 Kilogramm), zusammen 2 Millionen. Manila hat 300.000 Einwohner, darunter 5000 Spanier und Creolen, 15.000 Chinesen, 50.000 chinesische, und 4000 spanische Mestizen, der Rest sind Tagalen. Die Truppenmacht beträgt 10.000 bis 12.000 Mann, darunter 2000 bis 3000 Spanier.

<sup>2)</sup> Übrigens wird allgemein zugegeben, daß sich die große Masse des Volkes in ihrer Genügsamkeit bei der ausgezeichneten spanischen Gemeindeorganisation und der patriarchalischen Priesterregierung — denn im Innern ist der Pfarrer und nicht der Gobernadorcillo die factische Autorität — recht wohl befindet.

## Capitel XXVI.

### Saigon.

Über den Zweck und die Wirkung des Betelkauens wird viel gestritten. Aber eines steht wohl fest: ein Schutzmittel gegen das Annectieren ist es nicht. Zu dieser Überzeugung müssen wohl die dem Betelkauen mit Vorliebe ergebenden Völker Ostindiens schon gekommen sein. Vorderindien ist heute gänzlich der Fremdherrschaft verfallen, und Hinterindien droht ein ähnliches Schicksal. Birma hat aufgehört, als selbständiger Staat zu bestehen und ist innerhalb des rothen Striches gekommen, mit welchem nach alter Gepflogenheit — wahrscheinlich aus unmotechnischen Gründen mit Bezug auf die Rothröcke — auf den Karten der englische Besitz bezeichnet wird. Vom ehemaligen Kaiserthume Anam befinden sich die Nordprovinzen, das in letzterer Zeit vielgenannte Tongking, bereits unter dem „directen Protectorate“ Frankreichs; die einstigen Südprovinzen, das heutige Cochinchina, sind schon längst französische Colonie, und der mittlere Rest unter dem Scheinkönige in Hué, sowie der Nachbarstaat Cambodja werden indirect von der Tricolore so wirksam beschützt, daß man zur Freude der Geographie studierenden Jugend bald bloß mehr von einem französischen Hinterindien sprechen wird, welches all die genannten Gebiete mit ungefähr 11.400 Quadratmeilen und 24 Millionen Einwohnern umfassen und Saigon zur Hauptstadt haben dürfte.<sup>1)</sup>

Angeichts dieser glänzenden Zukunft Saigons, welches einige französische Optimisten schon als Rivalin Calcuttas sehen, was allerdings im grellen Gegensatz zu dem traurigen Bilde steht, das die meisten Reisenden davon entwerfen, waren wir sehr neugierig, Saigon durch den Augenschein kennen zu lernen.

Der erste Eindruck, den die gemeinschaftliche Mündung des Dongnai und des Saigonflusses macht, an welcher letzterem 40 Meilen stromaufwärts Saigon liegt, ist

<sup>1)</sup> Cochinchina hat gegenwärtig 1,800.000 Einwohner, darunter 2000 Europäer, 50.000 Chinesen und 100.000 Cambodjaner. Hierbei ist das Militär nicht mitgezählt. Die in Cochinchina befindliche Truppenmacht umfaßt 5500 Köpfe, darunter 2500 Mann französischer Marine-Infanterie, der Rest sind eingeborene Tirailleurs.

nicht übel. Der vereinzelte Berggipfel des Cap St. Jacques mit dem weithin sichtbaren Leuchtturm auf der Spitze und einigen freundlichen weißen Lotsenhäuschen inmitten von Cocoshainen und üppig grünem Buschwerk, sowie die reiche Vegetation, welche das weit ausgedehnte Flachland bedeckt, durch das sich der oft bloß 200 Meter breite, aber für die größten Schiffe befahrbare Fluss in unzähligen Windungen schlängelt, schmeicheln dem Auge, welches schon einige Zeit des wohlthuenden Grüns entbehrte. Auch im weiteren Verlaufe der Fahrt zeigen sich ganz hübsche, tropische Landschaftsbilder. An Stelle der Mangrove und des Rotangs treten Palmen und



Anamitenhütten am Saigonflusse.

Bananen. Hier und da zeigt sich eine kleine Ansiedelung halb in das Wasser gebauter, allerdings mehr malerischer als wohnlicher Palmenstrohhütten. Ferner mehren sich Boote mit tonnenförmigem Dache und primitiven weißen Segeln, welche letztere man für temporär zu diesem Zwecke benutzte Bettlaken halten würde, wenn dieser Wäscheartikel bei den bedürfnislosen Anamiten in Gebrauch wäre. Nicht lange, und wir gewahren, die grüne Uferlinie überragend, die beiden rothen stumpfen Thürme der Kathedrale von Saigon, die bald rechts, bald links von uns liegen. Noch einige mäanderartige Windungen, und endlich wird am westlichen Ufer, gegenüber einer anamitischen Ansiedelung, die lange Reihe mächtiger Tamarindenbäume sichtbar, welche, mit Ausnahme weniger Gebäude, Saigon dem Auge des auf dem Flusse befindlichen

Befchauers entzieht. Wir passieren die schönen Gebäude der Messageries maritimes mit den dort angelegten Dampfern, das am Ufer vertäute Kasernschiff „Voire“ und die zahlreichen kleinen französischen Kriegsschiffe, deren weißer Anstrich sich vom grünen Hintergrunde gut abhebt, das kleine, aber wohl eingerichtete Arsenal und das mächtige Dock. Die uns zuge dachte Boje ist schon längst vorbei, doch bei dem engen Fahrwasser und der Flußströmung ist eine Wendung nicht durchführbar. Es geht noch ein Stückchen stromaufwärts, der Bug wird direct auf das steile, aber weiche Ufer gerichtet, das Bugpriet fährt zwischen die Bäume hinein, und während der Bug am Ufer festgehalten ist, dreht der Strom das Achterschiff herum. Nachdem wir auf diese ebenso seltsame als praktische Weise gewendet haben, können wir inmitten der französischen Schiffe unseren, wegen der Nähe des Landes sehr gemüthlichen Ankerplatz einnehmen.

Trotz der vielen Sampans, welche den Verkehr zwischen beiden Ufern vermitteln, sieht man sofort, daß in Saigon keine rege Handelsthätigkeit herrscht. Wenn auch das Bild der Stadt vom Hasen aus den Eindruck träumerischer Ruhe hervorruft, so wollte uns daselbe nicht recht mit den ungünstigen Schilderungen stimmen, die wir über Saigon erhalten hatten. In erhöhtem Maße fand dies statt, als wir mit einem der zahlreichen guten Wagen, die an dem bequemen Landungsplatz der Fremden harren, eine Rundfahrt durch die Stadt machten.

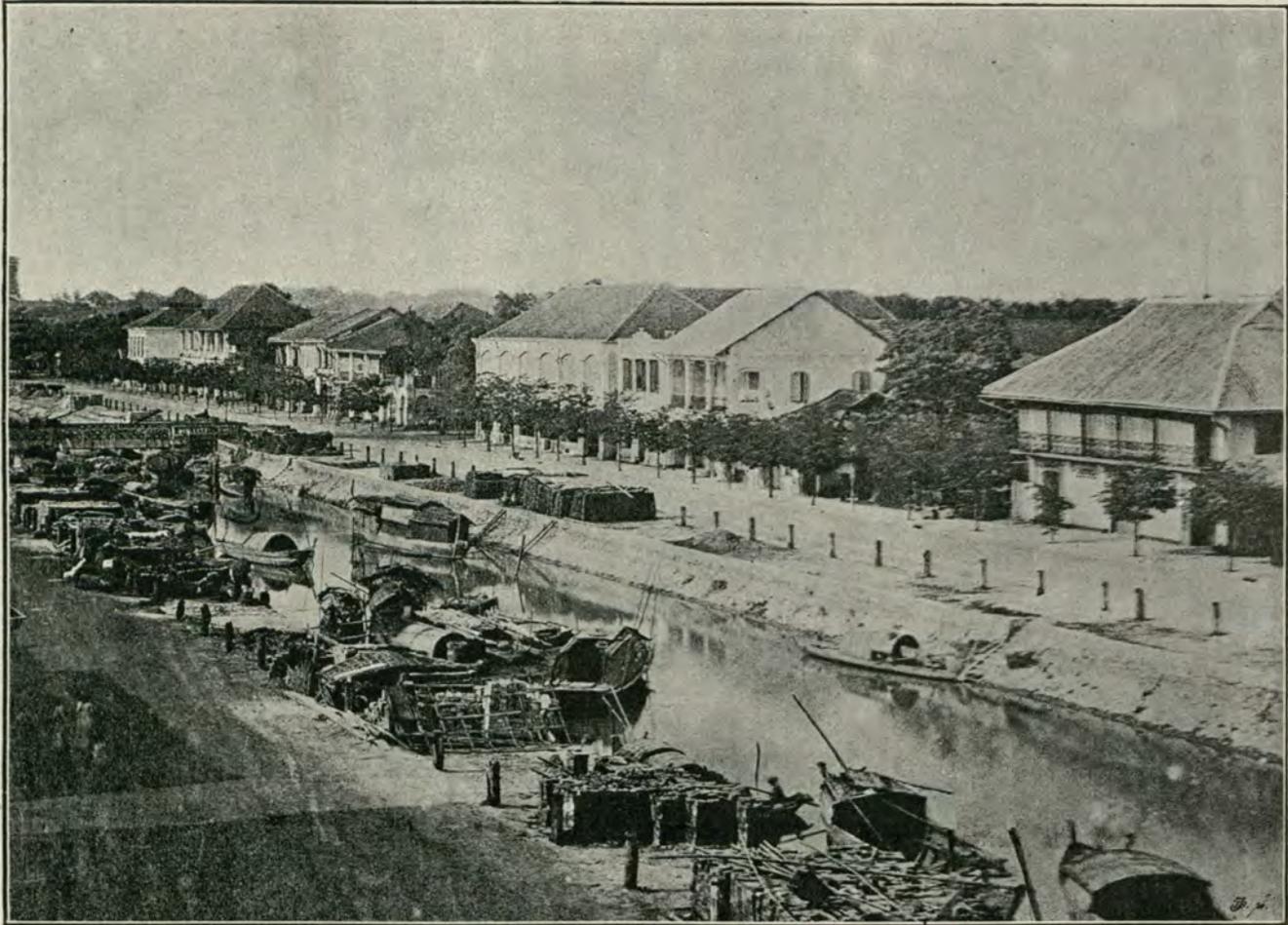
Saigon ist nicht nur kein abschreckender Ort, sondern sogar eine hübsche freundliche Stadt, ja eine der schönsten Städte Ostasiens; jedenfalls aber eine derjenigen, welche am meisten europäisches Gepräge haben. Die eigentliche Stadt ist durch mehrere der, für das Mekongdelta charakteristischen Canäle, Arroyos genannt, von den dorfsartigen Vorstädten geschieden. In der inneren Stadt findet man gerade und breite, einander senkrecht schneidende Straßen mit hübschen, lustig gebauten Häusern und breiten Trottoirs. Fast alle Straßen haben Alleen von Bäumen, die dichten Schatten spenden. Ferner sieht man an jedem passenden Orte eine wohlgepflegte Anlage mit der Bildsäule eines der Förderer der Colonie. Die monumentalen öffentlichen Gebäude, das Palais des Gouverneurs im Tuilerienstile, am Ende eines stattlich breiten, durch schöne Villen gebildeten Boulevards und von einem reizenden Garten umgeben, das Palais de Justice, die gothische Kathedrale, die sehr lustig und dabei doch gefällig aussehenden Kasernen verdienen eine nähere Betrachtung. Der botanisch-zoologische Garten und der ausgedehnte Jardin de la ville sind sehenswürdig, und besonders der erstere mit seinen schönen Thierexemplaren, darunter gewaltige Tiger, Leoparden und große Schlangen, könnte den Neid mancher großen Stadt in Europa erwecken. In den Straßen herrscht, mit Ausnahme der Mittagsstunden, während welcher man sich der tödtlichen Sonnenstrahlen halber das Haus zu verlassen fürchtet, das regste Leben. Dies ist besonders in der Hauptverkehrsader, der Rue Catinat, oder dem Boulevard Bonard der Fall, woselbst sich fast täglich eine gute Militärmusik hören läßt. Zahlreiche Equipagen und indische Garris, von kleinen, aber kräftigen Ponies gezogen, mit Damen in moderner Toilette, sowie

viele Fußgänger, zu denen die Kasernen und Stationschiffe des Abends ein mächtiges Contingent stellen, geben mit der malerischen Beimengung von Chinesen, Indiern und Malaien, im Lichtmeer der langen Reihe hellerleuchteter Cafés, deren Veranden und Vorgärten mit Besuchern überfüllt sind, ein anmuthendes Bild froher Lebenslust.

Bei Tage, im blendende Sonnenlichte, nimmt sich das Bild allerdings, soweit es sich um das Publicum handelt, etwas anders aus. Die eleganten Toiletten der Damen können nicht über deren blutarmes, oft durch Hitzauschläge entstelltes Aussehen hinwegtäuschen, und die Erscheinung manches lustigen Flaneurs vom Abend zuvor berührt oft wahrhaft peinlich. Bleich, hager und schlotternden Ganges schleicht er unter einem unförmlichen Korkhute daher, ein wahres Bild des Jammers, so recht im Einklange mit allen den verwitterten Schönheiten der Cafés, denen man nun deutlich ansieht, daß mancher Taifun über sie hinweggegangen ist. Und doch sind jetzt die Gesundheitsverhältnisse Saigons nicht mehr so schlecht als früher, ja bei regelmäßiger, dem Klima angepaßter Lebensweise können Europäer selbst lange Zeit dort zubringen, ohne wesentlichen Schaden an der Gesundheit zu erleiden. Allerdings werden diese Bedingungen selten eingehalten, und so bezeichnet man zwei Jahre als das Maximum der Zeit, welche ein Europäer ohne Unterbrechung hier auszuhalten vermag. Bei Soldaten, die wir seltsamerweise alle in dunklen Uniformen mit Epauletten und Tuschpapps gekleidet sahen, ist, wenn sie eine Campagne mitgemacht haben, selbst dieser Termin zu lange. Dysenterie und eine unheilbare, zehrende Diarrhöe richten große Verheerungen unter denselben an, und während des Rücktransportes nach Frankreich sind Todesfälle sehr häufig.

Von den Eingeborenen, den eigentlichen Anamiten, sowie von den Minghuong genannten Mischlingen<sup>1)</sup> zeigen sich im europäischen Stadttheile nur wenige. Um diese zu sehen, muß man die Vorstädte und Dörfer oder die zahlreichen Canäle aufsuchen, in welch letzteren sie in Sampans und großen Booten ihre amphibienhafte Existenz fristen. Schönheit könnte man diesen mittelgroßen, bezüglich Hautfarbe und Physiognomie den Südchinesen ähnelnden Gestalten wohl nicht zusprechen. Ein schwarzes weites Beinkleid oder Sarong, darüber ein langer hemdartiger Überwurf von gleicher Farbe bilden die bei besser gestellten Männern und Frauen gleiche Bekleidung. Erstere binden das kurze Haar mit einem farbigen Tuche zusammen, auf welchem manchmal noch ein kleiner spitzschildartiger, lackirter Hut ruht, während die Frauen das lange Haar am Scheitel kneten. Bei dem meist finsternen Gesichtsausdrucke der Frauen, sowie dem spärlichen Bartwuchse der Männer sind die Geschlechter oft schwer voneinander zu unterscheiden. Die Lastträger und Bootskleute beschränken sich auch hier in ihrer Toilette auf einen Strohhut und ein Lendentuch. Alle Anamiten insgesammt haben jedoch als Merkzeichen einen durch beständiges Betelkauen

<sup>1)</sup> Die Minghuong sollen Abkömmlinge der nach dem Sturze der Mingdynastie in Cambodja eingewanderten Chinesen sein, sind jedoch von den eigentlichen Anamiten schwer zu unterscheiden, im Gegensatz zu den chinesischen Mischlingen der Gegenwart, welche durch ihre lichte Hautfarbe auffallen. Die Minghuong sollen Saigon gegründet haben.



Saigon. Quai de l'Arroyo des Chinois.



widerlich entstellten Mund. Übrigens sollen die Djoa Schi „Leute der abstehenden großen Zeh“, wie die Chinesen diese südlichen Nachbarn seit altersher nennen — ob physiologisch begründet, ist nicht feststehend — trotz ihrer unfreundlichen Gesichtszüge recht gutmüthig sein. So werden sie wenigstens von den Missionären geschildert, welche in Saigon, wie überall, weitaus die gründlichsten Kenner von Land und Leuten sind. Ist das ursprüngliche Mißtrauen überwunden, so sind sie sogar gegen Fremde sehr gastfreundlich. Auch rühmt man ihnen Tapferkeit, Genügsamkeit und ein schönes Familienleben nach; wenn auch nicht so regsam als die Chinesen, sollen sie doch als Ackerbauer recht Gutes leisten.

Der Besuch der Anamitendörfer um Saigon ist übrigens durchaus nicht leicht, da dieselben fast durchgehends in morastigem Terrain liegen; es sei denn, daß man dem Beispiel der Bewohner folgen will, die oft kniehoch im Schlamme waten, um zu ihren Behausungen zu gelangen. Die elenden Hütten, meist aus Palmstroh oder Rohrgeflecht und inmitten eines winzigen Gärtchens, lohnen nicht den mühsamen Zugang. In dem von den Nebengemächern durch Matten geschiedenen Hauptgelass sieht man um die Feuerstelle, auf welcher der Reiskessel nie fehlt, einige niedere Bänke gruppiert; oft bilden auch bloß Matten, direct auf den feuchten Boden gelegt, und einige Kisten den ganzen Hausrath. Die gelben Gesichter der Bewohner, welche gedankenlos Betel kauen oder mit Opium versetzten Tabak aus Wasserpfeifen rauchen, das schmutzige Schwarz ihrer Gewänder und das Durcheinander von Kindern, Hausthieren und Geflügel, welche kunterbunt vor der Schwelle hausen, bieten kein einladendes Bild. Demnach sind die verschiedenen Amulette an der Thüre und an den Pfosten, welche den Besuch der Geister von Verstorbenen abwenden sollen, wohl recht überflüssig. Die Häuser der Wohlhabenderen sind allerdings, wenigstens dem Außern nach, ansprechender. Aus Holz gebaut, mit einer von Säulen getragenen Veranda versehen, die Frontwand nicht selten mit Schnitzereien und fragenhaften Malereien geziert, das Ganze von einem wohlgepflegten Garten umgeben, hat eine derartige Behausung ein eigenthümliches, nicht unfreundliches Gepräge. Die innere Einrichtung ist zwar auch sehr einfach, und breite, niedere Tische, wie sie auf Java in Gebrauch sind, bilden das Hauptmöbel, auf welchem man sowohl der Ruhe pflegt, als auch, darauf hockend, die Mahlzeit einnimmt. Einige Truhen, mitunter schön mit Perlmutter incrustiert, sowie Bilder und Sinnsprüche an den Wänden, verleihen den niederen, schlecht beleuchteten Gemächern einen etwas heimlicheren Anstrich. Petroleumlampen an Stelle der Cocosölleuchte, sowie Glas- und Porzellangeschirr zeugen von der Berührung mit Europäern. Bezüglich Speise und Trank ist man allerdings trotz der Nähe Saigons noch beim Herkömmlichen geblieben. Reis mit Fischen sind die Hauptnahrungsmittel. Kleine Fische, welche mit Salz und Gewürzen eingemacht der Gährung unterworfen werden, bis sie einen dünnflüssigen Brei bilden, das Nofmam, sind eine sehr beliebte und jedenfalls bezüglich des Geruches auch sehr pikante Zuthat zum Reis. Ein süßes Gelee aus Seetang, ferner Bataten und Lotosknollen gehören

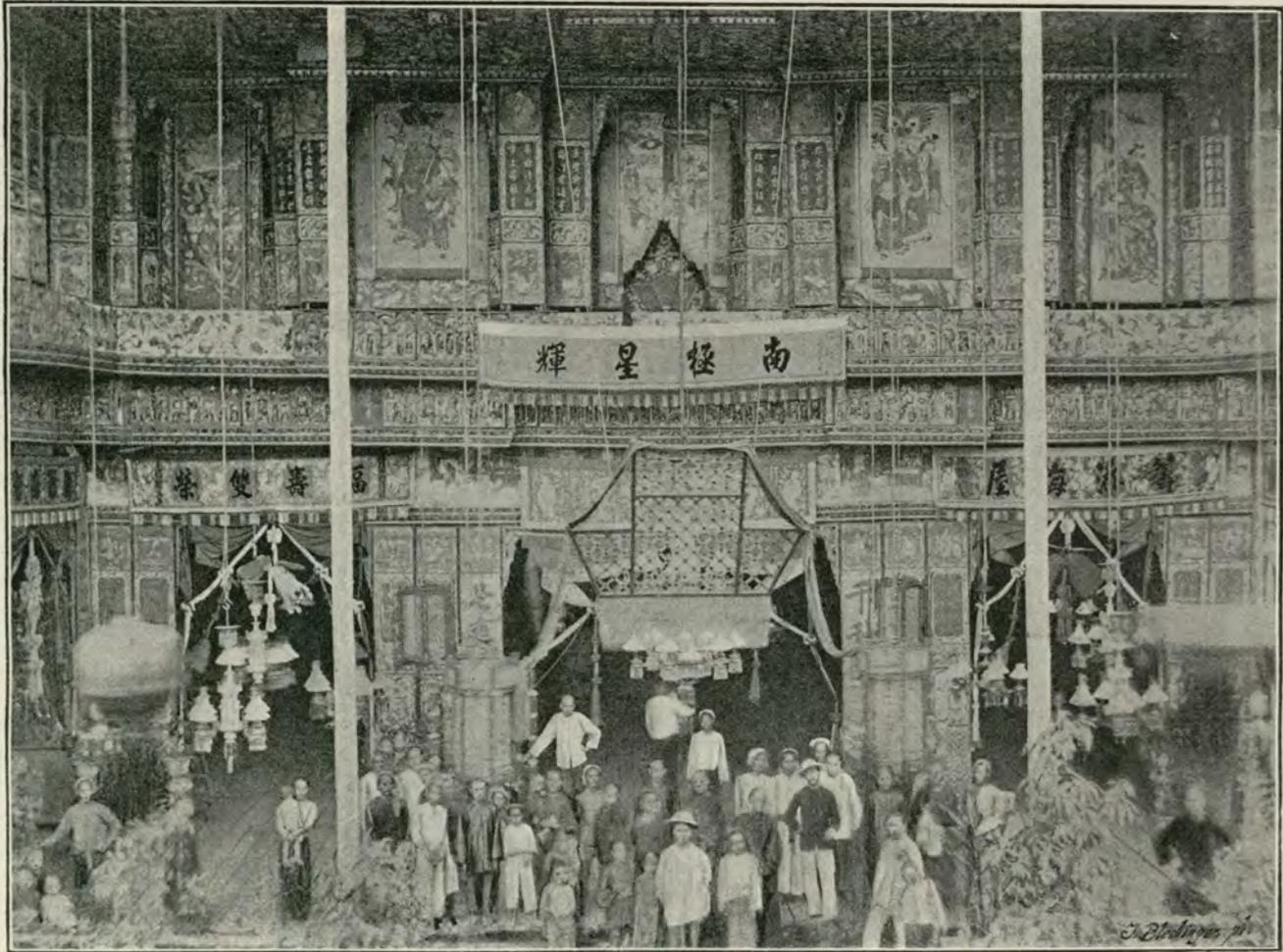
ebenfalls zu den Leckerbissen der Anamiten. Unter den Getränken spielt wohl der Thee die erste Rolle, wenngleich ein schmackhafter Palmzuckerliqueur und der Tschumtschum (Reißschnaps) schon ihre Verehrer gefunden haben, welche auch dem in allen französischen Colonien verbreiteten Absinth nicht abhold sind. Doch rühmt man den Anamiten nach, daß sie beim Genuße geistiger Getränke selten die Grenzen der Mäßigkeit überschreiten.

Eigenthümlich ist die bezüglich ihres Baues, wie man uns sagte, dem Indischen sich nähernde Sprache, welche zugleich große Verwandtschaft mit dem Chinesischen hat und auch mit chinesischen Schriftzeichen geschrieben wird. Wenngleich nicht musikalisch klingend, unterscheiden sich doch viele anamitische Worte bloß durch die Klangfarbe voneinander, was dem Europäer die Erlernung der Sprache sehr schwer macht. Jedenfalls hält der junge anamitische Freier sie nicht für genügend eindrucksvoll oder einschmeichelnd und bedient sich lieber des poesievollen und gewiß höchst praktischen Mittels, seine Neigung durch Übersenden eines Betelpriemchens zum Ausdruck zu bringen. Nimmt die Erkorene dasselbe an, und kaut sie in Gesellschaft ihres Verehrers das Priemchen, so ist dessen Glück gesichert. Allerdings ist dies bloß der äußerliche Abschluss langwieriger Verhandlungen zwischen beiden Familien, wobei Mittelspersonen und Sterndeuter bezüglich Aussteuer und Wahl der glückbringenden Tage mitwirken.

Im allgemeinen unterscheiden sich die Anamiten, was ihre Gebräuche und Sitten betrifft, wenig von den Chinesen, mit welchen sie auch die verschiedenen Religionen, die Lehre Confucius' und Buddhas, die Ahnenverehrung, sowie alle die abergläubischen Ceremonien gemein haben. Im eigentlichen Anam ist auch der ganze Regierungsapparat, die Beamtenhierarchie, die Literatenprüfung u. nach chinesischem Muster eingerichtet. Auch das patriarchalische Familienleben, der unbedingte Gehorsam der Kinder gegen ihre Eltern, ist bei den Anamiten gerade so wie in China zu finden. Selbst die Vorliebe für das Theater und die lärmende Musik ist beiden Völkern gemein, doch ist die Musik der Anamiten etwas melodischer als die chinesische, und der Gesang, wenn auch näselnd und meist schwermüthig, mitunter selbst für europäische Ohren nicht unangenehm.

Das Christenthum hat hier trotz der heftigen Verfolgungen zu Anfang dieses Jahrhunderts schon stark Wurzel gefaßt, und die Missionäre schätzen, allerdings scheinbar etwas optimistisch, die Anzahl der Katholiken in Cochinchina, Anam und Tongking auf eine viertel Million.

Die Chinesen spielen in Saigon wie in ganz Hinterindien eine wichtige Rolle und haben fast den ganzen Kleinhandel in Händen; ja viele derselben betreiben sehr bedeutende Import- und Exportgeschäfte. Im chinesischen Viertel Saigons findet man wieder ganz unverfälschtes chinesisches Leben und Treiben, bis auf eine wohlthuende Zuthat von Reinlichkeit und Ordnung, welche die europäisch organisierten, aber zumeist aus Anamiten bestehenden gardiens de sûreté mit Energie aufrecht zu erhalten wissen. Zur Zeit unseres Aufenthaltes gieng es gerade sehr bewegt her. Der Chef der Chinesencolonie, Namens Wangtai, ein sehr vermöglicher Mann und Municipal-



Saigon. Façade des Bangtai'schen Festhauses.



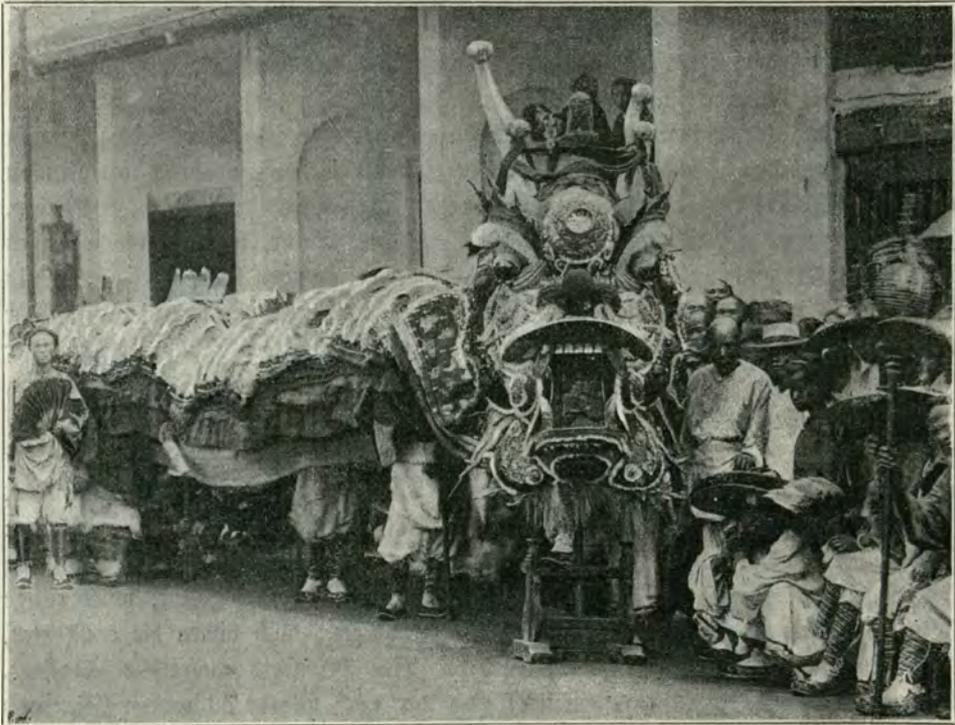
rath von Saigon, feierte seinen sechzigsten Geburtstag. Da zeigte sich wieder das feste Zusammenhalten der Chinesen in der Fremde im schönsten Lichte. Vor dem Hause des Jubilars wurde eigens für den Zweck ein großes Holzgebäude aufgeführt. Dessen Frontseite staffierte man mit allerlei Flitterwerk, Kränzen und Lampions sehr prunkvoll aus, während man das Innere durchgehends mit kostbaren chinesischen Seidenstickereien, welche von den reicheren Mitgliedern der Gemeinde zu diesem Zwecke hergeliehen wurden, verzierte. Mehrere chinesische Ebenholzgarnituren vor einem altarartigen Aufbau, auf welchem das französische Bürgerpatent Bangtais thronte, bildeten den Mittelpunkt der vielleicht 1000 Personen fassenden Festhalle. Hier wurden nun durch eine volle Woche der Reihe nach alle Honoratioren und Körperschaften Saigons auf das reichste bewirtet. Als wir das Gebäude besuchten, waren gerade die Missionschulen, deren Förderer Bangtai ist, an der Reihe, und es gab ein seltsames Bild, Chinesen, Missionäre im Talar, Schwestern mit der großen weißen Haube, sowie Herren im schwarzen Frack am Honoratiorentische in bunter Reihe einander mit Champagner zutrinken zu sehen. Über 20.000 Dollars soll diese Hulldigung der chinesischen Gemeinde gekostet haben.

Einer zweiten Festlichkeit, zum Theile religiöser Natur, die in einigen Tagen stattfinden sollte, und welche ebenfalls durch die Vorbereitungen die Chinesencolonie in Aufregung versetzte, konnten wir leider nicht mehr beiwohnen. Es war dies die alljährliche Drachenbeschwörung. Wie man uns erzählte, soll dies eines der schönsten Feste dieser Art sein. Sie besteht der Hauptsache nach darin, daß ein aus buntem Stoffe erzeugter, an 20 Meter langer Drache, welcher seine Träger überdeckt, des Abends mit entsprechendem Pomp, Beleuchtung und Feuerwerk durch die Straßen geführt wird. Hierdurch soll der böse Seedrache, welcher den Fischern Schaden bringen kann, besänftigt werden.

Die Umgebung von Saigon kennzeichnet sich durch eine große Einförmigkeit: Flachland von zahlreichen Wasseradern durchschnitten, und weit und breit keine Erhöhung sichtbar. Das schöne Grün der verjumpften Wiesen und der Reisfelder, sowie einige stattliche Baumgruppen können hiefür nicht entschädigen; auch bilden die erwähnten, halb im Wasser befindlichen Anamitendörfer keine besonders malerische Staffage. Wenn man mittels der Dampftramway oder der nach Mytho führenden Eisenbahn nach Scholon, dem Hauptcentrum des Reisesportes, der eigentlichen commerciellen Hauptstadt Cochinchinas fährt, so bekommt man ungefähr ein Bild von dieser für das ganze Mekongdelta typischen Landschaft. Allerdings gesellen sich hier noch, wie in China in der Nähe der Städte, weite mit Gräbern bedeckte Flächen dazu. Hingegen ist Scholon selbst, welches hauptsächlich von Chinesen bewohnt wird, eine Stadt, die sich durch regelmäßige Anlage und Reinlichkeit und durch einen sehr regen Geschäftsverkehr auszeichnet. Auch ist es nicht uninteressant, das Leben auf den mit schweren Lastbooten bedeckten Canälen zu betrachten. Auf diesen Booten, welche zugleich die Schifferfamilien beherbergen, wimmelt es von Frauen und Kindern. Hier spielen sich ähnliche Scenen amphibienhaften Lebens ab, wie in der schwimmenden Stadt Cantons. Der Verkehr zwischen Scholon und Saigon ist ein äußerst reger, und man konnte auf

der Dampftramway sehen, daß nicht etwa eine individuelle Abneigung der Chinesen gegen dieses Beförderungsmittel bei den Schwierigkeiten mitspielt, welche der Einführung der Eisenbahnen in China entgegenstehen. Die Chinesen stellen das Hauptcontingent zu den Insassen der stets vollgepflanzten Waggons, ja oft sind selbst die Trittbretter von Söhnen des himmlischen Reiches besetzt, welche ihre Zöpfe lustig im Winde wehen lassen.

Die Sehenswürdigkeiten in der Umgebung Saigons, die dem Touristen angepriesen werden, gewähren im allgemeinen mehr geschichtliches als thatächliches Interesse. Eigenthümlich ist der katholische Friedhof, in welchem inmitten einer reichen Vegetation



Saigon. Drachenprocession der Chinesen.

sich Grabsteine nach europäischer Art mit chinesischen Schutzdächern und sonstigem barocken Beiwerk vorfinden. Der Arroyo Noksansau gilt als bemerkenswert, weil hier seinerzeit Alligatoren gehalten wurden, welche zur Verproviantierung der Stadt dienten. Wie es noch jetzt im nahen Cambodja Gebrauch sein soll, wurde das Fleisch dieser Thiere derart verkauft, daß man vom lebenden Alligator, beim Schwanz angefangen, Stück für Stück herunterschlug. Mehr Aufmerksamkeit verdient das ungefähr eine Meile von Saigon entfernte Grabmal des Bischofes von Adran.<sup>1)</sup> Es ist dies eine von hübschen

<sup>1)</sup> Der Bischof Behaine von Adran spielt eine hervorragende Rolle in der Geschichte Anams. Im Jahre 1763 kam er als vereinzelter Missionär nach Cochinchina. Dank seiner edlen Herzens-

Bäumen umgebene Halle mit chinesischem Dache, welches im Innern eigenthümliche, nicht unwirksame Fresken, zumeist Thiere darstellend, sowie mehrere originelle Sculpturen enthält. — Seltsamerweise fühlen sich die Herren des Landes, die Franzosen, nicht recht heimisch in Saigon. Bei jeder Gelegenheit zeigt es sich, daß mit wenigen Ausnahmen eigentlich nur diejenigen dort bleiben, welche absolut müssen. Bei den activen Militärs, die einen aufreibenden Dienst ohne besondere Entschädigung haben, ist dies begreiflich, weniger aber bei den politischen Beamten, denen doch ein schöner Wirkungskreis ein-



Saigon. Im katholischen Friedhofe.

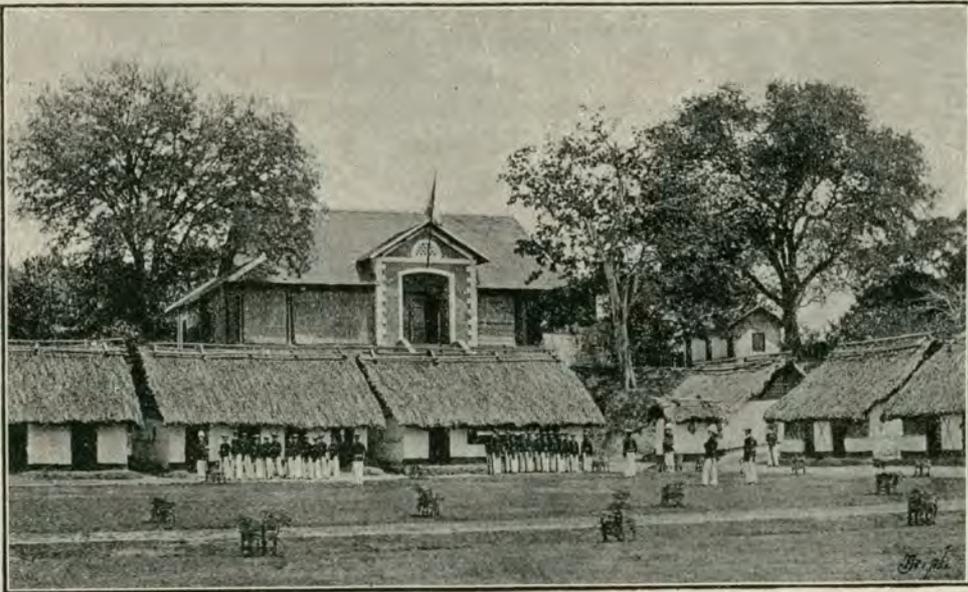
geräumt ist, und welche rasch vorwärts kommen. Die französische Regierung ist gezwungen, ganz außerordentliche Begünstigungen zu gewähren, um sich die nöthigen Kräfte zu

und Geistesgaben wurde er der Rathgeber des damaligen Kaisers Djalong von Anam. Er bewog letzteren, seinen Sohn nach Paris zu senden, um bei Ludwig XVI. ein Schutz- und Trutzbündnis zu erwirken. Wenn auch wegen der Revolution der Vertrag nur theilweise zur Ausführung kam, so erreichten doch damals die Franzosen eine einflussreiche Stellung in Cochinchina, die erst nach dem Tode Djalongs wieder verloren gieng. Es war der letztgenannte Souverän, welcher dem von ihm hochgeehrten Bischöfe das nach anamitischen Begriffen außergewöhnlich prunkvolle Grabmal setzen ließ.

sichern. So erzählte man uns unter anderem, daß jene Officiere und Beamten, welche 12 Jahre als selbständige politische Beamte in der Colonie oder in den Protectoraten gedient haben, ein Capital von 80.000 Francs ausbezahlt erhalten. Angesichts dessen, daß die betreffenden Personen meist jung an Jahren solche Stellungen und nebenbei eine gute Bezahlung bekommen, sollte dies verlockend sein. Ueberdies geschieht seitens der Regierung auch das Möglichste, um den Aufenthalt in Saigon und in den wichtigeren Stationen angenehm zu machen. Zur Sanierung derselben werden große Summen ausgegeben; der Verproviantierung, der Wasserversorgung und der Wohnungsfrage wird gebührende Sorgfalt zugewendet. Ja, selbst für Vergnügungen wird gesorgt. Durch eine Subvention von 150.000 Francs ermöglicht man, daß während der Winterzeit eine, wie wir uns selbst überzeugten, ganz ausgezeichnete Operettengesellschaft in Saigon Vorstellungen gibt. Auch fehlt es nicht an Cercles de lecture, Café chantants &c. &c. und doch macht es den Eindruck, als ob ein Alp auf der Gesellschaft lasten würde. Viel mag immerhin das Klima und die politische Zerrfahrenheit, und als Folge letzterer bei Beamten die Ungewissheit bezüglich der Zukunft beitragen. Allein auch in der Handelswelt zeigt sich die gleiche Erscheinung. Ein großer Theil der Geschäfte liegt, wie erwähnt, in den Händen der Chinesen, aber auch unter den europäischen Häusern sind Deutsche und Schweizer die Leitenden, trotzdem daß gegen erstere im Jahre 1870 ein förmlicher Kreuzzug gepredigt wurde. Auch in dieser Richtung will die Regierung durch Schutzzölle und Begünstigungen der nationalen Schifffahrt die Sachlage vortheilhafter für die französischen Interessen gestalten, allein ob dies von Erfolg begleitet sein wird, ist mehr als fraglich. Man glaubt ohnedies in den bürokratischen Einrichtungen der Franzosen die Hauptursache suchen zu müssen, warum Cochinchina nicht den gleichen Aufschwung genommen hat, wie Britisch-Birma, das doch ganz ähnliche Ackerbauverhältnisse aufweist und fast zu gleicher Zeit colonisiert wurde. Hier wie dort dreht sich alles um den Reiserexport und sind die gleichen Arbeitsverhältnisse, eine ähnliche Bodenbeschaffenheit, und gleich zahlreiche Wasserwege vorhanden; ja selbst der Charakter der Eingeborenen beider Länder ist wenig verschieden, und doch, was ist Rangun gegenüber Saigon? Es muß doch etwas in dem englischen Colonialsystem und vorzüglich in dem Unternehmungsgeiste der Engländer liegen, was den Unterschied hervorruft. Allerdings muß man zugeben, daß die Franzosen in commercieller Richtung ungünstigere Verhältnisse in dem ihnen gehörenden Theile Hinterindiens vorfanden, als die Engländer in dem ihrigen. Von Tongking bis nach Cambodja ist Hinterindien schon seit Jahrhunderten eine Handelsdomäne der Chinesen; der Handel mit den Ausfuhrproducten hat schon seit langem die Richtung über Hongkong und Singapore genommen, und selbst bezüglich der Einfuhr konnten die Franzosen nur mühsam den Erzeugnissen der eigenen Industrie Bahn brechen. Die Colonialregierung hat jedenfalls ganz außerordentliche Anstrengungen gemacht, um die französischen Besitzungen in Hinterindien zur gedeihlichen Entwicklung zu bringen. Ganz abgesehen von der civilisatorischen Thätigkeit

mit Bezug auf Rechtspflege, Verwaltung und Volksbildung hat man sehr vieles zur Hebung der Bodencultur, Entwicklung der Industrie und Besserung des Verkehrswezens gethan. Dies ist umsomehr anzuerkennen, als die finanziellen Verhältnisse der Colonie wenig günstig sind, indem Cochinchina über ein Drittel seiner Einkünfte dem französischen Staatschatze zur Deckung der Auslagen für Tongking abliefern muß.<sup>1)</sup>

Auch im französischen Hinterindien, wie in Birma und Siam richtet man seine Blicke nach dem Yunnan und hofft mit der Zeit den Export aus dieser chinesischen Provinz an sich zu ziehen. Gegenwärtig verkehren Dampfschiffe im Unterlaufe des Mekong bis zu den Schnellen von Kratjeh. Nun ist festgestellt worden, daß ent-



Kaserne anamitischer Tirailleurs.

sprechend gebaute Schiffe, wenigstens während des Hochwassers, bis nach Rhon verkehren können. Da oberhalb der Katarakte in der Nähe des letztgenannten Ortes die Schifffahrt anstandslos bis nach Luang Prabang betrieben werden kann, so wäre allerdings die Möglichkeit geboten, mit der Zeit den Außenhandel von Südwestchina über den Mekong zu leiten.

<sup>1)</sup> Die Gesamteinnahmen Cochinchinas betragen nahezu 8 Millionen Dollars; der Wert der Ausfuhr 13 Millionen Dollars, (darunter Reis über 6 $\frac{1}{2}$  Millionen), die Einfuhr 11 $\frac{1}{2}$  Millionen Dollars. Es bestehen in Cochinchina über 500 Schulen mit 24.000 Schülern; in nahezu einem Viertel derselben wird das Kok-ngu, d. h. das Schreiben des Anamitischen mit römischen Lettern, gelehrt. In Saigon befinden sich außer den Schulen für Europäer auch höhere Schulen für Eingeborene; im allgemeinen sollen die Resultate, welche in den Schulen erzielt werden, recht befriedigend sein.

## Capitel XXVII.

### Bangkok.

Der Anker rasselte nieder; wir waren im Lande des weißen Elefanten angelangt. Allein das Land selbst sah man kaum. Nur von den höheren Schiffstheilen aus gewahrte man im Norden eine niedere Strandlinie mit dem die Einfahrt in den Menam kennzeichnenden Leuchtturme, sonst nur rechts und links in weiter Ferne blaue Berge. Man wäre versucht, an einen Irrthum zu glauben, doch die vor Anker liegenden Dampfer und Segelschiffe und deren nach Norden gerichteter Bootsverkehr, lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß wir uns vor einer mächtigen Handelsstadt befinden. Doppelt lebhaft regt sich die Begierde, das Land kennen zu lernen, welches sich so geheimnißvoll den Blicken des Ankommenden entzieht. Übrigens zeigte sich bald auch in anderer Weise, daß wir uns im Gebiete des gastfreundlichen Königs von Siam befanden. Schon bei der Fahrt nach dem Ankerplazze bemerkten wir eine Dampfjacht mit einer siamesischen Distinctionsflagge auf dem Großtopp, welche Kurs gegen uns nahm. Kaum hatte die „Tasana“ geankert, so warf auch das erwähnte Schiff in unserer unmittelbaren Nähe den Anker. Es war die königliche Jacht „Abol Bolatit“ mit den Prinzen Prisdang und Waddhana, sowie mehreren Officieren an Bord, welche Se. k. u. k. Hoheit den durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Leopold im Namen des Königs zu begrüßen und zu einem Aufenthalt in Bangkok einzuladen hatten. Als bald kamen die Herren an Bord. Prinz Prisdang, ein hochgebildeter Herr, der wiederholt in Europa gewesen und vollkommen englisch spricht, in reichem siamesischen Galarock aus Goldbrocat, die anderen Herren in der kleidsamen siamesischen Militäruniform, bestehend aus einem weißen Waffenrock mit Achselknöpfen und dem blaueidene Panung, ein pluderhosenartig geschlungenes Lendentuch. Alle trugen weiße Kniestrümpfe und Schnallenschuhe und einen geschmackvoll verzierten, weißen Korfhelm. Zu unserer Freude befand sich in der Suite auch ein

Österreicher, Herr Erwin Müller. Dieser, eigentlich ein Kaufherr, versteht vermöge des im Laufe seines langen Aufenthaltes in Bangkok erworbenen Vertrauens bei Hofe, die Ehrenstelle eines siamesischen Ceremonienmeisters und führt als solcher den Namen Hluang Pradibat Ratschaprajong. Ihm oblag im vorliegenden Falle das Arrangement des Besuches, sowie das Amt eines Dolmetschers für jene Mitglieder der Suite, welche bloß siamesisch sprachen.

Der liebenswürdigen Einladung folgend, schiffte sich Se. k. u. k. Hoheit, mit dem Commandanten und einem Theile des Schiffsstabes der „Fasana“ als Suite, am nächsten Vormittage an Bord der „Ubol Bolatit“ ein und fuhr nach Bangkok, welches sich 25 Meilen stromaufwärts von der Mündung des Menams befindet. Die zahlreiche Gesellschaft fand in den eleganten und erstaunlich großen Räumlichkeiten der Yacht eine sehr bequeme Unterkunft. Der Commandant derselben, Commodore de Richelieu, ein Sprößling des nach Dänemark ausgewanderten Zweiges der berühmten Familie, überbot sich an Liebenswürdigkeit und verstand es, die Honneurs in ausgezeichneter Weise zu machen. Die Passage der Barre verursachte einigen Zeitverlust, da selbst die bloß 3½ Meter tauchende Yacht das Eintreten des Hochwassers abwarten mußte, um über dieselbe gelangen zu können. Wenn man bedenkt, daß, falls die Barre nicht wäre, die größten Schiffe den Menam bis über Bangkok hinaus befahren könnten, und dadurch dem stets zunehmenden Schiffsverkehre eine bedeutende Erleichterung erwachsen würde, so fragt man sich unwillkürlich, ob es nicht möglich wäre, diese Bank wenigstens theilweise zu beseitigen. Sachmänner haben die Durchführbarkeit eines solchen Unternehmens als unzweifelhaft dargestellt; doch politische Erwägungen sprachen dagegen, dieses Annäherungshindernis für größere Kriegsschiffe zu beseitigen. Angesichts des Umstandes, daß Siam jetzt der einzige unabhängige Staat Hinterindiens, ja des ganzen südlichen Festlandes von Asien ist, und von englischen und französischen Colonien und Protectoraten umklammert wird, erscheint diese Vorsicht begreiflich.

Endlich waren die, spanischen Reitern gleichenden Fischeeroge, welche links vom Fahrwasser angebracht sind, sowie der auf Eisenrösterwerk dem Wasser entstehende Leuchtthurm passiert, und wir befanden uns im tiefen Fahrwasser der „königlichen Mutter des Wassers“ (P'ya Tschau Menam), welcher Fluß in Siam eine gleiche Rolle wie der Nil in Aegypten spielt. Rechts und links sieht man angeschwemmtes Flachland, in der Nähe der See von Mangroven eingerahmt, die weiter stromaufwärts von Bambus und Palmen abgelöst werden, hinter welchen sich wohl gepflegte Reisfelder endlos ausdehnen. Bei Paknam, der Zollstation für die aufwärts gehenden Schiffe, wo ein modernes, stark bestücktes Fort auf einer Insel den Fluß beherrscht, bot sich uns das erste Muster einer siamesischen Stadt.

Längs des Ufers stehen Holzhäuser mit hohen Giebeln auf Flößen, und auf festem Grunde zwischen üppigem Grün ähnliche Hütten auf Pfählen, aber auch schöne Stein Gebäude, worunter das Post- und Telegraphenamnt besonders auffällt. Von Schling-

pflanzen überwucherte Mauern eines alten holländischen Forts und am westlichen Ufer auf einer kleinen Insel eine reizende Pagode, deren reich vergoldete Spitzen sich im klaren Wasser des Flusses wieder spiegeln, tragen dazu bei, den Gesamteindruck höchst malerisch zu gestalten. Hier beginnt auch schon ein reges Leben auf dem Flusse. Große chinesische Dunken, breite siamesische Warenbote mit tonnenförmigem Mattendache und zahlreiche kleine Canoes, meist von Frauen gerudert, finden sich hier im bunten Durcheinander.

Der Salut des Forts, welches die österreichisch-ungarische Flagge mit 21 Schuß begrüßte, hatte die Bevölkerung des Ortes ans Ufer gelockt. Die Veranden der schwimmenden Häuser und die Anlegeplätze füllten sich mit braunen Gestalten in höchst einfachem Costüme, bei welchem die Männer von den Frauen kaum zu unterscheiden sind.

Von Patnam aufwärts wird der Verkehr auf dem Flusse noch lebhafter. Endlich zeigen sich wieder schwimmende Häuser, sodann zahlreiche Schlote industrieller Etablissements — meist Reisschälmühlen. Die Anzahl der im Flusse verankerten Schiffe mehrt sich, und zu den landesüblichen Fahrzeugen gesellen sich europäisch getakelte Segelschiffe, sowie viele Dampfer; auch mehrere siamesische Kriegsschiffe, Kanonenboote und Yachten, zeigen sich. Zu beiden Seiten treten zwischen dichten Bäumen freundliche Villen an das Ufer. Am östlichen Ufer präsentieren sich die imposanten Fronten des Zollgebäudes und verschiedener Schulen, endlich die weißen crenelierten Mauern des königlichen Palastes, aus welchem, wie überhaupt von allen Seiten, die hohen, im Sonnenscheine glitzernden Spitzen mächtiger Tempel hervorragen. Wir befinden uns vor Bangkok.

Ein großes, von 30 Mann bemanntes Galaboot schafft sich mit Mühe den Weg durch die zahlreichen Boote und Dampfbaracken, welche um das Schiff herumwirren, und bringt uns zwischen den zwei- bis dreifachen Reihen schwimmender Häuser zum Landungsplatz. Eine Anzahl Hofequipagen mit scharlachroth uniformierten Kutschern und Lakaien führt den Herrn Erzherzog und das Gefolge über den breiten Platz längs des königlichen Palastes zu dem in einer Seitengasse gelegenen Palais Sarahnrom, welcher Sr. k. u. k. Hoheit und seiner Suite zur Verfügung gestellt worden war.

Dieses Sarahnrom genannte Palais ist ein einstöckiges Gebäude mit einem dem siamesischen Geschmack angepaßten Außern; im Innern ist es jedoch ganz nach europäischen Begriffen bequem und elegant eingerichtet. Die vordere Front, welche die Aussicht auf den gegenüberliegenden Park hat, enthält die Prunkgemächer. Hier nahm Sr. k. u. k. Hoheit Aufenthalt. Rings um den viereckigen Hof befinden sich die Zimmer, welche der erzherzoglichen Suite zugewiesen waren, der Speisesaal, die Rauch- und Billardzimmer. Im rückwärtigen Tract wohnte, mit Ausnahme der beiden Prinzen, die siamesische Suite.

Es bedurfte wohl einiger Zeit, ehe sich alles in diesem Hoflager zurecht fand. Wohl war in jeder Richtung glänzend vorgesorgt worden; auch stand eine zahlreiche



Bangkok, vom Westufer des Menam aus gesehen.



siamesische Dienerschaft zur Verfügung. Doch die Verständigung mit der letzteren war sehr schwierig, ganz besonders konnten sich ihre österreichischen Collegen nicht leicht mit ihnen zurecht finden. Auch war es schwer zu vermeiden, daß die mitgebrachten Diener diesen oder jenen dunkelfarbigen Würdenträger im Negligé für ein untergeordnetes Organ hielten.

Die Tageseinteilung während des Aufenthaltes in Bangkok war eine sehr regelmäßige. Morgens um 8 Uhr wurde mit den Besuchen oder der Besichtigung



Bangkok. Die Palaststadt des Königs.

von Merkwürdigkeiten begonnen, und dies währte meist bis 11 Uhr. Für Mittag war das Gabelfrühstück festgesetzt; hierauf folgte eine Siesta. Die Stunden von 3 bis 6 Uhr waren wieder Besichtigungen gewidmet. Um 8 Uhr servierte man das Diner, welchem der Reihe nach alle Spitzen Bangkoks zugezogen wurden. Der Rest des Abends wurde im Theater, oder irgend einer Einladung entsprechend, auswärts verbracht.

Die Diners waren nicht ohne Interesse. Vor allem war der Verkehr mit der siamesischen Suite recht angenehm. Der ebenso zuvorkommende als würdige Prinz Prisdang gab sehr interessante Aufschlüsse über Land und Leute. Prinz Waddhana

und der Palastmarschall P'ya Pipat, heitere und gutmüthige Herren, waren thunlichst bestrebt, im Wege des unermüdblichen Dolmetschers, Herrn Müller, zur Unterhaltung beizutragen. Selbst die siamesischen Pagen und unsere Cadetten unterhielten sich mit einander recht gut, obwohl beiderseits die Kenntnisse des Englischen meist beschränkte waren.

Der angenehmste Moment des Tages war jedoch die Versammlung auf der Veranda, wenn Se. k. u. k. Hoheit nach dem Diner Cerele hielt. An und für sich war die kühle Abendluft, geschwängert mit den balsamischen Dünsten des nahen Parkes, nach der körperlichen und geistigen Ermüdung während des heißen Tages, sehr wohlthwendig. Dann gewährte der Ausblick auf die seltsamen Bauten der Stadt, sowie das Gemenge der Personen von verschiedener Hautfarbe und von mannigfaltigen Trachten, bei der schwachen Beleuchtung des tropischen Sternenhimmels ein höchst eigenthümliches Bild, so recht im Einklange zu den in der Erinnerung sich traumhaft gestaltenden Eindrücken des verflossenen Tages.

Am Morgen nach der Ankunft wurde behufs Orientierung eine Rundfahrt durch die Stadt unternommen; hierbei bekamen wir eigentlich erst einen richtigen Begriff von der riesigen Ausdehnung derselben. Der Stadtrayon erstreckt sich zwar über die beiden, vollkommen ebenen Ufer des Menam, doch liegt der größte Theil der Stadt am östlichen Ufer. Das Centrum dieses Theiles bildet der königliche Palast, eigentlich eine kleine, mit Mauern und Bastionen besetzte Stadt für sich. Um diesen gruppiert sich die innere Stadt, die nur von Siamesen bewohnt und ebenfalls von hohen Mauern umgeben ist, und außerhalb derselben liegen die Vorstädte, welche sich besonders längs des Flusses endlos ausdehnen. In der südlichen Vorstadt befindet sich die Ansiedelung der Europäer, der Bauart und Anlage nach sich wenig von den Cantonments der indischen Städte unterscheidend. Zahlreiche Canäle durchschneiden die Stadt, besonders aber die Vorstädte, und bilden in dem am westlichen Ufer gelegenen Stadttheile fast die einzigen Verkehrswege. Die Ufer des Flusses, sowie der größeren Canäle sind mit schwimmenden Häusern oft in zwei bis drei Reihen hintereinander besetzt, auch findet ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung in gedeckten Lastbooten Unterkunft.

Die Palaststadt, sowie die innere Stadt bestehen vorwiegend aus Ziegelbauten, welche jedoch, mit Ausnahme der Palais und öffentlichen Gebäude, selten mehr als ein Stockwerk haben, meist flache Dächer besitzen und der Mehrzahl nach nicht auf Reinlichkeit Anspruch machen. In den Vorstädten findet man auch Backsteingebäude, die Willen der Europäer und die Häuser der Chinesen; letztere im Stile des Heimatlandes, und meist auf der das Fremdenviertel mit der inneren Stadt verbindenden Hauptstraße gelegen. Überwiegend sind jedoch in den Vorstädten die siamesischen Pfahlhütten aus Holz mit den hohen, holz- oder palmstrohgedeckten Giebelbächern, welche kaum über die sie umgebenden Bäume hervorragten. Die zwei interessantesten und am meisten charakteristischen baulichen Elemente Bangkoks sind jedoch die Wats — so heißen die Tempelanlagen — und die schwimmenden Häuser.

Die Wats sind Gebäudecomplexe, die durch hohe Mauern viereckig abgegrenzt werden. Längs der Umfassungsmauern laufen gedeckte Gänge, welche Buddha-Statuen enthalten und deren Wände meist mit Fresken bedeckt sind, die auf das Leben Buddhas oder die Geschichte Siams Bezug haben und an realistischer Auffassung nichts zu wünschen übrig lassen. In der Regel in der Mitte der Anlage befindet sich der eigentliche Tempel, ein rechteckiges Gebäude mit Säulenhallen und einem hohen Dache, umgeben von kleineren Gebethallen, Bibliotheken und Pratschedis. Unter letzteren versteht man mitunter thurmhohe Bauten, von der Form eines Kegels, der in eine lange feine Spitze

ausläuft. Im ganzen den birmanischen Stupas und den Dagobas in Indien ähnlich, bergen die Pratschedis meist einen Reliquienschrein; mitunter bilden sie auch das Wahrzeichen der Aschenurne einer hervorragenden Persönlichkeit. Kleine Glockenthürme, Ruhehäuser für Pilger, ein künstlicher Hügel für die Haarschneideceremonie, Gärten in chinesischem Stile, ein kleiner Teich für geheiligte Alligatoren, sowie verschiedene Statuen in Stein und Bronze, worunter in der Nähe des Eingangsthores meist riesige Tempelwächter, füllen den übrigen Raum des Tempelhofes aus. An diesen reihen sich dann die Wohnungen der Pras oder Talapoints, wie



Bangkok. Tempelwächter vor der Wat Tscheng.

in Siam die buddhistischen Priester heißen. Es sind dies oft ganze Stadtviertel von niederen Gebäuden mit zellenartigen Zimmern. Im Gegensatz zu den birmanischen Stupas, welche meist glatten Anwurf haben und nur mit der goldglitzernden Hth geziert sind, findet man bei den siamesischen Pratschedis eine ungemein reiche Ausschmückung mit Porzellanfiguren und durch geschmackvolle Anwendung von Fayenceziegeln, Tellercherben u. dgl. Die verschiedenen Farbentöne des Porzellans und der glasierten Ziegel, sowie das eigenthümliche Glitzern und Blinken derselben bei Sonnen- oder Mondschein, rufen einen ganz unbeschreiblichen, magischen Effect hervor. Die eigent-

lichen Tempel sind in ihrer Einrichtung wenig verschieden. Ein freier Raum, sodann eine Estrade mit den Opfertischen, endlich ein Altar, auf welchem ein oder mehrere Buddha-Bilder thronen. Die Wände sind gewöhnlich mit Fresken bedeckt, Fenster und Thüren in der Regel prachtvoll eingelegt. Charakteristisch für alle Tempel sind die geneigten, gegen oben convergierenden Mauern. Ob diese Eigenthümlichkeit vom ursprünglichen Holzbau übernommen wurde oder aber des weichen, oft nachgebenden Terrains wegen nothwendig ist, scheint nicht festgestellt zu sein. Dafs man aber die erwähnte Beschaffenheit des Terrains bei Bauten nicht außeracht lassen darf, zeigt sich an den älteren Gebäuden Bangkoks, die alle bedeutende Sprünge und Verschiebungen aufweisen.

Das schwimmende Haus ruht auf einem Floße, dessen Tragkraft durch unterhalb angebrachte Bündel langer Bambusstäbe vermehrt wird, und besitzt meist zwei nebeneinander befindliche hohe Dächer. Die Front zeigt gewöhnlich eine Veranda mit abklappbarem Dache, welches letzteres, heruntergelassen, die angrenzenden Räume abschließt. In diesen befindet sich eine Werkstätte oder eine Warenaiederlage; zugleich sind sie der gewöhnliche Aufenthaltsort der Bewohner. Das Haus ist an vier Pfosten lose befestigt, so dafs es den beträchtlichen Niveauschwankungen des Flusses folgen kann. Nichtsdestoweniger geschieht es nicht selten bei Stürmen oder bei besonders starker Strömung, dafs sich Häuser losreißen und herumtreiben. Diesen Nachtheil der schwimmenden Behausungen steht jedoch der Vortheil gegenüber, dafs deren Besitzer nach Belieben ihren Aufenthaltsort verändern können, was sich besonders Kaufleute nicht selten zunutze machen. Eine mißliche Sache ist es mit den Bambusstämmen, welche sich mit der Zeit vollsaugen, und daher regelmäßig in Zeiträumen von 1½ bis 2 Jahren gewechselt werden müssen, wenn das Haus nicht sinken soll. Selbstverständlich gehören zu jedem Hause ein oder mehrere Boote; überhaupt besitzt fast jeder Bewohner Bangkoks ein derartiges Verkehrsmittel, und Reiche entwickeln in dieser Hinsicht sehr viel Luxus. In neuerer Zeit werden die malerischen, vielruderigen Galaboote schon häufig durch nette, kleine Dampfboote verdrängt, deren man bereits sehr viele auf dem Menam sieht.

Wenn sich auch in Bangkok der Hauptverkehr zu Wasser abspielt, so sind nichtsdestoweniger auch die Hauptstraßen immer mit einer buntgemischten Menschenmenge gefüllt.

Außer den eigentlichen Siamesen trifft man da Malaien, Chinesen, Laos, Birmanen, Hindus, Anamiten, ja selbst Japaner; alle mehr oder minder im Nationalcostüme. Im allgemeinen sind die Siamesen von lichtbrauner Farbe, wohlgebaut, doch von kleiner Statur. Ihre Gesichtszüge sind wegen der hervorstehenden Backenknochen und der in der Regel platten Nase nach unseren Begriffen meist unschön, und Mund und Zähne durch das Betelkauen oft sehr entstellt. Doch entschädigen hiefür schöne Augen, ein gutmüthiger Gesichtsausdruck, und bei Frauen ein meist tadellos schöner Wuchs. Auch verleiht den Frauen das nach Art der Männer kurzgetragene Haar ein lebhaftes,

schelmisches Aussehen, wodurch, da die Männer gewöhnlich ebenfalls bartlos sind, wie erwähnt, auf eine gewisse Distanz die beiden Geschlechter schwer voneinander zu unterscheiden sind. Auch die Kleidung ist in den niederen Bevölkerungsschichten bei Männern und Frauen ziemlich die gleiche und besteht meist nur aus dem farbigen, kurzen Lendentuche, dem Panung. Hierzu kommt bei manchen ein enganliegendes Säckchen; einige Frauen pflegen auch ein Tuch kreuzweise über den Oberkörper zu binden. Die Kinder unter 9 bis 10 Jahren sind in ihrer Kleidung noch einfacher. Dieselbe beschränkt sich auf ein herzförmiges, je nach dem Stande aus Gold, Silber oder Kupferblech gefertigtes Blättchen, welches um die Lenden gebunden wird. Das Haar der Knaben wird bis auf einen kleinen Theil am Scheitel glatt geschoren. Diese Scheitellocke ist zu einem Zopf geflochten, der, spiralförmig zusammengelegt und durch glitzernde Nadeln festgehalten, meist auch mit einem kleinen Kranze weißer Blumen geschmückt wird. Dies verleiht den intelligenten und lebhaften, kleinen, schlanken Gestalten etwas eigenthümlich Herziges und Neckisches. Bei den vornehmeren Siamesen bildet der Panung ebenfalls einen wesentlichen Theil der Bekleidung, zu welchem aber stets noch Kniestrümpfe und Schuhe getragen werden. Eine weiße Jacke oder eine regelrecht europäische Bekleidung des Oberkörpers und ein niedriger Hut oder Helm vervollständigen den Anzug.

Auch in der Verschiedenheit der Fuhrwerke spiegelt sich das Rassen- und Völkergemisch ab, aus welchem die Bewohner Bangkoks bestehen. Europäische Equipagen, indische Garris, Djinrikshas, meist von Chinesen geführt, und die schwerfälligen, siamesischen Ochsenwagen mit knarrenden Holzrädern kreuzen einander, und in den Hauptstraßen rasseln unter schmetternden Trompetensanfaren die Tramwaywaggons auf und ab, welche sich bereits einer allgemeinen Beliebtheit erfreuen.

Die günstigste Gelegenheit, um die verschiedenen Typen der Bevölkerung Bangkoks kennen zu lernen, bietet jedenfalls ein Besuch des Bazars Sampeng, welcher sich unmittelbar von der inneren Stadt in südlicher Richtung hinzieht. Er besteht aus einer langen, engen, gepflasterten Straße, zu deren beiden Seiten sich die kleinen Verkaufsläden befinden. Wir passieren eilig den Theil, wo vorzüglich Lebensmittel feilgeboten werden. Allerlei Früchte, besonders aber die angeblich köstlich schmeckende, ihren Namen jedoch vollkommen verdienende Stinkfrucht, sodann hauptsächlich Fische, ja selbst Schlangen und die bei den Siamesen so beliebte Speise von eingemachten, soll heißen, angefaulten Krebsen sind hier aufgestapelt. Der Geruch, welchen alle diese Speisen verbreiten, macht dem Europäer das längere Verweilen an diesem Orte unmöglich.



Siamesische Frauen.

In dem eleganten Theile des Bazars zeigen sich vor allem Läden mit Landesproducten, schöne Palmstrohgeflechte, Matten, Thongeschirr, Messinggefäße u. s. w.; besonders zahlreich sind jedoch Niederlagen von Buddha-Figuren und sonstigen Götzen aus vergoldeter Bronze. Eine zusammengelauerte Siamesin, Betel kauend oder eine Strohcigarette rauchend, ist die stereotype Verkäuferin. Nicht minder sind bezopfte Söhne des Reiches der Mitte vertreten, welche chinesische Waren, aber häufig auch allerlei europäischen Plunder, darunter besonders Petroleumlampen, Bilder und Glaswaren feilbieten. Banianen mit den verlockenden indischen Stoffen, Malaien mit Fischerei- und Handwerksgeräth, und einige Japaner mit ihren Curios vervollständigen die Händlerchar. Trotz der Menge von Leuten und des regen Handelns und



Vornehme Siamesin.

Feilschens in den verschiedenen Sprachen herrscht eine musterhafte Ordnung, wozu wohl die Anwesenheit der in Bangkok überhaupt zahlreich vertretenen, nach europäischem Muster organisierten und gekleideten Polizeileute viel beitragen dürfte. Selbst hier, in diesem dem Geschäfte gewidmeten Viertel, sahen wir Spielhäuser. Diese bilden eben ein Wahrzeichen der Stadt. Obwohl es noch früh am Tage war, wurde hier von einem zahlreichen Publicum hauptsächlich dem chinesischen Fantanspiel gehuldigt und, wie wir uns später überzeugten, herrscht auch des Nachts, wenn schon die ganze Stadt in Schlaf versunken ist, in diesen, fast in jeder Straße anzutreffenden Spelunken noch reges Leben. Theilweise steht diese Vorliebe für das Spiel im Zusammenhange mit dem crassen Aberglauben, den der entartete Buddhismus gezeitigt hat, doch tragen die eigenthümlichen socialen Verhältnisse in Siam ebenfalls

dazu bei. Wenn auch die erbliche Sklaverei aufgehoben ist, so besteht doch noch der Slavedienst zur Abtragung von Schulden. Was wunder, daß mancher auf den günstigen Wurf hofft, der ihn mit einemmale aus einem Leben der Knechtschaft befreien kann. Trotz des begreiflichen Interesses der Spieler fällt auch hier, wie in den meisten orientalischen Spielhöhlen, eine gewisse vornehme Ruhe der Spielenden gegenüber den widerlichen Ausbrüchen der Leidenschaft in europäischen Etablissements dieses Schlages auf.

Nachmittags fand die feierliche Audienz beim Könige statt. Eine entsprechende Anzahl Galawagen, sowie eine Abtheilung Gardereiter, recht schmuck in ihren scharlachrothen verschürzten Röcken, blauen Beinkleidern und weißen Helmen, auf ihren Lanzen weißrothe Fähnlein führend, harrten vor dem Palais und hatten nicht wenig neugieriges Volk angezogen.

Der Weg nach der königlichen Residenz, längs der weißen crenelierten Mauern derselben, über die breite Kasernenstraße und über den Platz vor dem gegen Norden gelegenen Hauptportale war bald zurückgelegt. Wir gelangten in den ersten Schloßhof, eigentlich eine breite Straße, die von verschiedenen größeren Gebäuden gebildet wird. Hier war eine Compagnie Gardesoldaten aufgestellt. Beim Vorbeifahren Sr. k. u. k. Hoheit senkten sich die Fahnen mit dem weißen Elefanten auf dem rothen Grunde und ertönte die österreichisch-ungarische Volkshymne, von einer jugendlichen Musikbande sehr gut ausgeführt. Im zweiten Schloßhofe leisteten weitere Abtheilungen der Leibgarde die gleichen Ehrenbezeugungen. Auf der Freitreppe wurde Sr. k. u. k. Hoheit vom Oberceremonienmeister Prinz Praschat Silpakom, einem Stiefbruder des Königs, empfangen und in das Vestibule und zum Audienzsaale geleitet. Bis auf die Treppe vor dem Saale ihrem erlauchten Gäste entgegeneilend, begrüßten der König und der Kronprinz den Herrn Erzherzog, worauf sich die höchsten Herrschaften in den kleinen Audienzsaal begaben. Nach einiger Zeit, während welcher man uns den in Siam ebenso wie in Japan unvermeidlichen Thee und Cigaretten servierte, wurde die Suite zur Audienz befohlen. Wir gelangten vorerst in einen großen Saal, der mit ausgesuchter Eleganz europäisch eingerichtet ist. Hier bildeten die Großwürdenträger des Reiches Spalier. Die höchst kleidsamen und eleganten weißen Galauniformen der mit Orden bedeckten Militärs und Beamten fanden ein würdiges Gegenstück in den reichen Goldbrocatcostümen der Edelleute und den indisch gekleideten kleinen Pagen.

Im ebenfalls ganz europäisch eingerichteten kleinen Audienzsaale befanden sich der König, der Kronprinz, die Königin, sowie die Prinzen ersten Ranges.

König Tschulalontorn, oder wie der officielle Titel lautet: Sombet Pra Paramindr Maha Tschulalontorn, ist ein hübscher Mann von mittlerer Größe, den man weit eher für einen Südtaliener als einen Siamesen halten würde. In seinem ganzen Auftreten vereinigt er große Eleganz mit wahrhaft königlicher Würde, was durch die überaus kleidsame Uniform in erhöhtem Maße zur Geltung kommt. Nach den Regeln der siamesischen Etikette redete Sr. Majestät bei der Vorstellung



Sombet Pra Paramindr Maha Tschulalontorn,  
König von Siam.

nur siamesisch, doch versteht höchstderfelbe sehr gut englisch und wendet auch diese Sprache im Verkehre mit fremden Prinzen an. Der Kronprinz Mahawadji Runit, welcher noch nicht das elfte Lebensjahr erreicht hat, ist eine allerliebste Erscheinung, mit sehr lebhaften klugen Augen. Die kleine, schlanke Gestalt mit dem durch einen Blumenkranz gezierten Scheiteltknoten, nahm sich in dem weißen Waffenrock, über welchen er gleich dem Könige das Band seines österreichischen Ordens trug, besonders vornehm



Sawang Waddhana, Königin von Siam.



Mahawadji Runit, Kronprinz von Siam.

aus. Funkelnde Brillantnadeln im Haare und mit gleichen Edelsteinen besetzte Fußspangen über den Kniestrümpfen, verliehen ihm zugleich auch ein ganz originelles Aussehen.

Ihre Majestät die Königin Sawang Waddhana ist eine höchst interessante Dame von ungefähr 26 Jahren. Gleich den meisten Mitgliedern des königlichen Hauses von ziemlich lichter Hautfarbe und schlankem Wuchse, mit rabenschwarzem kurzen Haare und ausdrucksvollen Augen von gleicher Farbe, verbindet sie mit mädchenhafter Zurückhaltung ein königliches Selbstbewußtsein. Die eigenthümliche Kleidung, eine

durch einen Gürtel zusammengehaltene Bluse mit engen Ärmeln, sowie ein Panung, beides aus feinstem Goldbrocat, weiße Kniestrümpfe und Schnallenschuhe, dabei Ordenssterne auf der Brust und der ganze Anzug mit Brillanten übersät, erhöheten das Ungewöhnliche der äußerst sympathischen Erscheinung.

Mit einigen huldvollen Worten an jeden einzelnen der Vorgestellten war die Audienz beendet, und unter den gleichen Ehrenbezeugungen, wie bei der Ankunft, fand die Rückfahrt nach Sarahrrom statt.

Um die Stellung der einzelnen Persönlichkeiten, mit denen wir in Berührung kamen, zu kennzeichnen, sowie die Schilderung des von uns Gesehenen besser verständlich zu gestalten, wird es hier am Platze sein, einiges über siamesische Verhältnisse im allgemeinen beizufügen.

Wie bekannt, ist Siam eine absolute Monarchie von einer Ausdehnung, die jene Osterreich-Ungarns bedeutend übertrifft, und von einer Einwohnerzahl, die seltsamerweise zwischen 6 und 20 Millionen schwankend angegeben wird, wahrscheinlich aber 12 Millionen betragen dürfte. Die Siamesen sind mongolischer Abstammung, haben aber eine starke malaiische und indische Beimischung. Der letzteren, sowie dem mit brahmanischen Lehren versetzten Buddhismus verdanken sie eine gewisse Weichheit. Durch diese, sowie wegen des tropischen Klimas und des überaus reichen Bodens wie alle Bewohner Hinterindiens sorglos und träge, bilden die Siamesen so recht das geeignete Element für die typische, asiatische Despotie.

In der That bewegt sich die Geschichte Siams, gleich jener der übrigen hinterindischen Staaten, nur in blutigen Kriegen mit den Nachbarn und in sclavischer Unterdrückung der eigenen Völker.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts war Siam allerdings seinen Nachbarländern voraus. Zu den Abkömmlingen der Portugiesen, welche bereits im 16. Jahrhunderte in Myuthia eine Factorie errichtet hatten, gesellten sich christliche Flüchtlinge aus Japan und französische Missionäre und bildeten eine blühende Fremdencolonie. Dieselbe übte einen großen Einfluss auf den siamesischen Hof aus, der nahe daran war, zum Christenthume überzutreten, und manche fortschrittliche Idee fand damals Eingang bei den höheren Classen Siams. Auf Anregung des Abenteurers Phaulcon, eines Griechen, welcher sich zum Rathgeber des Königs aufgeschwungen hatte, wurde eine Gesandtschaft nach Frankreich entsendet, um ein Bündnis mit diesem Staate zum Schutze gegen die stets andrängenden Birmanen zu schließen. In der That landeten auch die Franzosen mit einigen hundert Mann und bezogen die Garnison in mehreren besetzten Punkten. Doch als es sich herausstellte, daß Phaulcon sich mit Hilfe der Franzosen des Thrones bemächtigen wollte, wurde er hingerichtet und die Franzosen verjagt.

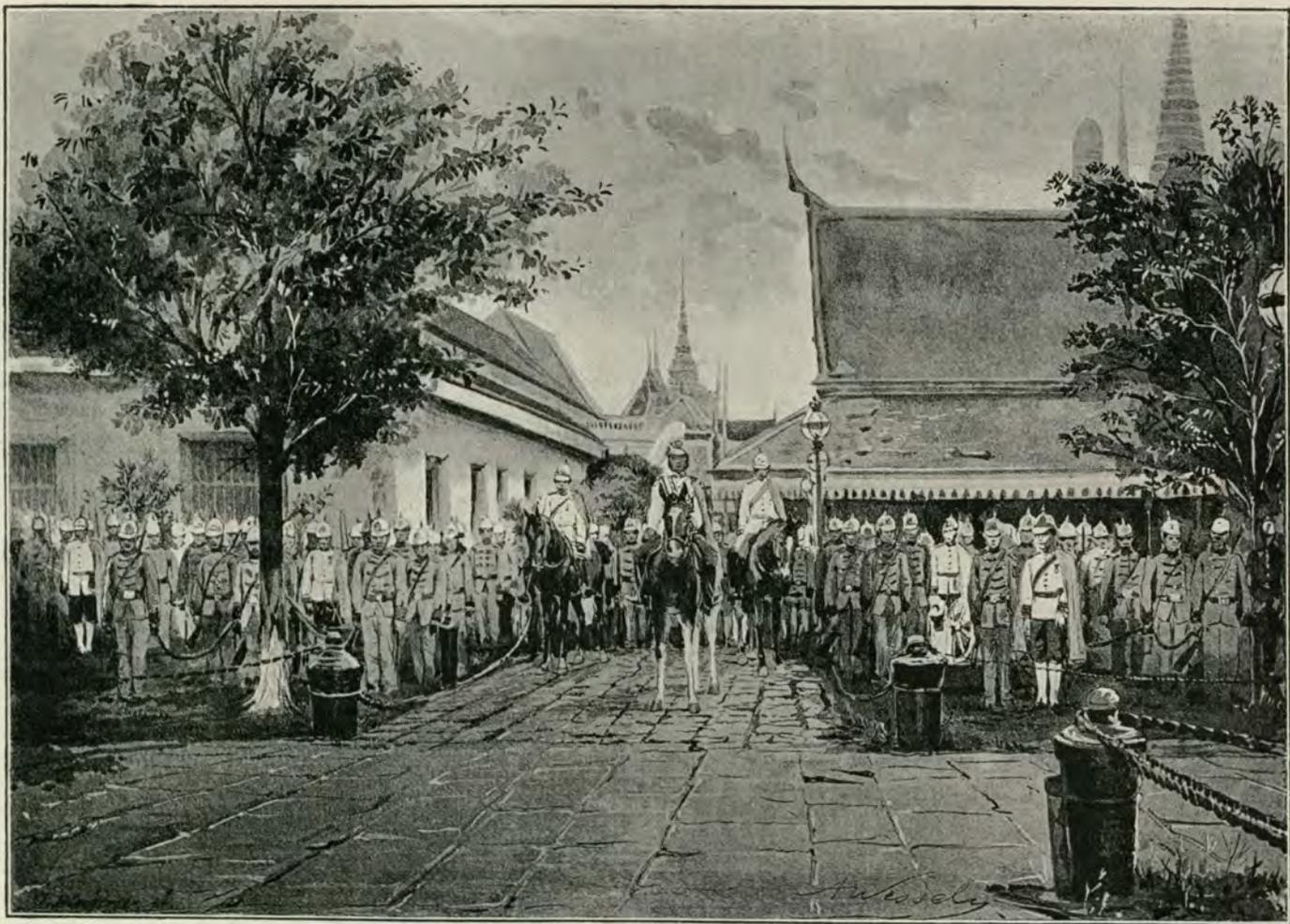
Der bis dahin blühende Handel wurde durch harte Bedrückungen der im Lande ansässigen Fremden vernichtet, und ein mißtrauisches, feindseliges Verhalten gegen alles, was von außen kam, war fortan Regierungsprincip.

Mit der Thronbesteigung der jetzigen Dynastie wurde jedoch eine andere Richtung eingeschlagen. Das warnende Beispiel Birmas, sowie die Zustände in Cambodja und Anam waren auf den einsichtsvollen König Mongkut, den Vater des gegenwärtigen Königs, nicht ohne Wirkung geblieben. Überzeugt, dass nur eine heilsame Reform der Verwaltung und geordnete Rechtszustände Siam die Selbständigkeit retten können, hob er all die drückenden Monopole auf, durch welche bisher die Regierung den Außenhandel erschwerte, eröffnete das Land den Fremden, schloss Handelsverträge mit den europäischen Mächten ab und begünstigte alle industriellen und commerciellen Unternehmungen. Unter ihm entstand eigentlich erst die siamesische Handelsmarine für die weite Seeschifffahrt, welche nun schon eine beträchtliche Anzahl von Dampfern und Quersegelschiffen zählt. Er legte auch den Grund zur modernen siamesischen Kriegsflotte und reorganisierte das Heer nach europäischem Muster. Die natürlichen Reichthümer des Landes kamen jetzt erst zur Geltung. Die Ausfuhr von Reis und Teakholz, die Hauptproducte des Landes, steigerte sich stetig und damit nahm der Wohlstand zu.

König Tschulalonkorn, welcher im Jahre 1866 seinem Vater auf dem Throne folgte, erbt von diesem den fortschrittlichen Geist und setzte die angebahnten Reformen mit Energie fort. Er führte eine moderne Rechtspflege ein, hob die erbliche Sklaverei gänzlich auf und beschränkte das bestehende Sklavereiverhältnis.<sup>1)</sup> Wenn man bedenkt, wie die Sklaverei bei allen Völkern Hinterindiens eingelebt ist, und dass z. B. die Franzosen in Cambodja es noch nicht für zeitgemäß halten, sie gänzlich zu beseitigen, muss man der Willenskraft des Königs alle Achtung zollen.

Unter König Tschulalonkorn trat Siam dem Weltpostverein bei, die Hauptorte des Landes wurden telegraphisch verbunden und der Anschluss des so entstandenen Netzes an die Weltlinien über Moulmein und Saigon hergestellt. Die Institution eines zweiten Königs, welche bei dem Umstande, dass König Tschulalonkorn die Regierung ganz in seinen Händen vereinigte, überflüssig geworden ist, wurde abgeschafft. Der König unternahm ferner — ein in den Annalen Siams unerhörter Fall — eine Reise ins Ausland nach Britisch- und Niederländisch-Indien, um die dortigen Verhältnisse durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Die Errichtung von Schulen und Hospitälern, mannigfache Einführungen zur Hebung der sanitären Verhältnisse und zur Verschönerung Bangkoks, die Organisation einer modernen Sicherheitswache, sowie

<sup>1)</sup> In Siam gibt es gesetzlich nur noch folgendes Sklavereiverhältnis und dies auch bloß bei Personen, welche vor der Thronbesteigung des gegenwärtigen Königs geboren wurden. Kann ein Schuldner seine Schuld nicht bezahlen, oder erwächst ihm durch den Verlust eines Processes eine Geldverpflichtung, der er nicht nachkommen kann, so wird er amtlich dem Gläubiger als Sklave zugeschrieben. Sobald aber die Schuld berichtigt ist, oder ein anderer dem Sklaven genehmer Herr dieselbe bezahlt, muss der Sklave sofort freigelassen, beziehungsweise dem zweiten Herrn überwiesen werden. Ferner können Steuerzahler statt ihre Steuer in Geld zu entrichten, dieselbe durch Frohndienste bei bestimmten Würdenträgern und Behörden abgeben; es sind dies die sogenannten Dienstsclaven, doch wäre Leibeigener hier vielleicht die richtigere Bezeichnung.



\* 85 \*

Bangkok. Ehrenbezeugung des Garderegimentes im Hofe des königlichen Schlosses.



die Entsendung einiger Siamesen zur Ausbildung in das Ausland waren die Folge davon.

Durch häufige Rundreisen im eigenen Lande überzeugte er sich von der regelmäßigen Verwaltung desselben, und wurde seine Aufmerksamkeit auf die Hebung des Communicationswesens gelenkt, welche durch Anlage einer Eisenbahn nach den nördlichen Provinzen demnächst Ausdruck finden wird. Mit der Einführung der Zeitrechnung nach Solarjahren ist gleichfalls ein den Handel und Verkehr mit dem Auslande erleichternder Fortschritt gemacht worden.

Aber auch in socialer Beziehung bethätigte sich die fortschrittliche Denkungsweise des Königs. Die selawischen Unterwürfigkeitsbezeigungen der Niederen gegenüber den Höheren wurden aufgehoben; auch das früher übliche Niederwerfen beim Erscheinen des Königs ist abgestellt. Ferner hat die gesetzlich gestattete Vielweiberei in der Praxis schon eine bedeutende Einschränkung erfahren. Auch bezüglich Titel und Stellung der aus derselben hervorgehenden großen Anzahl von Prinzen werden gewisse Beschränkungen gemacht, um die Bedeutung dieses Titels aufrecht zu erhalten. Von den eigentlichen Frauen des Königs, welche Prinzessinnen von Geblüt sein müssen, wird nur eine zur Königin erhoben, aber erst dann, wenn einer der aus dieser Ehe hervorgegangenen Söhne zum Kronprinzen erklärt wurde. Nur die Söhne des Königs, welche eine Prinzessin von Geblüte zur Mutter haben, erhalten den Titel königliche Hoheit, die Enkel sind nur mehr Hoheit, und in der vierten Generation erlischt der Titel gänzlich. Die meisten hervorragenden Stellen im Staate sind durch Prinzen besetzt, und das ganze Reich macht den Eindruck einer großen Familiendomäne. Das ganze geistige und politische Leben Siams concentrirt sich in Bangkok, und hier laufen wieder alle Fäden im königlichen Schlosse zusammen. Tagtäglich findet des Abends die Berichterstattung beim König statt und kein Vorkommnis in Bangkok bleibt demselben unbekannt. Bei den außerordentlichen Geistes- und Herzensgaben, welche die Mitglieder der gegenwärtigen Dynastie auszeichnen, erweist sich dieses Regierungssystem für die Siamesen sehr vortheilhaft. Sie bilden eine einzige große Familie, die im Könige nicht bloß den legitimen Souverän verehrt, sondern auch den Familienvater liebt, soweit solche Gefühle bei dem zwar gutmüthigen, aber apathischen Charakter der Siamesen überhaupt möglich sind.

Abends nach dem Diner wurde der Circus Cerrini besucht. Die Gesellschaft, eine der besten ihrer Art, war auf einer Rundreise durch Indien und Ostasien begriffen, und wir hatten dieselbe schon an mehreren Orten getroffen. Gerade in diesen Gegenden erweisen sich derlei Unternehmungen sehr einträglich, und die für jedermann gleich verständlichen Productionen finden beim ruhigen Indier ebensoviel Anwert als beim unterhaltungsfüchtigen Chinesen und dem lebhaften, neugierigen Japaner. Auch hier war trotz der ungemein hohen Preise das Haus gesteckt voll, und die dichtgedrängte braune Menge, in welcher alle Volkstypen, und zwar vorzüglich durch das schöne Geschlecht und die ganz unbekleidete Jugend, vertreten waren, bot uns

weit mehr Interesse als die wohlдресirten Elephanten, die wettrennenden Ponies, auf denen Affen als Jokays saßen, und die geschickten Clowns, welche das Publicum in einen förmlichen Lachkrampf versetzten.

Am nächsten Morgen fand der Besuch bei den Prinzen des höchsten Ranges statt. Somdet Bra Tschau Ongjai Tschatrabatiwongse und Somdet Bra Tschau Dgnö Woradej, beide Vollblutbrüder des Königs, sehen diesem sehr ähnlich, und besonders der letztere ist von gleich lebhaftem Geiste wie Se. Majestät. Ihre Palais sind in europäischer Weise eingerichtet; jenes des Prinzen Woradej enthält manch hübsche Seltenheiten in Elfenbein und Porzellan. Prinz Damrong ist ein Stiefbruder des Königs, spricht vollkommen englisch und hat genauen Einblick in die europäischen Verhältnisse, was er als Adjutant des Armees-Obercommandanten Prinz Dgnö verwendet. Prinz Praschat Silpakom, ebenfalls ein Stiefbruder des Königs, versteht zwar gut englisch, spricht jedoch diese Sprache nur gebrochen. Er versteht das Amt eines Ceremonienmeisters und beschäftigt sich viel mit Wissenschaften. Von seinem Observatorium aus wird das Mittagsszeichen für Bangkok gegeben; auch wird dort praktische Meteorologie gepflegt.

Von den Gegenbesuchen war besonders jener Sr. Majestät des Königs wegen des dabei entwickelten Pompes sehr interessant. Schon eine Stunde vorher war die Ehrenwache des Palais durch starke Abtheilungen der königlichen Leibgarden verstärkt worden, welche im Vorhofe Aufstellung nahmen und ein Spalier bis zum königlichen Schlosse bildeten. Eine dichtgedrängte, trotz ihrer sonstigen Trägheit sehr schaulustige Menge harrte erwartungsvoll des Zuges. Endlich zeigten sich Leute in scharlachrothem Gewande, welche, an die antiken Victoren erinnernd, Bambusbündel trugen; dann folgte die blaugekleidete, aus Edelleuten gebildete Leibgarde, mit Speeren bewaffnet, schließlich der königliche Wagen von Gardereitern umgeben und von den Carossen des zahlreichen Gefolges begleitet. Sobald der König, welcher die Militäruniform trug, und der Kronprinz den Wagen verlassen hatten, wurde der rothseidene Sonnenschirm entfaltet und ihnen vorangetragen. Unmittelbar hinter dem Könige folgten Pagen mit dem goldenen Betelservice und dem dazugehörigen Kapfe, sowie mit einer Art Scepter; den Schluß bildete das glänzende Gefolge von Flügeladjutanten, an ihren gestickten Uniformen und rothen Schärpen kenntlich. Als die Musik die Volkshymne intonierte und die Truppen präsentierten, eilte Se. k. u. k. Hoheit mit seiner ganzen Suite dem Könige entgegen. In diesem Augenblicke bot der Hof des Palais, wo sich europäische und asiatische Pracht eigenthümlich mengte, ein ungemein interessantes Bild.

Mit einem Empfange der Minister waren die officiellen Besuche zu Ende, und nun wurden in systematischer Reihenfolge alle Sehenswürdigkeiten Bangkoks einer Besichtigung unterzogen.

Mit dem siamesischen Theater wurde der Anfang gemacht. Gleich den stammverwandten Birmanen und Savanen sind die Siamesen große Musik- und Theaterfreunde, und des Abends hört man häufig die nicht unmelodischen Töne des siamesischen

Orchesters aus den zahlreichen Schauspielbuden in der Nähe der Spielhäuser. Wir besuchten das Theater des P'ya Mahin, eines reichen Würdenträgers und großen Kunstliebhabers, welcher keine Mittel scheut, um die Aufführungen möglichst künstlerisch zu gestalten. Das Gebäude für sich genommen, ist bescheiden, obwohl es einer ziemlich großen Zusehermenge Zutritt gestattet. Die Bühne ist wie bei den chinesischen Theatern in den Zuseherraum hineintragend; an der Stirnwand derselben befindet sich ein Rahmen, auf welchem ein der Scene angepasstes Bild angebracht wird. Auch hier sind zwei Öffnungen vorhanden, welche die Bühne mit dem Ankleideraume verbinden. Im Zuseherraume, auf einer Seite der Bühne, befindet sich das Orchester. Hier fanden wir entschiedene Anklänge an Birma und Java. Das Konbong, die auf einem halbkreisförmigen Gerüste aufgehängten, verschieden gestimmten Metallstäbchen oder Glocken, welche der in der Mitte sitzende Spieler mit einem Holzhammer bearbeitet; das Kanat, ein erstaunlich rein und harmonisch gestimmtes Instrument, ähnlich dem javanischen Gam-bang, ferner verschiedene Bambusflöten und Trommeln, eine Gattung Guitarre und Cymbalen sind die Hauptinstrumente. Die wichtigste Rolle spielen jedoch zwei Bambusstäbe in den Händen der Sängerrinnen im Orchester. Mit diesen wird der Takt geschlagen und deren Geklapper übertönt alle, selbst die lärmendsten Instrumente. Die Vorstellungen sind in der Regel eine Art Ballet, zeitweilig mit Gesangbegleitung, und behandeln meist ein historisches oder mythisches Sujet; sie werden Lakon genannt.

Nach einer ganz melodischen Einleitung sang der Dirigent ein Lied, welches die nun folgende Scene erklärte, der Chorus der Sängerrinnen nahm es auf, und auf der Bühne erschien eine Reihe von Tänzerinnen. Zumeist waren letztere junge



Siamesische Tänzerinnen.

Mädchen in ganz außerordentlich reichen, altsiamesischen Costümen. Die trichterförmige siamesische Krone aus Goldblech, ein enganschließendes Oberkleid, sowie Beinkleider und Panung von golddurchwobenen indischen Seidenstoffen, Gürtel und eine Art Halskragen aus Filigransilber, geschmackvolle Ringe und glitzernde Fußspangen bilden die Hauptbestandtheile dieser originellen Tracht. Dabei aber sind die Füße nackt. Schade, daß man nach siamesischen Begriffen die lichte Hautfarbe so sehr schätzt, und daher die Tänzerinnen ihre an und für sich hübschen Gesichtszüge durch eine starke Schicht weißer Schminke ganz entstellt hatten. Nichtsdestoweniger war der Gesamteindruck der schlanken Gestalten, welche mit vollendeter Grazie und ausgezeichnete Schulung sich zum Takte der Musik wiegten und hie und da selbst mitsangen, ein vortheilhafter; dieselben würden jedem europäischen Ballet zur Zierde gereicht haben. Ungewohnt ist allerdings, bei verhältnismäßig geringer Bewegung der Füße, das eigenthümliche Verdrehen der Hände und Arme, die mitunter wie verrenkt aussehen; auch befremden die langen krallenartigen Fingerhüte, welche bei vornehmen Rollen angelegt werden. Das Sujet des Ballets war der Geschichte Ceylons entnommen. Ein König und eine Königin bekriegen einander und sind doch eigentlich gegenseitig in heißer Liebe entbrannt. Nach einigen scherzhaften Zwischenfällen und nach vielen Verwickelungen schließen sie durch einen Ehebund Frieden. Naturgemäß war bei diesen Scenen die beste Gelegenheit geboten, um prunkvolle Aufzüge und Tableaux im Geschmacke des Publicums aufzuführen, wobei sich übrigens eine entschiedene künstlerische Auffassung kundgab. Sedenfalls bewundernswert war die Ausdauer der Tänzerinnen und des Orchesters, da die Vorstellung mit sehr kurzen Unterbrechungen volle vier Stunden währte. Wenn sich auch die Melodien häufig wiederholten und man des Glockenspieles auf die Dauer müde wird, so waren wir doch, durch die ohrenbetäubenden Productionen chinesischer Orchester nicht verwöhnt, selbst von der musikalischen Leistung höchst befriedigt. Ja, zur großen Freude P'ya Mahins wurde das Theater noch öfters besucht, und wir hatten da Gelegenheit, bei Stücken, welche das Familienleben behandelten, nicht nur Hochzeitsceremonien u. dgl. interessante nationale Gebräuche dargestellt zu sehen, sondern auch aus den Typen treuloher Liebhaber, aufopfernder Mütter und böser Schwiegermütter zu ersehen, daß das menschliche Herz unter der tabakfarbenen Haut ebenso schlägt und sich äußert, wie bei den weißen Farangs.

Eine der interessantesten Sehenswürdigkeiten Bangkoks ist die königliche Residenz. Das königliche Schloß oder vielmehr die Palaststadt ist sehr ausgedehnt. Das Centrum bildet das eigentliche Schloß mit der Front gegen Norden. Südlich davon befinden sich die zahlreichen Gebäude des Harems, kleine Kioske und Gärten. Auf der östlichen Seite liegt die ausgedehnte königliche Wat, auf der westlichen, die gegen den Menam zu liegt, der Wasserpavillon und der Anlegeplatz für Boote. Ein schönes Parterre, rechts und links von den alten Audienzhallen begrenzt und durch ein mächtiges Portale abgeschlossen, bildet den innern oder zweiten Schloßhof. Vor diesem, den

nördlichen Theil des weiten Bierckes einnehmend, befindet sich das Museum, die Münze, die Druckerei und das Ministerium des Außern, welche den ersten Schloßhof umrahmen. Längs der ganzen Umfassungsmauer, doch von den anderen Gebäuden durch Mauern abgeschlossen, liegen die Kasernen für die Wachmannschaft, Stallungen für die Pferde und Elephanten, sowie die Unterkunftsräume für die zahlreiche Dienerschaft.



Bangkok. Das königliche Palais.

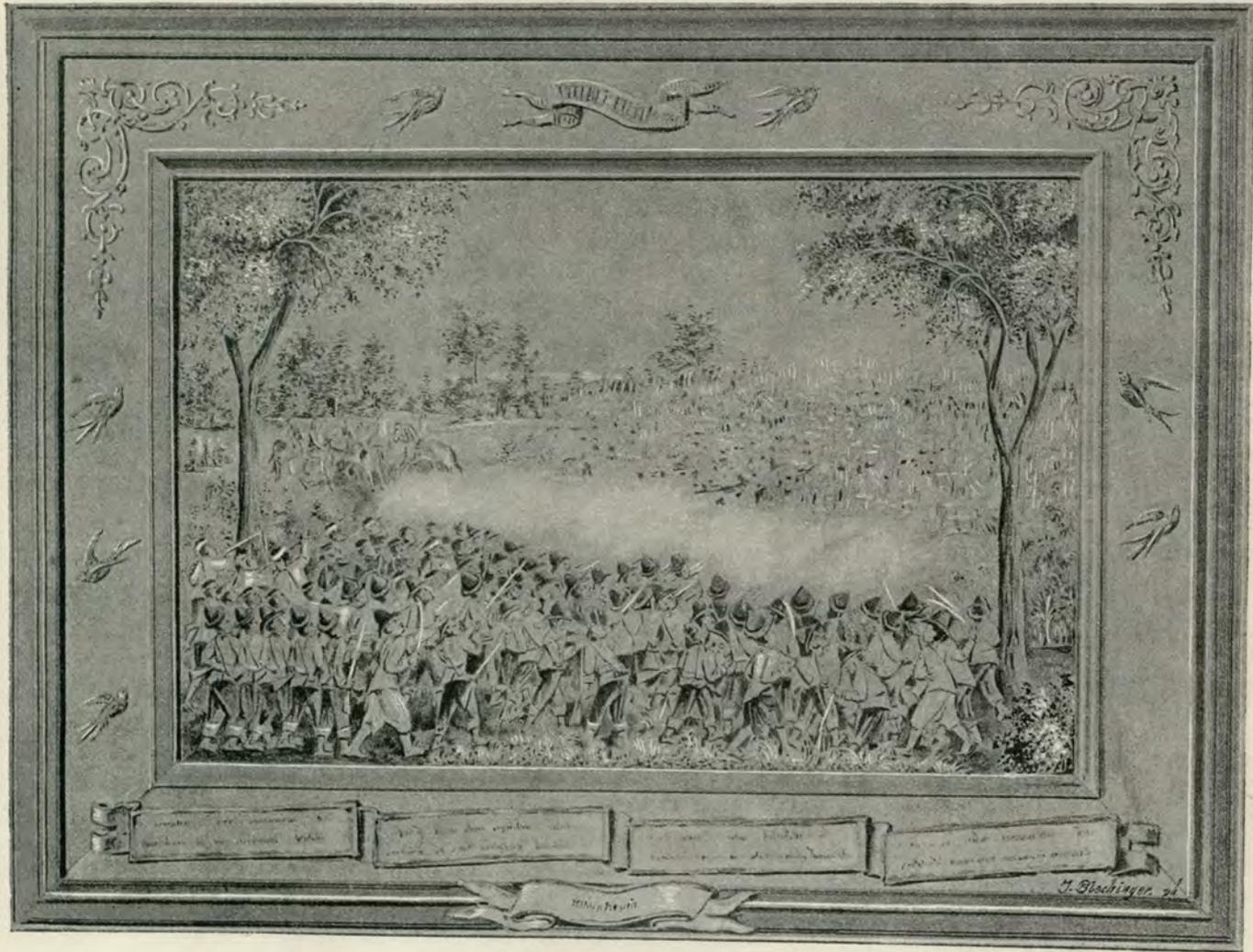
Das eigentliche Palais, in welchem wir zwei Tage zuvor in Audienz empfangen worden waren, ist ein hübsches monumentales Gebäude in modernem Baustile, jedoch mit siamesischem hohen Dache, welche Combination gar nicht unvortheilhaft aussieht. Letzteres ist übrigens ein Zugeständnis an die altconservative Partei Siams, die unter Führung des Onkels des Königs diesen beschwor, wenigstens bezüglich des Daches das Herkommen zu beachten. Die innere Einrichtung des unteren Stockwerkes, welches die hohen Staatsgemächer enthält, während das obere vorwiegend aus luftigen Hallen und Veranden besteht, ist ganz europäisch. In dem großen Vorjaale und im zweiten Audienzsaale sieht man in Öl gemalte Porträte der Regenten Siams

aus der gegenwärtigen Dynastie und mehrerer Prinzen und Königinnen. Einige dieser Gemälde sind recht gut ausgeführt. Interessant ist eine Zusammenstellung der Bronzestüben sämtlicher Regenten Europas; auch sind in dieser Saale alle Geschenke aufgestellt, welche den Herrschern Siams von europäischen Fürsten gemacht wurden, und unter denen man manch prachtvolles Kunstwerk findet. Nichtsdestoweniger verliert ein aus Elfenbein geschnitzter, zum Theile durchbrochen gearbeiteter Thronstuhl, der aus Birma stammt und vor welchem zwei riesige Elefantenzähne stehen, selbst in dieser Umgebung nichts von seiner eigenthümlichen Pracht.

Der große Audienzsaal hat durch den massiven Goldthron mit dem siebenstöckigen Schirm darüber, den beiderseits davor befindlichen alten königlichen Waffen und den seltsamen Tributbäumen aus Gold und Silberblech<sup>1)</sup> bei sonstiger europäischer Einrichtung doch noch etwas originell-siamesisches Gepräge. Desgleichen ist es für das europäische Auge ungewohnt, in dem sonst ganz profanisch mit Lederbänken ausgestatteten Rathszimmer auf einer Estrade ein Ruhebett zu sehen, auf welchem Se. Majestät liegend die Vorträge der Räte entgegennimmt. Doch findet man dies im alten Theile des Schlosses ganz zur Umgebung passend. Hier befindet sich nämlich die alte Audienzhalle Mahaprasat, ein niederes Gebäude, dessen Wände und Säulen aber von Gold strotzen und das einen gleich reichen altartigen Thron enthält. Im hofartigen Raume vor der Mahaprasat finden bei schönen Mondnächten die Vorträge der Minister statt. In einem äußerst geschmackvoll und reich geschmückten, mittels Rollen beweglichen Holzkiosk befindet sich ein in gleichem Stile geschnitztes Ruhebett. Denkt man sich nun die Mondbeleuchtung der Tropen, all die seltsam geformten Gebäude in bleichem Lichte funkelnd, die Räte in ihrer originellen Tracht um den Königspavillon, auf Matten kauend, versammelt, und den König selbst, in dem von Edelsteinen blinkenden Costüme, ausgestreckt ruhend und ihnen zuhörend, so ist mit diesem Bilde eine der Scenen aus 1001 Nacht verwirklicht, wie sie die siamesischen Staatsrathssitzungen noch vor zehn Jahren geboten haben dürften. Besonders interessant sind die alten Audienzhallen — symmetrisch zu der erwähnten befindet sich auch eine auf der rechten Seite des Schlosses — durch die alten Gemälde und Fresken, welche deren Wände schmücken. Großen künstlerischen Wert haben die Bilder, in chinesischer Manier mit mangelhafter Perspective ausgeführt, wohl nicht, allein sie behandeln meist Scenen aus der älteren Geschichte Siams und aus den Kriegen mit Birma und Cambodja, und gewähren dadurch einen Einblick in die damalige Kriegsführung.

Den inneren Schloßhof verlassend, gelangten wir zum Museum. Dasselbe ist zwar klein, aber eine wahre Schatzkammer kostbarer Curiositäten. Außer den noch jetzt gebräuchlichen, silber- und goldbeschlagenen Tragbahnen, einem Thronstuhl, alten Waffen und Trophäen findet man hier Prachtstücke der hinterindischen Kunstindustrie,

<sup>1)</sup> Die im Tributverhältnisse zu Siam stehenden Staaten auf der Malaccahalbinsel, sowie auch einige nördliche Provinzen pflegen ihre Beisteuer zur Landescaße statt durch Bargeld auf solche Weise zu leisten, wobei zugleich ihre Unterwürfigkeit zum Ausdrucke gelangt.



Ein siamesisches Schlachtenbild in der Mahaprasat.



Gefäße aus getriebenem Gold und Messing, Incrustationen von Perlmutter auf Ebenholz, Elfenbeinschnitzereien, reich durchwirkte Seidenstoffe und schönes Porzellan. Letzteres ist vorwiegend chinesischer Herkunft. Ein speciell siamesischer Kunstzweig, die plastische Darstellung von Scenen aus buddhistischen Mythen, sowie von Volkstypen, in Holz, vergoldet oder bemalt, ist hier durch viele gute Muster vertreten. Daß es an einer reichen Sammlung von Edelsteinen nicht fehlt, ist im Lande der Rubinen und Smaragde nicht zu wundern. Auch eine kleine, naturhistorische Sammlung ist vorhanden.

Anweit des Museums befinden sich die Stallungen der weißen Elephanten. Wie bekannt, genossen diese Thiere in Siam früher eine abgöttische Verehrung. Allein die immer mehr um sich greifende Aufklärung hat ihrem Ansehen sehr geschadet, und sie werden jetzt nur mehr als glückbringende Seltenheiten und dem alten Brauche gemäß mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt. Ihre Behausungen verrathen diese Veränderung recht deutlich. An den Wänden gewahrt man Spuren von Zieraten, und oberhalb der Estrade, auf welcher diese Thiere mittels zweier Pföcke an je einem Vorder- und einem Hinterfuße befestigt sind, zeugen verblasste Baldachine von früherer Herrlichkeit; im übrigen konnte man weder an einer außergewöhnlichen Reinhaltung, noch an einem besonders ceremoniösen Vorgehen des Wärters, etwas von der Göttlichkeit des Thieres errathen. Obwohl wir wußten, daß die Bezeichnung der Farbe dieser Thiere als „weiß“ nicht wörtlich zu nehmen sei, waren wir in dieser Beziehung doch sehr enttäuscht. Die Hautfarbe ist nicht viel lichter als diejenige manches staubbedeckten Elephanten, den wir in Indien sahen. Übrigens sollen Waschungen mit Tamarindenwasser, welche vor feierlichen Umzügen an diesen Thieren vorgenommen werden, deren Farbe lichtkaffeebraun machen.

Der Glanzpunkt der Palaststadt ist jedoch die Wat Pra Keo, die königliche Tempelanlage. Hier wird man wahrhaft geblendet. Man glaubt zwischen ungeheueren Bijouterien und Porzellanaufsätzen herumzuwandeln.

Das Hauptgebäude der Anlage ist der sogenannte Smaragd-Buddha-Tempel, Pra Ubosat. Die Außenwände der Cella und die Säulen, welche dieselbe umgeben, sind mit feinem Goldstuck in geschmackvollster Ornamentik, gepressten Goldtapeten ähnlich, bedeckt; die Unterseite des vorspringenden Daches und die Capitälcr der Säulen mit vergoldetem Schnitzwerk, meist Blumen und Blätter darstellend, geziert; Thore und Fensterflügel sind aus Ebenholz, mit Perlmutter kunstvoll eingelegt. Das Innere ist nicht minder reich und macht durch das Halbdunkel, in welches man unvermittelt aus dem grellen Sonnenlichte gelangt, einen erhöht mystischen Eindruck. Dunkel gehaltene Fresken mit Motiven aus dem Leben Buddhas bedecken die Wände, welche sich wirkungsvoll von dem glänzenden, mit rautenförmigen Messingtafeln belegten Fußboden abheben. Doch der Glanzpunkt ist der Altar, auf dessen reich vergoldetem und mit allerlei Spiegelmosaik bedecktem Postamente hoch oben eine beiläufig 60 Centimeter hohe Buddha-Statue aus Jaspis thront. Mit geschickter Berechnung waren die

entsprechenden Fenster, und zwar nur so weit geöffnet, daß sich das ganze Licht auf diese Figur concentrirte und die prachtvollen Edelsteine der Krone und des Überwurfes zur vollen Geltung kamen. Rechts und links zu den Füßen dieser Statue, welche Jahrhunderte alt sein soll und als ein Palladium des Reiches gilt, befinden sich unter mehrstöckigen Sonnenschirmen Buddha-Statuen aus Gold, deren jede an 317 Kilogramm wiegen soll. Vor dem Altare stehen zwei Opfertische mit allerlei Widmungen an reichen Goldgefäßen, sowie die Wachskerzen und die ewig brennende Lampe, welche der Buddhismus mit dem Katholicismus gemein hat. Unzählige Gelöbnißspenden, meist kleine Buddha-Statuen aus Gold, sowie Opfergaben, gewöhnlich Blumen aus Wachs, die später zu Kerzen umgeschmolzen werden, füllen die Altarstufen und die umstehenden Tische. Anlässlich des hohen Besuches zeigte der oberste Priester des Tempels, dessen glatt geschorenes Haupt und einfache gelbe Toga seltsam von allen den Herrlichkeiten abstach, die Tempelschätze. Es sind dies kostbare Kronen und Gewänder, mit welchen die Buddha-Statue, den Jahreszeiten entsprechend, bekleidet wird. Selbst einem gewiegten Kenner dürfte die Schätzung dieser reichhaltigen Sammlung der seltensten und kostbarsten Edelsteine nicht leicht sein.

Außerst interessant muß wohl das in diesem Tempel zweimal des Jahres stattfindende Ablegen des Eides der Treue seitens der hohen Würdenträger und Abeligen sein, welche Ceremonie darin besteht, daß dieselben geweihtes Wasser trinken. Vom Könige angefangen, erscheint dabei alles in dem alten siamesischen Costüme, bei welchem Filigrangold, Edelsteine und golddurchwirkte Stoffe die Hauptrolle spielen. Im Oberlichte der zahllosen Kronleuchter und angeichts der mystischen Ceremonie mag diese Versammlung wohl einen ebenso seltsamen, als überwältigend prachtvollen Eindruck machen.

Das nächste Gebäude, welches die Aufmerksamkeit des Besuchers des königlichen Wats fesselt, und vielleicht das schönste des Complexes, ist das Putabrang Prasat. Es ist dies ein Bau von kreuzförmigem Grundrisse mit geschmackvollen, stufenartig aufeinander geschobenen spitzigen Dächern, die in der Mitte zu einer hohen, vergoldeten Säule auslaufen. Auch hier sind die Wände sowohl innen wie außen mit Goldstuck bedeckt, und zwar auf blauem Grunde, was sich sehr vortheilhaft ausnimmt; die Wölbungen oben sind mit Fresken geziert, welche die verschiedenen siamesischen Ordensinsignien darstellen. In der Mitte des Kreuzganges befindet sich ein vergoldetes Postament, auf welchem der Pra beim Vorlesen der heiligen Schriften Platz nimmt. Der Boden des Tempels ist mit Matten aus geflochtenem Silberdraht bedeckt.

An das Putabrang Prasat schließt sich ein reizender, von schlanken Säulen umgebener Pavillon, mit feingeschwungenem, trichterförmigem, in eine hohe Spitze auslaufendem Dache. Dieser Pavillon, Pramondop, enthält einen vergoldeten Schrein mit den heiligen Schriften. Auch hier, wie bei dem Putabrang Prasat, sind die Einlegearbeiten auf den Thüren wahre Meisterwerke. An den Pavillon reiht sich die Siratanatschedi an. Dieselbe hat die ursprüngliche Dagobaform, wie man sie in Ceylon findet; ihre glatten Außenwände sind bis zur Spitze mit Goldglasmosaik bedeckt.



Bangkok. Das Innere des Smaragd-Buddha-Tempels.



Die genannten drei Gebäude befinden sich auf einer erhöhten Plattform und sind gleich der Pra Ubosat von zahlreichen kleinen Pratschedis, Glockenthürmen mit wundervollen Porzellandecorationen und Statuen von Elephanten und Figuren aus der indischen Götterlehre umgeben. Von der Plattform führen mehrere Portale zu dem großen Tempelhofe, der ebenfalls eine Anzahl Pratschedis und Statuen enthält, unter letzteren seltsamerweise auch manche, welche Europäer im Reiseanzuge darstellen. Interessant ist ferner ein, wie man uns versicherte, sehr getreues Modell der Ruinen von Angkor Wat, dem Haupttempel der alten Königsstadt von Cambodja, welches ebenfalls im Tempelhofe aufgestellt ist. Wir waren von der Ähnlichkeit dieser Tempelanlagen mit den dravidischen Bauten Südiindiens, wie wir sie in Condjiveram gesehen, überrascht. Übrigens zeigt sich in den Tempelbauten Siams im allgemeinen unverkennbar der indische Einfluss. An den Wanddecorationen der Wat Pra Keo, sowie in der siamesischen Ornamentik findet man sogar viele Anklänge an den Farbenschmuck der indischen Moscheen und Paläste. Der Säulengang, welcher die Wat Pra Keo umgibt, ist mit Fresken aus buddhistischen Legenden geziert, die sich aber mehr durch großen Realismus, als durch künstlerischen Wert auszeichnen. Überblickt man jedoch den ganzen Tempelcomplex von dem mit riesigen Tempelwächtern gezierten Eingange aus, so muß man gestehen, daß sich hier Reichthum und Geschmack in einem seltenen Grade vereinen.

Mit dem königlichen Tempel war der Besuch der Palaststadt zu Ende, da begreiflicherweise jener Theil derselben, in welchem sich das Palais der Königin und die Häuser der übrigen königlichen Frauen befinden, nicht zugänglich ist.

Eine würdige Ergänzung zu den Herrlichkeiten, welche wir in der Palaststadt zu sehen Gelegenheit hatten, bildete ein am Tage der Besichtigung veranstaltetes Gartenfest, bei dem ein feierlicher Aufzug der königlichen Elephanten und Pferde stattfand.

Der königliche Garten, welcher unmittelbar gegenüber dem Palais Sarahnrom liegt, ist ein ziemlich ausgedehntes Grundstück, das außer schönen, schattigen Alleen und hübschen Rasenpartien ein großes Glashaus mit einer an Reichhaltigkeit einzig dastehenden Orchideensammlung, eine kleine Menagerie und verschiedene Pavillons enthält. Hier hatten sich des Nachmittags alle Notabilitäten Bangkoks, Siamesen und Europäer, versammelt. Den Productionen der auch nach europäischem Maßstabe sehr guten siamesischen Militärmusik lauschend, harrte alles der Ankunft des Kronprinzen, welcher in Vertretung des Königs Sr. K. u. K. Hoheit die Honneurs zu machen hatte. Derselbe erschien unter ähnlichem Pompe wie beim Besuche und durchschritt mit der ihm eigenen bewundernswerten Sicherheit an der Seite unseres Prinzen den Garten. Beim Monumente der verstorbenen ersten Frau des Königs wurde sodann Aufstellung genommen, um den Marstall Revue passieren zu lassen. Der Aufzug zeigte im Gegensatz zu den Uniformen und schwarzen Fracks vieler Anwesenden wieder die ganze orientalische Eigenthümlichkeit.

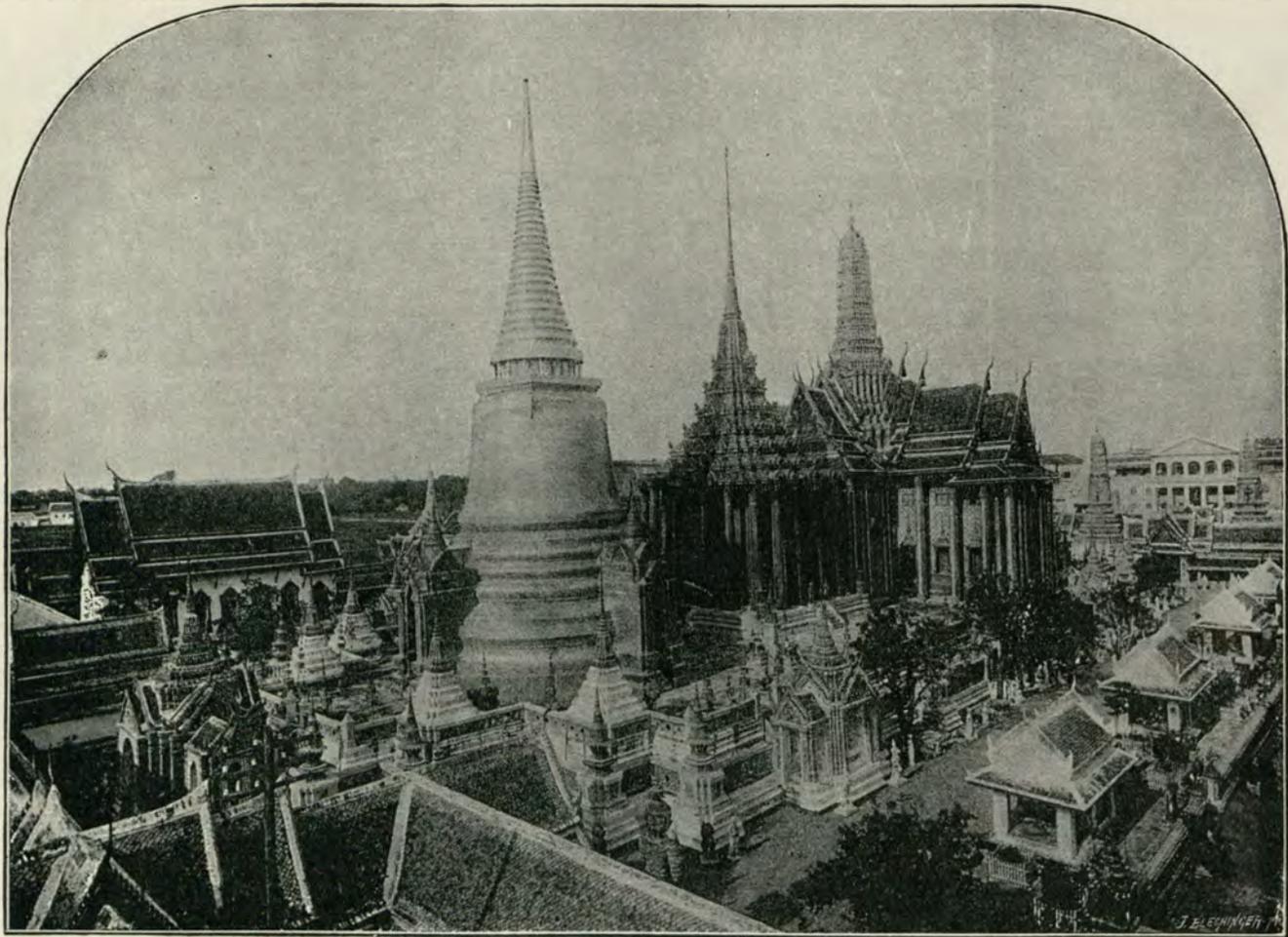
Vorerst zog eine mit Posaunen, Flöten und Trommeln ausgestattete, scharlachroth gekleidete Musikbande einher, deren Weisen es jedenfalls nicht an orientalischem

Gepräge fehlte. Hierauf folgten paarweise Soldaten in altchinesischen Costümen mit langen Röcken, dann die weißen Elephanten, darunter ein wahrhaft riesiges Exemplar, mit goldstrotzendem Geschirr und prachtvollen Decken, von je vier ebenfalls roth gekleideten Wärtern geführt und von einem Cornac (Elephantenreiter) geleitet. Jedes Thier hatte mehrere Diener im Gefolge, welche auf silbernen Schüsseln Bananen, Zuckerrohr und ähnliche Leckerbissen für die Ungethüme nachtrugen. An die Elephanten reiheten sich die ebenfalls ungemein reich nach altsiamesischer Art gezäumten und gefattelten Pferde. Auch hier fehlte es nicht an einem entsprechend bunt gekleideten Gefolge; doch war die Aufgabe desselben angesichts des Temperamentes dieser zumeist vollblütigen Thiere keine so leichte, als jene der Elephantenwärter, was übrigens nur den imposanten Eindruck des Zuges erhöhte. Mittlerweile war es bei der in den Tropen kurzen Dämmerung rasch finster geworden, und mit einer wundervollen Beleuchtung des Gartens und einem wie überall im Orient ausgezeichneten Feuerwerke, während welchem in den Pavillons Erfrischungen serviert wurden, gieng das Fest zu Ende.

Ähnlich wie in Japan sind auch in Siam eigentlich bloß die Tempel die Repräsentanten des nationalen Prachtbaues, und die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Bangkoks besteht der Hauptsache nach wohl nur in einem fortgesetzten Tempelbesuche. Allerdings sind die Wats Bangkok reich an Pracht und Schönheit, und wenn auch nach einem und demselben Systeme gebaut, so doch in der Ausführung so verschieden, daß man bei Besichtigung derselben nicht so bald ermüdet. Wir widmeten daher mit Vergnügen fast zwei ganze Tage den Tempelbesuchen.

Die ausgedehnteste Tempelanlage ist jedenfalls die von Wat Poh in der Nähe der königlichen Palaststadt, ja diese Wat steht an Ausdehnung der Palaststadt wenig nach. Obwohl theilweise vernachlässigt, fesseln doch die wundervollen Pratschedis, deren Porzellanausschmückung die reizendsten Farbentöne aufweist, die bizarren überlebensgroßen Statuen in den Höfen — darunter zwischen chinesischen Mandarinen auch mythische Figuren aus der indischen Götterlehre und holländische Seeleute — und die kleinen Tempel mit ihren wundervollen Mosaikstückdecorationen. Das bedeutendste Object bildet jedoch ein großer, ausgestreckt ruhender Buddha im Hauptgebäude. Nicht weniger als 50 Meter Länge und am Kopfende 20 bis 25 Meter Höhe mißt dieser in Ziegel und Mörtel gemauerte und mit dünnen Goldplatten überzogene Koloss, welcher fast den ganzen Tempel ausfüllt. Ungeachtet desselben finden die überlebensgroßen Buddha-Statuen, mehr als 1000 an der Zahl, welche die Umfassungsgänge füllen, wenig Beachtung.

Die Wat Tscheng (Arun) im westlichen Stadttheile, auf der rechten Seite des Flusses gelegen, zeichnet sich durch den Prabrang, einen den Pratschedis ähnlichen großen Bau aus. Der Prabrang bildet hier ausnahmsweise das Hauptobject der Tempelanlage. Die gefälligen Umrisse dieses 100 Meter hohen Baues — in großen Grundzügen eine vierseitige Pyramide, die nach oben zu, sich in mehreren Absätzen verjüngend, in eine fast cylindrische Spindel übergeht — werden noch übertroffen durch dessen geschmackvolle Ausschmückung. Fast jeder der stufenartigen Absätze und jede



Bangkok. Die Siratanatschedi, das Bramondop und das Putabrang Prasat in der Wat Pra Keo.

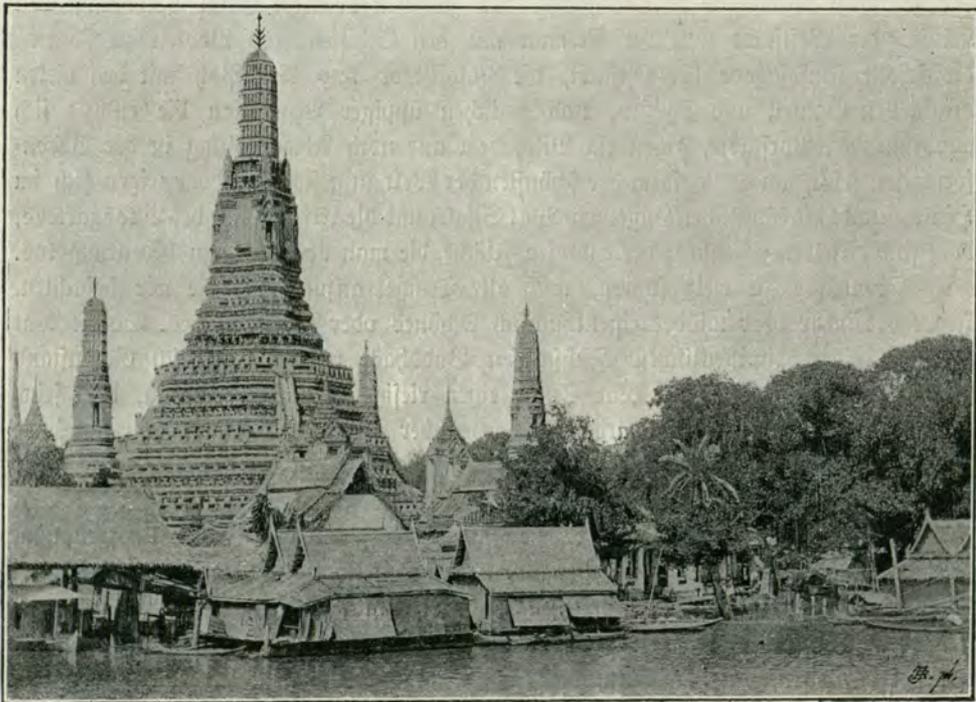


Gallerie hat ein anderes Decorationsmotiv aus der Pflanzen- oder Thierwelt, welches in Mosaikstück und Porzellan, bei den Façaden meist in Tellercherben, ausgeführt ist. Das Gesamtbild des Bauwerkes spottet jeder Beschreibung. Besonders des Morgens, wenn die glänzende Façade sich im Flusse spiegelt und sich recht günstig von den schönen, dichtbelaubten Bäumen des Tempelgartens abhebt, gewährt der Prarang einen ebenso majestätischen als poetischen Anblick, der an den kleinen schwimmenden Häusern und dem Bootsgewimmel im Vordergrund ein vortheilhaftes Relief findet. Andererseits genießt man wieder von der obersten Gallerie des Prarang — der ganze Bau ist solide aus Backsteinen gemauert und von außen führen Treppen hinan — einen der schönsten Rundblicke über Bangkok. Die zwischen dunklem Grün hervorragenden Häuser der Weststadt und der Menam mit den Schiffen und Booten zu Füßen, die schöne Flussfaçade der Oststadt, die Palaststadt und Wat Poh mit den vielen originellen Bauten und Spitzen, und zwischen üppiger Vegetation die endlos sich ausdehnenden Vorstädte, geben ein Bild, dem nur noch Abwechslung in der Bodenformation fehlt, um es zu einem der schönsten der Welt zu gestalten. Zwar zeigen sich im Hintergrunde die künstlichen Hügel von Wat Sifaket und die Erhebungen des Lotosgartens, doch sind dieselben gegenüber der endlosen Fläche, die man überblickt, zu bedeutungslos.

Es würde zu weit führen, noch alle Tempel anzuführen, die wir besuchten. Jeder bot mehr oder minder eigenthümlich Schönes oder Merkwürdiges. So die Wat Semplin einen „authentischen“ Fußstapfen Buddhas, welcher natürlich Gegenstand höchster Verehrung ist; die Wat Sutat einen riesigen sitzenden Buddha, dem seine 72 Sünger, überlebensgroß dargestellt, gegenüber sitzen, als ob sie seinem Worte lauschen würden — alle vergoldet; die Wat Ratschagobit mit den Grabdenkmälern der königlichen Kinder, an Schönheit der Bauten fast die Palastwat erreichend; die Wat Sarahnrom mit ihren schönen Fresken. Im ganzen gewannen wir die Überzeugung, daß die Tempel Bangkoks, wenn sie auch vom architektonischen Standpunkte nicht an die Baudenkmäler des mohammedanischen Indiens heranreichen, und sich in der Detailausführung nicht mit den großen Schmuckkästchen, als welche sich die japanischen Tempel darstellen, messen können, doch an Reichthum alles, was wir in Asien gesehen, überbieten und an geschmackvoller Anlage den schönsten derartigen Bauten wenig nachstehen. Allerdings muß man zugeben, daß die ähnlichen birmanischen Tempel mit ihren einfacheren, aber wundervoll geschwungenen Stupas, wie z. B. die Schwai Dagon-Pagode in Rangun, sowie die Moscheen Indiens erhebender wirken als die Tempel Siams, welche blenden, aber durch das Hervortreten der verschiedenartigen Einzelheiten zerstreuen, und mehr zur Phantasie als zum Herzen sprechen.

Seltamerweise sahen wir bei allen Tempelbesuchen eigentlich nur wenige Pras oder Talapoints, wie die birmanischen Priester heißen, während doch die an jede Wat anschließenden kasernartigen Priesterwohnungen zeigen, daß deren genügend vorhanden sind. In der That soll es in Bangkok allein an 30.000 Priester geben; auch ist des Morgens der gelbgekleidete Bonze mit dem Palmblattfächer und

dem großen Sammeltopfe, gefolgt von einem Knaben, der den Sonnenschirm trägt, eine typische Erscheinung. Zu Lande und zu Wasser sieht man sie die einzelnen Häuser abgehen und abfahren, woselbst zumeist Frauen in kniender Stellung sie empfangen und ihnen das Beste, was sie an Lebensmitteln haben, darbieten. Nach diesem Sammelgange ziehen sie sich in ihre Zellen zurück und geben sich jener gewissen Beschaulichkeit hin, die im tropischen Klima nur zu leicht in schläfriges Nichtsthun mit allen natürlichen bösen Folgen desselben ausartet. In der That genießen auch die siamesischen Priester weitaus nicht die gleiche persönliche Achtung wie die birmanischen.



Bangkok. Der Prabang der Wat Tscheng.

Doch wie ein Siamese ganz richtig bemerkte, ist es in erster Linie das gelbe Tuch, respective ihr Stand, welchem die ihnen bezeugte Verehrung gilt; von den Fehlern des einzelnen sieht man da gänzlich ab. Übrigens besorgen die Talapoints gleich den birmanischen Spungjis den Elementarunterricht der Knaben. Auch muß in Siam ebenso wie in Birma jeder junge Mann, der zu Ansehen und Stellung gelangen will, durch einige Zeit Novize in einem Kloster gewesen sein; von dort bringt er ein gewisses Gefühl der Unterordnung gegenüber den höheren Priestern mit. Allerdings wird gegenwärtig diese Zeit des Noviziats sehr kurz abgethan, und manche Prinzen haben sich kaum mehr als 14 Tage den drückenden Satzungen desselben unterworfen.

Der zweite Aussichtspunkt Bangkoks außer dem Prabang von Wat Tscheng ist die Pratschedi in der Nähe von Wat Sifaket. Ursprünglich sollte dieser Bau das erstgenannte Wahrzeichen der Stadt an Pracht und Größe übertreffen, da aber der Grund nachgab, mußte von dieser Absicht abgegangen werden, und der über 100 Meter hoch aufgeführte Hügel wurde nur mit einer kleineren Pratschedi gekrönt. Die Aussicht, welche wir von dort aus bei Sonnenuntergang genossen, war reizend, besonders durch den Ausblick auf die Vorstädte, in denen sich kleine Seitencanäle des Menam wie Silberfäden durch das üppige Grün der Gärten schlängeln, während in weiterer Ferne die zahlreichen, blinkenden Spitzen der inneren Stadt und der majestätische Prabang sich sehr wirkungsvoll vom dunklen Untergrunde abheben. Die Anlagen der Wat Sifaket mit dem ausgedehnten Klosterviertel lagen uns zu Füßen, und die leichten Rauchwolken, welche aus dem mit Bäumen eingefassten Tempelhofe emporkräuselten, trugen dazu bei, den friedlichen, träumerischen Charakter des Bildes zu erhöhen.

Wohl störte uns ein unausgesetztes Geträchze von Raben und Nasgeiern, die wir zu unserem Erstaunen in großen Mengen hier herumschwärmen sahen, ein wenig in unseren Betrachtungen, und bald verlor auch der schöne blaue Rauch, den wir der Bereitung eines Familienmahles zuschrieben, seinen Reiz für uns. Im Hofe von Wat Sifaket finden nämlich die Leichenverbrennungen statt.<sup>1)</sup> Wir verabsäumten nicht, uns den Ort näher anzusehen. Im Tempelhofe angelangt, sahen wir zwei kleine geschwärzte Säulenhallen.

In einer derselben befanden sich noch glimmende Holzstücke. Kurz vorher waren hier die letzten Überreste eines Menschen in Asche und Rauch übergegangen, und der widerliche Geruch, welcher hier herrschte, sowie das Krächzen der Raben und Geier



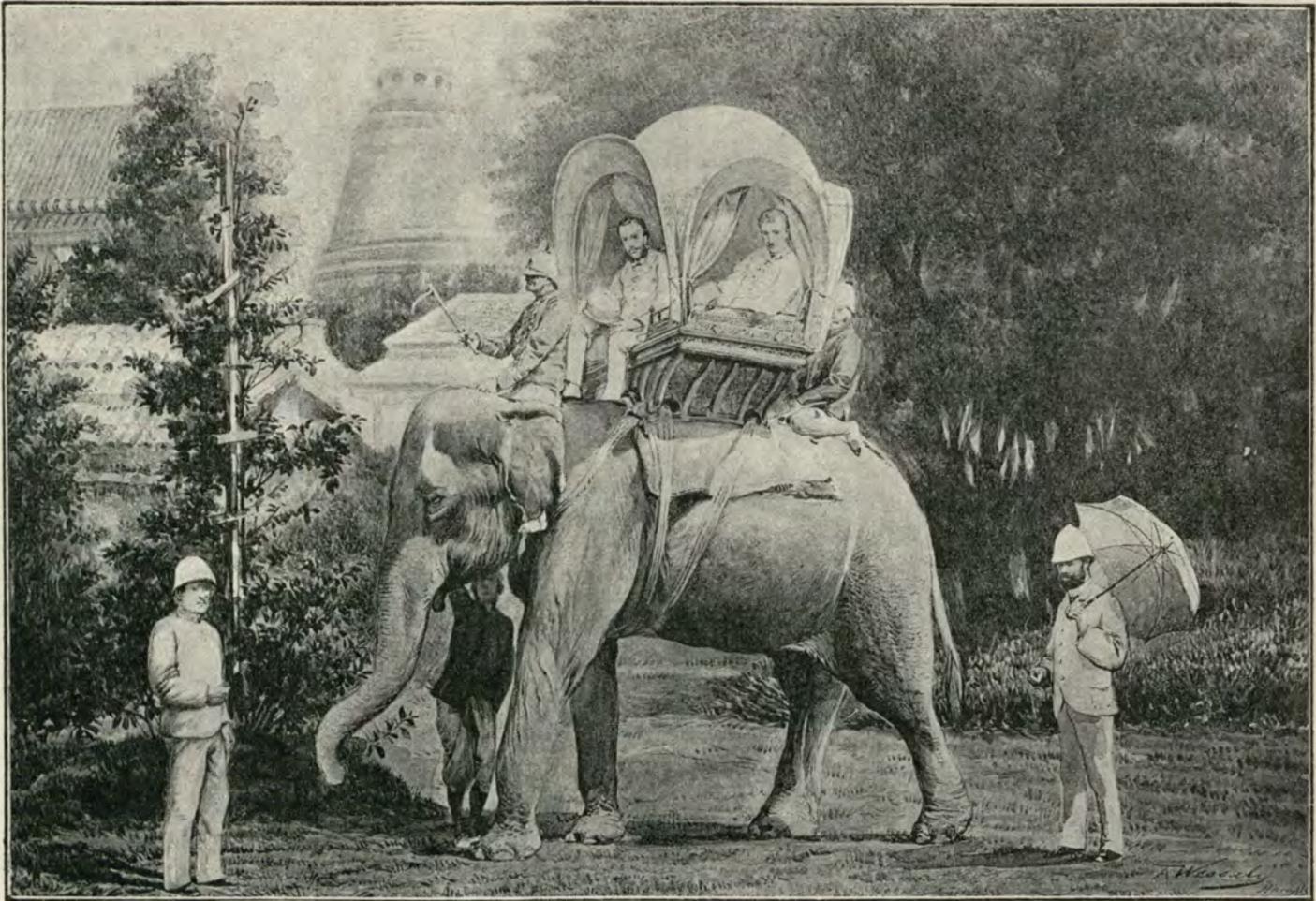
Siamesischer Pra mit den Insignien seiner Würde.

<sup>1)</sup> In Siam werden wie in Indien die Leichen zumeist verbrannt. Nach vorhergegangener Waschung werden sie auf einer Tragbahre oder in einem würfelförmigen Sarge auf den Verbrennungsort gebracht und daselbst verbrannt. Die Asche wird zum Theile in einer Vase aufbewahrt, der Rest in den Menam geworfen. Wenn die Mittel es einigermaßen gestatten, so geschieht dies alles mit großem Pompe, und während der hierzu nöthigen Vorbereitungszeit, die oft Monate beträgt, wird der Sarg, entsprechend prunthast aufgestellt, im Hause aufbewahrt. Bei dem Umstande, daß hier nicht wie in China solide Säрге und Kalkeinbettung gebräuchlich sind, dürfte dies vom hygienischen Standpunkte aus nicht ganz harmlos sein.

vereinigten sich zu einem höchst abstoßenden Eindrucke, im grellen Gegensatze zu der herrlichen Vegetation, die uns umgab — dies umsomehr, als außer einem stumpfsinnig vor sich hinbrütenden Wächter niemand zu sehen war. Offenbar war der Dahingeshiedene sehr arm gewesen. Doch sahen wir bald, dass es noch Ärmere gibt, denen selbst diese Beachtung ihrer irdischen Hülle nicht zutheil wird. In einer zweiten Abtheilung des Hofes, ebenfalls zwischen üppigen Bäumen und Sträuchern, war eine Plattform sichtbar, auf welcher verschiedene Gebeine und Schädel umherlagen, an denen Hunde nagten, während eine Unmenge von Nasgeiern, offenbar vollgesättigt, die umstehenden Bäume besetzte. Hier werden, wie der Führer uns erklärte, die Leichen der Armen, welche keine Angehörigen haben, und jene der Verbrecher den Geiern und Raben zum Fraße vorgeworfen, wenn sich nicht eine mildthätige Person findet, welche das zum Verbrennen nöthige Holz spendet.

Die Anschauungen sind verschieden. Nachdem wir die Thürme des Schweigens der Parsis in Bombay gesehen, wo in Pietät für den Verstorbenen oft mit den größten Opfern die Überreste theurer Angehöriger in gleicher Weise der Vernichtung zugeführt werden, konnten wir nicht von Barbarei reden; nichtsdestoweniger waren wir auf das höchste angewidert. Rasch suchten wir das Weite, und eine alte Frau, die aus einer nebenliegenden Hütte, wo sie friedlich ihr Abendmahl kochte, hervorkam und uns grinsend einige Schädel zum Ankaufe anbot, wurde nicht gerade freundlich abgewiesen.

Mehrere Tage darauf hatten wir Gelegenheit, der Verbrennung eines wohlhabenden Mannes beizuwohnen. In einer größeren Säulenhalle, reich mit allerlei Zeug drapiert, befand sich ein vergoldetes Postament, und darauf die Feuerstelle, auf welcher versilberte Holzscheite aufgeschichtet waren. Über letzteren war der unten mit einem Roste versehene Sarg befestigt. Eine Unzahl Bonzen, sowie der Sohn des vor sechs Monaten Verstorbenen, nach altem Gebrauche weiß gekleidet, standen um denselben. Ein siamesisches Orchester füllte die Zwischenpausen der rituellen Vitaneien aus. Ein königlicher Kämmerer brachte einen brennenden Span, welcher vom Könige selbst mittels einer eigens zu dem Zwecke dienenden Pistole angezündet worden war. Hierauf setzte der Leidtragende unter Toben und Lärmen des Orchesters den Holzstoß in Brand, während einige Priester durch beständiges Begießen des Sarges das Anbrennen der Seitenwände verhinderten. Vor dem Tempel befand sich eine zahllose Volksmenge. Von einem Gerüste wurde derselben Geld zugeworfen und Früchte vertheilt. Ein Marionettentheater, ein Kon (siamesisches Volkstheater), wo Spazmacher ihre recht derben Witze zum besten gaben, sowie Gaukler und Schlangenbändiger dienten zur Unterhaltung der Menge, für welche bei Eintritt der Dunkelheit auch ein brillantes Feuerwerk abgebrannt wurde. In den an die Verbrennungshalle anstoßenden Räumlichkeiten, die, wie es scheint, eigens zu diesem Zwecke bestimmt sind, waren reichgedeckte Tische zu sehen. Hier gaben die Freunde des Leidtragenden durch oftmaligen Genuß des reichlich vorhandenen Champagners ihrer Trauer Ausdruck und



Bangkok. Se. k. u. k. Hoheit auf einem weißen Elephanten.



ließen sich darin durchaus nicht durch den leimartigen Geruch behindern, welcher sich in der ganzen Umgebung des Verbrennungsortes verbreitete. Mittlerweile war von dem Leichnam nur wenig Asche übrig geblieben. Diese wurde gesammelt und ein Theil davon in eine Urne gethan, um auf dem Hausaltare des Leidtragenden die Ahnengallerie zu vervollständigen; der Rest wurde in feierlicher Weise in den Menam geworfen. Es ist schwer zu sagen, ob die Bestattung des Armen oder des Reichen das Gefühl des Europäers mehr verletzt.

Mit ganz außerordentlicher Pracht findet die Verbrennung der Prinzen von königlichem Geblüte oder gar eines Königs statt. In diesem Falle wird auf dem freien Plage vor der Palaststadt ein künstlicher Hügel durch Verkleidung eines Holzgerüsts hergestellt, welcher oben die reich vergoldete Verbrennungshalle trägt. Mittels ebenso prachtvoller thronessellartiger Wagen und unter Entfaltung des ganzen orientalischen Pompes wird der mit Goldblech bekleidete Sarg an Ort und Stelle gebracht und die Verbrennung vorgenommen. Die Aschenurne wird mit gleichem Prunke im Palasttempel oder in der Wat Ratschapobit aufgestellt. Eine volle Woche hindurch währen die Volksfeste im großen Stile, welche diesen Act verherrlichen sollen. Einen kleinen Begriff von der Art der dabei stattfindenden Festlichkeiten konnten wir uns bei folgender Gelegenheit machen.

In die Zeit unserer Anwesenheit in Bangkok fiel der Jahrestag des Todes des zweiten Sohnes des Königs. Sr. k. u. k. Hoheit der Erzherzog und sein Gefolge wurden eingeladen, an der Feier desselben theilzunehmen. Die Ceremonie spielte sich in jenem Gebäude der Palaststadt ab, dessen Fenster direct auf die breite Kasernstraße gehen, und wo von einem balkonartigen Fenster der König sich dem Volke zeigt und, umgeben von den Prinzen, den feierlichen Umzügen zusieht. Eine niedere, gemauerte Estrade vor diesem Pavillon dient zur Aufnahme der Minister und Adelligen.

Es war gegen Sonnenuntergang, als wir im Palais erschienen. Obwohl die Räumlichkeiten des Pavillons in einem solchen Falle nur für Prinzen von Geblüt reserviert sind, wurde doch ausnahmsweise der Suite Sr. k. u. k. Hoheit gestattet, dieselben in Augenschein zu nehmen. Im mittleren Theile des großen Saales war ein prachtvolles, von Gold und Edelsteinen strotzendes, altarähnliches Postament errichtet, auf welches man die goldene Urne mit der Asche des Prinzen gestellt hatte. Vor der Urne über die ganze Länge des Gemaches, erstreckte sich eine niedere, tischartige Estrade und in deren Mitte ein breites Band, das bis zur Urne führte, um welche es geschlungen war. Die Estrade dient für die Priester, welche, paarweise einander gegenüber sitzend, das Band beim Absingen der Vitaneien in die Hand nehmen und derart den geistigen Rapport mit dem Verstorbenen herstellen.

Nachdem wir das Gemach besichtigt hatten, nahmen wir die uns angewiesenen Plätze auf der Straßen-Estrade ein, auf welcher sich bereits eine große Anzahl von Notablen theils in Uniform, theils im Nationalcostüme eingefunden hatte.

Eine dichtgedrängte Menschenmenge in verschiedenartiger, aber zumeist sehr einfacher Kleidung erfüllte die breite Straße, von der nur ein kleiner Theil durch aufgestellte Truppen freigehalten wurde. Auf der Straße waren mehrere thurmartige Gerüste

aufgestellt. Einige derselben dienten grotesk gekleideten Individuen zum Standpunkte, welche mit ihren dickbäuchigen Säcken voll von Kupfer- und kleinen Silbermünzen die Rolle der Fortuna zu spielen hatten; auf anderen war Feuerwerk vorbereitet. Endlich erschien der König am Fenster. Alles verbeugte sich, die Musik intonierte die melodische siamesische Volkshymne, und auf ein gegebenes Zeichen wurde das Feuerwerk abgebrannt. Nun begann auch die Geldvertheilung.

## Siamesische Volkshymne.

Sehr langsam.

The musical score is written for piano and consists of five systems. Each system has a treble and bass clef staff. The key signature has two flats (B-flat and E-flat), and the time signature is common time (C). The tempo marking is 'Sehr langsam'. The score begins with a forte (f) dynamic in the first system. The second system introduces a piano (p) dynamic. The third system also features a piano (p) dynamic. The fourth system continues with a piano (p) dynamic. The fifth system returns to a forte (f) dynamic. The music is characterized by a mix of chords and melodic lines in both hands, with some passages marked with 'p' and 'f' dynamics.

Ein bunteres Bild als jenes, welches das durcheinanderstürzende Volk in der verschiedenartigen Beleuchtung bot, kann man sich schwer vorstellen. Doch wir hatten kaum Zeit, uns dem seltsamen Anblicke hinzugeben. Plötzlich regnete es von oben Limonien und Rüsse auf unsere Köpfe, welche Anweisungen für Geschenke enthielten, die den Adeligen bestimmt waren. Schließlich fand ein ähnlicher Gabenregen für die Prinzen statt. Hierauf zog sich der König zurück, und es begann das Gebet der Bonzen, während das Volk jetzt erst recht lustig wurde, da Gaukler und Spaßmacher erschienen und, unterstützt von der Musik und den nationalen Orchestern, die Unterhaltung besorgten. Bis spät des Abends hörten wir noch das Krachen des Feuerwerkes, die Musik und das Lärmen der Menge.

Den Schluß des Festes bildete für uns ein Ball beim Prinzen Dgnoe Woradej. In dem mit Blumen und siamesischen, sowie österreichisch-ungarischen Flaggen geschmackvoll decorierten Palais hatte sich bereits die große Anzahl von Gästen versammelt. Alles was Bangkok an Notabilitäten besitzt, sowohl einheimische als fremde, war erschienen. Desgleichen eine erstaunlich große Anzahl europäischer Damen; dagegen fehlten die siamesischen Frauen, welche mit Ausnahme der Königin nicht in der Öffentlichkeit erscheinen.

Dem Landesbrauch entsprechend wurden Se. k. u. k. Hoheit und dessen unmittelbare Begleiter beim Empfange vom Hausherrn mit kunstvoll gebundenen Blumenguirlanden bekränzt. Nach den üblichen Vorstellungen begann alsbald der Tanz. Hierzu spielte eine sehr gute, bis auf den Kapellmeister ausschließlich aus Siamesen bestehende Militärmusik. An dem Tanze nahmen sowohl der prinzliche Hausherr, als auch mehrere junge Siamesen, letztere mit großem Eifer, theil. Dafs der jüngere Theil der europäischen Gesellschaft diese in Bangkok nicht zu häufige Gelegenheit, dem Tanzvergnügen zu huldigen, möglichst ausnutzte, ist begreiflich. Bei diesem Feste bestätigte sich wieder unsere anderwärts gemachte Wahrnehmung über die richtige Stellung der Europäer Bangkoks zu den siamesischen Würdenträgern.

Gewöhnlich ist in den orientalischen Ländern das Verhältnis zwischen Einheimischen und Europäern ein unleidliches. Entweder sind erstere fremdenfeindlich gesinnt und betrachten die Europäer nur als nothgedrungen geduldet, oder sie sind gutmüthig und freundlich, und dann sind es oft wieder die Europäer, welche ein selbstbewusstes, verletzend gönnerhaftes Auftreten annehmen. In Siam ist keines von beiden der Fall. Der König, sowie die ganze königliche Familie, von fortschrittlichem Geiste beseelt, anerkennen die Überlegenheit der europäischen Bildung und des europäischen Wissens in vollem Maße und ziehen auch, soweit es nothwendig ist, Europäer heran; letztere aber sind keinen Augenblick im Zweifel, dafs man bei aller Freundlichkeit keinerlei Überhebung dulden würde. Derart halten sie sich innerhalb der richtigen Grenzen, und der Verkehr sowohl der Consuln und der unabhängigen Kaufleute, als auch der in siamesischen Diensten befindlichen Europäer mit allen Classen der siamesischen Gesellschaft ist ein recht herzlicher.

Eine sehr interessante Beigabe des Festes waren die Productionen nationaler Orchester. Auf dem flachen Dache des Hauses, wo unter einer kühlen Veranda für Freunde des Whists und des in Siam sehr beliebten Schachspieles gesorgt war, ließ

sich vor allem ein ausgezeichnet geschultes siamesisches Orchester hören, das auf wertvoll ausgestatteten Instrumenten, gleich jenen, die wir im Theater gesehen, melancholische nationale Weisen zum besten gab. Unweit davon, unter einer improvisierten Hütte, befanden sich Laos, an ihrer lichten Hautfarbe und den regelmäßigen Gesichtszügen kenntlich. Zu einer Bambusorgel, begleitet von Flöten und Trommeln, tanzten einige ausnehmend schöne Mädchen in der höchst einfachen Landestracht. Ihr Tanz unterscheidet sich wenig von jenem der Siamesinnen. Auch hier ist die Bewegung des Oberkörpers ausgesprochenener als jene der Füße, doch ist das Tempo ein schnelleres und das Ganze macht den Eindruck von Natürlichkeit und Grazie. Scheu blickende Schanz



Kronprinz von Siam im Nationalcostüme.

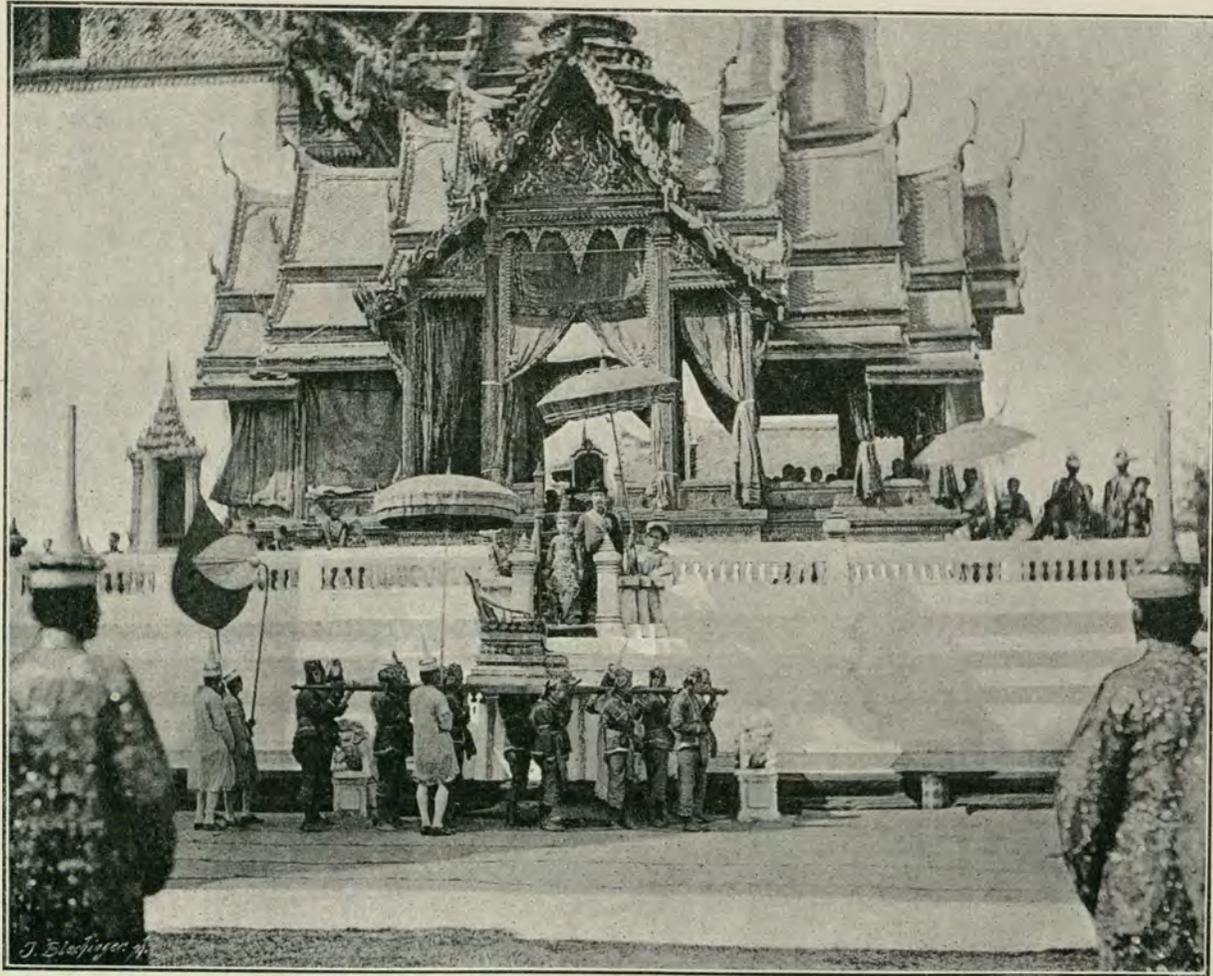
hatten sich am entgegengesetzten Theile des Daches niedergelassen. Das lärmende Orchester, aus verschieden gestimmten Gongs und Trommeln, Kuhhörnern und Pfeifen bestehend, paßte gleich den ungestümen Bewegungen der in ihrer Art nicht unschönen Tänzerinnen zu dem mehr wilden Charakter dieses Volksstammes.

Ein reiches Souper, ganz nach europäischem Geschmacke bereitet, und ein prachtvolles Feuerwerk, welches allerdings unter den im Hofe angesammelten Equipagen eine gefährliche Verwirrung hervorrief, beschloß das ebenso glänzende als interessante Fest.

In Siam tragen die Kinder, wie erwähnt, bis auf die zusammengerollte Scheitellocke, den Kopf glatt rasiert. Ein wichtiger Zeitpunkt im Leben des siamesischen Knaben ist das Abschneiden des Haarknotens. Mit dieser Prozedur, welche je nach der Entwicklung im Alter von 10 bis 13 Jahren vorgenommen wird, hört

er auf, Kind zu sein und darf sich das Haar voll wachsen lassen. Er tritt aus der Erziehung der Frauen im Harem und erhält seine weitere Fortbildung durch Männer, d. h. kann in eine Klosterschule eintreten oder das Priesternoviziat beginnen. Je nach den Mitteln des Vaters ist die Haarbeschneidungszeremonie mit größeren oder geringeren Festlichkeiten verbunden. Während wir in Bangkok weilten, wurde der Sohn des Ackerbauministers P'ha (Fürst) Barawongse mit drei befreundeten Altersgenossen dieser Ceremonie unterzogen, was mit vielem Pompe geschah.

Im großen, elegant europäisch eingerichteten Empfangssaale des Ministers war ein prunkvoller Hausaltar errichtet, an welchen sich auf der einen Seite eine lange Estrade anschloß. Auf dieser kauerten zehn Priester in gelben Gewändern, mit den Insignien ihrer Würde, Sonnenschirm und Palmblattfächer, versehen und mit



Bangkok. Feierlicher Aufzug des Kronprinzen anlässlich seiner Investitur als Kronprinz.



dem von jedem höher gestellten Siamesen unzertrennlichen Betelservice zur Seite. In der Mitte des Zimmers, den Priestern gegenüber, saßen die Knaben auf reichen Stühlen. An den Lehnen der letzteren waren große Sträuße aus Pisangblättern als Symbol des zu erwerbenden Ruhmes angebracht. Neben jedem Stuhle stand ein Tischchen und auf diesem Wasser- und Ölschalen, eine Schere und ein Rasiermesser. Sämmtliche Gefäße waren aus Gold erzeugt und sehr geschmackvoll geformt.

Eigenthümlich war die Kleidung der jungen Leute. Sie bestand aus einem weißen hemdartigen Gewande, das sich aber durch die darüber getragene nationale Kollane, aus Filigrangold und mit Edelsteinen reich besetzt, sowie durch gleich wertvolle Gürtel- und Fußspangen ungewöhnlich elegant ausnahm. Der geistige Rapport zwischen den Knaben und den Bonzen, sowie dem am Altar dargestellten Buddha war auch hier mittels eines breiten Seidenbandes hergestellt. Jeder der Knaben hatte einen Pathen — es befanden sich darunter zwei königliche Prinzen —, welche auf erhöhten Ehrensitzen Platz nahmen. Dagegen kauerten die Brahminen sammt dem religiösen Hindu-Orchester, das aus Trommeln und Tempelmuscheln besteht, auf dem Boden. Nichtsdestoweniger gebürt bei der Haarbeschneidung den Brahminen die leitende Rolle. Denn diese Ceremonie entstammt gleich so manchem siamesischen Brauche der Brahmanenlehre, und die buddhistischen Priester nehmen nur aus kluger Duldsamkeit daran theil.

Nachdem die Festgäste vollzählig waren, begann die Ceremonie. Die Brahminen citieren einige heilige Sprüche, den Knaben wird der Kopf gesalbt, die Haarlocke wird gelöst und in vier Strähne getheilt. Mittlerweile beginnt die ohrenzerreißende Musik und die Bonzen stimmen ihre Segenslitaneien an. Jeder der Taufpathen schneidet ein Haarsträhn ab, hierauf rasieren die Brahminen den Kopf glatt, und ein betäubender Lufsch der Trommeln verkündet den ob der großen, glänzenden Zuseherschaft eingeschüchternen Knaben, sowie den sichtlich gelangweilten Bonzen, daß ihre Aufgabe zu Ende ist. Für erstere allerdings noch nicht ganz; es folgt noch der Segen. Auf einer vor dem Hause befindlichen Steinplatte kauern sich die Knäblein zusammen und die Pathen, sowie jeder der Bewohnenden, welcher den Kleinen sein Wohlwollen bezeugen will, begießt sie mit Wasser aus den hierzu bereitstehenden prachtvollen Gefäßen. Das Begießen mit Menamwasser spielt überhaupt im siamesischen Ceremoniel eine große Rolle; bei einer Hochzeit, bei der Krönung des Königs, bei einer Priesterweihe ist es gleich unerläßlich.

Anläßlich einer Haarbeschneidung werden, wie bei jeder wichtigeren Ceremonie, damit sie glückbringend sei, Priester und Arme reichlich beschenkt, die Freunde des Hauses bewirtet und für das Volk Belustigungen veranstaltet. Auch bei P'ya Barawongse gieng es bereits seit zwei Tagen sehr lustig zu, und am Tage der Ceremonie wurden die Festlichkeiten durch einen großen Ball beschloffen, zu welchem der durchlauchtigste Herr Erzherzog und Suite, sowie alle hervorragenden europäischen Residenten Bangkoks geladen waren. Obwohl das Palais des P'ya Barawongse an Größe und Pracht sich nicht mit jenen der königlichen Prinzen messen kann, welche sich landeinwärts davon befinden, ist es vermöge seiner Lage am Flußufer und inmitten

dichtbelaubter Bäume für ähnliche Festlichkeiten ausgezeichnet geeignet. — Es war ziemlich spät des Abends, bei vollem Mondenschein, als wir das prunkvolle Hofgalaboot bestiegen, welches uns über den Menam zu bringen hatte. Vierzig Mann mit kurzen Schaufelrudern, nach dem Taktworte des Führers gleichmäßig und unter seltsamen Ausrufungen ausholend, brachten uns pfeilschnell vorwärts. Ein poesievolleres Bild als das, welches sich uns von der Mitte des Flusses aus darbot, kann man sich kaum vorstellen. Auf der einen Seite zeigt sich das königliche Schloß mit seinen Zinnen und die unzähligen Spitzen der verschiedenen Tempel, im weißlichen Lichte eigenthümlich funkelnd, über der dunklen Linie der Stadt und der Bäume am Ufer. Hier alles in tiefer Stille, in Schlaf versunken; ein wahres Traumbild. Dagegen auf der anderen Seite, im Schatten des gigantischen Prabrang von Wat Tscheng, das regste nächtliche Treiben. Längs der ganzen Uferlinie Lichter, theils von den Häusern am Lande, theils von Booten mit Zuschauern herrührend, welche in dem vom Palais ausströmenden Lichtmeere einen glänzenden Mittelpunkt finden. Musik, Gesang und Stimmengewirr sind allseits vernehmbar, und mit Mühe bahnt sich unsere lange Galapirogue einen Weg zwischen den zahlreichen Booten und Dampfbaracken, welche den Landungsplatz umringen.

Das Ballfest unterschied sich wenig vom vorhergehenden, dagegen konnten wir hier wieder ein sehr hübsches siamesisches Ballet sehen, bei welchem der Reichthum der Costüme jenem im großen Theater P'ya Mahins nicht nachstand. Jeder Hausherr setzt eben einen Ehrgeiz darein, die bei ihm auftretenden Tänzerinnen so prunkvoll als möglich zu kleiden. Übrigens war auch das Sujet des Ballets — die Brautwerbung eines Königssohnes unter mehrfachen Hindernissen — mit Geschick gewählt, und das Arrangement der Aufzüge und Tableaux ein künstlerisches.

Auch für die Belustigung des niederen Volkes hatte P'ya Barawongse umfassende Vorkehrungen getroffen. In einer Reihe von Häusern zu beiden Seiten des Palais wurden Schattenspiele und die beliebten derben Volkspossen aufgeführt oder waren Marionettentheater in Thätigkeit. Es herrschte daher hier ein lustiges Leben und Treiben, welches für den Europäer, dem die mannigfaltigen Typen und Trachten fremd und ungewohnt sind, einen Rundgang sehr fesselnd gestalteten.

Eine Bemerkung über den reichen Schmuck der Tänzerinnen hatte den sichtlich dadurch geschmeichelten Hausherrn veranlaßt, uns seine Schatzkammer zu zeigen. Einen anderen Namen kann man wohl dem Saale nicht geben, in welchem der Familienschmuck des P'ya Barawongse aufbewahrt ist. In großen Glasschränken sahen wir schöne Goldgefäße und Filigranarbeiten, von denen wir einen kleinen Theil bereits des Morgens bei der Ceremonie bewundert hatten. Diademe, Gürtel, Knöpfe, Ringe und Spangen mit Diamanten besäet, reiheten sich an kostbare Thee- und Betelservice. Auch manch reizendes Stück aus Goldbrocat war da noch zu sehen, obwohl alle beim Ballet verwendeten Prachtstücke fehlten. Hier sahen wir so recht, daß Siam das Land des orientalischen Luxus par excellence ist. Wenn schon P'ya Barawongse,

der nicht zu den Reichsten des Landes zählt, so viel Geschmeide besitzt, wie viel Herrlichkeiten müssen da überhaupt in Siam aufgestapelt sein?

Es graute bereits im Osten, als die Gesellschaft nach einem reichhaltigen Souper aufbrach, und das uns in mancher Richtung märchenhaft erscheinende Fest zu Ende gieng.

Bei der politischen Lage Siams ist es begreiflich, daß die reformatorische Thätigkeit der letzteren Zeit sich auch, ja sogar in großem Maße auf die Vertheidigungsmittel des Landes erstreckte. Bis in die neuere Zeit war die Wehrkraft sehr im Argen. Mit Ausnahme einer entsprechend großen Leibwache des Königs bestand kein reguläres Heer. Im Kriegsfall mußten die Gouverneure und tributären Häuptlinge, dem königlichen Befehle entsprechend, eine gewisse Anzahl bewaffneter Leute beistellen. Daß unter solchen Umständen ein siamesisches Heer wenig militärischen Wert hatte, ist begreiflich. Abgesehen von der Bewaffnung, die zwischen dem Pfeilrohr und Bogen und dem Hinterladgewehre variierte, war von einer Schulung keine, und wohl auch von Disciplin nur eine schwache Spur vorhanden. Gegenwärtig sind die Verhältnisse wesentlich bessere. Englische Instructoren wurden herbeigezogen, und zahlreiche junge Siamesen nach den verschiedenen europäischen Staaten entsendet, um sich militärisch auszubilden. Das Resultat zeigt sich schon bei den in Bangkok befindlichen Truppen. <sup>1)</sup> Dieselben sind durchgehends europäisch adjustiert — allerdings wird noch hie und da der nationalen Vorliebe für das Baarfußgehen gehuldigt —, mit modernen Hinterladgewehren bewaffnet und nach europäischen Grundsätzen organisiert. Ihre Unterkunft in der lustigen Kaserne, in welcher 6000 Mann Platz finden, ist eine sehr gute. Sowohl die Ordnung und Reinlichkeit in den Mannschaftszimmern, als die Einrichtung der Unterofficierschulen, die Officiersmesse mit einer schönen Bibliothek und einem Lesesaal übertrafen weit unsere Erwartungen. Auch zeigte die Compagnie, welche Sr. k. u. k. Hoheit vorgeführt wurde, wenn man nach ihr auf die übrigen Truppen schließen darf, eine europäische Schulung der Armee. Mehrere Krupp'sche Batterien, welche wir sahen, waren gut instand gehalten; auch zeigte man uns ausgedehnte Depots von Waffen und Ausrüstungsgegenständen für den Kriegsfall.

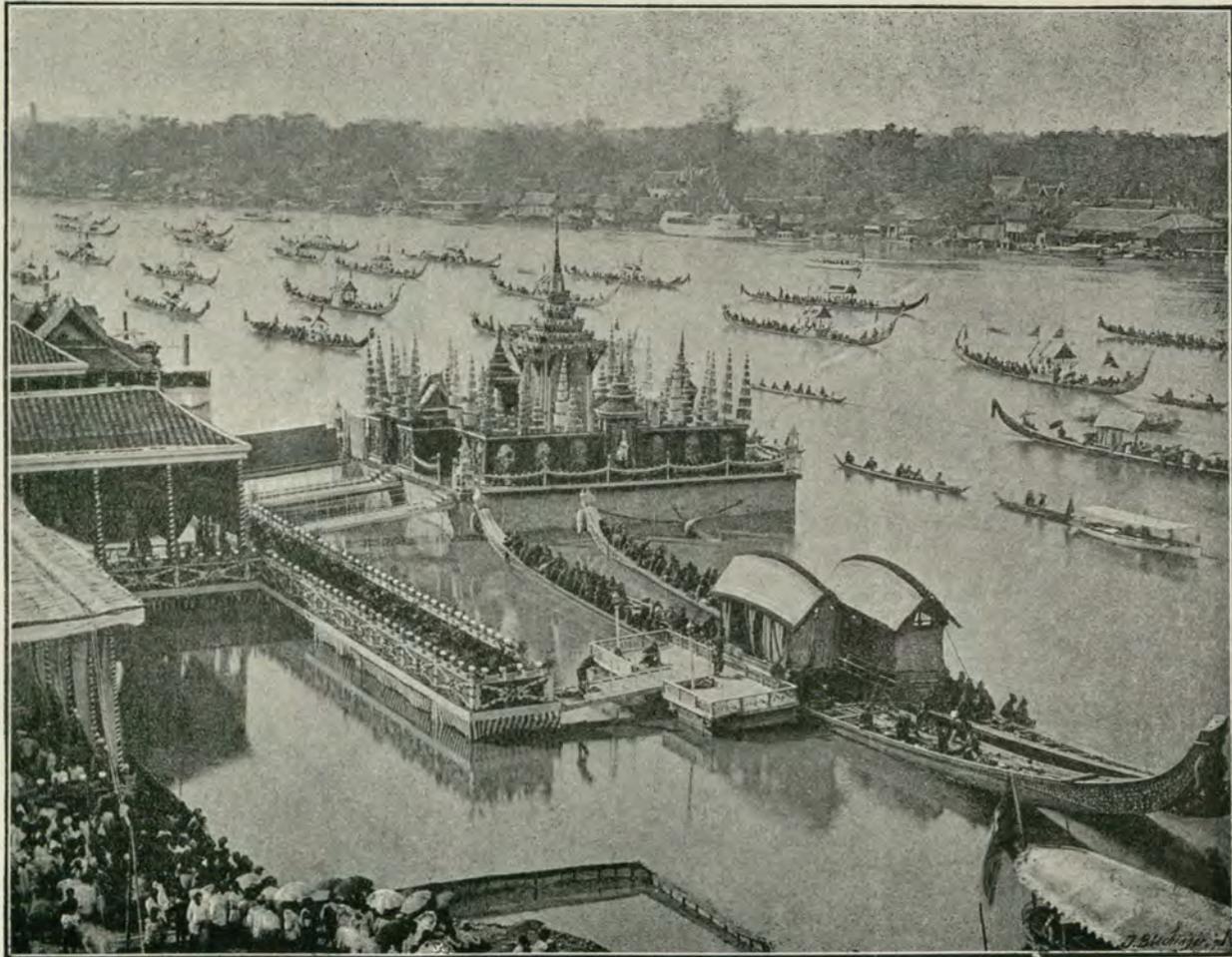
Die Kriegsmarine besteht aus einigen Kreuzern und Kanonenbooten, sowie mehreren Yachten und einer größeren Anzahl von Flußdampfern. Auf den größeren Schiffen sind allerdings die Commandanten und die leitenden Maschinisten Europäer, doch soll es schon einige recht tüchtige eingeborene Seeofficiere geben. Nach Aussage des Commodore Richelieu, welcher die rechte Hand des Marinecommandanten ist, eignet sich auch die siamesische Mannschaft nach entsprechender Ausbildung sehr gut

<sup>1)</sup> Die Armee besteht im Frieden aus der adeligen Leibgarde (2 Bataillone Infanterie, 1 Schwadron Reiter und 1 Compagnie Genie), der Palastwache, dem Elephantencorps, mehreren Bataillons Infanterie und zwei Batterien, insgesammt ungefähr 14.000 Mann. Im Ernstfalle ist jeder wehrfähige Mann dienstpflchtig, doch dürfte man kaum mehr wie 20.000 Mann geschulter Truppen aufstellen können. Moderne Waffen und Munition sind allerdings auch für die dreifache Kopfszahl vorhanden. Gerade während unserer Anwesenheit in Bangkok wurde beschlossen, das Mannlicher-Gewehr einzuführen.

für den Seedienst und weist recht flinke Matrosen und ein ganz brauchbares Maschinenpersonal auf. An Leuten, welche von Kindheit auf mit Booten vertraut sind, kann es wohl nicht fehlen. In Bangkok allein leben an 100.000 Personen auf dem Wasser, theils in schwimmenden Häusern, theils auf Booten, und im Innern des Landes gibt es solcher Leute noch mehr, was begreiflich ist, wenn man bedenkt, welche Rolle der Menam mit seinen verschiedenen Nebenflüssen im Verkehrswesen des Landes spielt. Bei der Vorführung der königlichen Boote konnten wir sehen, welch zahlreiches Personale dieser Kategorie der königliche Hof allein in Übung erhält.

Die Bootsrevue fand von einer Nacht aus statt, die am königlichen Anlegeplatz auf der westlichen Seite der Palaststadt lag. Der Kronprinz machte hierbei die Honneurs. Dessen Aufzug durch den Palasthof fand gleich jenem Sr. k. u. k. Hoheit mittels eines goldbeschlagenen Tragesessels statt. Das pomphafte Gefolge von malerisch herausstaffierten Bediensteten, die rothen Schirme und großen Fächer, welche dem Zuge nachgetragen wurden, und die Gebäude in orientalischem Stile im Hintergrunde — vereinigten sich zu einem originellen, farbenprächtigen Bilde.

Auf dem Flusse herrschte reges Leben. Die Hoffnung auf ein schönes Schauspiel hatte eine Anzahl Boote von allerlei Größen und Formen, die mit Neugierigen besetzt waren, herangelockt. Dieselben umkreisten die Nacht im weiten Bogen, eine breite Fahrstraße offen lassend. Auf ein Signal setzten sich die stromaufwärts befindlichen Boote, welche die Revue passieren sollten, der Reihe nach in Bewegung. Vor allem die großen Staatsbarken. Es sind dies Fahrzeuge von 50 bis 60 Meter Länge und  $1\frac{1}{2}$  Meter Breite, die meisten trotz ihrer Länge aus einem einzigen Stamme erzeugt. Vorne und achter sind sie stark nach oben geschweift und in der Mitte tragen sie einen Thronstuhl, welcher von einem spitzen Dache überdeckt ist. Das ganze Boot, besonders aber die mythischen Figuren, welche das Bugbild darstellen, vorzugsweise Drachen, Schlangen u. dgl., und der Thronstuhl sind außerordentlich reich vergoldet. Die Bemannung, zwischen 60 und 90 Mann zählend, welche ihre Schaufelruder mit mechanischer Gleichmäßigkeit bewegt und deren einfaches Costüm und entblößtes Haupt im schroffen Gegensatz zu der luxuriösen Ausstattung des Bootes steht, erhöht die Ungewohntheit des ohnedies bizarren Bildes. Pfeilschnell schießen die Boote: „Die vielen Schlangen“, „Der goldene Schwanz“, „Die Ewigkeit“ und wie sie alle heißen, vorbei. Nun gelangen die nicht minder reich ausgestaffierten kleinen, gondelartigen Fahrzeuge, die meist zu Vergnügungsfahrten der Damen des Harems dienen, an die Reihe; endlich die vierruderigen Boote für den Verkehr des untergeordneten Personales und die ganz kleinen Canoës für den Botendienst. Diese Rua Ohs setzen eine ganz erstaunliche Geschicklichkeit des stehenden, ein doppeltes Schaufelruder handhabenden Ruderers voraus. Bei einer Länge von 3 Metern sind sie höchstens 16 bis 20 Centimeter breit, somit wenig stabil; eine kleine Neigung bringt sie leicht zum Kentern. Eine Wettfahrt zweier solcher Canoës war ungewöhnlich spannend, da man jeden Augenblick das Umstürzen derselben gewärtigen mußte,



Bangkok. Revue der königlichen Boote anlässlich der Investitur des Kronprinzen.



welches übrigens bei der Amphibiennatur dieser Bootsleute nicht von Belang ist. Als man zur Probe mit Absicht die Boote kentern ließ, richteten sie die Insassen im Nu wieder auf und schwangen sich in dieselben. In einem dieser Canoës producierte sich der Ruderer sogar mit equilibristischen Kunststücken, indem er sich, einen Teller auf einem langen Bambus kreiselnd, von der liegenden Stellung in die aufrechte versetzte. Dabei hatte er noch seinen kleinen, anscheinend vierjährigen Sohn bei sich, der sich durchaus nicht ruhig verhielt. Allgemeinen Beifall erregte es, als das Canoë bei der Zacht vorbeitrieb, und der hübsche Knabe in siamesischer Weise durch Niederknien mit gefalteten Händen den Kronprinzen begrüßte. Beim versuchsweisen Kentern schwamm der kleine Cherubim wie ein Fisch. Allerdings wurde er durch seine Kleidung nicht behindert, da dieselbe bloß aus einigen Arm- und Fußspangen bestand.

Bei der Rückkehr in den Palast hatten wir Gelegenheit, einige nationale Spiele zu sehen. So das Ballwerfen, ähnlich jenem in Birma; hierbei wird der Ballen ohne Beihilfe der Hände bloß durch Schulter- und Kniebewegungen geworfen und aufgefangen u. dgl. Von Hauptinteresse waren jedoch die Kampffische. Es sind dies eine Gattung von Stachelkloßern. Bringt man zwei Männchen in ein Gefäß zusammen, oder nähert man einander Glasgefäße, die je einen enthalten, so werden sie, besonders in der Brunstzeit, geradezu wüthend. Im ersteren Falle beißen sie dann aufeinander los, bis der eine oder der andere todt ist. Dabei verändern sie ihre Farbe von Blau in alle Schattierungen von Roth und machen die wunderlichsten Bewegungen. Da es meist von den letzteren und nicht so sehr von der Größe abhängt, wer Sieger bleibt, so ist hier, ebenso wie beim Hahnenkampfe, Gelegenheit genug zu den bei den Siamesen so beliebten Wetten gegeben.

Die unmittelbare Umgebung bietet den Bewohnern Bangkoks keine besonderen Ausflugsorte. Was die Vegetation anbelangt, so bilden die Vorstädte ja eigentlich einen großen Garten mit hohen verschiedenartigen Bäumen, in welchem Häuser stehen. Hier findet man also mehr Abwechslung, als in den Reisfeldern und schwachen Palmenhainen außerhalb des Stadtgebietes. Im Süden der Stadt befindet sich zwar der sogenannte Lotusgarten, eine Schöpfung des letzten Königs, welchem gegenüber sich das für den jetzigen Kronprinzen kürzlich angelegte Palais erhebt; doch ist dies mehr ein Ziel- und Wendepunkt für eine Spazierfahrt, als ein an sich besonders anziehendes Object. Dem angeborenen Triebe nach Picknicks trägt der englische Theil der Residenten, zumeist durch Bootsausflüge auf dem Menam, Rechnung; übrigens gewähren diese Fahrten auch den bei der hohen Temperatur in Bangkok nicht zu unterschätzenden Vortheil der größeren Kühle. Ein weiterer, recht lohnender Ausflug ist jener nach Ayuthia, der einstigen Hauptstadt Siams, welche ungefähr 60 Meilen stromaufwärts von Bangkok liegt.

Ayuthia, einst eine Stadt von einer halben Million Einwohner, wurde im vorigen Jahrhunderte von den Birmanen gänzlich zerstört. Auf einer Insel, an der Einmündung eines großen Nebenflusses in den Menam, für den Handel günstig

gelegen, zählt es bereits wieder 40.000 bis 50.000 Einwohner, die allerdings zum großen Theile in schwimmenden Häusern wohnen. Wir machten die Fahrt dahin mit der königlichen Yacht. Die Scenerie auf dem Flusse war trotz des schönen Grüns der Reisfelder und der hübschen Baumgruppen, sowie des ziemlich regen Verkehrs, eher eintönig zu nennen, da sich weit und breit keine Erhebung zeigt. Doch bieten hie und da ein Landhaus, eine Wat oder schwimmende Häuser in einem Seitenarm eine kleine Abwechslung. Umsomehr Eindruck macht das am Ufer eines kleinen Nebenarmes befindliche königliche Lustschloß „Bangba In“, dessen originelle Baulichkeiten unter

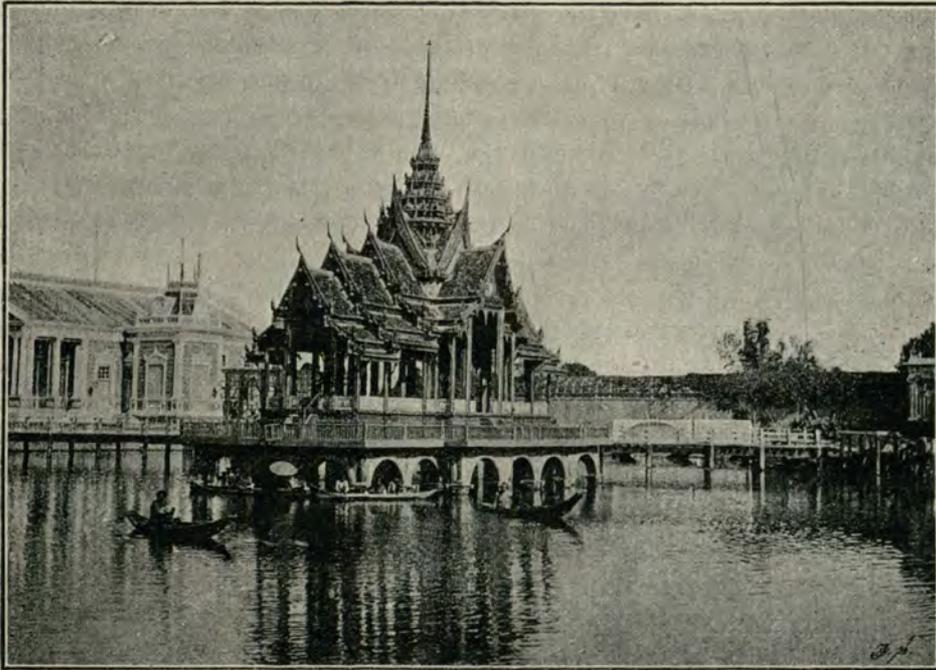


Ayuthia. Gasse in der schwimmenden Stadt.

hohen Bäumen hervorragend und mit einem alterthümlichen Leuchtthurme an der Einfahrt sich recht malerisch ausnehmen. Von hier aus nach Ayuthia sind nur mehr 10 Meilen, welche wir mit einem kleinen Dampfboote zurücklegten, um dort gleich nach Belieben landen zu können. Ein reicher Baumwuchs an den Flussufern, sowie Hütten oder alte Bauten, welche hinter den Bäumen malerisch hervorlugen, boten uns auf dieser Strecke die langgewünschte Abwechslung, zu welcher der hie und da niedergehende Gussregen das Seinige beitrug.

Nach und nach mehrten sich die schwimmenden Häuser, welche gleich anregende Scenen wie in der Wasserstadt Bangkoks bieten. Mit einem großen Tempel, der, nach den zahlreichen Placaten in chinesischer Sprache zu urtheilen, sich einer besonderen

Gunst der Bopsträger erfreut, übrigens auch wieder einen 20 bis 25 Meter hohen und Tausende kleiner Buddhas aufweist, begannen wir die Besichtigungen. Hierauf gieng es zum Hause des Gouverneurs, in dessen Nähe sich die Ruinen eines königlichen Sommerpalais befinden. Von der noch ziemlich gut erhaltenen Sternwarte, welche dazu gehörte, konnten wir einen kleinen Ausblick über die meilenweite Fläche gewinnen, auf welcher einst das „irdische Paradies“ Siams gestanden. Mit Schlingpflanzen bedeckte Tempelruinen und Pratschedis, welche hie und da aus dichtem Gestrüpp und Baumwerk hervorragten, sind die einzigen Spuren der früheren Herr-



Bangba Zu. Pavillon im königlichen Lustschloß.

lichkeit. Nach diesem ernststimmenden Bilde der Vergänglichkeit war die Weiterfahrt im Bootsgewimmel des beide Flußarme verbindenden Canales doppelt anregend. Dieser verengt sich oft derart, daß man bei der Durchfahrt die Veranden der schwimmenden Häuser zu streifen fürchtet. Laden reiht sich an Laden; da sieht man eine Auslage irdener Gefäße, allerlei bunter Zeug, glänzender Messingwaren und der berühmten Federfächer von Ayuthia; dort wieder sind Eiswaren, Früchte und Gemüse aufgestapelt; die Pioniere der Civilisation — Blechlisten mit Petroleum und Lampen dazu — finden wir hier ebenfalls schon reichlich vertreten. Dabei überall ein Feilschen und Handeln der in den Booten befindlichen Käufer; hie und da auch ein kleiner Zusammenstoß mit viel Geschwätz, aber gütlicher Austragung. In den Häusern,

welche keine Läden haben, spielt sich das häusliche Leben auf den Veranden ab. Der Familienvater, auf einer Matte hingestreckt, gibt sich dem Betelkauen und der stillen Betrachtung hin, während seine bessere Hälfte den Reis kocht und die Jugend sich im Wasser und Schlamm herumtummelt. Mitunter hört man auch die nationale Gitarre und das wohlklingende Kanat ertönen, oder die monotone Stimme eines Priesters, der andächtigen Zuhörern Vorlesungen aus der heiligen Geschichte hält. Ab und zu landen wir. Durch Gestrüpp und zwischen hohen Bäumen gelangen wir zu den Ruinen der Wat Mongol Vorbit. Dieser Tempel ist bis auf die Pfeiler eingestürzt, und die offenbar einstens sehr zierlichen Pratschedis sind bis oben mit Schmarogerpflanzen bedeckt. Aber zwischen all diesen Ruinen und Trümmern ragt noch intact ein mit dickem Messingblech überzogener, sitzender Buddha von vielleicht 20 Meter Höhe empor, dessen ruhige nachdenkliche Physiognomie angesichts der verwilderten Umgebung einen eigenthümlich achtunggebietenden Eindruck macht. Ein anderesmal statten wir der Wat Budai Sawan einen Besuch ab; es ist dies ein noch ziemlich gut erhaltenes Kloster mit höchst originellen Pratschedis und Steinfiguren, deren Hauptpratschedi unverkennbar den südindischen Stil bekundet. Diese Wat stand in ebensogroßem Gegensatz zu der in der Nähe befindlichen, mit zwei schmucklosen Glockenthürmchen versehenen, blank geweißten Missionskirche des heil. Josef, als die glattgeschorenen, gelbcestümierten, beschaulichen Pras hier, zu den schwarzgekleideten thatkräftigen Missionären mit weißen Tropenhüten dort. Zu einem Besuche des am Festlande befindlichen Stadttheiles gebrach es an Zeit; was übrigens davon über den schwimmenden Häusern sichtbar war, ließ auch nichts besonders Interessantes erwarten. Der große königliche Elefantestall, wo sich gewöhnlich die Kriegselefanten befinden und welcher einen Besuch verdient hätte, war gerade leer. Deshalb wendeten wir uns wieder südwärts der Nacht zu.

Die Fahrt war herrlich. Der Regen hatte die Luft abgekühlt, freundlich blinkten nach der rasch eingetretenen Dunkelheit die Sterne am klaren Himmel, sich tausendfach in der glatten Wasserfläche des Flusses spiegelnd, während die hohen Bäume am Ufer tiefe Schatten auf dieselbe warfen. Nur hie und da ein Licht, welches eine menschliche Behausung verrieth, sonst kein Zeichen von Leben, bis auf das unbeschreibbare Gesumme und Gezirpe im Walde, und hie und da das Plätschern eines aufgeschreckten Alligators.

Am nächsten Morgen besuchten wir das königliche Lustschloß von Bangba In. In einem schönen, von Teichen und Canälen durchschnittenen Parke gewahren wir Pavillons in verschiedenen Stilarten. Vorerst eine Villa in europäischem Stile mit ausgedehnten Säulengängen, elegant europäisch eingerichtet; hier befinden sich die Empfangsalons und die Wohnräumlichkeiten des Königs. Weiters ein reich ausgeschmückter chinesischer Pavillon, eine Nachbildung des im Jahre 1860 zerstörten Sommerpalais des Kaisers von China; dann wieder ein thurmartiges Gebäude mit schönen Gallerien, von wo man einen herrlichen Anblick genießt; endlich Kioske in

allen Formen. Reizend ist ein Pavillon in hinterindischem Stile auf einer Insel des großen Teiches. Mehr als anderswo erinnert hier das abgestufte hohe Giebeldach mit centraler Spitze an die Holzbauten des skandinavischen Nordens. Überall Grün, überall Wasser, in welchem sich die Bäume und die fremdartigen Gebäude spiegeln. Kühn geschwungene Brücken führen über die Canäle, wo reich ausgeschmückte Pavillons, nach Art der schwimmenden Häuser, dem hohen Besitzer bei den häufig stattfindenden Wasserfesten zum Aufenthalt dienen. Ein schönes Monument ist hier dem Andenken der verstorbenen Frau des Königs geweiht. Dieses, wie auch die Photographien der königlichen Frauen und Kinder, welche sich in allen vom Könige bewohnten Räumlichkeiten, auch auf den Yachten, vorfinden, zeugen von der Liebe desselben für seine Familie. Auf der anderen Seite des großen Canales, gegenüber dem königlichen Schlosse, befindet sich, seltsam von der tropischen Umgebung und den orientalischen Bauten abstechend, der ganz im gothischen Stile gehaltene königliche Tempel. Auch wenn man das wegen der Glasmalereien der Fenster halbdunkle Innere betritt, wähnt man sich in einer katholischen Kirche. Altar, Kanzel, Bänke ganz wie in einer solchen; würde nicht die Ampel vor dem Altar einen auf dem letzteren thronenden Buddha beleuchten, so könnte man seines Irrthumes nicht so bald gewahr werden. Dieses Abweichen vom altherkömmlichen Tempelstil hatte selbstverständlich unter den Pras kein geringes Kopfschütteln hervorgerufen. Dasselbe blieb aber ebenso unbeachtet als die Vorstellungen, welche sie seinerzeit gegen die Entsendung von Siamesen ins Ausland machten.

Mit den europäischen Residenten Bangkoks, unter welchen sich außer dem Herrn Müller noch mehrere Österreicher befinden, die eine angesehenere Stellung einnehmen, hatten wir wenig Gelegenheit zusammen zu kommen. Doch hörten wir, daß sie sich in Bangkok ganz wohl fühlen. Das Klima ist für die Tropen als ein recht gesundes zu bezeichnen, und Handel und Verkehr nehmen mit jedem Tage an Wichtigkeit zu.<sup>1)</sup> Mit Hongkong, Singapore, ferner auch mit Java besteht ein sehr reger Ver-



König Chulalongkorn mit seinen Söhnen.

<sup>1)</sup> Der Export, hauptsächlich Reis, Teakholz, Elfenbein, Salz, Betelkalk etc., betrug 1888 circa 16 Millionen Dollars, davon Reis allein 11 Millionen. Der Import, hauptsächlich Baumwollzeug und Opium, circa 10 Millionen Dollars. Im ganzen liefen 1887 430 Schiffe, vorwiegend Dampfer,

lehr; hierbei spielen besonders bezüglich Singapur, welches die Einfuhr vermittelt, die Deutschen die Hauptrolle. Auch die Missionäre, von denen alle Schattierungen in Bangkok vertreten sind, erfreuen sich einer wohlwollenden Rücksicht seitens der siamesischen Regierung. Nichtsdestoweniger verzeichnen sie wenige Erfolge. Nur die katholischen Missionäre machen Bekehrungen, und die Anzahl der Katholiken hat sich schon auf 30.000 vermehrt. Monseigneur Bey, der apostolische Vicar, welcher schon 20 Jahre im Lande weilt, ist voll des Lobes über die Gutmütigkeit und das schöne Familienleben der Siamesen, klagt jedoch über den großen Aberglauben, in dem sie befangen sind, und über die Schwierigkeit im allgemeinen, welche der Bekehrung von Buddhisten zum Christenthume entgegenstehen. Doch anerkennt er, daß er selbst seitens der buddhistischen Priester keinerlei Feindseligkeiten zu erleiden hat. Nicht wenig tragen zur Achtung, welche die katholischen Missionäre unter den Eingeborenen genießen, ihre gründlichen Sprachkenntnisse bei. Sie beherrschen nicht nur das landläufige Siamesisch und dessen Dialecte, sondern verstehen auch die geheiligte Palisprache des Buddhacultus. Ja bezüglich der letzteren und der siamesischen Geschichte finden sich unter den Missionären gründliche Kenner, denen in der Missionsbibliothek wichtige Quellenwerke zur Verfügung stehen, so daß nicht selten Siamesen in dieser Richtung bei ihnen Auskunft suchen.

Übrigens schildern die Missionäre die siamesische Sprache, welche zwar an Klang und Bildung der chinesischen ähnlich, doch wohlklingender als diese ist und eine phonetische Schreibweise besitzt, als nicht zu schwer. Doch bereitet die verschiedene Ausdrucksweise gegenüber Höheren, Untergebenen und Gleichgestellten der gründlichen Erlernung der Sprache immerhin einige Schwierigkeiten. Die siamesische Literatur, welche sich meist auf mythische Legenden und wenige Erzählungen und Volkslieder beschränkt, zeigt im allgemeinen eine gesunde Moral und manch schöne poetische Auffassung. Ich glaube als ein kleines Muster der letzteren eine freie Übersetzung des Liedes über die Verdienste einer Mutter beifügen zu sollen, welche ich einem Missionär verdanke.

„Die Verdienste der Mutter, wer kann sie entsprechend schildern? Wer sie entsprechend würdigen? Die Erde kann nichts hervorbringen, das sie aufwiegt. Der Feuerfliege Licht ist ein lieblich Ding, doch sie sind hell wie Mittagssonnenstrahlen. Groß ist der Luftkreis des weiten Himmelsgewölbes, doch ist er enge und klein, das Meer, der Strom, der Wasserfall, der heilige Berg Meru mit seinem in die Wolken reichenden Gipfel sind unbedeutend und gering, wenn mit der Mutter Verdienste verglichen. Ja, der Mutter Verdienste, hoch und wahr, verdunkeln, übertreffen und wiegen auf, die Erde mit allem was kostbar, das Firmament, das Meer mit allem darauf.“

---

mit ungefähr 330.000 Tonnengehalt ein und ebenso viele aus. Die Staatseinnahmen betragen ungefähr 10 Millionen Dollars, doch da sich die meisten Ministerien aus den eigenen Einnahmen erhalten müssen, repräsentiert diese Summe eigentlich bloß die Einnahme des königlichen Hauses.

Pra Narai.

Altes siamesisches Volkslied.

Andante.

The musical score is written for piano and consists of five systems of music. Each system has a treble and bass clef staff. The key signature has one flat (F major or D minor), and the time signature is common time (C). The tempo is marked 'Andante'. The first system begins with a forte (*f*) dynamic in the bass and a piano (*p*) dynamic in the treble. The second system starts with a forte (*f*) dynamic in the bass. The fifth system features a trill (*tr*) marking above a note in the treble staff. The piece concludes with a double bar line and repeat dots.



Den Schluß unseres Aufenthaltes in Bangkok bildete ein Hofgaladiner. Unter den gleichen Ehrenbezeugungen wie bei der Audienz, die aber in der Abendbeleuchtung einen noch fremdartigeren, feierlichen Eindruck machten, wurde Sr. k. u. k. Hoheit empfangen. Als bald nahm man in dem schönen Speisesaale an der nach europäischer Weise ungewöhnlich reich gezierten Tafel Platz. Mit Ausnahme der prunkvollen Tafelaufsätze, für deren Zieraten der Elefant in verschiedenster Weise als Motiv diente, ferner der in siamesischer Sprache gedruckten Speisekarten und einiger Würdenträger, welche den altherkömmlichen Goldbrocatrock trugen, während der König und die Prinzen in Uniform erschienen waren, hatte alles europäisches Gepräge. Doch wechselte mit der ausgezeichneten Hofcapelle, welche moderne Opernstücke vortrug, ein nationales siamesisches Orchester ab, das seltsamerweise durch diese Zusammenstellung nicht in dem Maße verlor, als man glauben sollte. Nach dem Diner wurden Kaffee und Cigarren in den inneren Salons serviert, und beim Betreten der letzteren dem siamesischen Brauche durch Befrängung Sr. k. u. k. Hoheit und seiner unmittelbaren Begleiter Rechnung getragen. Der Ausdruck „Salon“ ist hier übrigens nicht ganz zutreffend. Eigentlich wären diese Räumlichkeiten besser Schatzkammer zu nennen. Ringsum und zum Theile auch in der Mitte der Säle befinden sich Glaschränke mit allerlei die Augen blendenden Herrlichkeiten. Im kleinen Salon, wo nun auch Ihre Majestät die Königin und der Kronprinz erschienen, befand sich Brillantschmuck aufgethürmt, dem gegenüber die Reichtümer, welche wir bei P'ya Barawongse gesehen und die uns so geblendet hatten, wohl verschwindend zu nennen sind. Weiters sahen wir im großen Saale eine Sammlung von Theeservicen, für welche sich insbesondere der König interessiert und die wohl ihresgleichen nicht hat. Da war das seltenste chinesische und japanische Porzellan vertreten, und ängstlich betrachtete man diese oder jene angebrochene Schale oder Kanne, deren Wert auf 1000 Dollars angegeben wurde. Die siamesischen Theeservice bestehen aus einer kreisrunden Platte mit geflochtenem hohen Rande, meist aus Silber oder Gold, auf welche sechs Schalen und zwei Kannen gestellt werden. Im dritten Saale sahen wir eine Menge mit Edelsteinen gezierte Kronen, von denen jede für sich ein Vermögen ausmacht; ferner geschmackvolle, auffaßartige Betelservice aus Goldblech, wie sie jeder siamesische Edelmann hohen Ranges, sozusagen als Investitur bei seinem ersten officiellen Erscheinen bei Hofe erhält; endlich Waffen, Münzen und ungefaßte Edelsteine, darunter einen Diamant von Taubeneigröße, und herrliche Rubine.

Nach einer äußerst herzlichen Verabschiedung der Majestäten und der Prinzen von Sr. k. u. k. Hoheit, bei welcher wir mit Stolz gewahrten, daß der junge kaiserliche Prinz auch hier den vortheilhaftesten Eindruck zurückließ, verließen wir mit reichen Andenken beschenkt das Palais. Unser überaus interessanter Aufenthalt am gastfreundlichen Hofe von Siam hatte damit seinen Abschluß gefunden.

## Capitel XXVIII.

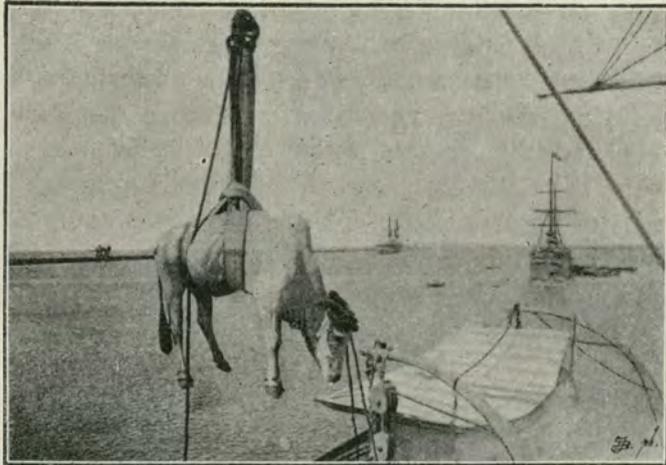
### Rückfahrt.

Statt des blauen, lachenden Himmels des Nordostpassates, welcher der Theorie nach Ende November in dem Chinasee wehen soll, fanden wir nach dem Verlassen des Golfes von Siam trübes Wetter und conträre Winde. Somit gab es statt der erwarteten glatten Segelfahrt zu wiederholtenmalen der Wind- und Regenböen wegen die Commandos: „Vramsegel fest!“ und „Luken zudecken!“ dann einiges Lavieren mit Stagen und Halsen, und schließlich arbeitete der stets günstige, getreue Schraubenpropeller recht fleißig, um uns nach Singapore zu bringen, wo wir am 5. December glücklich anlangten.

Diese Einkehrstation auf der großen europäisch-ostasiatischen Heerstraße fanden wir ganz wie wir sie vor acht Monaten verlassen hatten. Unter dem Aequator gibt es keine Jahreszeiten. Die Sonne brannte gleich sengend wie seinerzeit, und auch die tropischen Regengüsse erwiesen die gleiche, aller Abwehr spottende Macht, wie beim ersten Aufenthalte. Um das Schiff herum, während der Ruhestunden der Mannschaft, wieder der schwimmende Bazar der „Curios“, vom Muschelboote, dessen ganzer Inhalt um einen Dollar zu haben ist, bis zum „numble one culio“ (Curiosität ersten Ranges) aus China, Japan oder Indien; am Lande das gleiche geschäftige Gewühl von Chinesen, Malaien und Indiern, und allerlei Fuhrwerk mit Personen und Waren beladen. Wiedersehen alter Bekannter, belebter Wesen und unbelebter Sehenswürdigkeiten, doch alles nur mehr mit halbem Interesse. Es gieng ja nach der Heimat; dieser Gedanke erfüllte alle und trat stets in den Vordergrund, ob man nun den schönen, zahmen Tapir in dem herrlichen Park des prunkvollen Gouverneurpalais, die prachtvollen Scenerien des botanischen Gartens, oder die eigenthümlichen Pfahlbauten des Malaiendorfes bewunderte. Selbst ein hübscher Ausflug nach Selitar-Bungalow, einem jener

reizenden Landhäuser im Innern der Insel, welche die vorsorgliche Colonialregierung gebaut hat, damit ihre Beamten bei den Inspectionsreisen bequeme Unterkunft finden, oder zur Erholung einen Landaufenthalt nehmen können, konnte uns nur zeitweilig fesseln, obwohl Herr Consul Brandt und seine junge Gemahlin sich an Liebenswürdigkeit überboten. Rascher als vermuthet war die Verproviantierung zu Ende geführt. In der Nacht noch wurde das letzte Stück Schlachtvieh eingeschifft. Frohen Herzens sah alles am Bord die dichten Rauchwolken aus der „großen Tabakspfeife“<sup>1)</sup> qualmen, als am 11. des Morgens wieder der Anker gelichtet wurde. Eine kleine Unannehmlichkeit zog allerdings die früher als erwartet stattfindende Abreise nach sich. Die faumseligen Wäscher brachten erst im letzten Augenblicke, im bunten Durcheinander und theilweise noch nass, die Wäsche an Bord. Was dies aber bei vierzig verschiedenen Eigenthümern, dann bei den verschiedensten Größen und Gattungen, von denen der im

Auslande nachgeschaffte Theil noch ungemerkt ist, bedeuten will, kann man sich lebhaft vorstellen. Dies mag den gestrengen Hausfrauen zur Erklärung dienen, wie es kommt, daß eine bei Beginn einer längeren Campagne ganz tadellose Ausstattung sich am Schlusse derselben oft in eine greuliche Musterammlung der unpassendsten Lappen



Einschiffen des Schlachtviehes.

verwandelt hat, vom unglücklichen unvollständigen Duzend gar nicht zu reden. Und doch konnte man den guten Leuten die besten Absichten zu Sonderung der ihnen anvertrauten Linnen nicht abprechen. Trug doch später mancher auf der Brust des Hemdes, auf dem Rücken der Jacke, oder auf dem Battistfacktuche in unauslöschlicher Weise ein großes Kreuz oder sonst ein lapidares Merkzeichen, das einer Verwechselung mit fremder Wäsche vorbeugen sollte.

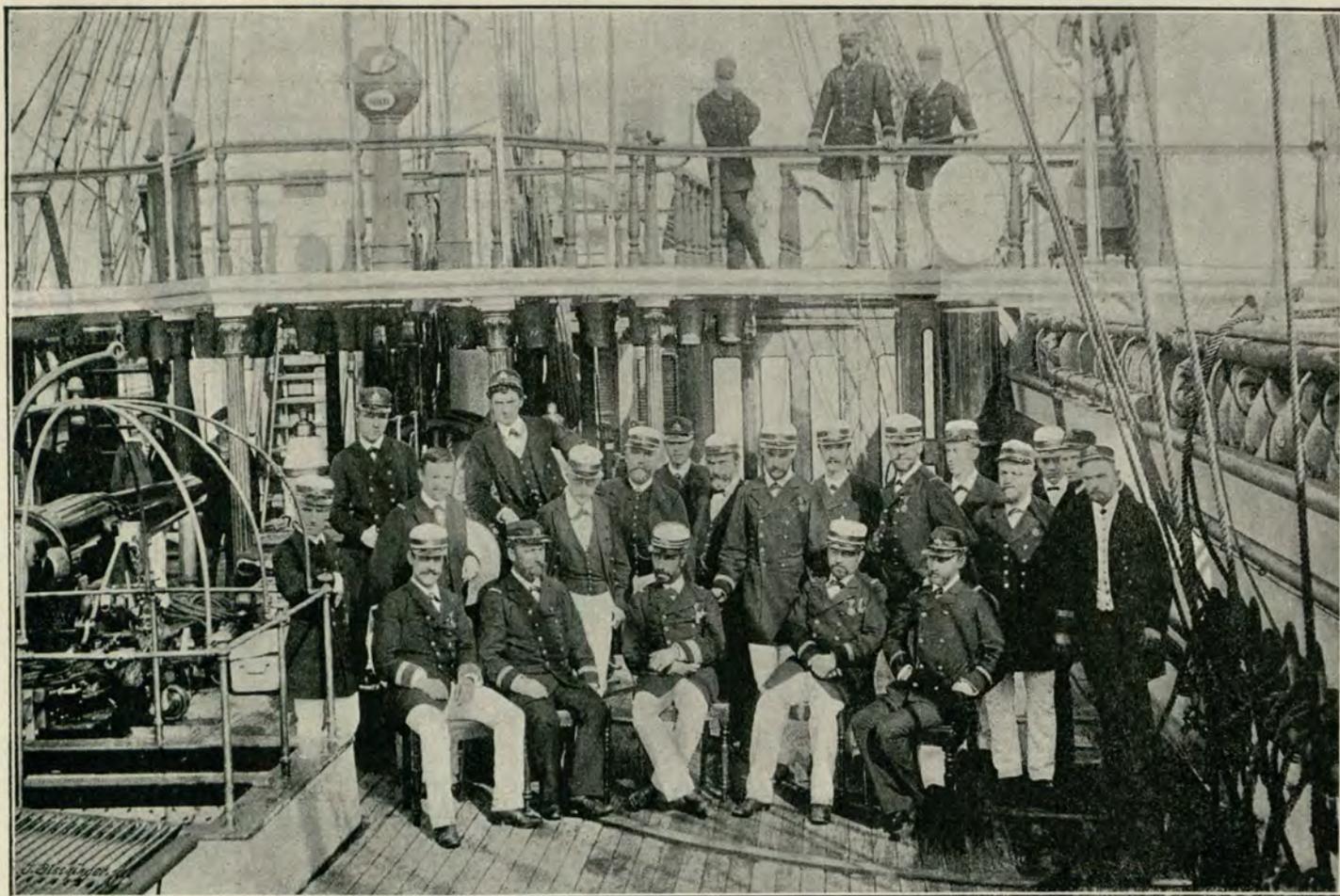
Mit Behagen sahen wir den schönen Leuchtturm auf Raffles-Insel verschwinden; von nun an geht es nur mehr nordwärts, war der allgemeine Gedanke, und mit jedem erreichten Breitengrade wähnte man sich schon der Schwitzcur des Tropenaufenthaltes entrückt. In der That hatte es mit derselben bald sein Ende. Diesmal

<sup>1)</sup> So nennen die Matrosen scherzhaft den Schlot.

war der Monsun auf seinem Platze, und bei herrlichem blauen Himmel und angenehmer Temperatur, unter allen Segeln und Leesegeeln, durchquerte die „Fasana“, oft mit 7 bis 8 Meilen Geschwindigkeit, die Bucht von Bengalen. In der Nähe von Ceylon, dessen hohe Berge gleich jenen der Coromandellüste die über See angesammelten Wasserdünste des Monsuns zum Niederschlag bringen, war es jedoch mit der Herrlichkeit zu Ende. Es fiel ein dichter Regen, was, verbunden mit hohem Seegange, die Existenz an Bord eines Glatdeckschiffes stets minder gemüthlich macht. Unter solchen Umständen war es nicht möglich, am Christabend den ganzen Stab zu einer gemeinschaftlichen Feier zu vereinen, und das herkömmliche Festessen mußte bis zum nächsten Hafen verschoben werden. Doch ganz sang- und klanglos gieng dieser Abend, an den sich die schönsten Jugenderinnerungen knüpfen, und an welchem selbst den im Lebenskampfe gehärteten Mann eine weihungsvolle Stimmung und eine erhöhte Sehnsucht nach der Heimat und den Angehörigen überkommt, doch nicht vorbei. In der Officiersmesse versammelten sich die wachfreien Mitglieder um eine dampfende Bowle, die bei der Feuchtigkeit und der ungewohnt niedrigen Temperatur gar verlockend war. Allerdings mußte man wegen der heftigen Schwankungen des Schiffes ein Überfließen derselben befürchten, auch war der Gleichgewichtszustand der gefüllten Gläser ein höchst bedenklicher; doch dagegen gab es ja ein probates Mittel! Und wenn auch dieser oder jener Stuhl angebunden werden mußte, um seinen Besitzer vor unfreiwilligen Wanderungen durch die Messe zu bewahren, und das Knarren des Gebälkes und der Holzwände, bei aller Abhärtung unserer Ohren durch chinesische und japanische Musik, nicht als ein Weihnachtschoral genommen werden konnte, herrschte doch eine gemüthliche Stimmung. Die Bande der Sympathie und Kameradschaft, welche sämmtliche Anwesende umschlangen, knüpften sich nur noch fester in dem Gedanken an die gemeinschaftliche Heimat, der alle in gleicher Weise erfüllte. In der einsamen Cabine gab es wohl dann noch für manchen eine stille Nachfeier. Mit der Photographie und den letzten Briefen der „Seinen“, vielleicht auch der „bald Seinen“, vor Augen, richteten sich die Gedanken nach dem fernen Norden, wo zu gleicher Zeit unter schneebedeckten Dächern die Kerzen des Weihnachtsbaumes blinkten.

In Lee von Ceylon heiterte das Wetter auf. Während der Nacht wurde auf der Außenreede von Point de Galle geankert, und am Morgen des 27. December vertäute sich die „Fasana“ bei hellem Sonnenscheine im Hafen von Galle.

Neues bot uns die uns umgebende üppige Tropenvegetation, wo die Cocospalme vorherrscht, nicht mehr, allein reizend bleibt sie immer. Besonders das Städtchen Galle präsentiert sich vom Hafen aus sehr malerisch. Der alterthümliche Leuchtturm auf der scharfzantigen dunklen Felsen Spitze, an welcher die Ozeanwellen brandend in weißer Gischt zerstäuben, die altväterischen, hochdachigen holländischen Häuser, welche über die mit dichtbelaubten Bäumen besetzten, moosigen Bastionen herausragen, die blendend weiße, katholische Missionskirche, die sich grell von dem sie umgebenden dunklen Grün abhebt, endlich die Häuser des Singalesenviertels, welche sich in den



Der Stab Sr. Maj. Schiffes „Tasana“.



Cocosnüssen verlieren, bilden, jedes für sich genommen, einen prachtvollen Vorwurf für einen Landschaftsmaler.

In der Stadt, deren von den Portugiesen angelegte Festungswerke in staunenswerther Weise dem Zahne der Zeit getrotzt, ist es für gewöhnlich wohl recht todt und öde. Seitdem die Postdampfer nicht mehr in Galle anlegen, sondern im sicheren Hafen von Colombo Station machen, hat ersteres seine frühere rege Handelsthätigkeit eingebüßt. Doch sind die schlechtesten Zeiten vorüber. Das Ausblühen der umliegenden Plantagendistricte sichert Galle einen nicht unbedeutenden Ausfuhrhandel, auch sind noch viele Warendampfer ihrer alten Kohlenstation treu geblieben. In den ausschließlich von Singalesen bewohnten Vorstädten geht es stets recht lebhaft zu. Nach dem eintönigen Weiß oder Grau, welches in den Volkstrachten Ostasiens vorherrscht, gewährte das farbenreiche Bild einer singalesischen Volksmenge, in welchem ein schönes Purpurroth vorwiegt, erhöhten Reiz. Es war gerade die Wettrennwoche, während welcher von der ganzen Umgebung alles zur Stadt eilt, um an den Wettrennen und den damit verbundenen Lustbarkeiten theilzunehmen, und eine gesteigerte Bewegung herrschte in Galle. Der Wettrennplatz, der auf der flachen Landzunge liegt, welche die Stadt mit dem Festlande verbindet, war jeden Nachmittags mit einer unabsehbaren Menschenmenge bedeckt, welche den Vorübungen zu den verschiedenen Wettkämpfen beiwohnte. Am Entscheidungstage war geradezu die ganze Bevölkerung auf den Beinen. Die Schreibstuben und Verkaufsläden wurden frühzeitig geschlossen, damit alles an dem Volksfeste theilnehmen könne. In dem gedeckten Zuscherraume hatten sich die Honoratioren, sowie die englischen Damen und die reichen Burgherfamilien eingefunden. Unter Burgher versteht man die halbbürtigen Galles, meist holländischer Abstammung. Obwohl viele derselben sehr vermögend sind und auch an Bildung den Engländern nicht nachstehen, werden sie von diesen doch wegwerfend behandelt, was sie ihrerseits mit gleicher Geringschätzung erwidern.

Die sehr martialisch uniformierte, aber weniger harmonische Freiwilligenmusik ließ einen lustigen Marsch zum Zeichen des Beginnes ertönen. Der Pferdesport war allerdings etwas kläglich. Es bereitete einige Schwierigkeit, die vier wettlaufenden Gänse zu einem richtigen Start zu bringen. Wiederholt gerieth die neugierige Zuschauerschaft in drohende Gefahr, bevor der Starter das Zeichen geben konnte. Endlich war das Feuer der edlen Thiere in die richtige Bahn gelenkt und dahin sausten sie, soweit es sich um die sportmäßige bunte Kleidung ihrer Jockeys handelte, jedenfalls auf gleicher Höhe mit irgend einem Derbygewinner stehend. Lange währte die Herrlichkeit allerdings nicht, und der Kampfrichter hatte ein leichtes Spiel. Kurz nach dem Start wurde der eine Reiter abgeworfen, das zweite Pferd bricht aus der Bahn, so daß das Publicum in der Nähe wild auseinander stiebt, das dritte stürzt, und endlich kommt das vierte, dessen frommes Temperament ihm ursprünglich den letzten Platz verschaffte, im gemächlichen Tempo als Sieger zum Ziele. Das Wettfahren der zweiräderigen Ochsenkarren, von welchen auch nur vier starteten, war

schon spannender. Einer der Karren fiel wohl bald um, aber die übrigen drei hielten bis zum Ziele guten Schritt und kamen kaum eine Wagenlänge voneinander entfernt an. Die braunen, schlanken Singalesen, auf ihrem blumengeschmückten Fuhrwerk stehend und das gleichfalls mit Blumen gezierte Thier anspornend, boten einen sehr interessanten Anblick, der an die Wettfahrten des Alterthumes mahnte. Auch nahm das eingeborene Publicum an diesem Wettkampfe den lebhaftesten Antheil und ließ es nicht an ermunternden Zurufen und Beifallsbezeugungen für seine Kämpen fehlen. Recht anregend waren die gymnastischen Wettkämpfe. Es wurde Wettlaufen, sowie Hoch- und Weitspringen, frei und mit Streben, vorgenommen. Hier verschwand, wie überhaupt beim Sport, jeder Rassen- und Standesunterschied. Der englische Gentleman, der Burgher und der Singalese befanden sich da auf dem Fuße freundlicher Kameradschaft. Jeder, der wollte, konnte an den Wettkämpfen theilnehmen; zum Schlusse gesellten sich auch einige Matrosen aus der Zuseherenschaft dazu. Es gab da ganz schöne Leistungen, und besonders zeigte sich die natürliche Gelenkigkeit der Singalesen, von denen einer bei mehreren Gelegenheiten als Sieger hervorgieng. Ganz originell war die Umbrella Cheroot and Saddle Race,<sup>1)</sup> bei welcher man erst nach dem Starten die Ponies satteln, die Cigarre anzünden, den Regenschirm aufspannen und nach dem Aufsitzen in diesem Zustande erhalten mußte. Auch der Wettlauf zwischen einem kleinen Esel, einer Ziege, einem Kaninchen und einem Hahne, welche von jungen englischen Mädchen an einer Schnur vor sich hergetrieben wurden, war uns etwas ganz Neues und der Sieg des Hahnes ein ganz unerwarteter. Nach unseren Begriffen muß man ein derartiges Theilnehmen ganz junger Mädchen an öffentlichen Vergnügungen als etwas weitgehend betrachten. Doch kann man es anderseits nur sehr löblich finden, daß die Handvoll Engländer Galles, ähnlich wie ihre Landsleute in den meisten Städten Indiens, es verstanden hat, nicht nur Lust und Liebe zu den in den Tropen besonders gesundheitsförderlichen Leibesübungen unter sich zu erhalten, sondern auch das Interesse hiefür bei der sonst so trägen eingeborenen Bevölkerung zu wecken. Nachdem die Pflege des Scheibenschießens in den Übungen ebenfalls einbegriffen ist, sind die letzteren auch vom militärischen Standpunkte — die Colonien müssen zu ihrer Vertheidigung zum großen Theile auf Freiwillige rechnen — nicht ohne Wert.

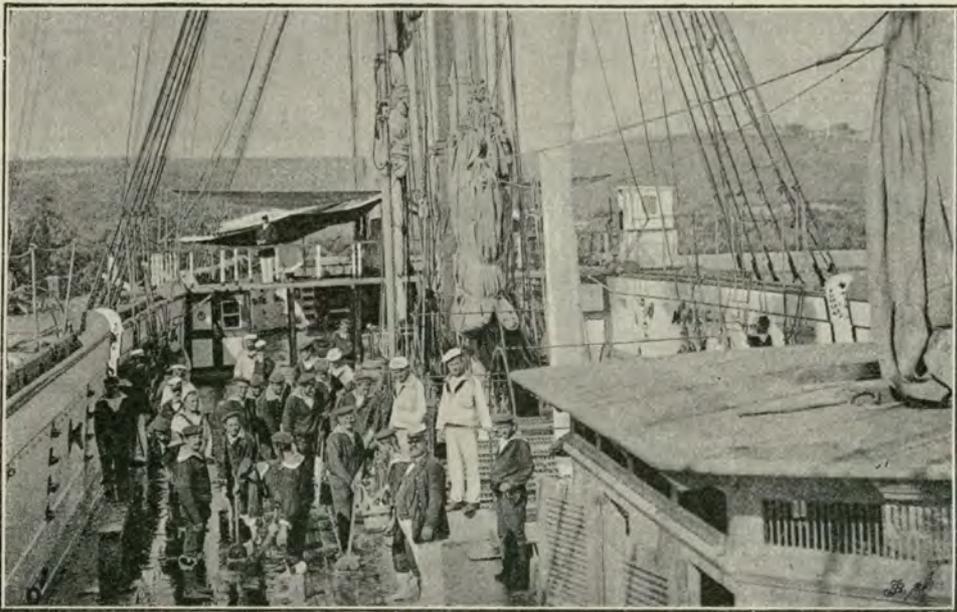
Mit unserem Aufenthalte in Galle gieng auch das Jahr zu Ende. Das neue Jahr ließ sich gut an. Beim Morgengrauen des 1. Jänner wurde uns das reichhaltige Postpaket zugestellt, an dessen rechtzeitigem Einlangen wir schon gezweifelt hatten, und gleich darauf sagte die „Tasana“, vom herrlichsten Wetter begleitet, dem gemüthlichen Galle und seinen gastfreundlichen Bewohnern Valet.

Die nun folgende Fahrt nach Alden war die angenehmste der ganzen Reise. Eine wohlthuend gleichmäßige Temperatur, welche zwischen 25° und 22° schwankte,

<sup>1)</sup> Regenschirm-, Cigarre- und Sattelwettlauf.

recht günstige Windverhältnisse und beständig blauer Himmel blieben uns bis zum Momente treu, wo der Anker vor den imposanten Felsengruppen Adens in den Grund rasselte.

In Aden weideten wir uns wieder mit Vergnügen an dem prachtvollen Bilde, welches die scharfkantigen, courtinenartig hintereinander sich aufthürmenden Felsmassen, besonders in der Abendbeleuchtung, bieten. Der schroffe Gegensatz des dunklen nackten Gesteines zu den lachenden, tropischen Fluren, die wir erst vor kurzem gesehen, erhöhte den Reiz. Die Somalis und Araber waren zwar ebenfalls alte Bekannte, doch bleibt



Aus dem Bordleben. „Alle Mann Deck waschen!“

deren buntes Treiben stets fesselnd. Auch imponierte uns von neuem und insbesondere im Vergleiche mit den laxen Buddhisten, der religiöse Eifer der Mohammedaner, der sich hier bei jeder Gelegenheit darthut. Wenn man gegen Sonnenuntergang den Strand entlang spazieren gieng und sah, wie sowohl auf dem Lande als auf allen Küstenfahrern alles ohne Unterschied, ob alt oder jung, hoch oder niedrig, in seiner Beschäftigung einhielt und, die Stirn in den Staub gedrückt, das Gebet sprach, überkam einen unwillkürlich ein Gefühl hoher Achtung von dieser Glaubensstreue, eine Ahnung von der ungeheueren Macht, welche die Befenner des Islams repräsentieren, wenn ihr religiöser Fanatismus wachgerufen wird.

Ein recht gemüthlicher Abend und ein Ausflug nach Scheik Osman am Festlande, wohin die Bewohner Adens von Zeit zu Zeit gehen, um nicht gänzlich zu

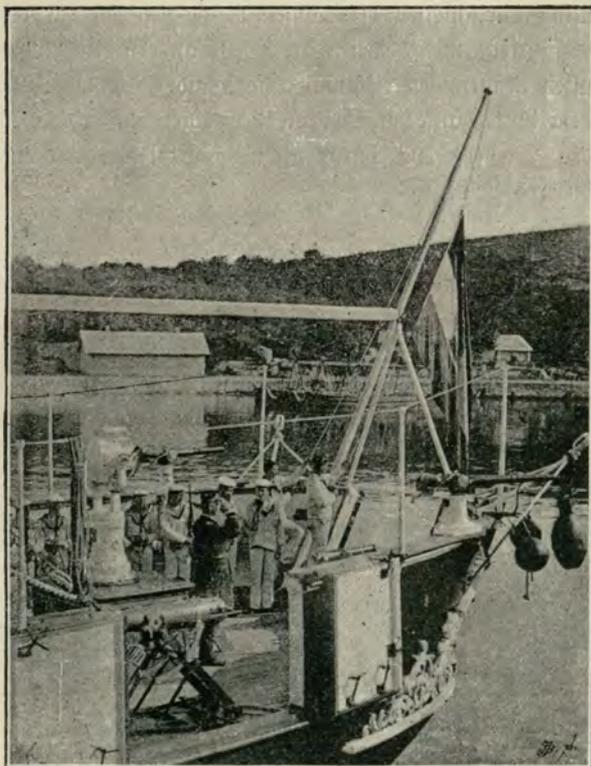
vergeffen, wie eigentlich Pflanzen aussehen, in Gesellschaft des in wahrhafter Herzlichkeit sich überbietenden Ehepaars Herr und Frau Consul Escher, dann ein kleiner Rückfall der Teppichkaufwuth angesichts der alten Bekannten aus dem Persischen Golf, die hier, obwohl nicht gerade durch die beste Ware, vertreten sind, und fort gieng es wieder. Den 21. Jänner des Nachmittags passierten wir das Thor der Thränen, Bab el Mandeb, für uns wohl mehr ein Punkt der Freude als der Trauer, und gelangten in das Rothe Meer. Hier alles wie es sein sollte; vorerst günstiger Wind und dann wieder conträre Nordbrise. Zum Glück fanden wir kein neu auftauchendes Korallenriff auf unserem Wege. Wir wußten dies umso mehr zu schätzen, als wir in Erfahrung brachten, daß mittlerweile ziemlich auf der Route, auf welcher wir vor 1½ Jahren heruntergefahren waren, ein Dampfer in sehr überzeugender Weise durch sein Anrennen und Sinken das Vorhandensein einer auf der Karte nicht verzeichneten Untiefe dargethan hatte. Mit dem Nordwind trat auch ein für uns höchst empfindlicher Temperaturumschlag ein. Nach fast zweijähriger Sommertemperatur und nach der Schwüle im südlichen Theile des Rothen Meeres, woselbst wir in den Cabinen noch 25° zählten, sank das Thermometer plötzlich auf 10°. Zu Ende war es mit dem Spritzbade, welches während der ganzen Seefahrt den angenehmsten Moment des Tages bildete, die weißen Uniformen verschwanden, und die lang vernachlässigte Tuchgarderobe kam wieder zu Ehren. Fröstelnd bewunderten wir die schönen Felsengebilde der Sinai-Halbinsel, und blickten nach den zahlreichen Wracks, welche die Ufer der Jubal-Straße garnieren. Am 30. Jänner des Nachmittags gieng die „Tasana“ in Suez vor Anker.

Nach einem langen Zeitraume setzten wir freudig den Fuß auf afrikanische Erde und sahen uns wieder in der Levante, wo wohl die meisten österreichisch-ungarischen Secofficiere einen großen Theil ihrer Jugend verbracht haben. Alles heimelte uns an; die ungestüm herandrängenden Eseltreiber, die ihren Grauthieren als seltsame Anpreisung die Namen hervorragender europäischer Staatsmänner beilegen, die Backschisch erbettelnden Jungen, das Gedränge und bunte Treiben in den gleich malerischen wie schmutzigen Gassen des Araberviertels, mit seinen stolzen Arabererscheinungen und vermummten Frauen. Auch den Abschäum aus allen Mittelmeerländern, zum Theile mit französischer Tünche, fanden wir in dem europäischen Viertel wieder. Fürwahr kein verlockendes Bild, aber ein altbekanntes, ein der Heimat nahes. Dazu brachte uns die Post Nachrichten, welche kaum sieben Tage alt waren, während die Briefe früher oft ebensoviele Wochen gebraucht hatten, um zu uns zu gelangen. Deshalb herrschte an Bord die gehobenste Stimmung, mit erhöhtem Eifer gieng jeder seinem Dienste nach, und noch nie drehte sich das Gangspill so lustig und kam der Anker so rasch herauf, als wie es hieß, Suez wieder zu verlassen. Mit der Passage des Canales, dessen Verbreiterung wir stark vorgeschritten fanden, sowie in Port-Saïd giengen einige für unsere Ungebuld langwährende Tage dahin, trotzdem daß Herr Consul Ritter v. Goracucchi auch

jetzt wieder alles aufbot, um uns den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen.

Wie bei so vielen Expeditionen, erwies sich auch bei uns die Rückfahrt durch das Mittelmeer als der anstrengendste Theil der Reise. Infolge beständig ungünstiger Witterungsverhältnisse gestaltete sich die Fahrt von Port-Saïd nach Pola zu einer Odysee. Kaum hatten wir mit günstigem Winde einen Ankerplatz verlassen, so stellte sich alsbald wieder stürmischer Gegenwind ein, welcher das Auffuchen eines neuen Zufluchthafens nöthig machte. Mar-marika, Milo, Navarin, Zante, Corfu und Gravoja bildeten die zahlreichen Stationen auf dieser Fahrt.

Mit Gravoja betraten wir den heimatlichen Boden. Hier gab es ein fröhliches Wiedersehen mit unserer im Hafen anwesenden Winter-Escadre, und der durchlauchtigste Herr Erzherzog Leopold wurde auch von Sr. Excellenz dem damals in Ragusa weilenden General Baron Teuffenbach begrüßt. Mit herzlicher Freude drückte der kaiserliche Prinz dem früheren Erzieher die Hand, der ihm mit seltener Aufopferung und Hingebung ein Leben rastloser geistiger Arbeit geweiht, ihn von der zartesten Jugend glücklich in das Mannesalter geleitet, und dessen Neigung für die See frühzeitig erkannt hatte.



Das Einholen der Flagge.

Am 2. März langte die „Fasana“ in Pola an. Se. k. u. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Großherzog und höchstdeffen Gemahlin schlossen hier den jehnsuchtsvoll erwarteten Herrn Erzherzog in die Arme. Mit Stolz und Freude betrachtete das hohe Paar den herangereiften, wettergebräunten Prinzen, der ihnen nach langer Abwesenheit in fernen Landen und nach so mancher überstandenen Gefahr gesund und kräftig wiedergegeben war. Gelegentlich einer Tafel, zu welcher der Schiffsstab der „Fasana“ befohlen wurde, geruhte Se. k. u. k. Hoheit höchsteine Freude über die glückliche Wiederkehr der „Fasana“ kundzugeben. Gleichzeitig kam aber auch zum

Ausdrucke, wie sich bei den Teilnehmern der Reise zu der alle Österreicher in gleichem Maße erfüllenden innigen Liebe zum angestammten Kaiserhause, auch eine tiefe Dankbarkeit gefellt, in dem Bewußtsein, daß die Anwesenheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs an Bord und die Munificenz Sr. k. u. k. Hoheit des Herrn Großherzogs die Einschiffung auf der „Fasana“ zu einer überaus ereignisvollen und genussreichen gestalteten.

Noch einmal, gelegentlich der Inspicierung, wird die allgemeine Aufmerksamkeit an Bord gefesselt. Dann aber rasch ein letzter Scheidegruß dem treuen Schiffe, das uns durch alle Fährlichkeiten der langen Reise glücklich zurückgeführt, ein letzter Händedruck den Gefährten, mit denen man durch anderthalb Jahre Freud und Leid getheilt. Nach allen Richtungen eilt man auseinander, an die neuen Dienstesposten, und womöglich dem Vaterhause zu oder an den eigenen Herd. Glücklich derjenige, dem die Freude des Wiedersehens durch nichts getrübt wird; manchen erwartet auch Trauer und bitteres Leid.





Bootsmann Delic Michael.	Maschinenmaat Kodal Rudolf.
Unterbootsmann, Geschützmeister, Mesznik Julius.	" Stieber Heinrich.
Unterfeuerermann Puhar Anton.	Quartiermeister Cerny Josef.
Arsenalsmeister Ranzatto Santo.	" Kohaut Anton.
Untermaschinenwärter Christoff Leonhard.	" Percic Franz.
" Schwind Karf.	" Velcic Anton.
Waffenmaat, Profofs, Dollen Franz.	" Hintringer Josef.
Bootsmannsmaat Marcié Nikolaus.	Steuerquartiermeister Franco Casinius.
" Semrad Karl.	" Miljan Peter.
" Thoni Matthias.	Maschinenquartiermeister Manner Leo.
Titular-Bootsmannsmaat Schmida Otto.	" Erschen Anton.
" Wagner Anton.	Waffenquartiermeister Albrecht Eduard.

Großherzogl. toscanischer Hausofficier und Kammerdiener Bartolomäus Cibic.

Verichtigung.

- S. 177, Zeile 10 von unten entfällt „Eshofedars“.  
 S. 177, „ 8 „ „ ist „Eshofedar“ nach „Hauswächter“ einzufügen.  
 S. 295, „ 7 „ „ ist statt „Trauerwagen“, „Trauergerüst“ zu lesen.

L.v.Jeu

Vene

40

TRIPPO

Wendekr

20

A

F

KOREA

Westlicher  
KOREA  
Östl

Quelpart

Goto I

C.Goto

Ino

10

